Contzen, Heinrich

Allgemeine Wirthschaftslehre oder...

Leipzig

1872

98-84494-1

MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

Contzen, ~~Karl Wilhelm~~, Heinrich, 1835- & Schramm-Macdonald, K.W.H. 1837-
Allgemeine wirthschaftslehre; oder, Nationalökonomie für den kaufmann.

See Next Card

Leipzig 1872. O. 12+340 p.
(Kaufmännische bibliothek; O. Spamer, ed.)

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11 :1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 12/9/98 INITIALS: LL

TRACKING #: 33520

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC

150 mm

100 mm

A5

A4

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

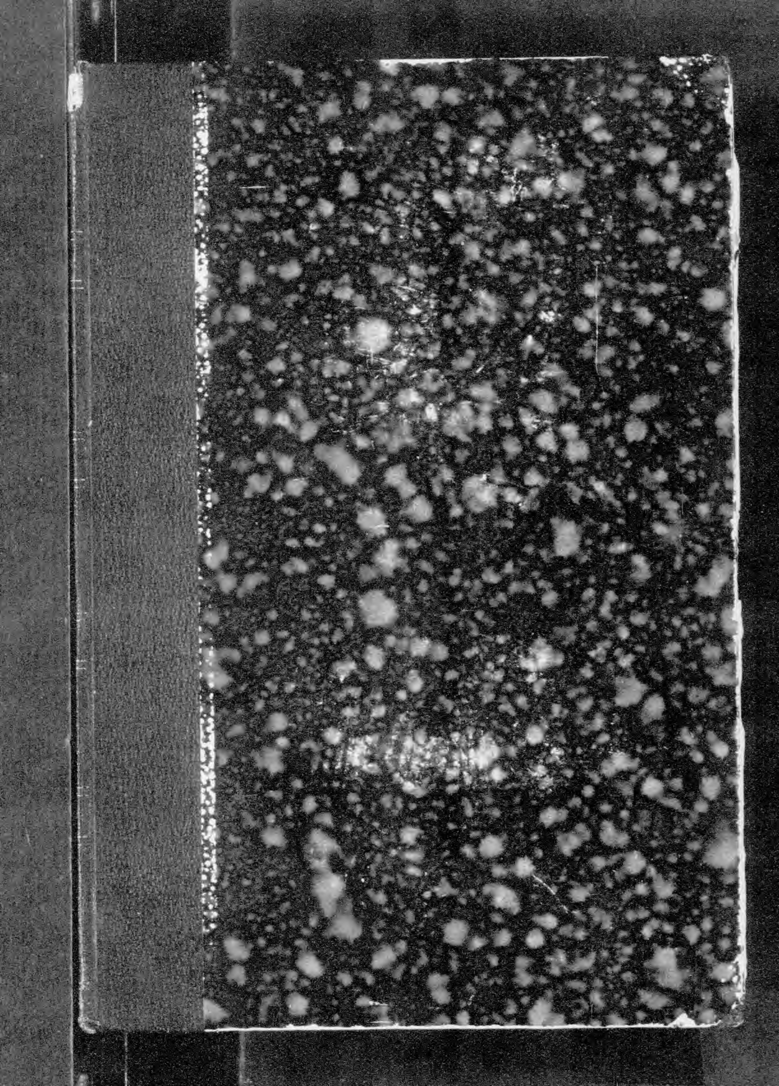
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

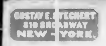
1.0 mm 1.5 mm 2.0 mm 2.5 mm

PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS



A & P International
612/854-0088 FAX 612/854-0482
8030 Old Cedar Ave. So., Ste. #215
Bloomington, MN 55425





Allgemeine Wirthschaftslehre

oder

Nationalökonomie.

Otto Spamer's

Kaufmännische Bibliothek.

Eine Sammlung

praktischer

Lehr- und Handbücher für den Handelsstand.

Nationalökonomie

für den Kaufmann,

für

Techniker, Land- und Forstwirthe, sowie für Gebildete aller Stände

von

Dr. Heinrich Contzen und Dr. Hugo Schramm.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.
1872.

Allgemeine Wirthschaftslehre

oder

Nationalökonomie

für den Kaufmann,

für

Techniker, Land- und Forstwirthe, sowie für Gebildete aller Stände.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Contzen,
Lehrer der Nationalökonomie an der Kgl. Rheinisch-Westphälischen polytechnischen Schule zu Aachen und Mitglied mehrerer Gesellschaften und Vereine,

und

Dr. Hugo Schramm.



Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.
1872.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Vorwort.

Es ist bekanntlich das Wahrzeichen, das Charakteristische unserer Zeit, daß die Wissenschaft dem Leben gehört in allen seinen Gestalten. Der staunenswerthe Aufschwung, welchen der Verkehr im Laufe unseres Jahrhunderts durch Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfschifffahrt und dergl. genommen hat, die politischen Kämpfe und sozialen Bewegungen der Gegenwart haben nicht nur der leicht beweglichen Gesellschaft, sondern auch der tiefen, ernsten, weniger wandelbaren Wissenschaft ihren Stempel aufgeprägt und allmählig, aber sicher, eine weitgreifende, tief in unsere Verhältnisse einschneidende Umwandlung herbeigeführt: immer mehr sehen wir die Kluft schwinden, welche das Wissen von dem Leben, die Theorie von der Praxis trennt, immer mehr durchweht der frische Odem der Freiheit die früher hermetisch abgeschlossene Studirstube des Gelehrten, steigt der Sonnenstrahl der Bildung von den Höhen der Menschheit in die tiefer liegenden Thäler. Während im Alterthum und im Mittelalter die Wissenschaft nur das Privilegium ihrer Vertreter und Begünstiger blieb, herrscht gegenwärtig ein gegenseitiges Geben und Nehmen, ein fortdauernder Wechsel zwischen der idealen und realen Welt, welcher die Gegenwart erfüllt und eine bedeutende Zukunft anbahnt.

Dem Mittelalter insbesondere fehlte der alle Beziehungen des Lebens befruchtende Gedanke der Popularisirung der Wissenschaft. Nur ausnahmsweise treten uns Männer entgegen, welche durch ihre gelehrten Studien und durch gleichzeitiges reges literarisches Interesse wissenschaftliche Bildung in weiteren Kreisen zu verbreiten suchten. So z. B. Dante, der unsterbliche Sänger der „Göttlichen Komödie“, dessen edles Streben dahin ging, das Wissen auch dem Ungeweihten mitzutheilen, die Kluft zwischen dem Gelehrtenstande und dem Volke zu überbrücken. Sein in männlicher Prosa geschriebenes „Gastmahl“ steht in dieser

Beziehung einzigartig da, auf eine Zeit hinweisend und sie weissagend, die erst nach einem halben Jahrtausend kommen sollte. Noch arbeiten wir heute hier und dort an der Verwirklichung dieser hohen Gedanken, an dem engen Bunde von Wissenschaft und Leben: so langsam reifen die Ideen, so lange Zeit braucht ihre Durchführung in der Breite des Lebens, ihr voller Sieg in der Weltgeschichte.

Lessing insbesondere war es, welcher in der neueren Zeit mit Energie daran arbeitete, die Wissenschaft aus den Händen der Zunft, die nationale Bildung aus den Fesseln einseitigen Gelehrtenthums zu befreien.

Das Professoriren in der Weise, wie Goethe's „Mephistopheles" es schildert, das zünftige Gelehrtenwesen, mußte bei einem so produktiven und so ganz auf freie Erkenntniß gestellten Geiste, wie Lessing es war, dessen Wahlspruch lautete: „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünke, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen", den heftigsten Widerspruch erwecken. Die Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmuth, die treue Ausdauer, die ruhige Größe und volle Schlichtheit: alle diese Eigenschaften waren in dem Manne vereinigt, von dem Goethe ausrief: „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth, denn wo ist ein solcher Charakter?"

Sodann waren es vorzugsweise die Vertreter der Naturwissenschaften, welche in dieser Richtung weiter gingen, Wissen und Leben zu verbinden suchten. Ich erinnere nur an den unsterblichen Namen eines Alexander von Humboldt, dessen höchstes Ziel dahin ging, die Wahrheit zu suchen und zu verbreiten nach allen Richtungen und in alle Schichten der Bevölkerung. Ja, das ist das Große und Schöne des im Leben und nach dem Tode gefeierten Mannes, daß er die Früchte seiner Forschungen und Arbeiten nicht für sich und einen engen Kreis von Gelehrten bewahrte, nicht blos für die Wissenschaft wirkte! Er wollte Aufklärung schaffen für die ganze Welt, für Hohe und Niedrige.

Wie aber die Naturwissenschaften eine praktische Richtung eingeschlagen haben und in unmittelbare Berührung mit dem Leben getreten sind, so muß auch ihre jüngere Schwesterwissenschaft, die Nationalökonomie (Allgemeine oder Volks-Wirthschaftslehre), noch mehr als bisher aus den Gelehrtenkreisen heraustreten und praktisch werden: praktisch in dem Sinne, daß die Wissenschaft selbst zur That, daß das ihr innewohnende Lebenswort Fleisch werde, der ihr innewohnende Lebenskeim die entsprechende Frucht trage.

„Auf den einsamen Höhen verweilend, zu denen das Geräusch der menschlichen Werkthätigkeit nicht hinaufreicht, mag die Wissenschaft geeigneter sein, Ehrfurcht und Staunen zu erwecken; will sie aber Dank und Liebe ernten, so steige sie herab, dem friedlichen Wirken der Völker sich fördernd anzuschließen." *)

Mag immerhin die englische Schulbildung hinter derjenigen des Kontinents weit zurückstehen, so sind die Engländer ohne Zweifel in Betreff der wirthschaftlichen Bildung den übrigen Nationen weit vorausgeschritten.

Der Nationalökonom Roscher erklärt das Wunder, daß England inmitten der allgemeinen politischen Erschütterung von 1848 trotz der dort vorhandenen sozialen Zündstoffe so völlig unversehrt und ruhig geblieben sei, hauptsächlich daher, daß sich in England 4000 Schulen befinden, in denen die Anfangsgründe der Nationalökonomie gelehrt werden. Es geschieht dies seit etwa 40 Jahren namentlich in den sogenannten mechanic institutions, d. h. in den Schulen, wo erwachsene männliche und weibliche Arbeiter alle für den industriellen, literarischen und künstlerischen Unterricht erforderlichen Hülfsmittel zur Verfügung gestellt erhalten.

Das Verlangen, der Nationalökonomie und den ihr verwandten Wissenschaften einen größeren Raum, als seither an den Lehranstalten zu gestatten, ihr eine größere Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden, steht im vollen Einklange mit der Entwicklung der sozialen Verhältnisse der Gegenwart. Der volkswirthschaftliche Unterricht ist ein politisches, ein soziales Bedürfniß unserer Zeit geworden.

In einer Zeit, in welcher die sozialen und volkswirthschaftlichen Angelegenheiten, sowol in der Denkweise der Gesammtheit wie in ihren praktischen Bestrebungen, immer mehr in den Vordergrund treten, — in einer Zeit, wo die möglichste Ausbildung der Selbstregierung die Parole bildet, müssen die Angehörigen eines jeden Standes danach trachten, sich in der Jugend auch möglichst vielseitig auszubilden, da es ihnen im reiferen Alter beschieden sein kann, sich als Mitglieder von Gemeindebehörden, Landtagen u. dgl. an der Lösung der wichtigsten und schwierigsten Probleme, welche aus der Verwirklichung jener Parole hervorgehen, zu betheiligen.

Von diesem Standpunkt wird es sich rechtfertigen, wenn in der nachfolgenden Schrift der Versuch gemacht worden ist, die Grundzüge

*) Motto der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

der Volkswirthschaftslehre für Gebildete aller Stände, insbesondere aber für den Kaufmann, den Techniker, Land- und Forstwirth in leichtfaßlicher Form zur Darstellung zu bringen und durch eingestreute Beispiele lebendig zu veranschaulichen.

Die Worte von Dichtern wurden oft angeführt, gemäß der Schiller'schen Antwort auf die Frage: „Warum sagst du das in Versen?" — „„Die Verse sind wirksam; spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu!"" Uebrigens haben eben solche Dicta classica am meisten Einfluß oder Wirkung, wenn sie in einen wissenschaftlichen Zusammenhang mit anderen Lehren oder Erkenntnissen gebracht sind, wie dies der verstorbene Philosoph Scheidler in seinem Handbuch der „Hodegetik" gethan hat.

Zum Schluß dieses Vorwortes kann ich nicht umhin, meinem verehrten Freunde, Herrn Dr. Hugo Schramm in Dresden, dem verdienstvollen Uebersetzer Thornton's, für die mir bereitwilligst gewährte Mitarbeiterschaft an dem vorliegenden Werke meinen wärmsten Dank auszusprechen. Insbesondere rühren von demselben die drei ersten Kapitel des dritten Buches und — mit Ausnahme der §§ 178 und 179 — auch das sechste Buch her.

Sollte es uns gelungen sein, in einzelnen Punkten auch Etwas für die intensive Vervollkommnung der Wissenschaft beigetragen zu haben, so würde unser Fleiß doppelt belohnt sein.

Aachen, im August 1871.

Dr. **Heinrich Contzen.**

Inhalt.

Erstes Buch.

Abriß der Geschichte der Volkswirthschaftslehre.

Erstes Kapitel.

Der volkswirthschaftliche Ideenkreis im Alterthum.

Zweites Kapitel.

Der volksw. Ideenkreis im Mittelalter und zur Reformationszeit.

Drittes Kapitel.

Gesch. Entwicklung der Volkswirthschaftslehre in der neuern Zeit.

A. Das Merkantilsystem.

B. Das physiokratische System.

C. Adam Smith und seine Nachfolger.

Zweites Buch.

Bedeutung der Volkswirthschaftslehre u. Darstellung ihrer Grundbegriffe.

Erstes Kapitel.

Die Bedeutung der Volkswirthschaftslehre.

Zweites Kapitel.

Kurzer Ueberblick der nationalökonomischen Grundbegriffe.

Drittes Buch.

Von der Produktion der Güter.

Erstes Kapitel.

Produktion im Allgemeinen.

Zweites Kapitel.

Die Faktoren der Produktion.

A. Die Natur.

B. Die Arbeit.

C. Das Kapital.

D. Das Zusammenwirken von Natur, Arbeit und Kapital.

Drittes Kapitel.

Beförderungsmittel der Produktion.

A. Das Privat-Eigenthum.

B. Die Freiheit der Arbeit und die Konkurrenz.

C. Die Arbeitstheilung.

D. Die Assoziation.

E. Fortschritte in den Realwissenschaften.

F. Die Benutzung von Maschinen.

G. Die Hebung der Volksbildung.

Viertes Kapitel.

Das Verhältniß der Produktion zur Konsumtion.

Viertes Buch.

Die verschiedenen Produktionsarten.

Erstes Kapitel.

Die Urproduktion.

A. Bergbau und Hüttenwesen.

B. Die Landwirthschaft.

C. Die Forstwirthschaft.

Zweites Kapitel.

Von der Produktion der Manufakturen und des Handels.

A. Manufakturindustrie (technische Produktion).

B. Produktion des Handels.

Fünftes Buch.

Der Güterumlauf.

Einleitung.

Umlauf im Allgemeinen.

Erstes Kapitel.

Das Geld als Umlaufsmittel.

Zweites Kapitel.

Vom Kredit und seinen Hülfsmitteln.

Drittes Kapitel.

Transportmittel.

Sechstes Buch.

Die Vertheilung der Güter.

Erstes Kapitel.

Die Ungleichheit der Gütervertheilung und der Kommunismus.

Zweites Kapitel.

Die Armenpflege.

Drittes Kapitel.

Das Einkommen.

Erstes Buch.

Abriß der Geschichte der Volkswirthschaftslehre.

Erstes Kapitel.

Der volkswirthschaftliche Ideenkreis im Alterthum.

§ 1. **Vorbemerkung.** In allen Wissenschaften, welche sich auf reine Lebensverhältnisse beziehen, gleichwie auch in allen Künsten, zu deren Pflege sich allmählig der menschliche Geist erhob, ist die Praxis der Theorie vorangegangen. Es gab große Tonkünstler, längst bevor die Grundsätze der Tonkunst wissenschaftlich ausgeprägt wurden. Schon seit Jahrhunderten wirkte die Macht der Beredsamkeit auf das menschliche Gemüth, ehe die Theorie der Beredsamkeit versucht ward. Homer und Pindar sangen ihre unsterblichen Lieder, als man noch nicht daran dachte, mit philosophischem Scharfsinn zwischen lyrischer, epischer und dramatischer Form der Dichtkunst zu unterscheiden. Lange handhabte man das Recht unter den Völkern, bevor man dazu schritt, Civil- und Strafgesetzbücher abzufassen. Die Tugend ward geübt und der Stimme des Gewissens gefolgt, ehe die Weisen Griechenlands den ersten Versuch wagten, die Sittenlehre wissenschaftlich zu gestalten. Die Staaten wurden regiert, bevor es ein Staatsrecht, eine Politik als Wissenschaft gab. Und so in gleichem Sinne haben auch die Menschen und Völker lange Zeit hindurch ihre wirthschaftlichen Bedürfnisse befriedigt, Gütererwerb und Verkehr betrieben, produzirt und konsumirt, auch Handelsverträge abgeschlossen, mit einem Worte: der Pflege ihrer materiellen Interessen obgelegen, ehe sie sich zu einer ernsteren Betrachtung der ökonomischen Vorgänge erhoben, den Gründen und den Folgen nachforschten und die Gesetze wie den Zusammenhang ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit gründlicher untersuchten. Solche Forschungen erfordern in der Regel eine hohe Stufe des Erkenntnißvermögens, das Vorhandensein einer großen Menge von Erscheinungen der Volksentwicklung, also eine Mannichfaltigkeit und einen Reichthum geschichtlicher Entwicklungsmomente und wirklich erfahrungsmäßiger Zustände, wie dies nur bei einem einigermaßen fortgeschrittenen Volks- und Kulturleben zu erwarten ist. Hiernach ist es denn erklärlich, wenn die ökonomische Theorie in den ältesten Zeiten, als die einzelnen Denker theils durch die Naturforschungen und Religionsprobleme, theils durch die allgemeinen ethischen und philosophischen Untersuchungen in Anspruch genommen waren, eine ziemlich unscheinbare Stelle im Kreise der wissenschaftlichen Erkenntnißzweige einnahm.

§ 2. Die griechische Wirthschaftstheorie. Die griechische Philosophie in ihrer ersten Periode erforscht die Gesetze und Erscheinungen in der Natur, sie wendet sich den sozialen Phänomenen als einem selbständigen Objekte der Wissenschaft erst mit den Sophisten und Sokrates zu.

Xenophon, Platon und Aristoteles nehmen insbesondere bereits eine bedeutende Stelle in der Geschichte der sozialen und politischen Theorien ein. Der praktische Xenophon namentlich ist ein warmer und aufgeklärter Vertreter der materiellen Interessen, die er voll Ekels über die politischen Parteiungen seiner Zeit in den Vordergrund zu stellen sucht. In seinen Schriften über Cyrus, über Athens Einnahmen, über die Wirthschaft, die Jagd, sowie in mehreren kleineren Abhandlungen, spricht er sich mit großer Kenntniß und feinem Verständniß über wirthschaftliche Angelegenheiten aus. So urtheilt Xenophon: „Aller Reichthum ist nur Demjenigen etwas nütze, der ihn zu gebrauchen weiß. Der Glücklichste in wirthschaftlicher Beziehung ist Der, welcher das Meiste gerecht erworben hat und schön benutzt.“ Die ethischen Licht- und Schattenseiten des Reichthums sind ihm gleich klar. Die Befürchtung, daß ein Land durch Ausfuhr edler Metalle verarmen könne, theilt er nicht. Bezüglich der Sklaverei, die er im Sinne seiner nationalen Anschauungsweise beibehalten wünscht, empfiehlt er wenigstens milde, schonende Behandlung. Auch ist er der Erste, welcher die Vortheile, die aus der Theilung der Arbeit entspringen, in seiner Cyropädie berührt hat. Xenophon kommt auf diesen Punkt, indem er es nicht nur als ehrenvoll vertheidigt, Speisen von der Tafel des Perserkönigs zu erhalten, sondern die Speisen auch viel schmackhafter als andere nennt. „Und dies ist nichts Wunderbares, denn wie die übrigen Künste in den großen Städten besonders vervollkommnet sind, eben so werden die königlichen Speisen ganz eigens zubereitet. In den kleinen Städten macht nämlich ein und derselbe Bettstellen, Thüren, Pflüge, Tische; oft baut er obenein noch Häuser und ist zufrieden, wenn er hierdurch eine für seinen Unterhalt ausreichende Kundschaft findet. Nun ist es rein unmöglich, daß ein Mensch, der so Vielerlei treibt, Alles gut mache. In den großen Städten aber, wo jeder Einzelne viele Käufer findet, genügt auch ein Handwerk, um seinen Mann zu nähren. Ja, oft gehört dazu nicht einmal ein ganzes Handwerk, sondern der Eine macht Mannsschuhe, der Andere Weiberschuhe. Hier und da lebt Einer blos vom Nähen, der Andere vom Zuschneiden der Schuhe, der Eine schneidet blos Kleider zu, der Andere setzt die Stücken zusammen. Nothwendige Folge ist es aber, daß der Verrichter der einfachsten Arbeit sie unbedingt auch am besten macht. Eben so steht's mit der Kochkunst.“

Auch Platon zeigt in seinen Schriften deutlich, daß er viele Lehren der politischen Oekonomie mit bewunderungswürdiger Richtigkeit erkannt hat, und bekundet in Manchem großen Scharfsinn und tiefe Einsicht in die Verhältnisse des Staats- und Volkslebens, welches er bereits als ein organisches Ganzes betrachtet Indessen haben die meisten seiner Grundsätze für unser praktisches Leben nur einen untergeordneten Werth, da sie mehr idealistischer Natur sind, wie z. B. seine Theorie der Güter- und Weibergemeinschaft beweist, während Aristoteles in seinen Schriften sich mehr an die Wirklichkeit hält. Es ist bekannt, daß Raphael auf seinem berühmten Bilde „Die Schule von Athen“ Platon begeistert gen Himmel sehend, Aristoteles lehrend auf die Erde blickend dargestellt hat, hierdurch in bezeichnender Weise die verschiedene Richtung beider Großgeister des Alterthums andeutend. Eben darum, weil des Aristoteles Lehre auf der Erde stand, das Maß der gegebenen Zustände beachtete, ist er der größte Lehrmeister auf dem Gebiete des Staates für alle Jahrhunderte, der eigentliche Schöpfer und Vater der Staatswissenschaft im heutigen Sinne geworden. Seine Bücher über Politik enthalten einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und Lebensweisheit und haben so für alle Zeiten den größten Werth. Den Trieb zur gesellschaftlichen Vereinigung sucht Aristoteles sowol im Bedürfnisse geselligen Umganges, als im Bedürfnisse größerer Sicherheit und von Hülfsleistungen aller Art. Das Bedürfniß ist ihm auch die Quelle und das gemeinsame Band des Tauschverkehrs. Als Stellvertreter des Bedürfnisses gilt ihm das Geld als allgemeines Preismaß, über dessen Entstehung und Nothwendigkeit er die klarsten Begriffe entwickelt. Der Gegensatz von Natural- und Geldwirthschaft ist ihm vollkommen geläufig. Der Mittelstand soll nach ihm in einem guten Staate überwiegen. Irrige Ansichten hat er jedoch vom Kapitalzins, welchen er als Ungerechtigkeit verwirft. Ebenso theilt er das Vorurtheil seiner Zeit hinsichtlich der Sklaverei, welche er als die natürliche Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse ansieht; doch ahnt er, daß künftige Zeiten die Sklaven durch Kapital ersetzen könnten. „Wenn die Stäbchen von selbst die Cither schlügen und die Weberschiffchen von selbst gingen, brauchten wir keine Sklaven mehr.“

Bevor wir die griechische Wirthschaftstheorie verlassen, müssen wir noch der zwei großen Geschichtschreiber Griechenlands gedenken, in deren Werken sich der Sinn und die Sitten ihrer Zeitgenossen spiegeln. Es sind dies der ehrwürdige Vater der Geschichte, Herodot, und sein großer Nachfolger Thukydides. Herodot's gesundes Urtheil über die Staaten und Völker, die er beschreibt, giebt uns wol die treueste Schilderung der zu seiner Zeit herrschenden sozialen und politischen Begriffe. Ebenso giebt Thukydides in seiner „Geschichte des peloponnesischen Krieges“, besonders in den von ihm eingeschalteten Reden, so wichtige, aus den Ereignissen seiner Zeit entnommene Lehren, daß sie auch für alle spätern Jahrhunderte der Beherzigung würdig bleiben. In seiner Schilderung der höheren und niederen Kulturstufen, wie sich Luxus, Kommunikationsmittel, Finanzen und Kolonien dabei verschieden gestalten, hat er so sehr das allgemeine Wahre, Wesentliche zu treffen gewußt, daß ihm eine tiefe Kenntniß der wirthschaftlichen Naturgesetze zugeschrieben werden muß.

§ 3. Die Wirthschaftstheorie der Römer. Was die Römer betrifft, so läßt sich denken, daß sie bei der vielseitigen Ausbildung ihres Staatslebens, bei der Höhe ihres Reichthumes und bei ihrem riesigen, sich über drei Erdtheile erstreckenden Staatshaushalt auch in wirthschaftlichen Dingen nicht unerfahren und kenntnißlos geblieben sein können. Indessen sind ihre Ansichten nicht weit über die der Griechen hinausgekommen, deren Schüler sie auch in vielen anderen Wissenszweigen waren.

Für die Erkenntniß ihrer volkswirthschaftlichen Anschauungen sind zunächst besonders wichtig die Schriften von Cicero, welcher z. B. in seinen Reden oft mit tiefer Einsicht von dem engen Zusammenhange der Geld- und Kredit-

interessen zwischen verschiedenen Ländern spricht und die Verderblichkeit der Störung ihres Gleichgewichtes nachweist. Die Erwerbung des Reichthums stellt er als eine Forderung der Weisheit hin. Das Vermögen soll durch solche Mittel erworben werden, welche nicht unedel sind, durch Fleiß und Sparsamkeit erhalten und durch eben diese Mittel vermehrt werden. Der schönste Genuß, welchen uns der Reichthum gewähren könne, sei: freigebig zu sein, ohne sein Vermögen zu opfern. Die Verwerflichkeit der Sklaverei in sittlicher Beziehung, wie die Verderblichkeit derselben in ökonomischer Hinsicht, erkannte jedoch Cicero eben so wenig, wie die übrigen griechischen und römischen Schriftsteller welche die Ansicht hatten, daß die Sklaverei gerecht und für den sozialen Unterbau des Staates nothwendig sei. Die körperliche Arbeit, namentlich die niedere Handarbeit, war eines freien Mannes unwürdig. So trägt auch Cicero, der sich über manche Vorurtheile seines Zeitalters und seines Vaterlandes erhoben hatte, keinen Anstand, zu behaupten, in einer Werkstatt sei nichts Anständiges für einen Freigeborenen, der Kleinhandel sei verächtlich, nur im Großen betrieben sei der Handel nicht sehr zu tadeln.

Außer den Werken Cicero's sind für die Erkenntniß des volkswirthschaftlichen Ideenkreises der Römer noch besonders wichtig die Schriften des jüngeren Plinius, des größten Naturforschers und encyklopädischen Schriftstellers des Alterthums, dem wir viele höchst schätzbare, in den siebenunddreißig Büchern seiner Naturgeschichte zerstreut sich findende Mittheilungen über zahlreiche volkswirthschaftliche Gegenstände verdanken. Bei einer Prüfung der staatlichen und sozialen Vortheile der großen und kleinen Güter gelangte Plinius zu dem Satze, daß das Großgüterwesen Italien zu Grunde richte, obwol er an sich größere Güter wegen ihres größeren Reinertrags für vortheilhafter hält als die kleinen. Zu bemerken ist noch, daß Plinius unter den Römern einer der entschiedensten Gegner des Luxus war.

Die Wichtigkeit des Landbaues und sein Einfluß auf Sittlichkeit, Bildung und Staatsmacht wurde vorzüglich von den Landbautheoretikern (Cato, Varro, Columella) erkannt, welche durch Lobpreisung der Urproduktion und Empfehlung der alten Einfachheit der einreißenden Sittenlosigkeit, überhaupt der allgemeinen sozialen Auflösung des Römerreiches entgegenzuwirken suchten und ihrer Zeit gegenüber eine ähnliche Stellung einnahmen, wie die Physiokraten gegenüber dem verfallenden Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Um der außerordentlichen Auszeichnung willen, welche seinen Schriften nach der Zerstörung Karthago's von den Römern zu Theil ward, sei hier noch des größten punischen Feldherrn Mago gedacht. Während die siegestrunkenen Römer alle übrigen, in Karthago sich findenden Bücher mit dem Bemerken den Flammen preisgaben, daß, was darin stehe, entweder bekannt oder des Kennenlernens unwerth sei, wurden die landwirthschaftlichen Manuskriptrollen des Mago von dieser Verurtheilung ausdrücklich ausgeschlossen und mit nach Rom genommen, wo deren Inhalt in die Schriften römischer Landwirthschaftsautoren überging.

Die Spuren von Forstwirthschaft, welche bei den alten Römern vorkommen, erscheinen überall als ein untergeordnetes Anhängsel der Landwirthschaft. Sie köpften Weiden und Kastanien, kannten den Schlagholzbetrieb bei Palmen, Roßkastanien, Eschen u. dgl. Sie besaßen Mast- und Hutwälder, Gehölze zur Anzucht von Baumpfählen. Sie übten Saat und Pflanzung, legten Baumschulen an, und Plinius erwähnt sogar der Durchforstung (Hist. nat. lib. XVII, c. 45). Allein die Verhältnisse Italiens waren ganz andere als die unserigen, so daß jene Bemerkungen für uns nur eine sehr geringe Bedeutung haben und oft nicht einmal eine analoge Anwendung gestatten.

Endlich finden wir in den Schriften der römischen Juristen scharfsinnige und klare Ansichten über national-ökonomische Gegenstände, wovon die berühmte Stelle des Paullus über die Natur des Geldes (L. 1, pr. Dig. XVIII, 1.) ein so glänzendes Zeugniß ablegt. Läßt sich auch nicht leugnen, daß manche Senatsbeschlüsse und kaiserliche Entscheidungen von Anschauungen durchdrungen sind, welche in neuerer Zeit theoretisch und praktisch widerlegt sind, so ist doch im Ganzen und Großen unverkennbar, daß den römischen Juristen eine tiefe Kenntniß der wirthschaftlichen Naturgesetze, auf denen der gesammte soziale und politische Organismus beruht, zugeschrieben werden muß. — Selbstverständlich machten es verschiedene soziale Institutionen unmöglich, in einzelnen Fragen, z. B. über Arbeitslohn, Produktivität der technischen Industrie und des Handels, zur vollen Wahrheit durchzudringen. So viel über die antike Volkswirthschaftslehre.

§ 4. **Charakteristisches der antiken Volkswirthschaft.** Wenn wir auch bei den Griechen und Römern viele richtige Bemerkungen über volkswirthschaftliche Gegenstände finden, die unsere volle Anerkennung verdienen, wenn wir auch heute noch den Glanz und die Geistesfrische der römisch-hellenischen Welt überhaupt bewundern und immer wieder mit einer wunderbaren Vorliebe zu den gewaltigen Schöpfungen und herrlichen Geistesdenkmälern jener Zeit zurückkehren, so konnte doch weder Rom noch Griechenland sich frei machen von der gemeinsamen Erscheinung des Alterthums, der Sklaverei, jenem Institute, das sich wie ein dunkler Flecken durch die ganze alte Geschichte und ihre Kultur hinzieht, der gesammten alten Volkswirthschaft ihren eigenthümlichen Typus und Charakter verleiht, eine Hauptursache ihres Zurückbleibens und ihrer mangelhaften wirthschaftlichen Gestaltungen bildet, namentlich aber auch jenes fundamentale Moment ist, in welchem sich die antike Volkswirthschaft von der modernen so wesentlich und durchgreifend unterscheidet; während das beseelende Prinzip der letzteren in der wirthschaftlichen Freiheit besteht, ist das entnervende Prinzip der antiken Volkswirthschaft hingegen die Unfreiheit, die Sklaverei, und man irrt daher nicht, wenn man die ganze bisherige Geschichte in zwei große Hälften theilt, die erste als das Weltalter der unfreien, sklavischen, die zweite dagegen als das der freien Arbeit proklamirt. Die Sklaverei, welche die Grundlage der alten Gesellschaft, ihrer Einrichtungen und Gesetze war, war auch die Ursache ihres Verfalls. Der Inhalt löste die Form, d. i. den Staat auf. Griechenland und Rom mußten untergehen, weil ihnen der Segen der freien Arbeit fremd blieb und ihnen deshalb der bürgerliche Mittelstand, der wesentliche Träger aller gesunden staatlichen und wirthschaftlichen Entwicklungen, fehlte. Die Anschauung, daß auf der Arbeit das Wohl der Völker und Staaten beruhe, fehlte gemeinsam und gleichmäßig dem ganzen

Alterthum. Die wirthschaftliche Arbeit war überall gering geachtet, man erblickte in derselben nur das Mittel, den bevorzugten Klassen die Bedingungen des Reichthums und Wohllebens zu verschaffen. Der Ertrag der Arbeit kam somit nicht Jenen zu Gute, welche im Schweiße ihres Angesichts und mit den Anstrengungen ihrer Hände denselben erworben hatten, sondern vielmehr Denen, die dazu nichts gethan. Der Sklave — und dieser vollbrachte die überwiegende Mehrheit der ganzen Arbeit — wurde nur als ein Vermögensobjekt behandelt; er war nicht Person, sondern Sache ohne alle Rechte. Hatte doch in Rom selbst in den republikanischen Zeiten der Herr das Recht über Leben und Tod der Sklaven! So trägt das ganze antike Staats- und Gesellschaftswesen die Signatur der Sklaverei an sich. Der Sklave war der Arbeiter und eben damit Arbeit Schande, eines freien Mannes unwürdig.

Ein besonderer Charakterzug der antiken Volkswirthschaft, welcher ebenfalls zugleich als ein Hauptunterscheidungszeichen von der modernen Wirthschaft bezeichnet werden kann, liegt noch darin, daß jener sowie die freie Arbeit auch der mächtige Hebel der freien Konkurrenz fehlte, auf deren Schultern der Riesenbau der neuen Wirthschaft steht, die einen der größten Fortschrittsfaktoren bildet, wodurch der menschliche Geist zu immer vollständigerer Beherrschung der Natur gelangt. Während das einzige Ziel des Handelns in der alten Gesellschaft die Herrschaft über die Menschen war, so wird es in der neuen allmählig die Herrschaft über die Natur. Dies erhebt uns über die alte Kultur. Und wenn wir in der modernen Gesellschaft Alles in Umwandlung begriffen sehen, so müssen wir bedenken, daß das Streben nach Wahrheit und nach der Wohlfahrt aller Menschen die Ursache und der Zweck dieser Umwandlung ist.

Auch fehlte dem Alterthum bei seinen beschränkten Verkehrszuständen, bei seiner wenig entwickelten Rechtssicherheit und bei dem großen Mangel an gegenseitigem wirthschaftlichen Vertrauen eben so sehr eine ausgebildete Geldwirthschaft, als auch ein Kreditwesen, das, auch nur einigermaßen entwickelt, den Bedürfnissen einer regeren ökonomischen Aktivität hätte entsprechen können. Das Kapital, welches der mächtigste Hebel aller Wirthschaft und Industrie ist, befand sich in den ungünstigsten Verhältnissen. Der Ueberfluß der Reichen war keine Frucht des Fleißes, sondern des Schwertes. Schon zur Zeit der ersten Kämpfe mit Karthago spricht der Senat offen den Grundsatz aus, daß die handeltreibenden Völker für die Römer arbeiten müssen. „Unser Handwerk ist", heißt es, „sie zu besiegen und ihnen Tribut aufzulegen. Setzen wir daher den Krieg fort, der uns zu deren Herren gemacht hat, und verschmähen wir den Handel, der sie zu unseren Sklaven gemacht hat." Diesem Grundsatze blieb Rom fortan treu, so oft es auch seine politischen Institutionen wechselte. Juvenal hat dieses Ausbeutungssystem, wodurch Rom nach und nach zu einer ungeheuren Saugpumpe wurde, wol am besten charakterisirt, wenn er ausruft: „Wir verzehren die Völker bis auf die Knochen." Aber das Blut der unterjochten Völker verwandelte sich in Gift, Empörungen folgten auf Empörungen, welche Rom immer mehr und mehr entnervten: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!" Mit erschütternder Wahrheit schildert diesen Zustand Julius Mosen, wenn er in seinem „Ahasver" singt:

„Rom über alle Welt hielt seine Wache,
Und über alle Nationen hin
Lag es gestreckt, ein giftgeschwollner Drache.
Berauscht in Blut, von Lastern vollgefressen,
Von Greueln süß gemästet hatte Rom
Voll, übervoll das Stündenmaß gemessen.
Da überfiel es ein geheimes Grausen,
Und keine Ruhe fand es mehr in sich,
Nicht Frieden mehr von innen und von außen."

Das Sklavenwesen hörte in Rom selbst mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nicht auf, weil es viel zu innig in das bürgerliche Leben und in alle Gewohnheiten der Römer verflochten war. Die meisten Sklaven dienten zur Ueppigkeit nie zu befriedigender Herren. Ueberall nahm die Bevölkerung ab, der Ackerbau ward vernachlässigt. Nur der Handel blühte noch, weil nur durch ihn die mannichfaltigen Genüsse erhalten werden konnten. Selbstsucht, als letzte Rücksicht alles Thuns und Treibens, dabei üppiger Sinnengenuß, wurden immer mehr die Grundzüge des gesellschaftlichen Lebens in der langen Verfallzeit des Römischen Reichs. Nur in Roms großen Geschichtschreibern, Livius und Tacitus, findet man noch Denkmäler alter Seelengröße und den deutlichen Beweis, daß selbst Jahrhunderte von Entwürdigung und Erschlaffung da nicht jeden höheren Funken auslöschen können, wo einst ein großes, heldenmäßiges Leben geführt worden ist. Aber alle die Schilderungen besserer Zeiten durch so hochsinnige Männer vermochten nicht, die entartete Römerwelt wieder aufzurichten. Die Menschheit würde zur äußersten Entartung fortgeschritten sein, wäre das Abendland nicht von einem ganz neuen Stamme bevölkert worden, der, durch ganz neue Triebfedern bewegt, auch einen ganz neuen Bildungsgang durchlaufen sollte. Aus den Trümmern des Römerreichs erhoben sich nach blutigen Kämpfen neue Staatenbildungen, die germanischen Völker traten weltbestimmend an die Stelle der antiken. Den heidnisch-antiken Staat verdrängte der christlich-germanische Staat. (Eine ausführliche Darstellung der national-ökonomischen Theorien im klassischen Alterthum giebt J. Kautz in seiner Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. Wien 1860, Bd. 2.)

Zweites Kapitel.

Der volkswirthschaftliche Ideenkreis im Mittelalter und zur Reformationszeit.

§ 5. **Würdigung des Mittelalters im Allgemeinen.** Wir waren lange gewohnt, auf das Mittelalter mit Geringschätzung herabzublicken und über dasselbe als eine Zeit der Barbarei kurz abzuurtheilen. Gewiß aber mit Unrecht! Denn wenn jene Zeit auch reich an Fehlern war und aus natürlichen Gründen an geistigem Wissen und höherer Bildung weit zurückstehen mußte hinter der Gegenwart, wie hinter den Tagen des klassischen Alterthums, so besaß dieselbe doch ein reiches und vielgestaltiges Leben, eine

gewaltige Bildungskraft und einen kühnen und kräftigen Geist, einen starken Sinn und ein helles Verständniß für kommunales und korporatives Wesen. In ihr stand die Wiege des Bürgerthums, und an dieser saß und sorgte die Arbeit. Das Mittelalter war die Zeit, in welcher zum ersten Male im Laufe der Welt die Arbeit zur Ehre gelangte und durch die Arbeit jenes strenge und tüchtige, jenes immerdar vorwärts strebende und freie Bürgerthum sich entwickelte, das wir noch heute rückblickend bewundern. Nirgends tritt uns die schaffende Kraft und die soziale Bedeutung der Arbeit, der Geist der Genossenschaft in so charakteristischer, lehrreicher Weise entgegen, nirgends früher oder später vermögen wir so unmittelbar die große Thatsache zu begreifen, welche aus wirthschaftlichen Ursachen soziale Wirkungen entstehen läßt. — Unser ganzes Wesen ist aus Dem hervorgegangen, wozu im Mittelalter die Grundfesten gelegt wurden. Und darum liegt uns das Mittelalter um so viel näher als die antike Zeit, wenn auch die Quellen in Bezug auf die letztere reichlicher und angenehmer fließen.

Erst seit wir in der Zeit der Bedrängniß und Befreiung vom Auslande uns und unsere Geschichte wiedergefunden haben, hat die Erkenntniß dieser Wahrheit sich mehr und mehr verbreitet. Man fing an, den langen Zeitraum des Mittelalters nach den verschiedensten Richtungen zu durchforschen.

In volkswirthschaftlicher Hinsicht freilich ist das Mittelalter seither noch ziemlich dürftig untersucht worden, während doch auch nach dieser Richtung die Ausbeute nicht unbedeutend ist. (Vgl. Contzen, Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. Leipzig 1869.)

Insbesondere ist der ökonomische Doktrinarismus mit der Prätension aufgetreten, daß die Nationalökonomie, als eine ganze neue Wissenschaft von Adam Smith begründet, von dessen Jüngern weiter ausgebildet worden sei, um demnächst den Völkern eine unanfechtbare Heilslehre zu sein, eine Panacee gegen jede ökonomische Bedrängniß. — Gegenüber dieser Prätension dürfte es hier genügen, wenn der Leser durch Vorführung einer Reihe von Schriftstellern die lebhafte Ueberzeugung gewinnt, daß das Mittelalter bereits einen entschieden bedeutenden Kreis sozialer und ökonomischer Ideen gehabt hat, daß also jene so geläufige Geringschätzung dieses Zeitraumes von Seiten der meisten neueren national-ökonomischen Schriftsteller im höchsten Grade ungerechtfertigt ist. Wenn auch manche Irrthümer und Mängel mit unterliefen, die übrigens größtentheils den vielfach primitiven Zuständen der damaligen Wirthschaft zugeschrieben werden müssen, so enthält das Mittelalter doch bereits viele Keime einer gesunden sozialen Anschauung, die für alle Zeiten als ein geistiger Quell zu betrachten sind, aus dem von Zeit zu Zeit selbst die Wissenschaft der Gegenwart schöpfen kann.

§ 6. **Die volkswirthschaftlichen Ansichten der Kirchenväter.** Zunächst dürfte es am Platze sein, einen kurzen Blick auf die Kirchenväter zu werfen, unter welchen Augustinus wie ein heller Stern hervorleuchtet, unter Allen sich auszeichnend an Genie, Bildung und wahrem philosophischen Geist.

Im schroffen Gegensatze zu der damaligen arbeitverachtenden Zeitrichtung finden wir bei den christlichen Kirchenlehrern den entschiedenen Hinweis auf die sittlich-soziale und ökonomische Bedeutung der wirthschaftlichen Arbeit, andererseits die klar ausgesprochene Verdammung und Mißbilligung der

Arbeitsscheu und des Müßigganges. Im Gegensatz zu den Sozialisten und Kommunisten der Neuzeit, die auf ihre Fahne das Recht auf Arbeit schreiben, verkünden die Kirchenväter die Pflicht der Arbeit, die alle Schichten der Gesellschaft ehrende Arbeit, durch welchen Grundsatz das Christenthum die arbeitenden Klassen erhob und die ganze Gesellschaft mit einem Geiste durchdrang, der in der modernen Civilisation die erste Fortschrittsbedingung des Gewerbfleißes geworden ist. Hierdurch wurde die durch Sklaverei erzeugte Verachtung der Arbeit gemildert und der Weg zur Entstehung der industriellen Klassen geöffnet. Die mit der Sklaverei verbundenen Grausamkeiten, die vor dem Christenthume herrschend waren, wurden durch die Organisation der christlichen Barmherzigkeit mit Eifer und Erfolg bekämpft. Die Kirchenväter ermahnten unaufhörlich zur Barmherzigkeit, und zwar in einer so nachdrücklichen Sprache, daß es manchmal beinahe schien, als verleugneten sie das Eigenthumsrecht. Ein radikales Mißverständniß über die Natur des Zinses lief durch alle Schriften der Kirchenväter, der mittelalterlichen Theologen und zum Theil der Theologen der Reformationszeit. Da nun in jenen Zeiten Anleihen hauptsächlich von dürftigen Nothleidenden gesucht wurden, so sahen die Kirchenväter in dem Zinsnehmen eine Verletzung der christlichen Vorschrift der Nächstenliebe. Von unsern heutigen Ansichten über das Darlehn, wonach das Kapital zu nutzbringenden industriellen Unternehmungen angewendet wird, ging man in jener Zeit offenbar nicht aus. Dagegen finden wir bei den Kirchenvätern eine große Anzahl von treffenden Bemerkungen über Güterverzehrung und Benutzung, über Geiz, Sparsamkeit, Luxus, über Fortpflanzung der Bevölkerung, über das Verhalten der bürgerlichen Stände zu einander, über die in wirthschaftlicher Beziehung zerstörenden Wirkungen des Krieges, über die Rolle der Staatsgewalt in der ökonomischen und gesellschaftlichen Lebensordnung der Völker, über Steuern, Abgaben und dgl.

Schon diese fragmentarischen Andeutungen leiten uns zu der Ueberzeugung, daß in der That bereits eine große Reihe jener tiefeingreifenden Welt- und Lebensfragen, welche das Volksleben von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in seinen innersten Tiefen berührt haben, von den Kirchenvätern erörtert worden sind, so daß es nur Wunder nehmen kann, wie so mancher unserer gegenwärtigen Schriftsteller über dieses bedeutsame Moment gleichgiltig hinausgehen und die wahrhaft schätzbaren Perlen national-ökonomischer Ansichten und Erkenntnisse, die in den Schriften der Kirchenväter gefunden werden, gänzlich ignoriren kann. Sicher können wir aus diesem Schachte manch kostbares Erz zu Tage fördern und, unsern Verhältnissen und Anschauungen anpassend, für unsere eigenen Bedürfnisse verwerthen!

§ 7. **Die Scholastiker und die übrigen Schriftsteller des Mittelalters.** Gehen wir nun zu den eigentlich mittelalterlichen Schriftstellern über, so treten uns besonders im dreizehnten Jahrhundert — ein Jahrhundert, welches in der Geschichte der philosophischen Bestrebungen des menschlichen Geistes ewig denkwürdig dasteht — eine Reihe von Männern entgegen, deren Schriften die Ansicht gründlich widerlegen, daß das Mittelalter ohne volkswirthschaftliche Theorien gewesen sei. In erster Linie stehen: Johann Scotus Erigena, Albert der Große, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Bonaventura. Daß sich diese Schriftsteller nicht blos

mit leeren Spekulationen und spitzfindigen Gedankenspielereien begnügten, sondern auch den Fragen des praktischen Lebens und so den ökonomischen Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, ist unzweifelhaft, besonders wenn man bedenkt, daß die Fragen der Volkswirthschaft mit allen Strebungen und Bedürfnissen, Interessen und Aufgaben des Lebens im engsten, untrennbaren Zusammenhange stehen, so daß sie sich dem Ideenkreise der hervorragendsten Geister zu allen Zeiten wie von selbst aufdrängen mußten. Die Scholastiker, vor Allen Duns Scotus, sind, wie auch Roscher hervorhebt, auf dem Wege der volkswirthschaftlichen Erkenntniß viel weiter fortgeschritten, als man gewöhnlich glaubt; nur allerdings oft in sonderbaren Formen. Am liebsten ist derjenige Theil ihrer großen dogmatischen Folianten der Volkswirthschaftslehre gewidmet, der von den Sakramenten handelt, namentlich vom Sakrament der Beichte.

Bevor wir das Mittelalter verlassen, sei noch eines kaum gekannten, scharfsinnigen und gelehrten Schriftstellers dieser Zeit gedacht. Es ist dies Franciscus Patricius, über dessen Leben ich bis jetzt, so sehr es auch mein Wunsch war, den Pulsschlag seines geistigen Entwicklungsganges von den ersten Anfängen an zu belauschen, leider nur wenig erfahren konnte. So viel ist jedoch sicher, daß er zu Siena geboren wurde, wegen Theilnahme einer Verschwörung einige Jahre in der Verbannung lebte, später (1460) Bischof zu Gaeta wurde und 1494 starb, also die Entdeckung von Amerika noch erlebte. — Seine beiden Hauptwerke, die mir bekannt geworden sind und worin der Verfasser selbst einige Andeutungen über sein Leben, seine jugendlichen Versuche auf dem Gebiete der Poesie giebt, behandeln das ganze Gebiet der Staatswissenschaft.

Es weht uns darin überhaupt, wie insbesondere in Bezug auf ökonomische Gegenstände, ein Geist entgegen, bei dem wir nur mit Wohlgefallen weilen können. Mit welcher Kraft und Wärme behandelt Patricius die Ehre und sittliche Würde der Arbeit, die Weihe des Fleißes; wie weiß er, begeistert für Menschenwürde und Freiheit, das Unwesen der Sklaverei zu brandmarken! Mit welcher Klarheit setzt Patricius die Entstehung, Nothwendigkeit und Vortheile des Geldes aus einander! Obwol er dasselbe den „Nerv des Staates" nennt, so hält er sich doch von der Ueberschätzung, welche wir später bei dem Merkantilsystem antreffen, dadurch fern, daß er auf die Gefahren allzugroßen Geldreichthums sowol für den Einzelnen wie für ganze Nationen — hinweist. Wie richtig würdigt er ferner die verschiedenen Gewerbe! Während die meisten alten Philosophen und mittelalterlichen Schriftsteller die Natur als die Hauptquelle des Reichthums, die Landwirthschaft als die einzige, eines freien Mannes würdige gewerbliche Beschäftigung ansehen und so die Vorgänger des Physiokratismus werden, sieht Patricius alle Arbeitszweige: Landwirthschaft, Industrie und Handwerk, als berechtigt und nothwendig im Organismus der Volkswirthschaft an. Dem Landbau freilich möchte er insofern den Vorzug vor den übrigen Gewerben geben, als die Beschäftigung mit ihm der Gesundheit am zuträglichsten sei, weshalb aus ihm die kräftigsten Soldaten hervorgingen.

Interessant ist die Aufzählung derjenigen Handwerker und Gewerbetreibenden, deren Beschäftigung Patricius im Gegensatz zu der bekannten

Anschauungsweise Cicero's für ehrenvoll und zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft für nothwendig hält. Er zählt dahin die Metallarbeiter, Schmelzer, Gießer ꝛc., ferner die Töpfer, die Schuhmacher, Wollarbeiter, Gerber, Schneider, Weber, Schreiner, Wagner, Zimmerleute, die Steinmetzen, Maurer u. dgl. — Nur Diejenigen, welche aus dem Dienste der Venus und ihrer Lüste ein Gewerbe machen, welche Reizmittel für Völlerei und Wollust bereiten, sind aus dem Staate zu verbannen.

Die Fremden sollen nach Patricius mit angemessener Gastfreundschaft aufgenommen werden, da der Verkehr mit Fremden den einheimischen Handel unterstütze, die Bürger wohlhabender mache, den Staat mit Gegenständen, die ihm fehlen, versehe und die überflüssigen Güter ausführe.

Nebenbei sei bemerkt, daß wir die Abneigung, die wir im Alterthum und Mittelalter meistens gegen Fremde finden, wovon jedoch Patricius eine erfreuliche Ausnahme macht, aus der niedrigen ökonomischen Kulturstufe jener Zeiten, den damals weniger entwickelten Verkehrsverhältnissen, zu erklären ist. So bedurfte in Rom der rechtlose Fremde anfänglich des Schutzes des sogenannten hospitium, der fremde Handelsmann mußte sich erst Gastfreunde suchen. Die Heilige Schrift freilich ordnet die Gleichheit der Fremden auch rechtlich nach dem schönen Grunde: „Denn Fremdlinge seid auch ihr in Aegypten gewesen und ich bin Jehova, euer Gott." Levit. 19, 4.

Sobald der Verkehr größere Dimensionen annimmt, verbinden sich die Interessen der Angehörigen und Fremden zu einem Ganzen. Daß Patricius schon geläuterte Ansichten in dieser Beziehung hatte, wird hiernach erklärlich, wenn wir bedenken, daß in seiner Zeit gerade in Italien Handels- und Verkehrsverhältnisse sich schon bedeutend entwickelt hatten. —

Endlich erwähnen wir von den Schriftstellern Italiens, deren Werke auch in volkswirthschaftlicher Beziehung eine reiche Ausbeute gewähren, noch folgende: Marsilius von Padua, Dante, Petrarca, Bernhardin von Siena, Antonin von Florenz und Savonarola. Es ist bemerkenswerth, daß der zuletzt genannte, durch sein tragisches Schicksal bekannte Kanzelredner, welchen Luther als den Vorläufer der Reformation bezeichnete, sich dadurch auszeichnete, daß er große Darlehnsgesellschaften ins Leben rief, um dem drückend gewordenen Wucher Einhalt zu thun.

§ 8. **Die Reformationszeit.** Wie im Mittelalter, so treten uns auch in der ihm folgenden Reformationszeit eine Reihe von Männern entgegen, welche, während sie unsere Blicke auf die höchsten Angelegenheiten hinlenkten, zugleich lehrten, wie die Güter dieser Erde zu beschaffen und verwenden seien. Ich erinnere an die Reformatoren Luther und Calvin, bei welchem Letzteren wir bereits u. A. höchst klaren Ansichten vom Gelde, von der Rechtmäßigkeit des Kapitalzinses begegnen, worüber er sich ungefähr folgendermaßen ausspricht: „Wenn man sage, im Alten Testament sei das Zinsennehmen verboten, so sei darauf zu antworten, daß uns das Alte Testament nicht mehr verbinde, daß die gegenwärtigen Verhältnisse ganz andere seien, als die, unter denen die Juden lebten. Was aber das Neue Testament angehe, so sei in ihm das Zinsnehmen nicht verboten. Die Stelle Lucas 6, 35 erkläre man falsch, wenn man daraus ein Verbot des Zinsnehmens herleite. Ferner wolle auch der Grund des Ambrosius u. A., daß Geld kein Geld

erzeuge, nicht viel sagen, denn es bringe so gut Geld hervor, wie das vermiethete Haus, der Acker, da man doch nicht leugnen könne, daß Der, welcher für sein Geld einen Acker kaufe, durch dieses Geld anderes Geld erwerbe. Ueberhaupt aber solle man die ganze Sache nicht nach einzelnen Sätzen der heiligen Schrift, nicht durch sophistische Sätze abzuthun suchen, sondern bei ihr dem Gesetze der Billigkeit folgen. Zinsen seien im Grunde genommen viel weniger hart, als der Rentenkauf, da hier noch ein Unterpfand für das dargeliehene Kapital gegeben werde, bei Zinsen aber von einer solchen Hypothek abgesehen werde."

Außer Calvin sei hier noch Machiavelli's gedacht, welchen Friedrich List wegen seiner für Wissenschaft und Staatsverwaltung gleich wichtigen Lehren an die Spitze der italienischen Nationalökonomen stellt und der ohne allen Zweifel über den Merkantilisten des 17. Jahrhunderts steht. Die gleiche Beachtung aller Arten von wirthschaftlicher Thätigkeit, die richtige Beurtheilung des Geldes, welches im Merkantilsystem den Begriff des Reichthums fast vertritt, die Forderung von niederen Abgaben und möglichster Freiheit für die Staatsbürger sind Lehren, die einen so gesunden Kern in sich tragen, daß sie mehr oder weniger überall, wo das wirthschaftliche Leben bereits eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hat, Anwendung finden können. Wenn auch nach seiner Ansicht hier und da der Staat eingreifen soll und muß, so ist er doch für den freien Verkehr und die freie Bewegung in wirthschaftlicher Beziehung überhaupt. Daß er an der Rechtmäßigkeit der Zinsen nicht zweifelt, geht aus seiner Erzählung von der Art, wie viele florentinische Familien ihren Reichthum erwarben, als auch aus dem, was er von der Gewohnheit der florentinischen Kaufleute, mit großen Kapitalien zu arbeiten, bemerkt, hervor.

Gegenüber dem Zinsnehmen der Kirche offenbarte in Frankreich einen bahnbrechenden Geist besonders Salmasius. So vorschauend ist in dieser Beziehung sein Geist, daß seine kühnsten Schlußsätze erst von der Volkswirthschaft, zwei Jahrhunderte nach dem großen Lehrer, verwirklicht zu werden beginnen. Die freie Konkurrenz gilt ihm als der allein berechtigte Ordner der Preise. Demgemäß entscheidet er sich bei der niederländischen Bankfrage in scharfsinniger Weise dahin, daß es volkswirthschaftlich besser sei, mehrere Wechsler (Lombarden) in einer Stadt, als eine obrigkeitlich konzessionirte Darlehnsbank zu halten. Und, das ist das Bedeutendste, für die Zinsangelegenheit folgert Salmasius bereits aus dem Wesen der freien Konkurrenz, daß das Gesetz nicht, sondern sie allein das Zinsmaximum feststellen muß und darf, weil sie allein es naturgemäß vermag. Zwei Jahrhunderte später ringen wir noch um die vollständige Verwirklichung einer Wahrheit, welche dieser Mann mit so einfacher Klarheit bereits erkannte und aussprach.

Auch in England finden wir gegen den Schluß des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts eine Würdigung des Volksreichthums und seiner Quellen national verbreitet, die kaum in unseren Tagen viel korrekter könnte aufgestellt werden. Damals wurde sie hauptsächlich entwickelt von den Gründern des englischen Kolonialreiches, den Führern der nordamerikanischen Auswanderung; allein diese Männer, über welche uns Roscher in einer sehr lehrreichen Abhandlung „Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre",

Leipzig 1851, nähere Nachricht gegeben hat, waren eben geistig die Hauptvertreter des ganzen englischen Volkes zu jener Zeit. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts blühte in England ein Triumvirat großer Nationalökonomen, die als würdige Vorläufer Adam Smith's gelten können: Petty, Locke, North, zum Theil schon in heftigem Kampfe mit dem Merkantilsystem, dessen völlige Herrschaft über England jedoch erst mit der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien beginnt. (Vgl. über die Reformationszeit besonders H. Wiskemann, „Darstellung der zur Zeit der Reformation herrschenden national-ökonomischen Ansichten". Leipzig 1861.)

Drittes Kapitel.

Geschichtliche Entwicklung der Volkswirthschaftslehre in der neueren Zeit.

A. Das Merkantilsystem.

§ 9. **Grundsätze und Ausbildung des Merkantilsystems.** In der Entwickelung der staats- und volkswirthschaftlichen Lehren der neueren Zeit pflegt man mehrere Systeme zu unterscheiden, welche der Reihe nach ausgebildet und zur Geltung gebracht worden sind. Die erste Stelle darunter, der Zeit nach, nimmt das sogenannte Merkantilsystem ein. Nach diesem System sah man das Geld als die Grundlage alles Reichthums an, weil man im Gelde die verschiedenen Bestrebungen und die in wirthschaftlicher Beziehung das Zeitalter beherrschenden Ideen ausgedrückt und die Interessen des Staates und der Privaten aufs Innigste vereinigt erblickte. Man liebte es, diese Bedeutung des Geldes sich im Bilde klar zu machen, und stellte daher dasselbe bald als das Blut- und Adersystem, vorzüglich als das Nervensystem des sozialen Körpers dar. „Jede Republik oder jedes Fürstenthum muß als ein bürgerlicher Körper, wie leichtlich zu ermessen, ebenso wie der physische Körper, seine Nerven haben, durch welche darin die Glieder zusammengehalten und die Bewegungen mitgetheilt werden; denn es sagen die Physiker, es seien im Körper die Nerven die ersten Organe der thierischen Empfindung und Bewegung und die Ursachen seiner Thätigkeit. Daß aber im Staate die Güter und das Geld die Nerven seien, ist, wie Ulpian sagt, für Niemanden zweifelhaft."

Diese Grundsätze finden wir bei Gregor von Toulouse (Gregorius Tolozanus), Giovanni Botero, Antonio Serra, Jean Bodin u. A.

Unter den deutschen Schriftstellern aus dieser Periode verdienen genannt zu werden: Melchior von Osse, Georg Obrecht, Jakob Bornitz Christoph Besold.

Eine weitere Entwicklung sowol in theoretischer als in praktischer Beziehung erhält das System im 17. Jahrhundert. Man hatte den Handel und die Kolonien als ein vorzügliches Mittel des Reichthums kennen gelernt. Spanien bezog aus seinen amerikanischen Besitzungen ungeheure und damals noch überdies sehr überschätzte Summen. Die Macht, welche dieses Reich

unter Karl V. und seinem Sohne Philipp II. entwickelte, schien von dem Gold- und Silberreichthum der Kolonien abzuhängen. Portugal blühte durch seinen ostindischen Handel, Gold und Silber wurden ihm für die Waaren und Produkte Ostindiens zugeführt. Besonders aber die Niederlande blühten schnell auf und erlangten einen unglaublichen Reichthum.

Es bildete sich die Lehre von der Handelsbilanz aus: ein Volk muß mehr ausführen, als es einführt, es muß in seinem auswärtigen Handel gewinnen. — Zur literarischen Ausbildung dieser Theorie trugen vorzüglich die englischen Schriftsteller Thomas Mun und Sir Josiah Child bei.

In Deutschland sind Joachim Becher, von Speier, Johann Horneck, Veit Ludwig von Seckendorf sowie der Freiherr von Schrötter von ähnlichen Ideen erfüllt.

Die Franzosen haben in dieser Zeit der Sache mehr praktische als theoretische Aufmerksamkeit geschenkt.

Seine letzte Umbildung erhielt das System am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts. Man ließ den Gedanken, daß der Handel die einzige Quelle des Reichthums sei, allmählig fallen, indem man neben demselben auch dem Ackerbau und den Gewerben eine Stelle einräumte.

Gleichzeitig erhielt der Staatskredit eine umfassende Umbildung, und es wurde durch die Errichtung der Banken der Privatkredit mit demselben in die innigste Beziehung gesetzt.

Infolge dieser Umbildung erhalten auch die schriftstellerischen Werke einen andern Charakter, indem dieselben die verschiedenen Zweige des wirthschaftlichen Lebens in ihrem inneren Zusammenhange zu erfassen suchen. Es entstehen die ersten Systeme der politischen Oekonomie und Kameralwissenschaft.

Von den englischen Schriftstellern gehören hierher John Locke, William Petty, der Schotte John Law und Andere.

Unter den Franzosen beschäftigen sich Vauban, Boisguillebert, Melon u. A. mit diesen Fragen.

In Deutschland wurde im Anfange des 18. Jahrhunderts das Studium der Kameralwissenschaften in die Reihe der akademischen Lehrfächer eingeführt; zuerst auf den preußischen Universitäten Frankfurt a. O. und Halle, sodann auch allmählig bei den übrigen. Infolge davon entstanden die kameralistischen Systeme von Justi, Darjes, Sonnenfels u. A.

§ 10. **Kritik des Merkantilsystems.** Der Irrthum des Merkantilsystems, insofern durch dasselbe die Erscheinungen des Wirthschaftslebens erklärt werden sollen, ist nicht schwer zu erkennen. Das Geld, welches die Folge der Arbeitstheilung und das von dieser selbst geschaffene Werkzeug des Verkehrs ist, wird zum Prinzipe gemacht und dadurch das natürliche Verhältniß umgekehrt. Das Geld ist ohne Zweifel nothwendig für die Arbeitstheilung und Kapitalansammlung, aber es ist nicht eine ursprüngliche Kraft, sondern nur ein Mittel, das sich die Arbeit in ihrer Entwicklung schafft, um sich Gestalt und Ausdruck zu geben.

Das Geld ist gleichsam ein Fahrwerkzeug, durch welches die Eigenthums- und Benutzungsrechte der Dinge bequem von einer Person zur andern gebracht werden. Wie es verkehrt sein würde, wenn ein Landwirth, der alle seine Wirthschaftsfuhren mit zehn Wagen verrichten kann, zwanzig Wagen

hält, so ist es auch thöricht, wenn ein Volk, das seine Handelsgeschäfte mit 100 Millionen Loth Silber zu betreiben vermag, 200 Mill. dazu verwendet.

Fehlt es an Gütern, welche zur Nahrung, Wohnung und Kleidung dienen, so hilft selbst die größte Geldmenge nichts, wie schon Aristoteles erkannte, indem er mit sokratischer Ironie fragt, nachdem er zuvor erwähnt, daß die Meisten Geld für Reichthum hielten: ob es nicht thöricht sei, Dasjenige für Reichthum zu halten, bei dessen überreichem Besitze man doch Hungers sterben könne? Es ist dies derselbe Gedanke, welchen Persiens Dichter Saadi, der nicht nur auf den Flügeln der Phantasie in das Reich der Dichtkunst sich schwang und sich so einen unverwelklichen Lorberkranz erwarb, sondern auch ruhig und besonnen einherschritt in dem Gebiete der Moral, in dem Streben, die Menschen zu bessern, in einer Fabel seines Rosenhains niedergelegt hat. Ein Wanderer — so erzählt uns Saadi — hatte in einer weiten Wüste sich verirrt und trieb sich Tage lang ohne Nahrung umher. Kein Baum, kein Strauch bot ihm in dem heißen Sandmeer Sättigung. Dem Wanderer drohte Hungerstod, obgleich er einiges Geld bei sich trug. Trotz seines vielen Suchens fand er den Weg nicht und kam in der Drangsal um. Man fand ihn endlich, sein Geld vor sich liegend und auf die Erde geschrieben:

„Wer immerhin gediegen Gold besitzet
Und ohne Nahrung ist, hat nichts gewonnen.
Dem armen Sonnverbrannten in der Oede
Geht eine weiche Rübe vor dem Silber."

Dieselbe Moral enthält die Erzählung Saadi's von einem Juwelenhändler, der einst in der Oede den rechten Weg verfehlt hatte und dessen Mundvorrath ausgegangen war, als er plötzlich in Wonne und Freude einen Beutel findet, in dem Glauben, er würde gedörrten Weizen enthalten; aber bald kehrte Trübsal und Verzweiflung zurück, da er die Gewißheit hatte, daß es Perlen seien:

„Was frommt in der trockenen Oede und dem Sand
Die Perle oder Muschel an des Durstigen Mund?
Was hilfts dem Nahrungslosen und Ermatteten,
Wenn Muscheln ihm und Gold im Gürtel sind?"

Noch ein anderes Beispiel, welches den Irrthum des Merkantilsystems an den Tag legt: Eine Schiffsmannschaft wird auf eine wüste Insel verschlagen. Sie rettet nichts von dem Schiffe, als ihr Leben und eine große Kiste voll Gold und Silber. Ist das ein beneidenswerther Zustand?

Was hilft endlich dem Geizhals das Geld, der, auf seinem Geldkasten sitzend und auf dessen weitere Füllung stets bedacht ist, sich die erlaubtesten Genüsse, ja die Arznei versagt, die ihm doch zur Verlängerung des Anblicks seines Mammons helfen könnte? Ist das nicht eine wahre Rabenansicht vom Gelde?

So ist der einzelne Mensch nicht blos in dem Maße reich, als er seinen Beutel gefüllt hat, sondern sein wahres Vermögen, seinen edleren Reichthum hat er in seinem Herzen und seinem Kopfe. Aehnliche Bewandtniß hat es mit ganzen Nationen. Noch kein einziger europäischer Staat ist verarmt, der in dem Fleiße, in der Arbeit und in der geistigen Bildung seiner Bürger die unerschütterliche Unterlage seines Wohlstandes und seines Reichthumes besaß.

§ 11. **Die Folgen des Merkantilsystems.** Folgen der merkantilistischen Staatsverwaltung waren überall und besonders in Frankreich übertriebene Beschränkung der Gewerbefreiheit, Gewaltherrschaft der Staatsbeamten (Büreaukratismus), Unterdrückung der kleinen Unternehmungen, Vernachlässigung und Verfall der Landwirthschaft, künstliche Vermehrung solcher Fabriken, deren Bestehen von Polizeimaßregeln, Schutzzöllen und Staatsunterstützungen abhängig ist, und besonders massenweise Verarmung der Arbeiter ꝛc. Sobald die Fabriken infolge eines geänderten Zollwesens, veränderter Mode oder eingestellter Staatsunterstützungen nicht den gewünschten Kapitalgewinn gewährten, zogen die Fabrikherren ihre Kapitalien zurück und dankten die armen Arbeiter ab.

Arme hat es bereits im Alterthum und Mittelalter gegeben, aber die massenweise Verarmung der Arbeiter, der sogenannte Pauperismus, ist größtentheils ein Erzeugniß des Merkantil- oder Fabriksystems. Wie es auf der einen Seite die Zahl der verarmten Arbeiter mehrte, so förderte es auf der andern Seite die Bereicherung der Kapitalbesitzer, so daß der Reichthum in immer höherem Grade sich in einzelnen Familien ansammelte und der Unterschied zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden immer rascher hervortrat.

Durch die Ausdehnung des Merkantilsystems auf die Verhältnisse ganzer Länder wußten die Fürsten theils durch die unmittelbare Theilnahme an dem Handel, theils durch die Einkünfte aus den Zöllen und Verbrauchssteuern sich dem Einflusse der Stände mehr oder weniger zu entziehen. Die Ausbildung der absoluten Monarchie geht Hand in Hand mit der Ausbildung des Merkantilsystems. In den Niederlanden und in England hat die absolute Monarchie allerdings Schiffbruch gelitten, aber an die Stelle derselben trat in beiden Ländern eine nicht weniger absolute Aristokratie.

Ungeachtet seiner Mängel hat das Merkantilsystem eine große soziale und politische Bedeutung. Vergessen wir vor Allem nicht, wie kräftig Colbert im Dienste des absolutistischen Königs der künftigen Freiheit vorarbeitete; wie die Hofgelehrten und Poeten jener Zeit dem Fürsten und seiner Allmacht schmeichelten und dennoch, indem sie Aufklärung im Volke verbreiteten, die Grundfesten des Absolutismus erschütterten. So legte Colbert unter dem Herrscher, dessen Devise das „L'état c'est moi!" gewesen ist, den Grund zur künftigen Macht des Bürgerthums. Colbert nahm dem Müßiggang seine Achtung und erklärte den Adel mit dem Handel vereinbar (Edikt von 1669). Dem Gedeihen des Handelsstandes war er mit wahrer Liebe ergeben; um des Volkes willen, nicht nur aus Spekulation, suchte er ihn zu heben.

Was man der Herrschaft des Merkantilsystems besonders verdankt, ist die Anregung, die es der Pflege der Mathematik und Naturwissenschaften gab. Leibnitz, Newton, Bacon haben im Zeitalter des Merkantilsystems gelebt und gewirkt. Kein Mensch aber ist größer als sein Zeitalter. (Vgl. insbesondere J. C. Glaser, „Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften." XI. 5. 1869. S. 300—320: „Die soziale und politische Bedeutung des sogenannten Merkantilsystems." A. Held, „Carey's Sozialwissenschaft und das Merkantilsystem", Würzburg 1866. H. Contzen, „Die drei volkswirthschaftlichen Systeme: Das Merkantilsystem, der Physiokratismus und das Industriesystem." Leipzig 1868.)

B. Das physiokratische System.

§ 12. **Grundsätze des Physiokratismus.** Der Erste, welcher den Standpunkt des Merkantilsystems überwand und eine auf Beobachtung der Thatsachen gestützte, zusammenhängende Darstellung der Erscheinungen des Wirthschaftslebens gab, war Philipp Cantillon, dessen Verdienste um die Wissenschaft bisher meistens den Physiokraten zugeschrieben wurden, welche ihm ihre wissenschaftlichen Sätze größtentheils entlehnt haben. Philipp Cantillon war ein englischer Bankier, welcher zur Zeit, als der Schotte J. Law in Frankreich seine Bank- und Finanzeinrichtungen versuchte, ebenfalls in Paris lebte und sich durch seine Spekulationen große Reichthümer erworben hatte. Er ging später nach London zurück, wo er (1733) von seinem Diener ermordet wurde.

In seiner Schrift „Ueber den Handel im Allgemeinen" (sur le commerce en général) erklärt er „Vermögen" als Inbegriff von brauchbaren Dingen, welche zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bestimmt sind.

Die Erde giebt für das Vermögen den Stoff und bildet die Quelle, aus welcher das Vermögen geschöpft wird. Durch die menschliche Arbeit erhält dieselbe ihre zum Gebrauch tauglich machende Form.

Der eigentliche Werth der Dinge wird daher bestimmt durch die Summe von Naturkraft (terre) und Arbeit (travail), welche darin enthalten ist.

Die Menschen und ihre Arbeit kann man erlangen, wenn man nur bereit ist, den für ihren Unterhalt nöthigen Aufwand zu machen.

Da nun Grund und Boden eines Landes immer nur in den Händen eines Theiles der Bevölkerung sich befinden kann und sonach die Existenz der ganzen Bevölkerung von jenem Theile abhängt, so hat dieser allein eine freie und unabhängige Existenz, während alle Anderen den Unterhalt durch ihre Arbeit gewinnen müssen.

Auf diesem von Cantillon gelegten Unterbau hat Quesnay, Leibarzt Ludwig's XV., das System der Physiokratie, die Lehre von der Naturherrschaft, errichtet. Im Jahre 1758 erschien die berühmte ökonomische Tabelle, welche unter den Augen des Königs gedruckt wurde. Nach dieser neuen Theorie ist die äußere Natur die Urquelle der Güter und mithin auch des Nationalreichthums. Der Landbau ist die Grundlage des Staates, die Grundbesitzer sind seine Träger. Alle Staatsbürger sind in drei Klassen zu theilen: 1) Grundeigenthümer; 2. produktive Staatsbürger, welche das Land bebauen, also Landwirthe, Forst- und Bergleute ꝛc.; 3. unproduktive Staatsbürger. Dahin gehören Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Staatsdiener u. s. w. Diese werden sämmtlich durch die Produkte der Erde erhalten, ohne daß sie bei der Hervorbringung derselben unmittelbar thätig waren. In Bezug auf das Finanzwesen ist der Hauptgrundsatz des Physiokratismus, daß nur der Urproduzent, d. h. der Landbauer, Steuern zu zahlen habe, denn die Steuern sind allein nach dem reinen Einkommen zu entrichten, und ein solches hat nur der Urproduzent. In gewerbspolitischer Beziehung stellt dieses System den Grundsatz einer unbedingten Gewerbefreiheit und unbeschränkten Konkurrenz auf. Gegen das merkantilistische Zwangssystem trat die neue Freiheitslehre der Physiokraten

in die Schranken, und man huldigte ihr um so lieber, da die Nachtheile des alten Zwangswesens offen vor Augen lagen und die Freiheit von den Physiokraten nicht blos wegen des Nutzens, sondern auch im Namen der Gerechtigkeit verlangt wurde. Die Arbeitskraft sei, sagten sie, der ganze Reichthum eines armen Menschen, und ihn hindern, dieselbe nach seinem Willen ohne Beleidigung seines Nebenmenschen anzuwenden, sei eine offenbare Verletzung seines heiligsten Rechtes. Die physiokratischen Theorien waren hiernach um so anziehender, als sie mit den ökonomischen Untersuchungen Betrachtungen über Tugend und Recht verbanden und eine edle Begeisterung für Sittlichkeit an den Tag legten; ja, es ist das Großartige dieses Systems, daß es über den materiellen Interessen nicht in Materialismus aufging, was leider heutzutage bei vielen ökonomischen Untersuchungen der Fall ist, welche nur den Maßstab von Produktiveffekten anlegen, nur die Tauschwerthe der Güter ins Auge fassen und die Personen der Sachenwelt unterordnen.

§ 13. **Kritik des physiokratischen Systems.** Der Grundirrthum des physiokratischen Systems liegt in der Ansicht desselben, daß die Natur allein Güter erzeugen könne. Die Nationalökonomie lehrt, daß die Natur nur nützliche Sachen erzeugen kann, aber nicht Güter, d. h. werthvolle Naturkörper. Diese zu erzeugen, ist allein der mit Geist begabte Mensch im Stande, weil er allein den Dingen Werth beilegen kann und sie dadurch in die Kategorie der Güter erhebt. — Der Landbau ist zwar eine hochwichtige Beschäftigung, wodurch der Volkswohlstand sehr gefördert werden kann, aber auch die technischen und Handelsgewerbe sind produktiv. Der Müller und der Bäcker verarbeiten das vom Landwirthe gelieferte Getreide zu Mehl und Brot und machen es uns durch ihre Arbeit erst verbrauchbar. Was nützten uns Flachs und Hanf, wenn sie nicht zu Garn und Leinwand gebraucht würden? Was würde ferner der Wald und alle seine Produkte nützen, wenn sie nicht weiter verarbeitet würden zu Bau- und Brennholz, zu Hausgeräthen und anderen Dingen, wenn sie nicht in den Handel kämen?

Daß die Physiokraten ebenso die Arbeiten der Staatsdiener und Gelehrten mit größtem Unrecht für unproduktiv erklären, d. h. für nicht befähigt, den Nationalreichthum zu vergrößern, bedarf wol kaum einer Auseinandersetzung.

Die Entdeckungen und Erfindungen eines Gelehrten können die Produktion der Güter vielleicht mehr befördern, als die Thätigkeit von tausend Arbeitern beim Ackerbau. So haben Männer wie Keppler, Galilei, Newton, Liebig, Wöhler und Bunsen von ihrem Studirzimmer aus dem Handel, der Industrie und Landwirthschaft die unschätzbarsten Dienste geleistet und mehr produzirt, als Hunderte von Landwirthen zusammengenommen.

Der Arzt, welcher einen Grundbesitzer oder Industrie-Unternehmer heilt, hat gewiß eine sehr produktive Handlung vollbracht. Die Bemühungen eines Arztes, eines Advokaten und Richters befriedigen so nothwendige Bedürfnisse, daß ohne ihre Arbeiten kein Staat bestehen kann. Ja, auch der Sänger, der Maler 2c. sind produktiv, sofern sie Befriedigung schaffen, und sofern sie das geistige und sittliche Kapital und damit die Produktivkraft des Volkes erhöhen.

Auch hinsichtlich der von den Physiokraten auf die Oekonomie angewandten Freiheitstheorie irrten sie insofern, als sie aus dem Grundsatze der Freiheit durch progressiven Gedankengang, d. h. auf dem Wege der philosophischen Spekulation, ökonomische Theorien herleiten wollten, ohne daß sie das Herzkammersystem des wirthschaftlichen Volkslebens durch die richtige Erfahrung kannten. So hat z. B. die Erfahrung sattsam gelehrt, daß die eigenthümlichen Verhältnisse des Waldbaues zu anderen Gewerben und zur Bevölkerung von der Art sind, daß sich bei keinem andern Zweige der Wirthschaft Beschränkungen der Freiheit so geltend machen wie hier. (Vgl. Contzen, „Der Einfluß des Waldes". Leipzig 1868.)

Die Verirrung der physiokratischen und vieler anderer Vertheidiger einer ganz unbeschränkten Freiheit ist hauptsächlich Folge einer falschen Methode, über solche Fragen zu urtheilen. Man gebraucht nämlich den allgemeinen Grundsatz der Gerechtigkeit wie ein mathematisches Prinzip und leitet daraus unmittelbar Folgerungen ab ohne Rücksicht auf die speziellen Verhältnisse des vorliegenden Falles, da wir doch denselben nur als leitende Maxime bei Verarbeitung der in Bezug auf den vorliegenden Fall gemachten Erfahrungen anwenden sollen.

Das Steuerwesen nach der physiokratischen Theorie einzurichten, hat man in der Praxis keines Staates versucht, aber ihrer Lehre von der Freiheit und von der Konkurrenz huldigten gar viele Staatsmänner in ihren gewerbspolitischen Unternehmungen.

Es kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß das physiokratische System, aller seiner Mängel ungeachtet, vortheilhaft auf das ökonomische Volksleben eingewirkt hat. Insbesondere hat es viel zur Lösung der Fesseln, welche das Merkantil- und Lehnssystem an die Wirthschaft der europäischen Völker gelegt hatte, beigetragen. Die physiokratische Wissenschaft erinnerte endlich einmal an jene arme, Jahrhunderte lang mißhandelte und entrechtete Bevölkerung des flachen Landes, an jene niedergedrückten, an Entbehrung, Willkür und Rechtlosigkeit gewöhnten kleinen Leute, die, verfrohnt, mit Lasten überbürdet, allen Ausschreitungen des entarteten Feudalismus preisgegeben waren. Jetzt endlich kam ihre Stunde. Die Wissenschaft lehrte, daß eben sie, die Gedrückten und Verachteten, der nützlichste Theil der menschlichen Gesellschaft seien; sie forderte vom Staate, ihnen alle Sorge, von der Gesellschaft, ihnen alle Anerkennung zu widmen; es drang in die trüben, armseligen Hütten der erste Strahl einer schönen Morgenröthe.

Das physiokratische System führte die nationalökonomischen Forschungen insofern weiter, als es die Aufmerksamkeit von der Größe des Besitzes, auf welche das Merkantilsystem zu viel Werth legte, ablenkte und auf das Einkommen, besonders das reine Einkommen, den Reinertrag der Gewerbe richtete; ferner insofern, als es auf die Wichtigkeit der Landwirthschaft, welche das Merkantilsystem oder Fabriksystem zu gering achtete, hinwies.

Als hervorragende Theoretiker in der Richtung Quesnay's sind zu nennen Mirabeau und besonders Turgot, welcher unter Ludwig XVI. von 1774—1776 im Ministerium war, und für Beseitigung der Frohnen und Befreiung der Ackerbauer von allen drückenden Lasten, für Freiheit der Arbeit (Gewerbefreiheit) durch Beseitigung des Zunftzwanges, Heranziehung des Adels

und der Geistlichkeit zu den öffentlichen Lasten, Freiheit der Presse und der Religionsausübung und Einführung von andern Reformen auf dem Gebiete der Staatsverwaltung eifrigst kämpfte.

Auch in Deutschland fand der Physiokratismus lebhaften Beifall. So tritt uns namentlich als einer der wichtigsten Anhänger J. A. Schlettwein entgegen, der Verfasser einer größeren Anzahl von Schriften und kleineren Abhandlungen, worin die Prinzipien des Physiokratismus mit theilweiser Beachtung und Befolgung anempfohlen wurden. Schlettwein's Bestrebung war auch die Veranlassung dazu, daß der Markgraf Karl Friedrich von Baden, ein orthodoxer Physiokrat, selbst einen Auszug aus Quesnay's Werken veröffentlichte und einen praktischen Versuch mit der Einführung des physiokratischen Systems unternahm, welchen er jedoch bald wieder aufgeben mußte.

Obgleich das System der Physiokraten als ein Ganzes untergegangen und ihr Ruhm durch Adam Smith, den großen Denker von Schottland, verdunkelt worden ist, werden sie doch immer eines der wichtigsten Glieder in der Geschichte der Wissenschaft bilden, indem sie die Unrichtigkeit des Grundprinzips der alten merkantilistischen Lehre, daß aller Reichthum in Geld bestehe, in klarster Weise an den Tag legten. (Der älteste Schriftsteller, welcher sehr klar die wahre Natur des Geldes erörterte, war wol der Bischof Berkeley, dessen „Querist“, in Betracht der Zeit seiner Abfassung (1735), eines der merkwürdigsten Beispiele von politischem Scharfblicke aus jener Zeit ist. Berkeley sagte sich von dem herrschenden Irrthum des Merkantilsystems, welches die Alchymisten und die Eldorado-Träumer des Mittelalters emporgebracht hatten, vollständig los, wovon folgende Fragen einen interessanten Beleg abgeben: „Würde es nicht eine ungeheure Thorheit sein, nichts als Gold und Silber von jedem Lande, mit dem wir handeln, zu importiren, gesetzt daß wir es thun könnten?“ „Muß Der nicht ein verrückter Patriot oder Staatsmann sein, dessen schließliche Ansicht dahin geht, nur Geld ins Land zu ziehen und es da zu behalten?“)

C. Adam Smith und seine Nachfolger.

§ 14. **Smith's Leben und Persönlichkeit.** Adam Smith wurde zu Kirkaldy in Schottland am 5. Juni 1723 geboren, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters. Seine Mutter erzog ihn mit der zärtlichsten Liebe und der größten Sorgfalt. Seine Schulbildung erhielt er auf der Lateinischen Schule zu Kirkaldy und seine Universitätsbildung zu Oxford. Die Gegenstände, welchen er besonders seine Studien zuwandte, waren die alten Klassiker, Philosophie, Dichtkunst, Geschichte und Staatskunde.

Im Jahre 1748 hielt er zu Edinburg Vorlesungen über Beredsamkeit und schöne Wissenschaften, drei Jahre nachher wurde er Professor der Logik und bald darauf Professor der Moral an der Universität Glasgow. Hier erwarb er sich als akademischer Lehrer einen ausgebreiteten Ruf im Fache der Philosophie und Staatswirthschaft.

Ein Theil seiner Vorträge bestand nämlich darin, daß er die Einwirkungen der wirthschaftlichen Fortschritte auf die Ausbildung der Jurisprudenz

besprach, während er in einem andern Theile seines Lehrkursus die Einwirkung verschiedener Staatseinrichtungen auf das wirthschaftliche Wohlergehen der Staatsangehörigen darstellte. In diesen Vorträgen fanden sich jedenfalls schon die Grundideen seines späteren Werkes. Im Jahre 1763 gab er sein Lehramt auf, um seine Bildung durch eine Reise auf dem Kontinente zu erweitern. Die Aufforderung, den jungen Herzog von Buccleugh dahin zu begleiten, bot ihm zur Ausführung dieses Planes eine vortheilhafte Gelegenheit. Auf dieser Reise lernte er Quesnay, den Gründer der physiokratischen Schule, Turgot, Necker, Helvetius und andere berühmte Männer jener Zeit in Frankreich kennen. Im Jahre 1766 kehrte er von seiner Reise zurück und lebte bis 1776 bei seiner Mutter in Kirkaldy, wo er seine Zeit ganz wissenschaftlichen Studien widmete, deren Haupterzeugniß sein Werk über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums war. Zwei Jahre nach Erscheinung desselben wurde Smith zu einem der königlichen Kommissarien für die Zölle in Schottland ernannt, seine hochbejahrte Mutter zog mit ihm nach Edinburg, wo er im Jahre 1790 starb, 67 Jahre alt, von zahlreichen Freunden und Verehrern betrauert.

Als Professor war Smith ein Muster strenger Gründlichkeit, Klarheit und Schärfe. In seinen Vorlesungen sprach er in der Regel Anfangs leise, kaum vernehmbar und halb beklommen, aber allmählig erhob sich seine Stimme und schwang sich zu einer Höhe und Wärme hinauf, die man bei den Celebritäten seines Vaterlandes zu bewundern pflegt.

Die reine Menschenliebe und der vaterländische Gemeingeist, welche ihn beseelten, wirkten auf seine nationalökonomischen Studien sehr anregend ein; die gründliche philosophische Bildung aber machte es ihm möglich, in einem wenig angebauten Gebiete einen neuen Weg für wissenschaftliche Untersuchungen zu bahnen. Die in seiner Heimat und auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen sicherten ihn gegen unpraktische Spekulationen, worein die Physiokraten verfallen waren. Er war der Erste, welcher in Bezug auf die Behandlung national- und staatsökonomischer Fragen von der bloßen Empirie und Spekulation, welche vor ihm herrschend waren, sich befreite und sich zur kombinirenden Beobachtung erhob.

§ 15. **Inhalt und Kritik des Smith'schen Werkes.** Wenden wir uns nun zum Inhalt des Werkes, welches den Ausgangspunkt der heutigen Volkswirthschaftslehre bildet. Es zerfällt in folgende fünf Bücher:

Erstes Buch. Von den Ursachen, durch welche die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt werden, und von den Regeln, nach welchen sich die Erzeugnisse derselben unter die verschiedenen Klassen der Gesellschaft vertheilen. Besonders werden hier besprochen die Arbeitstheilung, der Fleiß, das Geld, der Preis, der Arbeitslohn, die Landrente, die Preise des Silbers.

Zweites Buch. Von den Kapitalien: was sie sind, wie sie durch Anhäufung entstehen und wie sie angewandt werden.

Drittes Buch. Von den verschiedenen Fortschritten verschiedener Nationen in Erwerbung des Reichthums.

Viertes Buch. Von den Systemen der Staatswirthschaft, namentlich von dem Merkantil- und physiokratischen Systeme.

Fünftes Buch. Von den Einnahmen und Ausgaben des Staats.

Zu den Hauptgedanken der Theorie von A. Smith sind folgende zu rechnen:

1. Arbeit ist die ursprüngliche Quelle jedes Einkommens: die erste Bedingung der Vervollkommnung der Arbeit aber ist ihre Theilung.
2. Nur die völlige Freiheit in der Wahl der Arbeit und in dem Austausch der Werthe garantirt jeder vorhandenen einzelnen Kraft den besten Erfolg und damit zugleich auch dem Ganzen den sichersten Fortschritt.

Wie reich auch der Vorrath von Thatsachen war, welche Smith durch Beobachtung des wirthschaftlichen Lebens gesammelt hatte, so würde er doch gewiß nicht so sehr seine Vorgänger übertroffen haben, wenn er nicht mit einer besseren Kenntniß von dem Wesen des menschlichen Geistes wäre ausgerüstet gewesen, als diese; also hauptsächlich aus dem Umstande, daß Smith seine Lehre auf menschenwissenschaftliche Grundsätze gründete, scheint mir die Vorzüglichkeit derselben hervorgegangen zu sein. Er war der Erste, welcher bei seinen Untersuchungen über die Ursachen des Nationalreichthums dem Menschen die Hauptwirkung bei Erzeugung der Güter zuschrieb. Man könnte daher mit Recht sein System, gegenüber dem Physiokratismus, besser das anthropokratische System nennen. Jedoch klar bewußt war sich Adam Smith dieser Begründung keineswegs, er unterließ es, seinen theoretischen Forschungen die Grunduntersuchungen über die Prinzipien vorauszuschicken. Daher rühren größtentheils die Hauptmängel in seiner Lehre. Nicht ganz ohne Grund hat man nämlich oft dem berühmten Werke Adam Smith's vorgeworfen, daß der Faden der Entwicklung seiner Lehre häufig durch Abschweifungen unterbrochen werde. Sind nun auch diese Nebenbetrachtungen, worin der Verfasser sichtlich seine Lieblingsgegenstände mit dem ihm in hohen Grade eigenen Geist und Scharfsinn behandelt, nicht immer in der natürlichen Ordnung und Reihenfolge des Werkes angebracht, so tragen sie doch sehr wesentlich dazu bei, den instruktiven Werth und das Interesse des Werkes zu erhöhen und viele Leser zu gewinnen, welche sich durch eine streng wissenschaftliche und logische Form der Darstellung minder angezogen fühlen als durch Diskussion und praktische Erläuterungen. Dieser Umstand dürfte daher dem System von Adam Smith keinen wesentlichen Eintrag thun und sein Verdienst, die Volkswirthschaftslehre zuerst in systematischer Weise begründet zu haben, nicht schmälern.

Einen schwer wiegenden Mangel seines Systems müssen wir jedoch darin erblicken, daß seine Prinzipien meistens aus der Natur des Einzelnen abgeleitet sind, ohne Rücksicht darauf, ob dieselben mit dem Gedeihen des Ganzen harmoniren. —

Gern würden wir noch Mittheilungen über die Wirksamkeit vieler tüchtiger Männer beifügen, welche sich seit Adam Smith mit den Lehren der Volkswirthschaft, namentlich auch in Deutschland, beschäftigten. Da jedoch der vorstehende historische Abriß nur als Einleitung zu einer Darstellung der Volkswirthschaftslehre dienen soll, so müssen wir hier auf weitere literaturgeschichtliche Mittheilungen verzichten.

Zweites Buch.

Die Bedeutung der Volkswirthschaftslehre und Darstellung ihrer Grundbegriffe.

Erstes Kapitel.

Die Bedeutung der Volkswirthschaftslehre.

§ 16. **Vorbemerkung.** „Mit der Entstehung der Volkswirthschaftslehre ist ein Stern aufgegangen, der uns zu einem neuen schönen Leben führt, zu einem Leben, in welchem nicht blos einige Glieder des Volkes, sondern Alle, oder doch möglichst Viele, wohlhabend und gebildet sind." So sehr auch von Vielen die hohe Bedeutung dieser Worte des edlen, vor einigen Jahren heimgegangenen Lehrers der Landwirthschaft und Nationalökonomie, F. Gottlob Schulze, der einst zu Jena so segensreich wirkte und seine Zuhörer für die Lehren der Volkswirthschaft dadurch zu begeistern wußte, daß er ihre Blicke auf die höchsten Ziele dieser Wissenschaft hinlenkte, erkannt wird, so ist doch die Zahl Derjenigen noch groß, welche die Einsicht von der Wichtigkeit des Studiums der Nationalökonomie noch nicht gewonnen haben; über medizinische, chemische und mathematische Fragen wagt selten Jemand zu urtheilen, der nicht Medizin, Chemie und Mathematik studirt hat, das Studium der Nationalökonomie dagegen sehen die Meisten als unnöthig an zur Beurtheilung nationalökonomischer Gegenstände. Nothstand der arbeitenden Klassen — Organisation der Arbeit — Uebermacht der Despotie des Kapitals — Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsumtion — Druck der Konkurrenz u. s. w. — lauter alltägliche Schlagworte, ohne die es in einer Besprechung über öffentliche Zustände kaum hergeht, lauter Gegenstände, über welche fast Jeder mit einem fix und fertigen Urtheil herausgeht, ohne sich vorher auch mit den einfachsten volkswirthschaftlichen Begriffen bekannt gemacht zu haben. Es ist dies in der That ein naives Vorurtheil! Würde es nicht lächerlich sein, wenn Jemand ohne die geringsten Rechtskenntnisse Prozeß führen wollte? Ist es aber nicht eben so lächerlich, wenn Jemand über Fragen, die den bedeutendsten Nationalökonomen Kopf zerbrechen gekostet haben, eine entscheidende Stimme abgeben will, ohne den geringsten Begriff von der Nationalökonomie zu haben? — Verlangt man

nicht ferner — trotz aller Pfuscherei — von einem Arzte, der Rezepte verschreiben, auskultiren und perkutiren zc. will, daß er den Bau des menschlichen Organismus, Zweck und Ineinandergreifen der verschiedenen Organengruppen und Organentheile kenne, daß er über den materiellen Gang des Lebens und über die Wechselwirkungen, von welchen dasselbe erhalten, in Gesundheit fortgeführt oder zur Krankheit übergeleitet werde, sich Klarheit verschafft habe? — Nur auf diese Weise kann der Arzt dem abgeänderten Lebensprozesse, welchen wir Krankheit nennen, mit Kunstmitteln begegnen. Nun ist aber der Organismus des wirthschaftlichen Lebens gewiß nicht weniger komplizirt als der des menschlichen Körpers. Es scheint daher nichts natürlicher, als daß Diejenigen, welche den Wirthschaftskörper von seinen Krankheiten heilen und zu seinem Wohlsein beisteuern wollen, sich, ehe sie dies unternehmen, mit dem Wesen des gesellschaftlichen Organismus, mit den wichtigsten Erscheinungen und Vorgängen im wirthschaftlichen Leben, den Gesetzen und Beziehungen, nach welchen sich dieselben regeln, vertraut machen; denn unmöglich können wir die heilende Hand an die Wunden des sozialen Lebens legen, wenn nicht zuvor eine gründliche Diagnose der vorhandenen Krankheiten vorausgegangen ist, wozu das volkswirthschaftliche Studium unbedingt nothwendig ist. Allein trete man mit dieser Forderung jenen, mit ihren Rezepten stets bereiten Wunderdoktoren entgegen und frage sie nach den einfachsten volkswirthschaftlichen Regeln, der Bedeutung des Kapitals, den Gesetzen des Lohnes, Werthes und Preises und dergl., so ergiebt sich nicht selten, daß es ihnen an den Elementarkenntnissen, an dem A-B-C in einem Fache gebricht, in welchem sie als Lehrer auftreten wollen. Man darf sich unter diesen Umständen nicht wundern, wenn selbst angesichts der fast täglich wachsenden Theilnahme, mit welcher sich unsere Zeit volkswirthschaftlichen Tagesfragen zuwendet, Vertrautheit mit den einfachsten nationalökonomischen Wahrheiten noch nicht als unentbehrlicher Bestandtheil allgemeiner Bildung angesehen wird und noch vielfach die Ansicht verbreitet ist, daß der gesunde Menschenverstand genüge, um sich auf dem Gebiete der Nationalökonomie zurecht zu finden. Hiernach ist es zur Zeit noch dringendes Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit des Studiums der Volkswirthschaftslehre zurückzukommen, trotzdem daß das Beschäftigen mit nationalökonomischen Gegenständen in hohem Grade Modesache geworden ist.

§ 17. **Die Bedeutung der materiellen Interessen.** Die Volkswirthschaftslehre ist unstreitig eine hochwichtige und interessante Wissenschaft, deren Kenntniß von Keinem vernachlässigt werden darf, der sich über die Grenze gewöhnlicher oder einseitiger Bildung erheben will. Es ist sicherlich ungemein anregend und nützlich, zu wissen, wie die Völker ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigen, wie die gütererzeugenden Kräfte im Staatskörper auf- und niedersteigen, wie mit den materiellen Interessen immer zugleich die intellektuellen Interessen steigen oder fallen; denn nach dem Zeugniß der Geschichte muß eine Nation in einem gewissen Wohlstande leben, wenn sie in der Kultur und in der Civilisation Fortschritte machen soll. Weit mehr als von der politischen Verfassung hängt das sittliche und physische Wohl, wie die allgemeine Befriedigung der überwiegenden Mehrzahl von den volkswirthschaftlichen Zuständen und Einrichtungen ab: sie sind die wesentlichsten

Lebensbedingungen, die wichtigsten Elemente und Grundlagen der bürgerlichen Gemeinwesen. Wo daher die Finanzen eines Staates blühen sollen, muß zuvor der Wohlstand eines Volkes blühen, denn die Blüte der Finanzen ruht lediglich im Volkswohlstande, in der steigenden Güterproduktion der einzelnen Volksglieder. Die Arbeiten und Ersparungen derselben sind daher auch die Quelle der öffentlichen Prosperität, den Thautropfen vergleichbar: kein einzelner ist von sichtbarer Wirkung, allein ihrer befeuchtenden Gesammtmasse verdanken wir den Blütenreichthum des Frühlings und die Frucht des Herbstes.

Durch blühende Volkswirthschaft wohlhabend werdende Völker bereichern in steter Progression die Staatskassen. Dies ist ein mit unverkennbaren Lettern aus der Geschichte der Volkswirthschaftslehre hervorleuchtendes Axiom, dies das Fundament, die festeste Grundlage einer prosperirenden Finanzverwaltung.

Je mehr daher eine Regierung ihre Aufmerksamkeit der Aufbesserung der materiellen Verhältnisse der einzelnen Volksglieder zuwendet, desto sicherer wird sie auch durch günstige Resultate ihrer Bemühungen auf dem rein politischen Felde Erfolge erringen.

Nur wenn wir auf der gesunden Basis materieller Interessen stehen, vermögen wir auch eine gesunde Politik durchzuführen. Zu jeder Zeit waren in jedem Staate gute Finanzverhältnisse eine Hauptmacht und die Politik ein von ihr abhängender Faktor. Der arme Staat aber steht jeden Tag am Rande des Abgrundes. „Ein Volk, welches um Brot jammert, wird schwerlich viele Poeten und Gelehrte von Bedeutung erzeugen, und die Künste machen keinen Eindruck auf Solche, welche sich bekümmert fragen, ob sie morgen zu essen haben werden. Wer hungert, hört nicht auf den Segen des Priesters.“ Der Sozialismus ist die gezeitigte Frucht des Pauperismus. Genug wahrlich, um das rechte Maß des Wohlstandes als Ziel des wirthschaftlichen Lebens, um die Gesetze, auf denen er ruht, ernster Würdigung werth erscheinen zu machen!

§ 18. **Die Wichtigkeit nationalökonomischer Bildung für die einzelnen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft.** Wenn eine der wesentlichsten Grundlagen unserer Zeit in dem Auftreten und der allgemeinen Verbreitung volkswirthschaftlicher Auffassung des Menschheitdaseins und der dadurch herbeigeführten Umwandlung der persönlichen Verhältnisse der Individuen, also gleichsam in einer Eroberung auf sozialem Gebiete, erblickt werden muß, so ist damit der hohe Nutzen der Wissenschaft dokumentirt, welche das ganze Wirthschaftsleben eines Volkes zum Gegenstand hat, dieses als einen Organismus ansieht, welcher von Gesetzen beherrscht wird, von deren Kenntniß das Wohl und Wehe ganzer Nationen abhängt.

Der universelle Charakter der Volkswirthschaftslehre leuchtet jedoch noch mehr ein, wenn wir ihre hohe Bedeutung für die einzelnen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft speziell ins Auge fassen. Fast Jeder empfängt in der That von der Nationalökonomie, dieser Blüte der Wissenschaften, wie man sie genannt hat, Licht und Aufklärung. Dem Staatsmanne ist sie ein Leitstern, der ihn bei seinen Schöpfungen führt, ein Schlüssel, der ihm das Gebiet der Geschichte, des Rechts und der Politik zum praktischen Verständniß öffnet.

Eben so wichtig, ja geradezu unentbehrlich, ist die Nationalökonomie für den Richter der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, für den Historiker und Philologen. Sie führt, da das Recht seiner größten Masse nach durch die faktischen Verhältnisse des Lebens hervorgerufen ist, den Juristen in den Geist des Rechts ein, zeigt ihm die Vollkommenheit und Mangelhaftigkeit der Rechtsinstitute und deckt ihm die Lücken seiner Rechtsquellen auf; sie schärft den Blick des Historikers in der Betrachtung und Würdigung der Vorgänge der allgemeinen Völkerbewegung und erschließt ihm somit ein Gebiet der Erkenntniß, welches ohne diesen Wissenszweig kaum zu begreifen ist.

Der unschätzbare Werth, insbesondere die praktische Nutzbarkeit der Nationalökonomie zeigt sich in noch höherem Grade, wenn wir bedenken, was die Wissenschaft für das eigentliche Erwerbs- und Verkehrsleben ist, also theils vorzugsweise für den Kaufmann, theils für jeden Gebildeten überhaupt, denn wie die Dinge heute stehen, ist Jeder verpflichtet, wenn auch beschränkten Maßes, Kaufmann zu sein, und muß sich deshalb die Begriffe des Verkehrs und seiner Organisation klar machen. Ist es aber nicht gerade die Nationalökonomie, zu der wir in dieser Beziehung die sicherste Zuflucht nehmen? Ist sie nicht die Wissenschaft, welche über die wichtigsten Vorgänge und praktischen Fragen des alltäglichen Lebens, über Preisschwankungen, Wohlfeilheit und Theuerung, Spekulation u. s. w. jedem Einzelnen klare Anschauungen verschafft? Mit ihrer Hülfe erkennen wir die Fehler in unserem Geschäftsleben, sowie die Mittel zur Ausrottung derselben. Sie ist daher dem Kaufmann, dem Industriellen und jedem Gewerbetreibenden ein Kompaß auf dem weiten Felde der materiellen Interessen; sie mahnt ihn, insbesondere auch den Landwirth, an die Nothwendigkeit des Fortschrittes in Kunst und Betriebsamkeit, indem sie ihn begreifen lehrt, daß man heutigen Tages aus dem Geleise des alten Schlendrians herauszugehen und den Geboten einer gesunden volkswirthschaftlichen Anschauung folgen muß. Wir leben in den Zeiten der Handels- und Gewerbefreiheit, wo Jeder zu Grunde gehen muß, der ohne vollendete Kenntniß der Geschäftsbedingungen und unbefähigt in Konkurrenz tritt. Außerdem ist gerade der Beruf des Landwirths in seinen Beziehungen zum öffentlichen Leben so beschaffen, daß er, ohne mannichfache und wesentliche Nachtheile, der wichtigsten Grundlehren der Nationalökonomie heute nicht mehr entbehren kann, aber auch nicht mehr entbehren darf in dem Völkerwettkampfe auf dem wirthschaftlichen Gebiete, für den ganze Nationen die Vollständigkeit der Volksbildung als entscheidende Waffe erkennen und die nationalökonomische Einsicht im Volke als eine der wichtigsten gebrauchen. (Komers.)

Wie dem Landwirthe, so ist die Nationalökonomie auch für den Forstmann, bei der gegenwärtigen Entwicklung der Forstwissenschaft, durchaus unentbehrlich. (Vgl. H. Contzen, „Das Studium der Nationalökonomie, insbesondere für die Nothwendigkeit nationalökonomischer Bildung für den Forstmann in der Gegenwart.“ Leipzig 1869.)

Auch die Wichtigkeit der Nationalökonomie für die Lehrerbildung ist hervorzuheben. Wenn es auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein würde, die Volkswirthschaftslehre in den Lehrplan der eigentlichen Volksschule aufzunehmen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Lehrer und Erzieher

wenigstens im Allgemeinen eine bestimmte soziale Anschauung sich aneignen muß, um richtige volkswirthschaftliche Grundsätze im Verlaufe des ganzen Unterrichts auf die Jugend übertragen zu können. (H. Contzen, „Die Volkswirthschaftslehre als Unterrichtsgegenstand auf höheren und niederen Schulen.“ Leipzig 1868.)

Endlich ist noch ganz besonders auf die große Bedeutung volkswirthschaftlicher Bildung für den Arbeiterstand hinzuweisen.

Gerade bei der sogen. arbeitenden Klasse wurzeln noch eine Menge von Irrthümern, welche die Verbesserung ihrer Lage nicht minder hemmen, als sie die Erhaltung und das Fortschreiten des Volkswohlstandes gefährden. Dahin gehören insbesondere die kommunistischen und sozialistischen Vorurtheile in Bezug auf Recht der Arbeit, Despotie oder Herrschaft des Kapitales u. s. w. Ganz unbekannt mit den segenbringenden Grundsätzen der Nationalökonomie, mit den Grundbedingungen des Volkswohlstandes, glauben wirklich Viele, es sei der Armuth abzuhelfen, wenn man einen Theil des Vermögens der Wohlhabenden unter die Besitzlosen theile. Diese Ansicht ist grundfalsch. Gesetzt, daß alle Besitzenden freiwillig ihr Besitzthum zu einer gleichen Vertheilung hergeben wollten, so müßte man doch im Interesse des ganzen Volkes und besonders der Arbeiter selbst sich gegen eine solche Vertheilung des Besitzes erklären, weil infolge derselben Wohlstand, Bildung, Ordnung und Freiheit untergehen, Hungersnoth und Elend, Barbarei und Knechtschaft an ihre Stelle treten würden. Die Nationalökonomie bringt dem Arbeiter die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Eigenthumsrechtes, des Erbrechtes und des Familienhaushaltes, dieser Fundamentalbedingungen aller sozialen und politischen Menschenordnung, zum Bewußtsein und öffnet ihm hierdurch die Einsicht in das Wesen und die Tendenz der Weltbeglückungspläne jener irrthumsbefangenen Ideologen oder anarchisch gesinnten Feinde der Gesellschaftsordnung, welche alle großen und segensreichen Errungenschaften der Kultur und Civilisation vernichten wollen.

§ 19. **Die civilisatorische Bedeutung der Nationalökonomie insbesondere.** Es erübrigt nun noch, die hohe civilisatorische und versittlichende Bedeutung der Nationalökonomie etwas eingehender zu beleuchten. Wol Niemand hat diese Seite klarer in ihr wahres Licht gestellt als der große Britte Thomas Buckle in seiner berühmten Geschichte der Civilisation, sowie nicht minder dessen ebenbürtiger, geistesverwandter Nachfolger Hartpole Lecky in seiner „Geschichte des Ursprungs der Aufklärung in Europa.“ (Deutsch von H. Jolowicz.)

Die große Wahrheit — bemerkt Lecky —, daß vom finanziellen Gesichtspunkte aus, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, jedes Volk, jedes Handwerk oder Gewerbe bei der Wohlfahrt jedes andern interessirt ist, wird mit jeder neuen Entwicklung der politischen Oekonomie immer klarer und kann nicht verfehlen, einen großen sittlichen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben. — Es würde ein Leichtes sein, darzuthun, daß die politische Oekonomie durch Enthüllung der wahren Ursachen von der nationalen Wohlfahrt eine beträchtliche Veränderung in mehreren unserer sittlichen Urtheile bewirkt hat. Von der Art ist zum Beispiel die Veränderung in der verhältnißmäßigen Stellung von Verschwendung und Geiz, von jugendlichen Unbesonnenheiten

und übereilten Ehen in der sittlichen Skala; von dieser Art sind auch die wichtigsten Umgestaltungen, welche der Begriff der Barmherzigkeit durch die Schriften von Defoe, Ricci und Malthus erfahren hat.

Es ist zu wiederholten Malen anerkannt worden, daß die politische Oekonomie die entschiedenste Verneinung der Askese vertritt. Von dem Anfang des vierten Jahrhunderts, als das Mönchssystem zuerst von Aegypten her in die Christenheit eindrang, bis beinahe zur Reformation, war die asketische Theorie überall vorherrschend. Die Bewegung, welche die Beispiele des heiligen Antonius und Pachonius durch die Schriften des heiligen Hieronymus und Basilius hervorgerufen, erhielt ungefähr zwei Jahrhunderte später ihre vollständige Organisation durch den heiligen Benedikt. Die Kreuzzüge und der heilige Bernhard riefen die Ritterorden ins Leben, die Lehre des heiligen Bruno die Karthäuser, die religiösen Kämpfe des dreizehnten Jahrhunderts die Franziskaner, Dominikaner und Karmeliter, der Konflikt der Reformation die Theatiner und die Jesuiten. Mit Ausnahme des letzten Jahrhunderts, während dessen ein Widerstand gegen die Mönche sich erhoben hatte, repräsentirt dieser lange Zeitraum die fortwährende Hochhaltung des asketischen Prinzips als die höchste Form, mit der sich alle Arten des Heroismus natürlich vereinigten und verschmolzen. Vergleicht man diesen Zeitraum mit den letzten drei Jahrhunderten, so ist der Grundsatz sehr augenfällig.

Von dieser industriellen Civilisation*) ist die politische Oekonomie der intellektuelle Ausdruck, und es ist nicht zu viel gesagt, daß *sie eine vollständige Theorie des menschlichen Fortschrittes an die Hand giebt, die der Theorie der Askese gerade entgegengesetzt ist.* Von ihrem Standpunkte aus ist der Reichthum die Grundlage der intellektuellen und sozialen Entwicklung, denn so lange die Menschen so gestellt sind, daß Alle für ihren Lebensunterhalt arbeiten müssen, ist ein Fortschritt unmöglich. Eine Ansammlung des Kapitals ist daher der erste Schritt zur Civilisation, und diese Ansammlung hängt hauptsächlich von der Vermehrung der Bedürfnisse ab. Wenn die Bewohner eines Landes sich mit Dem begnügen, was lediglich zur Fristung des Lebens hinreicht, werden sie nur das Minimum von Arbeit verrichten, sie werden keine anhaltenden und andauernden Anstrengungen zur Verbesserung ihrer Lage machen, und da sie ihrer Fortpflanzung wenig oder gar keinen Zwang auflegen werden, muß ihre Zahl schneller als ihre Subsistenzmittel wachsen, und das schrecklichste Elend schließlich über sie hereinbrechen. Um ein solches Volk aus seiner Barbarei zu erheben, ist das erste wesentliche Erforderniß, es mit seiner Lage unzufrieden zu machen. Sobald der Maßstab seiner Bedürfnisse sich vergrößert, sobald die Menschen dahin gelangen, einen gewissen Grad von Lebensbehaglichkeit für eine Nothwendigkeit zu erachten, bilden sich die Gewohnheiten der Sparsamkeit und Selbstbeschränkung, und der materielle Fortschritt beginnt. Aber es ist den Menschen unmöglich, hiermit ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Der Horizont ihrer Begehrlichkeit erweitert sich immer mehr. Jeder befriedigte Wunsch weckt viele andere, und auf diese Weise werden neue Anstrengungen

*) Civilisation nennen wir jenen großen Entwicklungs- oder Erziehungsprozeß, welchen die Menschheit in der Geschichte fortschreitend durchläuft

gemacht, und damit ist die weitere Entwicklung der Gesellschaft gesichert. In der Atmosphäre des Luxus, welche der erhöhte Reichthum erzeugt, treten verfeinerter Geschmack und Sinn für das Schöne und geistige Bestrebungen hervor. Fähigkeiten, die früher geschlummert haben, werden geweckt, der menschlichen Thatkraft eröffnen sich neue Richtungen, und unter dem Antrieb des Verlangens nach Reichthum suchen die Menschen sich jedes neue Bedürfniß zu verschaffen, welches der Reichthum erzeugt hat. So heben sich meistentheils Kunst und Literatur und Wissenschaft, und alle die Verfeinerungen und Entwicklungen der Civilisation und alle die Erfindungen, welche die Leiden der Menschen gemildert oder ihre Genüsse vermehrt haben. Und dasselbe Prinzip, welches die Civilisation schafft, schafft auch die Freiheit und regelt und erhält die Sitten. Die ärmeren Klassen hören auf, die hülflosen Werkzeuge ihrer Herren zu sein, da infolge des größeren Reichthums die Nachfrage nach ihrer Arbeit zunimmt. Die von der politischen Oekonomie verurtheilte Sklaverei verschwindet allmählig. Das der Arbeit aufgedrückte Brandmal wird beseitigt, der Krieg als eine Barbarei und der Despotismus als ein Einbruch in die Rechte des Eigenthums verworfen. Der Sinn für gemeinschaftliche Interessen vereinigt die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, und die Ueberzeugung, daß jedes Volk seine Thatkraft auf diejenige Art der Produktion richten muß, für welche es von Natur am geeignetsten ist, bewirkt eine Theilung der Arbeit, welche die Völker jedes von dem andern abhängig macht. Unter dem Einfluß der industriellen Beschäftigungen werden die Leidenschaften zurückgedrängt, die alten kriegerischen Gewohnheiten zerstört, eine Achtung vor dem Gesetz, eine Rücksichtsnahme auf die Interessen Anderer, eine Besonnenheit und Ausdauer des Charakters eingeschärft. Der Geschmack gestaltet sich so, daß ihm weniger die starken, sondern mehr die gleichmäßigen Genüsse zusagen, und da der Maßstab der Vortrefflichkeit nach dem Grade der Nützlichkeit bestimmt wird, verschwindet ein ganzes Heer von eingebildeten Tugenden und Lastern, welche durch die Unwissenheit erzeugt worden waren, in aller Stille. Dieses, oder etwas dem Aehnliches, ist das Bild des Fortschritts, welches die politische Oekonomie aufrollt. (Lecky a. a. O. S. 279 ff.)

Diese Bemerkungen werden den freundlichen Leser von dem wohlthätigen und befruchtenden Einfluß der volkswirthschaftlichen Grundsätze auf die Ausbreitung und Festigung echt menschlicher, christlicher, friedlich-thätiger und schöpferischer Lebensweise, auf Achtung und Anerkennung der Kontinuität des Rechts und aller staatlichen und sozialen Gestaltung zur Genüge überzeugen.

§ 20. **Resumé.** Werfen wir zum Schluß einen kurzen Rückblick auf die Hauptpunkte, welche die politische Oekonomie fruchtbringend und in das wirkliche Leben eingreifend erscheinen lassen, so hat dieselben K. H. Rau, der hochverdiente Restor unserer Wissenschaft, in übersichtlicher Weise folgendermaßen zusammengestellt:

1. Sie zeigt dem Staatsmann die Bahn, welche die Staaten zu Reichthum und Macht hinführt und auf welcher keine Regierung zurückbleiben kann, welche ihre Aufgabe begreift und eifrig zu lösen bedacht ist.

2. Sie giebt dem Finanzbeamten Belehrung über seinen ganzen Wirkungskreis.

3. Sie leistet auch für andere Gebiete der Staatsverwaltung nützliche Dienste, namentlich für die Justizbeamten, weil die Natur der auf Sachgüter sich beziehenden Verhältnisse unter den Menschen durch sie beleuchtet wird, weil manche Rechtsgesetze auf Beweggründen aus dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre beruhen oder doch nach denselben beurtheilt werden müssen, und weil auch die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten häufig die nähere Kenntniß wirthschaftlicher Angelegenheiten voraussetzt, — ferner für den Advokaten aus den nämlichen Ursachen und sodann darum, weil viele Privatangelegenheiten, in denen er Beistand zu leisten hat, in das Administrativfach einschlagen.

4. Sie läßt den Gewerbsmann die Stelle, die sein Nahrungszweig im ganzen Gewerbewesen einnimmt oder einnehmen kann, erkennen, und deutet ihm an, welche Betriebsarten und Fortschritte die gemeinnützigsten, sichersten und einträglichsten sein werden.

5. Sie giebt jedem denkenden Staatsbürger schätzbare Aufschlüsse über viele Erscheinungen des täglichen Lebens, welche allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme anregen, aber ohne Hülfe der Wissenschaft nicht gründlich beurtheilt werden können, und sie zerstreut hierdurch manche schädliche Vorurtheile.

6. Sie wirft ein helles Licht auf den Gliederbau, die Grundverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und das Spiel der Thätigkeiten in ihr. Zwar ist die wirthschaftliche Seite derselben nicht die einzige, und die Staatswirthschaftslehre darf deshalb nicht schon als die vollständige Theorie der Gesellschaft angenommen werden, allein sie giebt wenigstens einen sehr bedeutenden Beitrag zu derselben und ist daher jedem Forscher unentbehrlich, der, etwa auf geschichtlichem Wege oder von einem anderen Standpunkte aus, die wirthschaftlichen Verhältnisse ergründen will.

7. Die Ergebnisse der politischen Oekonomie sind endlich auch, wenn man die Angelegenheiten des Menschengeschlechtes aus einem höheren sittlichen und weltbürgerlichen Gesichtspunkte überschaut, beruhigend und erfreulich. Sie zeigen, daß der Wohlstand nur da eine bleibende Wohnstätte findet, wo Gerechtigkeit, gesetzliche Ordnung, bürgerliche Freiheit, Sicherheit und Bildung Wurzeln geschlagen haben. Sie geben, was insbesondere das Verhältniß der Staaten zu einander betrifft, die Ueberzeugung, daß der Wohlstand eines Volkes nicht durch Eroberungen, Erpressungen oder Schwächung der Betriebsamkeit anderer Völker, sondern nur durch den eigenen Kunstfleiß und den hierauf gegründeten, freien, beiden Theilen nützlichen Tauschverkehr dauernd gefördert werden könne. Man hat aufgehört, in der Blüte anderer Staaten ein Hinderniß der eigenen Wohlfahrt zu erblicken, und findet schon hierin einen Antrieb, den völkerrechtlichen Bestand und die freundliche Annäherung zwischen den Staaten zu unterstützen. (Rau, „Lehrbuch der politischen Oekonomie“, 1. Band.)

Je weiter also die genaue Kenntniß der bedeutungsvollen Gesetze des Wirthschaftslebens in das Leben eindringt, desto stärker und friedlicher muß auch das Band werden, welches Alle einigend umschlingt.

Zweites Kapitel.

Kurzer Ueberblick der nationalökonomischen Grundbegriffe.

§ 21. **Vorbemerkung.** Bevor wir zur Darstellung der nationalökonomischen Grundbegriffe schreiten, ist es noch unumgänglich nothwendig, uns darüber zu verständigen, um was es sich bei der Volkswirthschaftslehre eigentlich handelt, indem irrige Voraussetzungen in Betreff des Wesens, Inhaltes und Umfanges derselben weit verbreitet sind.

Die Untersuchung, wie wirthschaftliche Güter entstehen, vertheilt und verbraucht werden, das Vermögen im objektiven Sinne sich bildet, macht den Gegenstand der allgemeinen Wirthschaftslehre oder Nationalökonomie aus. Sie ist, wie neuerdings immer mehr anerkannt wird, eine ethisch-anthropologische Wissenschaft, und die Normen, welche sie aufstellt, sind Naturgesetze, nicht insofern sie, wie die Gesetze der äußeren Natur, mit unwiderstehlicher Gewalt wirken — denn der Mensch als ein freies Wesen ist der Nothwendigkeit der äußeren Natur nicht unterthan —, auch nicht insofern sie den natürlichen Gang der Gesetze darstellen, nach denen die Menschen in den Besitz des Vermögens gelangen, — denn einen allgemeinen, für alle Zeiten und Völker gleichmäßig tauglichen Weg des Vermögenserwerbs giebt es nicht — sondern insofern sie die in der menschlichen Natur begründeten, ewigen und göttlichen Ordnungen darstellt, auf welchen der Erwerb und Verbrauch des Vermögens beruht.

Die Volkswirthschaftslehre ist, wie der berühmte Philosoph Hegel treffend in seiner „Rechtsphilosophie“ bemerkt, eine Wissenschaft, die dem Gedanken Ehre macht, weil sie zu einer Masse von Zufälligkeiten die Gesetze findet: „Dies Ineinandergehen, an das man zunächst nicht glaubt, weil Alles der Willkür des Einzelnen anheimgestellt scheint, ist vor Allem bemerkenswerth, und hat eine Aehnlichkeit mit dem Planetensystem, das dem Auge nur unregelmäßige Bewegungen zeigt, aber dessen Gesetze doch erkannt werden können.“

Sowie die Philosophie nach den letzten Gründen der übersinnlichen Welt forscht, wie sie absieht von allen Zufälligkeiten und das System aufbaut, nach dessen Gesetzen Alles naturgemäß ist, so forscht auch die Volkswirthschaftslehre nach dem Naturgemäßen auf ihrem Gebiete; sie ergründet die natürliche Ordnung und unterscheidet diese von einer künstlichen Organisation, sie bleibt nicht bei dem Aeußerlichen, Sichtbaren stehen, sondern sie sucht nach dem Urgrunde der Erscheinungen im Wirthschaftsleben. Wir kennen die Anziehungskraft der Erde, das Gesetz der Schwere und des Falles; wir berechnen den Umlauf der Planeten um die Sonne, die Umdrehung der Gestirne um ihre eigene Achse, wir forschen nach den ewigen Naturgesetzen, wir ergründen sie und ziehen daraus unsere Schlüsse. Vor solchen Urgesetzen muß der Mensch anbetend still stehen und sich ihnen unterwerfen. Solche Naturgesetze sind überall zu finden, wo der Mensch darnach sucht und offenen Auges mit klarem Geiste forscht und sieht, und solche Naturgesetze gelten auch für unser Verkehrsleben. Sie haben es geordnet

seit Jahrtausenden, meistens unerkannt von den Menschen, welche oft gegen sie gesündigt haben zu eignem Nachtheile, und der Neuzeit ist es vorbehalten geblieben, sie in das rechte Licht zu setzen. (W. Röhrich.)

Die Untersuchung der Frage, wie die Privaten, die Gemeinden und Genossenschaften, der Staat mit den zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse erforderlichen wirthschaftlichen Gütern versorgt werden, ist dagegen die Aufgabe der praktischen Wirthschaftslehre oder Staatswirthschaftslehre (Volkswirthschaftspolitik). Diese hat es nicht mit der Erforschung von Naturgesetzen, sondern mit der Untersuchung der Anstalten und Einrichtungen zu thun, deren Eigenthümlichkeit aus der Natur des wirthschaftenden Subjektes und der Beschaffenheit seiner Bedürfnisse hervorgehen. Diese sind daher nicht gleichbleibend, sondern müssen sich verändern und wechseln nach Maßgabe der Veränderung und des Wechsels der Bedürfnisse und der äußeren Bedingungen, unter denen sie befriedigt werden sollen.

Die allgemeine Wirthschaftslehre hat sich nach dem Vorgange Say's mit der Erzeugung, Vertheilung und Konsumtion der materiellen Güter zu beschäftigen. Diesen drei Zweigen der Wirthschaft, welche von den meisten Lehrern der Nationalökonomie besonders besprochen werden, sind zum klaren Verständniß des Ganzen die Grundbegriffe vorauszuschicken, mit denen im Weiteren zu operiren ist: also die Begriffe Gut, Werth, Preis, Vermögen, Wirthschaft, Reichthum, Armuth, Dürftigkeit u. s. w.

Wie nothwendig es ist, um zu irgend welcher Sicherheit in der Wissenschaft zu kommen, sich von der Bedeutung der Grundbegriffe Rechenschaft zu geben, ist keinem Zweifel unterworfen. Je mehr es gelingt, dieselben deutlich zu machen, um so leichter gewinnt man eine Einsicht in die Lehre von der Produktion, Vertheilung und Konsumtion der Güter, um so vollkommener wird man den Zusammenhang derselben zu einem wissenschaftlichen Ganzen auffassen und um so sicherer das durch das nationalökonomische Studium Gewonnene im Leben anwenden können. (Vgl. Contzen, Einleitung in das staats- und volkswirthschaftliche Studium. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. Leipzig 1870. S. 40 und S. 59 ff.) Betrachten wir zunächst den Begriff Gut, welcher in der Regel als der Fundamentalbegriff der ganzen Wissenschaft angesehen wird.

§ 22. **Gut.** Man pflegt Güter in nationalökonomischer Bedeutung (wirthschaftliche, materielle Güter) diejenigen Gegenstände zu nennen, welche die Menschen als tauglich für ihr Leben anerkennen, deshalb schätzen und der Natur abgewonnen haben.

Wenn der Mensch auch den Stoff der Güter eben so wenig hervorzubringen wie zu vernichten vermag, so macht doch sein Geist, seine Vorstellung von Zweck und Mittel, sein Wille sie zu Gütern. An und für sich sind die rohen Naturstoffe noch keine Güter, sondern sie werden es blos in dem Maße, als sie dem menschlichen Leben dienstbar werden, aus ihrer starren Isolirtheit in den Fluß des bewegten Lebens gelangen, als ihnen unser Geist nach dem Maße ihres Nutzens einen Werth beilegt. Die Erzeugung der Güter ist demnach als ein Werk des Menschengeistes, als eine freie That der menschlichen Vernunft anzusehen. In einer Gegend, wo die Natur nützliche Pflanzen, Mineralien &c. in üppigster Fülle hervorbringt,

giebt es kein einziges Gut, wenn kein Mensch in ihr lebt, indem nur dieser die nützlichen Dinge in die Kategorie der Güter erhebt. Die Perlen, welche auf dem Boden des Meeres liegen, die edlen und unedlen Metalle, die Kohlen, das Salz und andere Mineralien, welche noch verborgen im Schoße der Erde ruhen, gehören noch nicht zu den wirthschaftlichen Gütern, von welchen die Volkswirthschaftslehre handelt. Erst dann, wenn sie an den Tag gefördert werden und in unseren Besitz gelangen, können sie den übrigen Gütern angereiht werden.

Die Geschichte der allmähligen Erhebung der Menschheit aus dem rohen Naturzustande beweist, daß ihre Fortschritte zu einem veredelten Dasein jederzeit in geradem Verhältnisse standen zu ihrer Befähigung, die rohen Naturstoffe zu bewältigen und dem Gebrauche für menschliche Zwecke mehr und mehr anzupassen.

Alle Kulturfortschritte haben im Ganzen den Erfolg, die Gütermenge zu vermehren, weil mit dem Wachsthum der Kultur auch die Bedürfnisse und Einsichten wachsen. Darum zeigt auch die Güterentwicklung ein Gebiet ohne Grenzen. Ein Stillstehen oder Aufhören derselben ist, so lange die Erde steht und Menschen darauf leben, nicht denkbar.

Es erhellt aus dem Vorstehenden, daß der Begriff eines Gutes wesentlich relativ sein muß, indem mit jedem Wechsel unserer Einsichten und Bedürfnisse sich auch bald die Grenzen, bald die Höhenverhältnisse des Güterreiches ändern. So hat die Tabakspflanze seit Jahrtausenden existirt, ein Gut aber ist sie erst geworden, seitdem man ihre Brauchbarkeit zum Schnupfen und Rauchen erkannt und schätzen gelernt hat. Auf ähnliche Weise sind die Kalksteinschiefer von Solenhofen erst seit Erfindung des Lithographirens in höherem Grade zu Gütern geworden; die schlechtesten Knochen seit Erfindung des Knochenmehldüngers. Die Klippeninseln, erhoben über die Meereswellen durch die Exkremente der Vögelscharen, existirten seit Jahrhunderten im Stillen Ozean, selbst von den Menschen nur als indifferenter Stoff gekannt. Aber von dem Augenblick an, daß Europäer in ihm ein Mittel erkannten, den alt gewordenen eigenen Acker zu verjüngen, ward dieser Stoff im Guano zum Gut erhoben.

Andererseits verlieren Zaubermittel, Amulete und Reliquien mit dem Glauben an ihre Wirksamkeit auch die Güterqualität. So sind in Persien die Türkise hochgeschätzt, weil man glaubt, daß die tägliche Betrachtung dieser Edelsteine vor dem „bösen Auge" schütze (K. Ritter, Erdkunde VIII, S. 327); sobald man diesen Aberglauben ablegt, wird auch der Güterwerth der Türkise bedeutend sinken.

Nicht selten erkennt der Mensch an einem schon erzeugten Gute einen neuen Werth und schätzt es deshalb weit mehr als seither. So stieg z. B. der Werth des Gipses, den man früher nur als Baustoff anwandte, in hohem Grade dadurch, daß man lernte, ihn zur Düngung anzuwenden. Manche sehen diese Werthserhöhung als eine besondere Art der Gütererzeugung an.

§ 23. **Fortsetzung. Die immateriellen Güter.** Man begegnet oft der Meinung, daß die Volkswirthschaftslehre nicht blos von den mate-

riellen Gütern zu handeln habe, sondern auch von dem Wesen der immateriellen Güter. Dieser Ansicht können wir nicht beipflichten. Allerdings ist in der Nationalökonomie davon zu sprechen, wie für den Volkswohlstand Religion, Sittlichkeit, Kenntnisse und andere immateriellen Güter wichtig sind, aber das Wesen derselben zu entwickeln ist nicht *ihre* Aufgabe! Wenn man in der Nationalökonomie für Erziehung der Kinder eine Theorie aufstellen oder über das Wesen der Schönheit Aufklärung geben will, so fehlt man eben so, wie der Pädagog, welcher in der Erziehungslehre eine Theorie des Geldes, und wie der Aesthetiker, welcher in der Aesthetik Regeln für zweckmäßige Einrichtung der Gebäude giebt. Nur so viel hat der Nationalökonom über die immateriellen Güter zu sagen, als nöthig ist, um ihr Verhältniß zu den materiellen Gütern deutlich zu machen.

Man hat diese Ausschließung wol Einseitigkeit, Materialismus genannt. Doch tadelt Niemand einen Schriftsteller über Taktik, wenn dieser seine Aufmerksamkeit auf militärische Gegenstände beschränkt; noch wirft man ihm vor, daß er damit etwa den ewigen Krieg empfehlen wolle. (Senior.)

Wenn wir auch den immateriellen Gütern ihre volle Bedeutung und namentlich auch dem unverkennbaren Einflusse der fortschreitenden sittlich-geistigen Fortbildung alle Würdigung zollen, so müssen wir doch dem Gebiete der Nationalökonomie, um die klare Darlegung ihrer Lehren zu ermöglichen, bestimmte Grenzen anweisen, und diese sind die Lehre von den materiellen Gütern in der Volkswirthschaft, durchdrungen und veredelt von den Beziehungen zu den übrigen Sphären des Volkslebens. Ohne Gesittung, ohne Rechtsachtung würde die Wirthschaft des Individuums, der Familie, des Volkes der würdigsten Grundlage ermangeln. Indem nun die Volkswirthschaftslehre die sichtbare Welt als Mittel zur Erreichung menschlicher Zwecke betrachtet, wahrt sie sich für ihr Gebiet die innigen Beziehungen zu den höheren Sphären des Volkslebens (Religion, Moral, Recht, Wissenschaft, Kunst), ohne dieselben einer selbständigen Betrachtung zu unterziehen.

Wenn wir daher, wie aus dem Gesagten hervorgeht, die immateriellen oder inneren Güter in dem Sinne von Storch u. A. von dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre ausschließen, wird man uns doch wol von dem Vorwurfe einer materiellen Auffassung freisprechen, indem aus allen unseren Untersuchungen die Bedeutung der geistigen Kräfte für die Erscheinungen des wirthschaftlichen Volkslebens hervorleuchtet.

§ 24. **Tausch und Verkehr.** Je zahlreicher die Bedürfnisse der Menschen, je verschiedenartiger ihre Fähigkeiten sind, desto weniger ist der Einzelne im Stande, seinen ganzen Bedarf unmittelbar selbst zu befriedigen. Hierin liegt die Natürlichkeit des Tausches begründet. Durch ihn wird die Befriedigung unserer Bedürfnisse wesentlich befördert und erleichtert. Der Tausch ist in der That in dem wirthschaftlichen Leben der Völker von so großer Bedeutung, daß einige Gelehrte die Nationalökonomie eine Katallaktik (Wissenschaft vom Tausche) genannt haben. Wenn auch diese Auffassung eine zu weit gehende und unlogische ist, so hängen doch die Grundbegriffe der Volkswirthschaftslehre, das Wesen des Werthes und Preises ꝛc. so innig mit dem Tausche zusammen, daß J. St. Mill den Umlauf der Güter als eine fortgesetzte Reihe von Tauschgeschäften ansieht und den Tausch die Maschine

nennt, wodurch der Produktionsertrag eines Landes sich unter die verschiedenen Klassen seiner Bewohner verhältnißmäßig vertheile.

Wer dem kulturgeschichtlichen Entwicklungsgange folgt, wird die Wichtigkeit des Tausches bald erkennen. Derselbe ist nicht nur in ökonomischer, sondern auch in sozialer Beziehung das Kennzeichen für den Beginn einer selbständigen organischen Entwicklung. Je weiter die Arbeitstheilung sich ausdehnt, um so mehr gewinnt der Tausch an Bedeutung. Arbeitstheilung und Tausch bedingen einander wechselseitig und entwickeln sich in und durch einander. Jede neue Stufe der Arbeitstheilung macht auch vermehrte Tauschhandlungen nothwendig, um die Güter an die Bedürfenden gelangen zu lassen. Damit entsteht von selbst ein Verhältniß des beständigen Austausches der Güter und Leistungen zwischen einer immerfort wachsenden Anzahl von Einzelnen, welches schließlich als ein gemeinsames Band die Gesammtheit derselben umschlingt. Dieses Verhältniß, in das nach und nach nothwendig Alle untereinander treten, nennen wir den *Verkehr*: „ein lebendiges Netz von Beziehungen, das Bedürfniß und Leistung ununterbrochen knüpfen und lösen."

§ 25. **Der Werth.** Das Wort „Werth" bezeichnet in unserer Wissenschaft die anerkannte und *geschätzte* Tauglichkeit eines Dinges für menschliche Zwecke. Die Schätzung ist vor Allem insofern ein wesentliches Merkmal des Werthbegriffes, weil es vorkommt, daß der Mensch die Nützlichkeit einer Sache erkennt, aber doch nicht schätzt, und deshalb eine solche Sache nicht zu den Gütern gerechnet werden kann. Die Juden wissen, daß Schweinefleisch ein nützliches Ding ist, aber es hat für sie keinen Werth, wenigstens keinen Gebrauchswerth, weil das Gesetz ihnen den Genuß verbietet.

Gebrauchswerth ist nämlich der individuelle Werth vom Standpunkt dessen betrachtet, der eine Sache gebrauchen will; *Tauschwerth* der Grad der Fähigkeit eines Gutes, gegen andere Güter vertauscht zu werden. Der Gebrauchswerth ist der ursprüngliche und natürlichste, der Tauschwerth mehr der durch das gesellschaftliche Leben und den Verkehr künstlich gewordene oder geschaffene Werth. (Sozialer Werth nach Adam Müller.) *Affektionswerth* (Werth der Vorliebe) ist der nur von *einer* Person anerkannte Gebrauchswerth. Man denke z. B. an das Bildniß, die Haarlocke eines Verstorbenen, an ein Papier mit Notizen, welche nur für den verständlich sind, der sie gemacht hat.

§ 26. **Werth und Preis insbesondere.** Da die Begriffe Werth und Preis oft verwechselt werden, so erscheint es nothwendig, den Unterschied beider etwas eingehender zu entwickeln.

Der Werth ist von dem Preise, d. h. von dem, was im Handel für Etwas gegeben oder genommen wird, in folgenden Beziehungen verschieden:

1. Der Werth wird durch Urtheilen und Schätzen des Menschen erzeugt, der Preis durch einen Kauf, welchen zwei Personen mit einander abschließen.

2. Der Begriff Werth ist weit umfassender als der Begriff Preis. Alles, was Preis hat, hat auch Werth, denn sonst könnte es nicht in den Handel kommen; aber nicht umgekehrt hat jedes werthvolle Ding auch einen Preis. Die atmosphärische Luft hat einen sehr hohen Werth, hat aber keinen Preis und kann auch nie einen erlangen, weil sie nicht Gegenstand des

Handels werden kann. Das Wasser hat immer einen hohen Werth, kann aber nur sehr selten einen Preis erlangen.

3. Der Werth ist eine intensive Größe, kann also unmittelbar nicht in Zahlen dargestellt werden; der Preis dagegen ist eine extensive Größe und läßt sich unmittelbar in Zahlen darstellen.

4. Die Größe des Werthes hängt von ganz andern Umständen ab, als die Größe des Preises. Der Roggen z. B. hat deshalb einen sehr hohen Werth, weil er zur Bereitung des nothwendigsten Nahrungsmittels dient, sein Preis dagegen ist dann sehr hoch, wenn eine Mißernte stattgefunden hat oder viel Roggen in das Ausland verkauft worden ist u. s. w. Der Werth eines Dinges hat auf den Preis desselben allerdings Einfluß, aber er bestimmt den Preis nicht allein, sondern viele andere Ursachen wirken außerdem darauf ein, z. B. die Erzeugungskosten einer Waare und die Konkurrenz. Deshalb kann ein Ding einen hohen Werth und doch einen sehr geringen Preis haben, z. B. Holz in waldreichen Gegenden, und umgekehrt kann ein Gegenstand für die meisten Menschen einen geringen Werth und doch einen sehr hohen Preis haben, z. B. der Edelstein.

Wenn wir den Wohlstand eines Volkes beurtheilen und besonders den Einfluß einer Einrichtung oder eines Gesetzes auf denselben erforschen wollen, dann müssen wir unser Augenmerk zunächst und hauptsächlich auf den Werth der Güter, aus welchen das reine Einkommen der einzelnen Volksglieder besteht, richten und zu diesem Zwecke den Bildungsgrad, die Bedürfnisse in den verschiedenen Ständen erforschen, sowie auch darüber Untersuchungen anstellen, wie weit die Güter, welche jährlich eingenommen werden, zur Befriedigung dieser Bedürfnisse ausreichen und welche Sicherheit das Einkommen hat u. s. w. Dieser Regel folgt man gewöhnlich nicht, sondern richtet das Augenmerk auf den Preis der Dinge, besonders auf den Geldpreis. Diese falsche Art zu urtheilen, ist eine reiche Quelle von Irrthümern, namentlich von solchen, welche dem Merkantilsystem und dem Physiokratismus angehören. Ueberhaupt trägt die Verwechselung der Begriffe Werth und Preis viel dazu bei, daß man das wahre Wesen des Wohlstandes und die höhere Bestimmung des wirthschaftlichen Lebens verkennt, daß man die Alleinherrschaft des Eigennutzes in der Wirthschaft begünstigt und die höheren sittlichen Bestrebungen nicht beachtet. Mit Recht sagt daher auch Ricardo in dieser Beziehung: „Aus keiner Quelle entspringen so viele Irrthümer und Meinungsverschiedenheiten, als aus den unbestimmten Bedeutungen, welche man dem Worte Werth gegeben.“

Darum ist Jedem, welcher eine deutliche Einsicht in das Wesen der Wirthschaft zu erlangen wünscht und durch dieselbe ein höheres Ziel als Reichthum oder Geldgewinn erreichen will, dringend zu rathen, vor Allem die beiden Begriffe Werth und Preis sich möglichst klar zu machen und dieselben so viel als möglich nur in der oben entwickelten Bedeutung zu gebrauchen.

§ 27. **Abstrakter und konkreter Werth.** Die Wissenschaft unterscheidet ferner nach dem Vorgange Rau's (Lehrbuch I., § 61 ff.) einen abstrakten und einen konkreten Werth oder den Gattungs- und den Quantitätswerth. Der erstere bezeichnet das Werthverhältniß zwischen einer ganzen Art oder Gattung von Gütern und den allgemeinen Bedürfnissen der Menschen. So hat z. B. die Buche als Brennmaterial einen höheren Gattungswerth als die Kiefer. Der konkrete oder Quantitätswerth hingegen ist der Werth, welchen eine bestimmte Quantität (Menge oder Masse) eines Gutes für eine bestimmte Person, Nation ꝛc. unter bestimmten Umständen hat; dieser Werth ist also von den Verhältnissen zwischen Bedarf und Vorrath ꝛc. bedingt. So hatte z. B. das von Robinson gefundene Gold für ihn gar keinen konkreten Werth. „Je roher eine Volkswirthschaft ist, je isolirter namentlich die einzelnen Privathaushaltungen, desto mehr steht der Gebrauchswerth in dem Vordergrunde vor dem Tauschwerthe, der konkrete vor dem abstrakten; womit dann freilich auch eine immer größere Schwierigkeit verbunden ist, das Vermögen objektiv abzuschätzen.“ (Roscher.)

§ 28. **Wechselverhältniß zwischen Werth und Gut.** Wenn der Leser unsere Erörterungen über den Werth mit dem vergleicht, was oben (§ 22) über den Begriff „Gut“ gesagt wurde, so wird er finden, daß beide Begriffe auf das Innigste zusammenhängen. Beide beziehen sich nämlich auf die anerkannte und geschätzte Tauglichkeit eines Dinges für menschliche Bedürfnisse. Gut ist das concretum, Werth das abstractum. Der Werth ist der Inbegriff der wesentlichsten Eigenschaften, welche ein Gut hat. Sobald wir einer Sache einen Werth beilegen, erkennen wir sie als Gut, und sobald wir Etwas als ein Gut bezeichnen, geben wir zu erkennen, daß es Werth habe.

Welche Werthart einer bestimmten Sache beigelegt wird, hängt nicht immer von der Beschaffenheit der Sache ab, sondern von der Bestimmung, welche man ihr giebt. Die Einreihung eines Gutes in eine oder die andere Klasse hängt daher von Zeit und Umständen ab, und das Urtheil darüber ist meist subjektiv und darum veränderlich; der Zweck, welchen sich der Eine bei der Verwendung eines Gutes vorsetzt, ist oft von den Zwecken des Andern ganz verschieden. Der Tuchhändler sieht bei seinem Vorrathe zunächst auf den Tauschwerth, er will ihn verhandeln; sein Kunde beabsichtigt, dasselbe Tuch zu seiner Bekleidung zu verwenden, für ihn tritt der individuelle Werth, der Gebrauchswerth hervor. Ein Quantum Korn kann von einem Landwirthe zu Saatkorn oder zum Verkaufe bestimmt werden; im ersteren Falle tritt für ihn der Gebrauchswerth, im zweiten der Tauschwerth in den Vordergrund u. s. w.

Was schließlich den von einigen Seiten gemachten Versuch betrifft, das Wort „Gebrauchswerth“ aus unserer Wissenschaft auszumerzen zu wollen, so können wir hierin nur einen Rückschritt erblicken, denn der Gebrauchswerth ist ein streng ökonomischer Begriff und als Grundlage und Voraussetzung des Tauschwerthes für die Erkenntniß und das Verständniß volkswirthschaftlicher Gesetze nicht zu missen. Die Schätzungen des Gebrauchswerthes sind für das Gebiet der Produktion wie der Konsumtion der Güter von der allergrößten Wichtigkeit.

§ 29. **Vermögen.** Der Inbegriff von Gütern, welche sich im Besitz einer physischen oder moralischen (juristischen) Person befinden, wird Vermögen genannt. Es giebt demnach Privat-, Korporations-, Gemeinde-, Staats-, Volks- und Weltvermögen. Die Abschätzung dieser verschiedenen Arten von Vermögen wird um so schwieriger, als der Begriff derselben

umfassender wird und die Möglichkeit des Tausches mehr und mehr zurücktritt. Während zur Schätzung des Vermögens einzelner Personen und Körperschaften der Tauschwerth am geeignetsten erscheint, kann derselbe z. B. zur Schätzung des ganzen Volks- und Staatsvermögens nicht hinreichen. Völker und Staaten bilden mehr oder weniger für sich abgeschlossene Körper. Was sie besitzen, kann nach auswärts nur zum Theil vertauscht werden. Vieles hat lediglich für die bezügliche Gesammtheit als solche einen Werth. Der Gebrauchswerth tritt dadurch in den Vordergrund. Manche an sich sehr werthvolle Dinge können gar nicht nach dem Tauschwerthe allein abgeschätzt werden. So z. B. Häfen, schiffbare Flüsse, Straßen u. dgl. oder Hochgebirgswälder (Bannwälder in der Schweiz), die zum Schutze, zur Gesundheit und Fruchtbarkeit der Länder dienen und auch dann sorgfältigst erhalten werden müssen, wenn sie nur unerhebliche Tauschwerthe besitzen sollten. Das gesammte Staatsvermögen — der „Nationalreichthum" — wird also meist weit zweckmäßiger nur mittelbar bestimmt, und zwar durch die behagliche Lage der minder vermöglichen Einwohner, durch den Aufwand der Gesammtbevölkerung für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, durch die ständige Zunahme vielfacher Verbesserungen durch Gebäude, Straßen, Kulturen u. s. w., durch leicht ausführbare Zahlungen, durch Darlehen anderer Völker und Staaten, u. dgl. m. Bei dem Weltvermögen ist eine Schätzung nach dem Tauschwerthe folgerichtig gar nicht denkbar, weil ein Verkehr oder Austausch der Vermögensbestandtheile mit anderen Welten unmöglich ist, ein Tauschwerth ohne Fähigkeit und Möglichkeit des Tausches aber nicht existiren kann.

§ 30. **Reichthum.** Wer ein großes Vermögen besitzt, wird im gewöhnlichen Leben reich und dieser Besitz selbst Reichthum genannt; aber die Dehnbarkeit dieses Begriffes ist so groß, daß man z. B. mit demselben Vermögen in einer kleinen Provinzialstadt reich sein kann, in der Hauptstadt dagegen nur in einem mäßigen Wohlstande damit leben würde. Es ist daher verkehrt, den Reichthumsbegriff zum Ausgangspunkt der Untersuchungen über das Wirthschaftsleben zu nehmen, so sehr sich auch Adam Smith und nach ihm viele Andere, welche dasselbe Ziel verfolgten, darin gefallen haben. Mit Recht bemerkt darüber A. Lindwurm: „Bei der Mehrzahl aller Wirthschaften bildet der Reichthum nicht einmal den Endpunkt, viel weniger den Ausgangspunkt der schaffenden Thätigkeit. Wie kann man also von dem Begriffe desselben, wenn man ihm keine gezwungene Bedeutung beilegen will, als der Grundlage der Darlegung der Wirthschaftslehren ausgehen? Ueberdies ist der Reichthumsbegriff so vieldeutig und deshalb unbestimmt, sein Gebrauch zu poetischen Zwecken ein so beliebter, daß er sich schon deshalb wenig dazu eignet, auf ihn als Grundlage einer Wissenschaft zu rekurriren. So ist es höchst charakteristisch für denselben, daß Adam Smith Untersuchungen über den Nationalreichthum, dessen Natur und Ursachen anstellt und im ganzen Verlaufe seiner Erörterungen mit keiner Silbe des Reichthumsbegriffes selber gedenkt. Es stützt sich der Begriff des Reichthumes nothwendig auf den des Werthes; er hängt deshalb, wie dieser, von der individuellen Schätzung ab. Jemand, der von Anderen für reich gehalten wird, nennt sich selber vielleicht arm."

Aus allen diesen Gründen ist der Begriff „Wohlstand" als Zielpunkt

des wirthschaftlichen Lebens dem Reichthumsbegriff vorzuziehen. Beide unterscheiden sich in folgenden Punkten:

1. Reichthum bezieht sich auf das Haben, Wohlstand auf das Sein, auf das Befinden des Menschen. Es kommt aber nicht darauf an, daß der Mensch viel hat, sondern darauf, daß er sich wohl befindet, sich glücklich fühlt.

2. Reichthum setzt Ueberfluß an Gütern voraus, Wohlstand dagegen nur eine solche Menge, die zur Befriedigung der Bedürfnisse hinreicht.

§ 31. **Fortsetzung.** Da in der neueren Zeit das Wort Wohlstand öfter gebraucht wird, so darf man vermuthen, daß an die Stelle der falschen merkantilistischen Anschauung, wonach der Mensch mehr auf das Haben als auf das Sein, mehr auf das Vermögen, als auf das Einkommen sieht, in vielen Kreisen unseres Volkes eine bessere Ansicht getreten ist. Es hat sich aber nicht blos der Gedankengang in dieser Beziehung verbessert, sondern auch das wirthschaftliche Leben selbst, indem jetzt sehr viele Familien in Wohlstand leben, ohne ausgedehnten Grundbesitz oder großen Kapitalbesitz zu haben.

Der Wohlstand ist in der That als Ideal vom privat- wie volkswirthschaftlichen Standpunkt anzusehen, jedoch immer nur als ein organisches Glied mit den übrigen intellektuellen und moralischen Elementen des menschlichen Lebens. Mit dem Wohlstande Einzelner wie ganzer Völker nimmt, wie die Geschichte zur Evidenz an den Tag legt, die Lebensdauer und Arbeitskraft zu, selbst unter mancherlei mächtigen Gegenwirkungen, wie sie relativ ungünstige lokale und klimatische Verhältnisse, namentlich aber die industrielle Anspannung der Kräfte und ihre vielfache Verschwendung, mit sich bringen. Ein großer Theil der Krankheiten und Pesten des Mittelalters ist uns nur noch dem Namen nach bekannt. Aber auch heute noch ist das Durchschnittslebensalter der arbeitenden und ärmeren Klassen nur 25 bis 30 Jahre, der wohlhabenderen 50—60 Jahre. Daß insbesondere für die Kinder der ärmeren Klasse — im Gegensatz zu denen der wohlhabenden und reichen Klasse — ein höchst ungünstiges Sterblichkeitsverhältniß sich herausstellt, darüber lassen die Ergebnisse der Statistik schon längst keinen Zweifel mehr übrig.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller zu den sogenannten „typhösen Krankheiten" gezählten Krankheitsformen, daß sie vorzugsweise in den schmuzigen Höhlen der Armuth und des Elendes gedeihen und sich verbreiten, daß sie unter dem Einfluß dieser Mißstände besonders häufig aufzutreten und mit Beseitigung derselben nicht selten zu verschwinden pflegen.

Die Armuth drängt die Menschen eng an einander, läßt für die Schranken der Sitte nicht Raum, drängt ihnen daher die Verführung auf.

Alles Dieses weist uns auf die höhere Bedeutung des Wohlstandes für Kultur, Civilisation und geistiges Leben hin.

Einzelne haben zwar in tiefer Armuth auf geistigem Gebiete Großes geleistet, denn das Genie kennt keine absolute Schranke. Aber es bleibt immer die Frage, ob auf dem Boden des rechten Maßes materieller Güter sein Leben nicht noch größer, noch schöner sich entfaltet haben würde.

Auf die Bedeutung des Wohlstandes in dem Leben eines der größten Genies Deutschlands, Goethe's nämlich, ist häufig mit Recht hingewiesen worden.

Wie sehr Goethe selbst den materiellen Wohlstand als wesentlichen Faktor der Civilisation erkannte, dürfen wir als bekannt voraussetzen.

Auch die Statistik der Verbrechen spricht eklatant für den Wohlstand.

§ 32. **Dürftigkeit, Armuth, Pauperismus und Proletariat.** So werden die Zustände des wirthschaftlichen Volkslebens genannt, welche dem Volkswohlstand entgegengesetzt sind.

Dürftigkeit findet statt, sobald ein Mensch nur noch die dringendsten Bedürfnisse befriedigen kann, aber für die übrigen keine Mittel hat.

Armuth ist die Unfähigkeit, weder aus eigenen Mitteln, noch aus eigener Kraft den nothwendigen Lebensunterhalt zu bestreiten. Dieser Zustand ist mit der Abhängigkeit von fremder Unterstützung verbunden.

Von Pauperismus (Massenarmuth) spricht man dann, wenn man in einem Lande eine große Masse von Armen erblickt.

Mit dem Worte Proletarier bezeichnet man die in großer Masse vorhandenen Armen (besonders verarmte Handarbeiter) dann, wenn sie, Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung der Gesellschaft und Erbitterung gegen die Besitzenden in sich tragend, die Meinung hegen, daß ihnen nur durch eine revolutionäre Aufhebung der Staatsgesetze und des Eigenthums zu helfen sei, und wenn sie sich als Glieder eines Ganzen, eines einflußreichen, oft gefahrdrohenden Standes fühlen. Das Glaubensbekenntniß der Proletarier ist der Kommunismus. Das Wesen des Proletariats liegt demnach theils in der Erbitterung gegen die Besitzenden und gegen den Staat, theils in dem Bewußtsein der Macht.

Was das Wort selbst anlangt, so war ursprünglich in Rom der Name Proletarier (Kindererzeuger) ein Ehrenname; später aber drückte er einen unserm heutigen ganz adäquaten Begriff aus.*)

Das Proletariat stellt sich als eine Krankheit des Gesellschaftsorganismus dar, denn es ist jederzeit die Folge von Störungen der Harmonie. (Vgl. über das Wesen des Proletariats, namentlich über die verschiedenen Erscheinungsformen desselben, die treffliche Darstellung bei Riehl, „Bürgerliche Gesellschaft", S. 267 ff. Die Unterschiede von Armuth, Dürftigkeit, Vermögen und Reichthum behandelt bereits nicht ungeschickt von Justi „Staatswirthschaft", 1755 (I. S. 449 ff.).

§ 33. **Wirthschaft.** Die Thätigkeit, welche der Mensch ausübt, um Güter in seinen Besitz zu bringen, nennt man eine wirthschaftliche, die Gesammtheit der dahin zielenden Anstrengungen Wirthschaft oder Oekonomie. Das Ziel der wirthschaftlichen Thätigkeit selbst besteht jedoch nicht darin, eine möglichst große Summe von Bedürfnissen zu befriedigen, sondern eine möglichst umfassende Herrschaft des Menschen über die Natur zu begründen. Diese erfordert aber nicht Anreizung der Bedürfnisse, sondern Regelung derselben, um die Gegenwart mit der Zukunft und das Interesse des Individuums mit dem Interesse der Gesammtheit in Uebereinstimmung zu setzen.

*) „Vielkinderei ist besonders Sache der Proletarier. Demnach deutet das Wort Proletarier auf eine Hauptursache des Proletariats hin, auf die Vielkinderei." Schulze, „Nationalökonomie". Leipzig 1856. S. 610.

Die Wirthschaft ist somit, wie Hasner sagt, ein Element der sittlichen Thätigkeit innerhalb objektiver Zwecksphären. In welcher Weise der Mensch wirthschaftlich handeln soll, darüber müssen ihm die Wirthschaftsgesetze Aufschluß geben. Nun darf aber der Mensch nicht blos wirthschaften, sondern es steht ihm auch noch ein großes Feld nützlicher Thätigkeit offen, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, zur Veredlung seiner selbst und zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, in dem er sich befindet. Denn wir wirthschaften, um zu leben; aber wir leben nicht, um zu wirthschaften, ruft uns Riehl zu.

Daß die Wirthschaft höheren Zwecken als Mittel untergeordnet werden soll, haben schon die Griechen erkannt, z. B. Aristoteles und Xenophon. Von diesem Standpunkt aus betrachten auch die Römer (Cicero u. A.) die Wirthschaft, indem sie alle Betriebsamkeit, sofern ein römischer Bürger sich ihr hingiebt, auf das honestum und decorum beziehen.

Der öfter ausgesprochene Vorwurf, daß die Volkswirthschaftslehre auf Eigennutz oder Selbstsucht (Egoismus) sich gründe, entspringt aus einer Verwechslung der wirthschaftlichen Bestrebungen im Allgemeinen mit der tadelnswürdigen Verfolgung derselben über ihre vernunftmäßigen Grenzen hinaus. Menschen- und Vaterlandsliebe, Empfänglichkeit für die Ideen des Wahren, Schönen und Guten und andere höhere Antriebe verpflichten den Menschen, sich in dem Erwerbe und dem Genuß der Güter Schranken zu setzen.

Zu den Wissenschaften, welche uns mit den Mängeln unserer Wirthschaft bekannt machen und die Maßregeln angeben, welche wir zur Vervollkommnung und sittlichen Veredlung derselben anwenden können, gehören vorzugsweise die Nationalökonomie und diejenigen Zweige der Privatwirthschaftslehre, welche sich auf nationalökonomische Grundsätze stützen, z. B. die allgemeine Landwirthschaftslehre, welche besonders durch F. G. Schulze ihre wissenschaftliche Begründung erhalten hat.

Soll jedoch die Nationalökonomie in der That zur Verbesserung des wirthschaftlichen Volkslebens beitragen, so darf sich ihre Wirksamkeit nicht einseitig auf die Erkenntniß richten, sondern sie muß auch auf das Gemüth einwirken, sie hat mit der Aufklärung des Verstandes Veredlung des Charakters zu verbinden, und zwar nicht blos deshalb, weil die Aufklärung nur insofern Achtung verdient, als sie die Bildung des Charakters fördert, sondern auch darum, weil, wie Schiller sagt, die Aufklärung von dem Charakter ausgeht, der Weg zum Kopf nur durch das Herz geöffnet werden kann.

Eine Theorie der Nationalökonomie, welche Licht ohne Wärme verbreitet, läßt kalt und stößt besonders Solche ab, welche nach einem höheren Ziele streben.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt."

Goethe (im „Faust").

Vorzüglich sind es die Ideale der Geistesbildung, der Familienliebe, des bürgerlichen Gemeingeistes und der Vaterlandsliebe, auf welche das

Auge Derer zu richten ist, welche die rechte Weihe der Wissenschaft empfangen sollen. (Contzen, „Einleitung in das volkswirthschaftliche Studium", S. 43.)

§ 34. **Wesen der Volkswirthschaft.** Der Inbegriff der von einem Volke innerhalb eines Landes gebildeten Privatwirthschaften ist die Volkswirthschaft, aufgefaßt als ein lebendiges, durch verschiedene Ordnungen hindurch zur Einheit sich zusammenfügendes Ganzes.

Wer die Erscheinungen des wirthschaftlichen Volkslebens nicht blos von der rein äußerlichen Seite betrachtet, sondern in das innere Leben der Volkswirthschaft einzudringen sucht, der wird erkennen, daß dieselbe ein von inneren Triebkräften belebter und geleiteter Organismus ist, wo Alles wie Ursache und Wirkung wechselsweise sich verhält. Die lebendigen Kräfte aber, welche in der Oekonomie des Volks wirken, sind die geistigen Kräfte der Volksglieder. Die Erscheinungen bei der Bewegung einer Maschine hat man nach den physischen Gesetzen der Trägheit und Leblosigkeit zu erklären, z. B. nach den Gesetzen der Schwerkraft, Kohäsion, Friktion und dergleichen; für die Erscheinungen im wirthschaftlichen Volksleben dagegen hat man die Erklärungsgründe in dem Wesen des menschlichen Geistes, besonders in seiner Lebensfreiheit und Vernünftigkeit, aufzusuchen.

Die Einheit eines Organismus besteht darin, daß die Glieder desselben zu einem Ganzen verbunden sind und von einander in solcher Abhängigkeit leben, daß keines ohne das andere bestehen kann. In solcher Verbindung stehen z. B. die Muskeln, Nerven, Blutgefäße und die übrigen Organe des thierischen Körpers. Das Leben des einen Organs wird durch das Leben des andern bedingt, und die Thätigkeit aller Organe zusammen ist zum Gesammtleben des Körpers so vereinigt, daß das Ganze nicht ohne das Einzelne und dieses nicht ohne jenes sich wohlbefinden kann. Eine solche innig verschlungene Einheit bildet nun auch die Volkswirthschaft. Man würde daher ihr Wesen sehr unvollkommen auffassen, wenn man sie blos als das Aggregat aller Privatwirthschaften im Lande ansehen wollte. Bei einer solchen Ansicht würde man die wirthschaftlichen Bestrebungen immer isolirt, aus dem individuellen Standpunkte des einzelnen Wirthschaftenden betrachten.

Wenn gleich jede einzelne Wirthschaft getrennt von den übrigen ihre Interessen verfolgt, so bildet sich doch, gerade weil alle dieses Streben haben und sich dazu doch nur gleichartiger Kräfte bedienen können, für den wahren Nutzen Aller eine feste Regel, nach welcher die Blüte der einen Wirthschaft durch die Blüte der andern bedingt ist. Denn jede zieht von der andern diejenigen Kräfte an, welche sie zur Erreichung ihrer Zwecke bedarf, jede erhält und ergänzt die andere. Die Verschlingung der Interessen erzeugt nothwendig den Gemeinsinn; die Nothwendigkeit, das Gebäude des Verkehrs aufrecht zu erhalten, lehrt sich dem Ganzen unterzuordnen und Opfer zu bringen.

So stellt sich die Volkswirthschaft als ein freier, in sich selbst ruhender Organismus dar, „der mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit aus dem Wesen des Menschen und der Natur hervorgeht und alle Keime zu dem organischen Lebensprozeß in sich trägt, welcher in ewiger Erneuerung und stufenweiser Steigerung die Entwicklung der Menschheit herbeiführt." (Dietzel.)

Den Begriff Organismus hat Roscher mit großer Klarheit folgendermaßen entwickelt: „Ein Organismus hat in sich selber sowol ein Gesetz der Aufeinanderfolge seiner Entwicklungsstufen, als auch einen inneren Antrieb zu ihrer Verwirklichung, obschon er äußerer Begünstigungen dazu nicht entbehren kann. Namentlich zwei Punkte sind hier von Wichtigkeit. In der Bewegung jeder Maschine lassen sich Ursache und Wirkung auf das Genaueste unterscheiden: das Wehen des Windes z. B. auf einer Windmühle ist rein die Ursache von der Reibung der Mühlsteine, nicht im Geringsten durch diese letztere bedingt. In jeder Volkswirthschaft hingegen wird man bei tieferem Einblick bald merken, daß die wichtigsten gleichzeitigen Vorgänge einander wechselseitig bedingen. So ist kein blühender Ackerbau möglich ohne Gewerbfleiß; aber auch umgekehrt, die Blüte des letzten hat die des ersten zur Voraussetzung. — Es ist ferner unverkennbar, daß jede Maschine jünger sein muß, als die menschliche Einsicht in ihren Gang und Nutzen. Diese Einsicht hat den Plan und der Plan wiederum die Maschine hervorgebracht. Ganz anders bei allem Organischen. Die Menschen haben verdaut und Kinder gezeugt, Jahrtausende hindurch, ehe noch die Physiologen zu einer wahren Theorie der Verdauung und Zeugung gelangten. Nun glaube ich zwar durchaus nicht, daß die Volkswirthschaft in demselben Grade natürlich gebunden ist, wie z. B. der menschliche Körper. Wir werden jedoch finden, daß sich die kleinen willkürlichen Abweichungen, die hüben und drüben auf ihrem Entwicklungsgange möglich sind, nach dem Gesetze der großen Zahlen meist kompensiren. Auch hier giebt es Harmonien, oft von wunderbarer Schönheit, die lange bestanden haben, als noch kein Mensch sie ahnte; unzählige Naturgesetze, die nicht erst auf jeweilige Anerkennung durch den Einzelnen warten und über welche nur Derjenige Macht gewinnen kann, der ihnen zu gehorchen versteht." (Bacon.)

In diesem Sinne sagt auch K. Arnd, der edle Verfasser der naturgemäßen Volkswirthschaft: „Während wir in dem Systeme der physikalischen Gesetze der willenlosen Natur die vollkommenste Zweckmäßigkeit, Konsequenz und Harmonie anstaunen und die sich darin offenbarende göttliche Weisheit bewundern, finden wir dieselbe Zweckmäßigkeit und Harmonie in den Naturgesetzen der Volkswirthschaft und werden bei ihrer näheren Betrachtung von derselben Bewunderung und derselben Verehrung ihres Urhebers hingerissen."

§ 35. **Krankheiten der Volkswirthschaft.** Ist die Volkswirthschaft ein Organismus, so ist sie auch, ähnlich wie der menschliche Körper, Krankheiten unterworfen. So weisen z. B. der Mangel an Arbeit und die Nothwendigkeit der Arbeitbeschaffung auf einen krankhaften Zustand der Volkswirthschaft hin. Wo dieselbe eine wohlorganisirte ist, kann es nicht an Arbeit mangeln, weil es zum Begriff des gesunden und vollkommenen Organismus der Volkswirthschaft gehört, daß sich Konsumtion und Produktion in einem unmittelbaren harmonischen Verhältnisse erhalten und die wachsende Produktionskraft die wachsende Konsumtion bedingt und hervorbringt.

Die soziale Gesundheit ist nur durch eine regelmäßige, geordnete Bewegung erreichbar, welche die verschiedenen Theile mit einander in Wechselwirkung bringt, einem Jeden die Möglichkeit verschafft, seine Thätigkeit auf eine angemessene, dem allgemeinen durchschnittlichen Zustande der Bedürfnisse

entsprechende Weise zum eignen und allgemeinen Wohle zu verwerthen. Tritt in einem dieser Momente eine Störung ein, so wird der Organismus der Volkswirthschaft krank und der normale Zustand, auf dessen Bedingungen wir hier nicht tiefer eingehen können, geht verloren.

Auch bei volkswirthschaftlichen Krankheiten muß das Wesen der Störung scharf unterschieden werden von den Symptomen; aber dies ist noch weit schwieriger als bei Krankheiten des einzelnen Menschen. Dem kranken Menschen steht in der Regel ein gesunder Arzt gegenüber, der über die Krankheit und den Zustand seines Patienten mit ungetrübtem Auge urtheilen kann. Wenn sich dagegen die Volkswirthschaft in leidendem Zustande befindet, so ist auch das ganze Volk davon erfaßt und der Kern der Krankheit weniger leicht zu ergründen: Es geht dabei dem Einzelnen wie jenem hektischen Kranken, der da meinte, wer nicht hektisch sei, der sei nicht gesund, die Krankheit also für die Norm des gesunden Zustandes ansah!

Die Aehnlichkeiten der volkswirthschaftlichen Krankheiten mit denjenigen des menschlichen Körpers sind so wunderbar, daß die Volkswirthschaftslehre mit der Medizin, dieser älteren Schwester unserer Wissenschaft, von der wir gar Manches lernen können, selbst in ihren Irrthümern und Wahrheiten auffallend parallel geht: Wie die Medizin früher nur die äußere Krankheitserscheinung ins Auge faßte und dieselbe auf künstliche Weise zurückdrängen und stets quacksalbern zu müssen glaubte, in der Meinung, daß, wenn nirgend eine bestimmte Krankheitserscheinung mehr sichtbar, der Körper gesund sei, so glaubten früher auch die Aerzte und Pfleger auf staats- und volkswirthschaftlichem Gebiete gegen die Erscheinungen des kranken Organismus künstlich operiren und immer an denselben doktern und quacksalbern zu müssen; und wie jetzt die Verständigen in der Medizin einsehen, daß man vor Allem der Heilkraft der Natur freien Lauf lassen und die hemmenden Einflüsse beseitigen müsse, so ist auch unter den Volkswirthen diese rationelle und natürliche Methode zufolge einer richtigeren Erkenntniß der Volksnatur zur Geltung gekommen.

„Wenn ein Theil unseres Körpers verwundet ist, dann giebt der ganze übrige Körper Säfte an den kranken Theil ab, bis die Wunde heil ist; eben so in der Volkswirthschaft: ist z. B. an irgend einem Befriedigungsmittel Mangel, so macht der vermehrte Begehr danach den Preis desselben steigen, also alle übrigen Preise im Verhältniß dagegen sinken, und infolge dessen wenden sich alle möglichen Kräfte wie selbstverständlich an die Herbeischaffung des Fehlenden aus eigenem Interesse; ist dagegen eine Geschäftsbranche überfüllt, so zu sagen übersättigt, so schwindet der Reiz dafür, die Preise, Löhne fallen, und Alles wendet sich möglichst zu anderen Zweigen, bis die Ueberfüllung nachgelassen und das normale Verhältniß dafür wieder da ist.“ (O. Wachenhusen.)

Hiernach muß unser Augenmerk vorzüglich auf die Heilkraft und den Heilgang der Natur selbst gerichtet sein, weil unmittelbare Beseitigung der Störungen selten möglich ist: „Diese Heilkraft ist in der That nichts Anderes, als die ursprüngliche, körperbildende und lebenerhaltende Thätigkeit selbst in ihrem Verhalten gegen die störende Außenwelt und die durch die letztere gesetzten inneren Störungen.“ (Vergl. Ruete, „Lehrbuch der allgemeinen Therapie“, 1852.)

§ 36. **Staat und Volkswirthschaft in ihrer organischen Wechselwirkung.** Auf der gleichmäßigen Ausbildung und Entwicklung von Staat und Volkswirthschaft beruht offenbar das Gedeihen der Völker und der Fortschritt der Menschheit. Beide entwickeln sich gegenseitig durch einander in organischem Zusammenhang. Das Volk findet im Staate seine definitive Organisation, die Sicherung seines Bestandes und seiner Erhaltung. Erst im Staate kann ein wirthschaftliches Zusammenleben und Zusammenwirken Aller stattfinden. Für unsere Gegenwart ist es allerdings vorwiegend geboten, die volle Selbständigkeit der Volkswirthschaft hervorzuheben, aber gegenüber der einseitigen Bekämpfung aller Staatsthätigkeit, welche von Seiten des Doktrinarismus so oft gehört wird, ist es eben so nothwendig, die hohe Wichtigkeit des Staates aufrecht zu halten. Der Staat ist das höchste Glied des gesellschaftlichen Zusammenlebens des Volkes, gleichsam der große Rahmen, in welchem sich das Bild der Gesellschaft zeigt, das Band, welches dieselbe umschließt. In ihm besitzen wir das größte unkörperliche Gut der civilisirten Menschheit. Der Staat ist der Menschen wegen da und unerläßlich zur Erreichung der höchsten und edelsten Ziele des menschlichen Strebens in der freien Entfaltung der Persönlichkeit.

Mit Recht bemerkt Professor Dietzel in Bezug auf Staat und Volkswirthschaft in ihrer organischen Wechselwirkung: „Der vollkommene Staat ruht auf der höher entwickelten Volkswirthschaft, wie die höhere Volkswirthschaft sich auf den zu seiner wahren Natur ausgebildeten Staat stützt.“

§ 37. **Weltwirthschaft.** Wie die einzelnen Wirthschaften einer Nation unter sich im engsten Zusammenhange stehen und in ihrer Gesammtheit die Volkswirthschaft bilden (§ 34), so gipfeln sich die verschiedenen Volkswirthschaften zur gemeinsamen Weltwirthschaft auf. Die italienischen Professoren Ferrara und Raymond stellen daher auch der economia sociale — Volkswirthschaftslehre — die economia internationale — Welt- oder Völkerwirthschaftslehre — zur Seite.

Die Weltwirthschaft erzeugt nun für die gesammte Menschheit um so festere Bande, je vielseitiger und mannichfaltiger der gegenseitige Austausch sich gestaltet, je mehr Religion, Kunst und Wissenschaft das ökonomische Leben der Völker veredeln und so jene weltwirthschaftliche Einheit und Freiheit möglich machen.

Des Kaufmanns gerechter Stolz ist es, als Apostel des Christenthums und der Civilisation in praktischer Weise diesem Ziele vorgearbeitet zu haben.

Missionsunternehmungen und kaufmännische Unternehmungen sind die zwei Hauptvertreter zur Verbreitung der Civilisation, und jede hat sich sehr häufig als der Pionnier der andern erwiesen.

Drittes Buch.

Von der Produktion der Güter.

Erstes Kapitel.

Produktion im Allgemeinen.

§ 38. **Dogmengeschichtliches.** Es ist bekanntlich die Schule der Physiokraten gewesen, welche das Wort Produktion zuerst in wissenschaftlichem Sinne gebrauchte. Aber Quesnay und seine Anhänger wollten nur die Grundbesitzer und die ländlichen Arbeiter für produktiv gelten lassen, wogegen sie die Kaufleute, Fabrikanten, Staatsdiener, Gelehrten ꝛc. zu den unproduktiven Klassen der Gesellschaft rechneten. Das Gezwungene in dieser Auffassung ist unverkennbar. Ueberdies sind die Worte produktiv und unproduktiv mehr bildlich zu verstehen und bezeichnen eigentlich nicht, was sie ausdrücken sollen.

Der Begriff Produktion erhielt jedoch nach dem Vorgange der Physiokraten eine immer wachsende Bedeutung in unserer Wissenschaft. Say hatte versucht, den gesammten Inhalt derselben auf eine systematische, leicht zu übersehende Weise zu ordnen. Er theilte die politische Oekonomie in die Lehren von der Produktion, von der Distribution (Vertheilung) und von der Konsumtion der Güter. Diese Eintheilung, welche wir bereits § 21 erwähnten, ist im großen Ganzen von den hervorragendsten Autoren um so mehr angenommen und aufrecht erhalten worden, als sie einen tieferen und weiteren Ausbau der Wissenschaft in bequemer Weise erleichtert. Der Begriff der Produktion ist damit an die Spitze gestellt und hat dadurch an Bedeutung gewonnen, zugleich aber auch unter den bedeutendsten Bearbeitern der Volkswirthschaftslehre zahlreiche Kontroversen hervorgerufen, welche indeß durch konsequentes Festhalten am nationalökonomischen Standpunkte hinwegfallen.

§ 39. **Wesen der Produktion.** Die alten Aegypter glaubten, wie wir wissen, an die Wanderung der Seelen, und auch die Griechen und Römer ließen Götter, Menschen, Thiere und Pflanzen die wunderbarsten, von Ovid besungenen Metamorphosen erleben.

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt, in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum."

Wer kennt sie nicht, diese Götter Griechenlands unseres Schiller? Und wer wüßte nicht, daß aus diesen einst poetischen Wanderungen neuerdings durch die deutschen Naturforscher Blumenbach und Wolff*) und nach ihnen durch den Engländer Darwin wissenschaftlicher Ernst geworden, so daß man im Stande sein soll, menschliche Stammbäume auf Krokodile und sonstige respektable Urahnen zurückzuführen! (Vgl. Häckel, „Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts", 52. u. 53. Heft der „Gemeinverständlichen Vorträge"; „Ausland" Nr 29. 1868.)

Aber alle diese wunderbaren Wandelungen in Poesie und Prosa sind noch Kinderspiele, ein Nichts gegen die Umbildung und Veredlung der Rohstoffe durch den rastlos schaffenden Menschengeist auf dem Gebiete der Industrie unserer Tage. Wenn alte Kleider in ihrem ereignißvollen Leben auf der untersten Stufe angekommen sind und vielleicht selbst vom Lumpensammler mit Verachtung behandelt werden, dann erbarmt sich ihrer die wunder- und wohlthätige Stoffveredelungs-Zauberei der Shoddy-Fabrikation und verjüngt und verschönt sie zu neuen Kleiderstoffen, die sich in den ersten Modewaarenhandlungen sehen lassen können.

Die unter dem Namen Shoddy geschätzte Sorte der Kunstwolle wird nämlich aus alten abgenutzten und zerrissenen Röcken, Beinkleidern, Westen, Mützen, Flanelljacken — kurz, allen Arten von Lumpen, die Müngowolle dagegen aus den Abfällen, Schnitzeln und Flickchen neuer Wollenstoffe gewonnen. Durch die Shoddy- und Müngo-Fabrikation werden also Invaliden und Greisinnen verjüngt und werthlosen Abfällen der Schere neue Kostbarkeit verliehen. Alte wollene Lumpen, die keine civilisirte Hand mehr anfassen mag, gehen aus den Torturen der Hölle und scharfzähnigen Teufel**) als neue verwebliche Wolle hervor Mit frischer Wolle vermischt, kommen sie, einst verächtlich vom Bettler weggeworfen, als neue Paletots, Double-Mäntel, Talmas u. dgl. wohlthätig wärmend auf unsere Glieder.

Die Shoddy- und Müngo-Fabrikation, diese für unsere nordische frierende Civilisation so nützliche Erfindung, zeigt uns nun auch klar und deutlich, was wir unter Produktion im nationalökonomischen Sinne zu verstehen haben, daß bei derselben nicht etwa an eine Erzeugung von Stoffen gedacht werden kann, die im strengsten Sinne des Wortes neu sind, d. h. noch niemals vorhanden gewesen — die Stoffmenge bleibt auf der Erde immer dieselbe und keinem Menschen wohnt die Kraft inne, nur das Atom eines neuen Stoffes zu schaffen. Vielmehr kann es sich bei der Produktion

*) Der geniale Kaspar Friedrich Wolff (geb. 1733, gest. 1794) und nicht Goethe war der eigentliche Begründer der Lehre von der Pflanzen-Morphose und Metamorphose; in Goethe fand nur diese wichtige Theorie einen so meisterhaften Bearbeiter, daß man darüber ihren Vater bald ganz vergaß.

**) Teufel (devil im Engl.) heißt das große Rad mit Zähnen in der Dampfmaschine, der „Reißwolf", welcher die Lumpen zu einer gleichförmigen Fibermasse zerzaust.

oder „Güterschaffung“ lediglich um die Gewinnung, Verarbeitung, Umgestaltung schon vorhandener Stoffe zur Hervorbringung neuer und Erhöhung alter Werthe handeln, welche die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigen sollen; dabei kommt es weder auf die Quantität und Qualität, noch auf die Größe des Werthes, resp. den Grad der Werthserhöhung an.

Jenes der modernen Industrie entnommene Beispiel läßt uns auch die Faktoren, Quellen oder Kräfte der Produktion kennen lernen. Die Shoddy- und Müngo-Wolle kann nur aus Stoffen gewonnen werden, welche schon Wolle enthalten, und diese Wolle verdanken wir ursprünglich der *Natur*, welche die Schafe mit einem wärmenden Vließe bekleidet, und dadurch auch uns ein Mittel an die Hand giebt, um uns gegen die Unbill der Witterung zu schützen. Ehe aber die Wolle ihre technische Brauchbarkeit erhält, ehe wir sie zu Tuch, Flanell, Fries, Kasimir, Molton u. s. w. hergerichtet sehen, ehe sie zu Kleidern, Decken u. dgl. verwendet, ja, wenn bereits wieder in solcher Gestalt ausgedient, durch die Shoddy-Fabrikation zu einem neuen Dasein gerufen wird: welcher Menge von *Arbeit* bedarf es dazu! Das Rohmaterial an und für sich würde werthlos sein ohne dieses gewissermaßen belebende, beseelende Prinzip der Produktion, ohne die Arbeit, deren wir selbst bedürfen, um einen Apfel zu pflücken oder uns einen Becher mit Wasser zu füllen. Wie aber umgekehrt freilich auch die Arbeit ohne die Gaben der Natur keine Bedeutung hätte, so würde sie auch zu keiner entwickelteren und vielseitigen Produktion ausreichen, käme ihr nicht Erleichterung und Unterstützung durch das *Kapital*, d. h. durch alle jene Hülfsmittel, welche sie selbst sich erst geschaffen, in denen sie sich gewissermaßen verkörpert hat. So ist der *Zeit* nach die Natur der erste, das Kapital der letzte Faktor der Produktion. Während auf einer frühen Stufe der Volkswirthschaft der erste Faktor vorherrscht, wird die mit einer hohen volkswirthschaftlichen Entwickelung Hand in Hand gehende fruchtbare und vielseitige Produktion durch regelmäßiges und kräftiges Ineinandergreifen aller drei Faktoren bedingt.

Die schöne Untersuchung A. Smith's über diesen Gegenstand, seine scharfsinnige Unterscheidung der genannten Faktoren der Gütererzeugung verdient ohne Zweifel den Beifall, dessen sie sich bis auf die neueste Zeit erfreut hat. Die Unterscheidung liegt in der Natur der Sache begründet und ist von den meisten Schriftstellern über Nationalökonomie angenommen.

Der Antheil, welchen die Natur, die Arbeit und das Kapital an der Produktion nehmen, gewährt den Inhabern dieser produktiven Kräfte einen größeren oder geringeren Anspruch auf die durch ihre Mitwirkung produzirten Erzeugnisse. Der Grundbesitzer erhält aus dieser Quelle seine Grundrente, der Arbeiter seinen Arbeitslohn, der Kapitalist seinen Kapitalzins.

§ 40. **Fortsetzung.** Wie aus dem vorigen Paragraphen erhellt, bezieht sich der volkswirthschaftliche Begriff der Produktion im engeren Sinne nur auf die Schaffung sinnlich wahrnehmbarer, greifbarer Werthe, sei es nun, daß diese Werthe durch die Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten Stoffe oder Dinge (*Urproduktion*), oder durch die Veränderung der äußeren Form der von der Natur geschaffenen und durch die Urproduktion gewonnenen Dinge (*industrielle Produktion*), oder endlich durch eine Ortsveränderung der Güter in ihrem rohen sowol als künstlich

veränderten Zustande (*kommerzielle Produktion*) erzeugt werden. Im *weiteren* Sinne umfaßt indeß der Begriff auch die geistige Produktion. Denn auch das Menschengehirn, diese Werkstätte der Anschauung, der Reflexion und ihres leider so oft ungenügenden Fixirungs- und Verkehrsmittels, der Sprache, vermag wirthschaftlich produktiv zu sein, insofern die geistige Thätigkeit unmittelbar oder mittelbar zur Erreichung wirthschaftlicher Zwecke beiträgt. Wie sehr Unrecht hatte z. B. ein Sokrates, als er die Messung der Gestirne als thörichte Zeitverschwendung verdammte; wie befremdlich ist es, daß selbst ein Goethe und Hegel die Forschungen gänzlich verkannte, die uns das Firmament erschlossen haben, und mit welcher Entrüstung muß man auf die Verfolgung und Leiden blicken, denen ein Alphons der Astronom, ein Roger Bacon, ein Galiläi ausgesetzt war! Denn wahrlich, groß und mannichfaltig sind die Dienste, welche vor Allem in materieller Beziehung die Himmelskunde den Erdbewohnern geleistet hat. Ohne sie, um mit Mädler zu reden, keine festbegründete Zeitrechnung, keine sichere und übereinstimmende Anordnung der Zeiteintheilung. Ohne sie keine andere Schiffahrt, als jene ängstlich beschränkte, welche den sichtbar bleibenden Küsten folgt und selbst an diesen sich noch zu verirren und dem Untergange zu verfallen befürchten muß. Ohne sie keine einigermaßen brauchbare Landkarte und am allerwenigsten eine genügende Darstellung des Erdkörpers. Die Geschichte ermangelte ihrer Grundlage, der Chronologie, die Geographie ihrer mathematischen Basis: beide liefen Gefahr, anekdotenartig sich zu vereinzeln und alles systematischen Zusammenhanges zu entbehren. Der Welthandel mußte zum krämerhaften Lokalverkehr zusammenschrumpfen, denn wer durfte wagen, einen Ozean zu überschiffen und ferne Erdgegenden aufzusuchen! Als im Jahr 1714 die Vertreter des britischen Volkes, auf des greisen Newton Vorschlag, mit völliger Einstimmigkeit die damals enorme Summe von 30,000 Pfund Sterling Demjenigen aussetzten, der ein sicheres Mittel entdecken würde, auf ozeanischen Reisen die Seelänge bis auf 1/4 Grad zu finden, da wußten sie wohl, was sie thaten. Sie haben nicht für sich gewirkt: erst ein halbes Jahrhundert später konnte Harrison ein Theil des Preises zuerkannt werden, während der Rest noch später unter Uhrmacher und Mondberechner, wie billig, vertheilt wurde, denn Mechanik und Astronomie mußten hier konkurriren, um das eben so wichtige als schwierige Problem zu lösen. Aber noch die späteste Nachwelt wird es jenen Männern Dank wissen, daß sie nicht zurückschreckten vor dem bedeutenden, der Wissenschaft im Namen der Nation dargebrachten Opfer; daß keine Stimme des Widerspruchs und ängstlicher Bedenken sich dagegen erhob in einer Zeit, als die richtige Einsicht in das, was der Wissenschaft Noth thue und was sie zu leisten vermöge, noch sehr Wenigen verliehen war . . . Wie Viele trinken ihre Tasse Kaffee oder Thee, und wie Wenige mögen sich dabei erinnern, daß sie diese vorzugsweise der Astronomie verdanken! Denn sollte einzig der langsame und beschwerliche Karawanenhandel uns diese Produkte aus Südarabien und China zuführen, so würden wol nur die Reichsten sie als tägliches Getränk genießen können. Und wie sehr ließen sich die Beispiele dieser Art häufen und auf fast Alles, was uns umgiebt und zu unserem Gebrauche dient, mehr oder weniger anwenden!

Zweites Kapitel.

Die Faktoren der Produktion.

A. Die Natur.

§ 41. **Begriff und Bedeutung der Natur im Allgemeinen.** Der Umfang dessen, was sich dem Menschen als Natur darstellt, erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang seiner Erfahrung reicht. Wenn sich ihm auch die Existenz des Weltgebäudes durch die Goldschrift der Gestirne verräth, und er nicht nur die Bewegungen derselben zu bestimmen, sondern auch ihre Größe und ihr Gewicht zu berechnen und sie im Farbenbilde des gebrochenen Lichtstrahles wenigstens annähernd zu analysiren gelernt hat, so ist doch für den Menschen der Begriff der Natur zum weitaus größten Theil auf das beschränkt, was er auf seinem Wohnplatze, der Erde, sieht und erfährt. Die irdische Natur ist der Grund und Boden seines Daseins, das Vorrathshaus für seine Bedürfnisse, der Schauplatz seiner Thätigkeit. Von den Bedingungen, welche sie der Gestaltung seines Lebens und Wirkens darbietet oder versagt, hängt trotz der Herrschaft, welche er durch seine Thätigkeit über sie gewinnen kann, sein Wohl und Wehe, sein ganzes irdisches Schicksal in letzter Instanz ab. Daher findet er sich in einem unauflöslichen Verhältnisse zu der ihn umgebenden, „immer bauenden und immer zerstörenden“ Natur, wie verschiedenartig sich dasselbe auch bei fortschreitender Kultur gestaltet. „Ungebeten und ungewarnt“, meint Goethe, „nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.“

Neben dem empfindungsvollen Verkehre mit der Natur, für dessen ästhetischen Gehalt empfänglich zu bleiben auch auf den höchsten Kulturstufen das Merkmal des Natursinnes ist, macht sich den Bedürfnissen der Menschen gegenüber die Benutzung und Ausbeutung der Natur nothwendig und von den einfachsten Anfängen der Jagd, des Hirtenlebens und des Ackerbaues an bis hinauf zu der verfeinertsten und künstlichsten Verarbeitung mühsam gewonnener Naturprodukte zieht sich, wie schon im § 39 angedeutet wurde, eine lange Kette zusammenhängender und verwickelter Thätigkeiten, welche die Natur in den Dienst menschlicher Bedürfnisse und Zwecke nehmen.

Darin liegt die ursprüngliche und allgemeine Veranlassung der Sorge um Naturkenntniß, die zuerst der einfachen Beobachtung der Regelmäßigkeit in den Naturerscheinungen das dem Menschen Nützliche abzugewinnen, dann aber für die beobachtete Regelmäßigkeit die Naturgesetze nachzuweisen und diesen gemäß die Naturkräfte und den Zusammenhang der Naturerscheinungen im Ganzen und Großen kennen zu lernen sucht. Dies verhilft aber eben schließlich dem Menschen dazu, auch seinerseits einen Einfluß auf die Natur zu gewinnen, der innerhalb gewisser Grenzen „nicht weniger bedeutsam ist als der umgekehrte.“ (Roscher.)

§ 42. **Die organische Natur.** Der Zeit nach ist es vorzugsweise die organische Natur, sind es die Thiere und Pflanzen, welche für die Wirthschaft Bedeutung gewinnen.

Im Allgemeinen hat daher A. Lammers Recht, wenn er behauptet, daß Jeder in seinem unbekannten Stammbaum einen Jäger habe. Denn mehr oder minder ziehen auf ihrer niedrigsten Kulturstufe alle Zweige des Menschengeschlechts ihren vorwiegenden Lebensunterhalt aus der Jagd und leben folglich, wie es Jägern eigen ist. Dies gilt von allen in den Binnenländern der gemäßigten und nördlichen Zone lebenden Völkern, denn die Küstenbewohner werden naturgemäß wenigstens gleichzeitig Fischer („Meerarbeiter“, um mit Viktor Hugo zu reden), dann Schiffahrer und Handelsleute; die Völkerschaften tropischer Länder aber, die zudem auch so gut wie kein Bedürfniß nach Kleidung haben und bei aller Wildheit überaus träge sind, suchen ihren Unterhalt hauptsächlich in der reichen Pflanzenwelt, wenn sie auch, wie z. B. die Indianer am Amazonenstrome und an seinen Nebenflüssen, durch Affenfleisch, Schildkröteneier rc. ihre Tafelfreuden erhöhen. Für Deutschland ist nun die Zeit schon zu lange entschwunden, wo es die Heimat zottig umhängter Nimrode war, als daß in dem Charakter seiner Bevölkerung noch wahrnehmbare Spuren dieser Vorzeit zu entdecken sein sollten. Erinnern wir uns doch nicht einmal mehr der Zeit, als unser Vaterland ein nördliches Arkadien vorstellte. Unter den Pfeilen der wilden Wanderer wurde des Roth- und Schwarzwildes immer weniger; die thierischen Urbewohner des Landes wurden ausgerottet, um ihre Nachfolger aus dem Zweihändergeschlecht zu steigender Vermehrung ihrer Zahl und entsprechender Ausbreitung ihrer Sitze zu befähigen. Reichte nun der natürliche Reichthum des Waldes an nährendem Fleische nicht länger aus, so begann man Vieh zu zähmen und zu züchten — Jäger wurden Hirten.

Aber auch diese Hülfsquelle genügte einem immer wachsenden Durste nicht. Der Mensch, dem die näher verwandte Thierwelt den nimmer satten Magen nicht mehr füllte, verstand sich wol oder übel zur Pflanzenkost. Was ihm nicht von selbst zuwuchs, lernte er säen, aufziehen und ernten; wo in schon erschöpftem Boden die Saat nicht auflief, gab ihm das Vieh seiner Ställe außer Fleisch, Milch, Leder und Wolle noch die Mittel künstlicher Befruchtung der Ackerkrume. Der Landwirth schob den Hirten in den Hintergrund und würdigte dieses einst herrschende Geschlecht zu seinem Knechte herab.

§ 43. **Fortsetzung.** (Das Vieh.) Mit dem Uebergange eines Volkes von dem Jäger- zum Hirtenleben und zur Landwirthschaft geht also das Zähmen und Züchten, sowie die Verwendung der Thiere zum Ziehen und Tragen von Lasten Hand in Hand; die wirthschaftliche Stelle des Wildes nimmt das „Vieh“ ein. Und damit wird ein Schritt von so entscheidender Bedeutung auf der Bahn der volkswirthschaftlichen Entwickelung gethan, daß man weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit irgend ein Volk findet, welches ohne die Benutzung von Arbeitsthieren beträchtliche Fortschritte in der Kultur gemacht hätte.

Da wir nun durch Sprachforschungen wissen, daß der Hauptbesitz des indogermanischen Urvolkes vor der ersten Theilung desselben aus Vieh (pakus, lateinisch pecu [vgl. pecunia], althochdeutsch vihu) bestand, so er-

hellt schon daraus, daß sich die Urindogermanen allmählig zu einer hohen Entwickelungsstufe aufgeschwungen hatten. Merkwürdigerweise war der Viehstand unseres Urvolkes, das aller Wahrscheinlichkeit nach in Centralasien, westlich vom Mustagh und Belurtagh nach dem Kaspischen See zu wohnte, bereits derselbe, den wir jetzt haben, abgesehen natürlich von der großen Veränderung, welche mit den Rassen der einzelnen Vieharten im Laufe der Jahrtausende vorgegangen ist. Vor Allem spielte eine Hauptrolle das Rind (gâus, hochdeutsch kû); auch benutzte bereits das Urvolk die Kuhmilch. Außer dem Rinde hielt man das Roß (akvas, lat. equus). Ferner hatte man das Schaf (avis, lat. ovis), dessen Wolle (varnâ, gothisch vulla) wahrscheinlich den Hauptstoff für die Bekleidung lieferte. Auch kannte man schon das Schwein (sus) und die Ziege (agas, deutsch: Geiß). Eben so wenig fehlte der Wächter der Herden, der Hund (kvant, lat. canis). Selbst die Gans, die berühmte Retterin des Kapitols, scheint man schon gekannt zu haben. Ob Bienenzucht getrieben wurde, ist zwar durch die Sprachwissenschaft nicht nachzuweisen, wol aber der Honig und ein daraus bereitetes berauschendes Getränk gleichen Namens, nämlich madhu (unser met); da nun der Honig gegohren haben muß, um ein alkoholartiges Getränk zu liefern, so muß also der Gährungsprozeß bereits bekannt gewesen sein. Die Anfänge der Brauerei und des Gebrauchs alkoholhaltiger Getränke sind demnach uralt.

Eine vergleichende Uebersicht der Viehstandsverhältnisse in verschiedenen Staaten Europa's zeigt, daß unter den verschiedenen Grasfressern auch heute noch das Rind obenan steht. Es kamen nämlich 1869 auf 100 Kilometer in Württemberg 4924, in Irland 4301, in Sachsen 4279, im ehemaligen Herzogthum Nassau 4278, in Belgien 4270, in Bayern 4187, in Baden 4074, in den Niederlanden 3947, im Großherzogthum Hessen 3698, in Oldenburg 3507, in Großbritannien 2659, in der Schweiz 2397, im ehemaligen Königreiche Hannover 2320, in der Oesterreichischen Monarchie 2225, im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen 2119, im alten Preußen 2012, in Mecklenburg-Schwerin 1993, in Frankreich 1913, in Schweden endlich 435 Rinder. Auf 1000 Einwohner aber kommen in Oldenburg 786, in Bayern 679, in Irland 626, in Württemberg 556, in Schweden 497, in Mecklenburg-Schwerin 495, in Hannover 489, in Baden 454, im Nassau'schen 444, in der Oesterreichischen Monarchie 428, in der Schweiz 395, im Großherzogthum Hessen 361, in Preußen 305, in Sachsen 287, in Frankreich 282, in Großbritannien 281, in Belgien 278 und im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen 274 Stück. Allein für Deutschland mit den zu Oesterreich zählenden Gebieten ergaben statistische Erhebungen für 1869 einen Rindviehbestand von annähernd 25 Millionen Vertretern jenes Thiergeschlechtes, das dem Menschen den größten Nutzen bringt.

So vielseitig übrigens derselbe ist (s. das treffliche „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien". Leipzig und Berlin 1864. Pracht-Ausgabe, III. Bd. S. 208—210), der wesentlichste Nutzen des Rindviehs bleibt der, daß es uns die nahrhafteste Kost gewährt. Denn trotz aller gegentheiligen Meinungen ist so viel unbestreitbar, daß Fleisch für die civilisirten Völker, unter denen der unblutige Kampf um das Dasein am ausgesprochensten ist, zu den nothwendigeren Lebensbedürfnissen gehört. Man

darf aber auch überzeugt sein, daß der Genuß von Fleisch die Leistungsfähigkeit nach jeder Richtung hin steigert, die Energie erhöht und selbst auf die geistige Thätigkeit nicht ohne wesentlichen und fördernden Einfluß bleibt. Unter sonst gleichen Verhältnissen wird aber jenes Volk, wird jenes Individuum, welches kräftiger, muthiger und ausdauernder ist, das andere vom Schauplatze seiner Thätigkeit verdrängen, und der fleischvertilgende Engländer verdankt viele seiner Erfolge dem kartoffelverzehrenden Sohne der Grünen Insel gegenüber seiner vorherrschenden Fleischnahrung; umgeben von Verrath besiegte im fremden Lande eine Handvoll Roastbeef-Esser zahlreiche Stämme meuterischer, Reis verzehrender Hindus. Wie sehr Fleischnahrung den Körper kräftigt, geht übrigens noch aus folgender Thatsache hervor: In den Schmiedewerkstätten des Departements Tarn wurden die Arbeiter lange Zeit hindurch nur mit Vegetabilien genährt, und der Mann verlor durchschnittlich fünfzehn Tage im Jahre durch Erkrankung; als aber Fleischkost wieder eingeführt wurde, betrug jener Verlust nur noch drei Tage.

Hinsichtlich der Zug- und Lastthiere insbesondere sei hier noch bemerkt, daß die Natur gewisse Grenzen gezogen hat; so werden als solche in der Tropenzone vornehmlich auch die Kameele und Elephanten verwendet, während man im hohen Norden ausschließlich Renthiere und Hunde findet.

§ 44. **Fortsetzung.** (Die Thierwelt der Gewässer.) Eine der unerschöpflichsten, von der Natur gebotenen Hülfsquellen, die von uns Deutschen bis auf die neueste Zeit noch viel zu wenig ausgebeutet worden ist, bildet das Meer. Von dem ganzen Meeresgestade der Erde übertrifft nur die amerikanische Küste des Atlantischen Ozeans unsere gesegnete, fast überall mit Grundnetzen erreichbare Nordsee an Fruchtbarkeit. Aber obgleich dieselbe das „deutsche Meer" heißt, so sind doch auf ihm eine oder zwei Meilen von der Küste keine oder nur wenige deutsche Fischer zu finden. Dagegen wissen die Engländer besser, was von den reichen Fischgründen, die gleichsam dicht vor unserer Thüre liegen, zu holen ist. Eine Flotte englischer Kutter fischt an der ganzen deutschen Küste bis nach Schleswig hinauf, und englische Dampfschiffe sind beschäftigt, die reiche Beute möglichst frisch auf den Londoner Markt zu schaffen. Welch' reiche Beute uns hier so zu sagen vor der Nase weggefischt wird, lehrt uns ein Bericht der Kommission, welche schon längst im Auftrage Englands unser deutsches Meer untersucht hat. Derselbe sagt u. A.: „Das deutsche Meer ist ertragsfähiger als unser Ackerland; unsere reichsten Felder sind weniger fruchtbar an Nahrungsstoffen, als dessen Fischereigründe. Ein Morgen guten Landes liefert etwa 20 Centner Getreide jährlich oder 3 Centner Fleisch und Käse; auf einer ebenso großen Wasserfläche mit Fischereigrund kann man dasselbe Gewicht von Nahrungsmitteln jede Woche ernten. Fünf Fischerboote zogen in einer einzigen Nacht aus einer kaum 50 Morgen großen Fläche des deutschen Meeres den Werth von 50 Ochsen und 300 Schafen in Form von leicht verdaulichen Fischen. Und was das Wichtigste ist, diese Ochsen und Schafe sind kostenlos und ohne alle Mühe im Wasser entstanden, erzogen und gemästet worden." Die bedeutenden Summen also, die der deutsche Zollverein Jahr aus Jahr ein für Fische an England, Holland und Norwegen gezahlt, hätten unsere Strandbewohner selbst aus dem Meere holen

können und noch viel mehr dazu; denn trotz der fast $3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, die jährlich nur für Heringe ausgegeben werden, ist der Verbrauch doch nur ein sehr winziger. Auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands kommen für das Jahr nur 10 Heringe. Wenn nun auch das Fischfleisch im Allgemeinen keinen vollwerthigen Ersatz für das Rindfleisch bietet, so ist es doch als Nahrungsmittel durchaus nicht gering zu schätzen. Für die armen Gegenden im Norden von Schottland ist der Heringsfang geradezu eine Quelle des Wohlstandes geworden. Für sie sind die Heringe, was für Manchester und dessen Umgegend die Baumwolle ist. In der Hafenstadt Wick, dem Hauptsammelplatze für die schottischen Heringsfischer, läuft allabendlich eine Flotte von circa 1200 Booten aus, die mit etwa 10,000 Menschen besetzt ist, so daß dann das Meer meilenweit einem Schauplatz der emsigsten Geschäftigkeit gleicht. Während sich im J. 1812 die Ausfuhr Schottlands an Heringen auf nur 4730 Tonnen belief, führte es im Jahre 1857 344,029 Tonnen oder $44{,}_{87}$ Proz. des gesammten Fanges aus. Nach der Herings-Fischerei ist die des Kabljau die wichtigste. Die Makrelen-Fischerei wird an den Küsten von Kent und Sussex vom Mai bis Juli betrieben und die Sardellen-Fischerei an den Küsten von Devon und Cornwallis. An der Ost- und Südwestküste kommen die Sprotten in so ungeheuren Zügen an, daß der Fang, obgleich er mit der größten Eile in das Innere verführt wird, doch nicht bewältigt werden kann, so daß diese kleinen Fische massenhaft zu Dünger verwendet und pro Scheffel von 2 Schilling (20 Ngr.) bis zu 6 Penny (5 Ngr.) herab verkauft werden. Von der Großartigkeit der englischen Fischerei im Allgemeinen gewinnt man eine Vorstellung, wenn man weiß, daß London allein $\frac{1}{2}$ Million Dorsche, 25 Millionen Makrelen, 100 Millionen Zungen, 35 Millionen Schollen und 200 Millionen Schellfische jährlich braucht, nicht gerechnet die Unmassen aller übrigen, hier nicht namentlich aufgeführten, weil nicht regelmäßig auf den Markt kommenden Fische. Die jährliche Zufuhr dieser Riesenstadt an frischen Fischen, Austern und Hummern veranschlagt man auf $4{,}_{6}$ Millionen Centner, d. h. pro Kopf im Jahre 74 Pfund. So groß ungefähr ist in Berlin der gesammte Fleischverbrauch, der trotzdem in London noch beinahe dreimal so groß ist! Spielt ferner Holland heute auch nicht mehr die mächtige Rolle wie früher, so verdankt es doch einen großen Theil seines Reichthums dem Heringsfange. Norwegen gewinnt aus dem Fischfange zur See weit mehr Speziesthaler, als es Einwohner zählt; ohne den Fischfang würde ein großer Theil seiner Bevölkerung gar nicht bestehen können. Auf der Bank von Neufundland fischt man Jahr für Jahr 15 Millionen Dollars aus dem Meere. Hier tummeln sich vom Mai bis Oktober über 1000 Schiffe der seemächtigsten Nationen mit mehr als 50,000 Mann, und die hier gefangenen Fische gehen über die ganze Erde, denn die Sklaven in Südamerika und die höheren und niederen Klassen der sämmtlichen katholischen Länder rund um das Mittelmeer verzehren den getrockneten Fisch in einer jährlichen Masse von beinahe 400 Millionen Pfund.

Doch nicht blos auf die wunderbar reiche Fischwelt des Meeres haben wir unser Augenmerk zu richten, vielmehr ist neuerdings mit Recht betont worden, daß auch die *Auster*, überhaupt die eßbare Molluske, bei weitem

mehr sei als ein vornehmer Leckerbissen, daß dieselbe eine soziale Bedeutung als Element der Volksernährung habe. Es gebührt dem für die Wohlfahrt seiner deutschen Landsleute, insbesondere auch hinsichtlich der Auswanderung, unermüdlich und wie selten uneigennützig thätigen brasil. General-Konsul a. D. J. J. *Sturz* das Verdienst, in einer 1861 erschienenen Denkschrift zuerst die deutschen Volkswirthe auf den Seefischfang aufmerksam gemacht und auf den Austernkonsum vom Gesichtspunkte der Volksernährung hingewiesen zu haben. Als nachmals die schleswig-holsteinische Frage dringender wurde, brachte sie der Naturforscher Karl *Vogt* mit der Austernzucht in scherzhafte Verbindung, warf aber die ernsthafte und berechtigte Frage auf: „Können wir die Zeit herbeiführen, wo die Auster, dieses köstliche, leicht verdauliche, sanft stimmende Meergewächs Nahrungsmittel des Armen sein wird? Kann man Austern züchten, wie Hühner, und Meeresbänke in der Tiefe bevölkern, wie Forste und Wälder?“ Diese Frage ist in großem Umfange mit Ja zu beantworten. Deshalb ist es hohe Zeit, daß die geeigneten Anstalten (z. B. durch entsprechende Ausbeute der bereits vorhandenen und Anlegung neuer Austernbänke, Akklimatisation fremder Austern ꝛc.) getroffen werden, um bei uns die Auster so billig, so allgemein zu machen, wie sie es in Amerika und theilweise auch in England und Frankreich schon lange ist. Zumal in den Vereinigten Staaten bildet sie ein wichtiges Nahrungsmittel des Volks. „Einer meiner Freunde, Armenarzt in New-York vor dem Kriege“, erzählt K. *Vogt*, „theilte mir einmal mit, daß er bei dem Besuche einer armen Familie eine schon bejahrte Frau gefragt hätte, ob sie nicht Etwas nöthig habe, was er ihr wol aus Armenmitteln geben könne.“ „Ach, lieber Herr,“ hätte die Alte geantwortet, „wir sind sehr arm; seit Monaten habe ich keine Austern gegessen!“ Es mag uns sonderbar vorkommen, daß eine arme Frau nach Austern eine Sehnsucht hat, das Histörchen wird aber anderweitig bestätigt, namentlich durch statistische und wissenschaftliche Angaben über Austern-Produktion und Austern-Handel. Es beläuft sich danach in New-York allein der Handel mit Austern jährlich auf circa 10 Millionen Thaler. Schon im J. 1859 wurden in den größeren Küstenstädten der Union 20 Millionen Scheffel Austern verkauft, und in demselben Jahre verausgabte man in New-York mehr Geld für Austern als für Fleisch. Für den Sommer legt man die Austern in Austernkeller und erhält sie dort durch Eis am Leben. Bei dem Großhändler kauft man die Austern im Durchschnitt den Scheffel für einen Dollar. Auf den Märkten und in den Austernhäusern variirt der Preis je nach der Qualität von 74 Cents bis zu $2\frac{1}{2}$ Dollars.

Wie Viele stürzen sich nicht Jahr aus Jahr ein aus Hunger und Verzweiflung in das Wasser, das sie reichlich hätte ernähren können, und noch viele Andere dazu, die auf dem Trockenen umherhungern und lungern und nicht wissen, wo sie Arbeit und Brot suchen sollen, — wenn wir es verständen, die vielen hundert Quadratmeilen des Meeres, dessen Felder und Fluren schon jetzt ohne große Anstrengung unsererseits, ohne Dünger und Aussaat, einer viel größeren Fruchtbarkeit fähig sind, als der beste Boden, gehörig auszubeuten. Und nun gar erst bei einer rationellen Bewirthschaftung und künstlichen Fisch- wie Austernzucht ließen sich hier fabelhafte Kapi-

talien und Betriebskräfte, die jetzt zum Theil müßig liegen oder sich wenigstens in unergiebigen Industrien abquälen, auf das Vortheilhafteste verwenden, und nicht allein, um dem Meere goldene Ernten abzuringen, deren Früchte in wohlfeilen und schmackhaften Fischen und Schalthieren bestehen, sondern wir dürfen auch nicht vergessen, daß die sittlichen und sozialen Vortheile noch größer sein würden. Denn das Meer macht in der That, wie der Dichter sagt, „frei"; es stählt den Körper und befruchtet den Geist. Die Beschäftigung auf dem Wasser ist gesunder und angenehmer, als die auf dem staubigen Boden, sie macht den Körper und Geist tüchtiger.

Zwar wird bekanntlich die Thierwelt des Meeres nicht blos durch Fische und Austern repräsentirt, vielmehr liefert sie noch viele andere, ungemein schätzbare Objekte des Handels; spezieller darauf einzugehen würde uns jedoch zu weit führen. Auch der Fischerei in den Flüssen und Landseen, deren Reichthum sich bei uns namentlich infolge der steigenden Industrie leider so sehr vermindert hat, daß man ihm in neuerer Zeit durch künstliche Fischzucht wieder aufzuhelfen sucht, kann hier nicht näher gedacht werden.

§ 45. **Fortsetzung.** (Die Seidenraupe.) Die unansehnliche, aber um so dankbarere Raupe jenes Nachtschmetterlings, dessen Eier zwei in härene Kutten gekleidete Mönche unter Lebensgefahr aus China nach Europa gebracht haben sollen, um auch hier einen der wichtigsten Zweige der Kunstindustrie ins Leben zu rufen, verdient um so mehr besonders hervorgehoben zu werden, weil es von hohem Werthe für die Volkswirthschaft wäre, wenn durch Anregung der Gebildeten auch in Deutschland die Seidenraupenpflege bei den Landleuten derart erweckt und verbreitet würde, wie es namentlich in der Lombardei der Fall ist. Das Klima der meisten milderen Fluren Deutschlands gestattet den Anbau von Maulbeerbäumen, wenn auch deren Triebe zuweilen durch Frost leiden, und Raum zu einigen Gestellen für die Raupen fänden sich im kleinsten Stübchen einer Dorfhütte. So könnte Deutschland jährlich 20 Millionen Thaler, die für Rohseide in die Fremde fließen, recht wohl behalten. In Südfrankreich, Italien, Griechenland und Kleinasien ist die Seidenzucht eine der Hauptaufgaben der Agrikultur, deren Wichtigkeit man aus dem einzigen Umstande ermessen kann, daß Frankreich allein jährlich für etwa 300 Millionen Francs Seide produzirt. Das Gespinnst des Seidenwurms oder der Seidenraupe unterscheidet sich in seiner äußeren Beschaffenheit von den übrigen Gespinnstfasern des Thier- und Pflanzenreichs, welche eine industrielle Bearbeitung erleiden, am auffallendsten dadurch, daß es nicht, wie die Wolle, die Baumwolle und selbst der Flachs oder Hanf, in getrennten, mehr oder weniger kurzen Fasern vorkommt, welche durch die Arbeit des Spinnens erst zu einem langen, zusammenhängenden Faden vereinigt werden müssen, sondern daß die Natur die Seide gleich in Form eines solchen langen Fadens liefert, bei dem also das eigentliche Spinnen überflüssig ist und nur einige Arbeit erfordert wird, welche ihm die nöthige Stärke und weitere Verwendbarkeit verleihen. In der That beginnen die Operationen der Seidenfabrikation eigentlich erst da, wo die Hauptarbeiten der Baumwoll- oder Flachsspinnerei beinahe vollendet sind. In neuester Zeit hat man aus Japan noch eine Seidenraupenart eingeführt, welche von den Blättern der Eichen lebt. Da der Akklimatisation dieses

Eichenspinners (Bombyx Yama-Mayu) keine klimatischen Verhältnisse entgegenstehen, so dürfen wol, zumal Deutschland noch genügend Eichenwälder aufzuweisen hat, für die Zukunft an die Züchtung dieser Raupe um so größere Hoffnungen geknüpft werden, als auch die Kokons sich bei ihrer runden und geschlossenen Form leichter und besser abhaspeln lassen und mehr Seide von starkem Faden liefern (die sich zum Weben von Möbelstoffen und Posamentirarbeiten u. s. w. sehr wohl verwenden lassen wird), als die der Ricinus- (Wunderbaum-) und Aglanthus- (Götterbaum-) Spinner, von welch' letzteren man vor einigen Jahren in Frankreich so großes Aufsehen machte.

§ 46. **Fortsetzung.** (Die Pflanzenwelt.) Von den zahllosen Beziehungen, in welchen jenes Naturreich, dem wir das Material zu Wiege und Sarg entnehmen, zu allen Gebieten der Schöpfung steht, treten einige so unmittelbar und deutlich hervor, daß jeder Mensch sie kennt, und jedes Thier, welches nicht eine allzu niedere Stufe der Organisation einnimmt, sie empfindet; andere dagegen konnten erst von der lichten Höhe der neueren Naturwissenschaft aus wahrgenommen, zusammengefaßt und dem Schatze unserer Erkenntniß einverleibt werden; noch andere endlich sind bis jetzt kaum von unsicheren Tasten, von schwankender Vermuthung berührt worden, so daß noch immer auch von der Pflanzenwelt jenes Wort des Dichters gilt:

> Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
> Schaffendes Leben aufs Neu' giebt die Vernunft ihr zurück.

Wenn man die Pflanzenwelt zunächst als einen ungetrennten und untrennbaren Theil unsers Planeten auffaßt, so zeigt sich sogleich, welche Dienste dieser Theil dem Ganzen zu leisten bestimmt ist. Man denke nur an die allbekannte Erfahrung, daß reine Luft und Kühlung nicht in Steppen und Wüsten zu finden ist, sondern im Schatten des Waldes; daß die Luft des Lebens nicht in den Städten, den Stuben weht, sondern auf Auen und Fluren, und man sieht sich darauf hingeführt, in welcher Weise die Pflanzenwelt für das Leben der Erde mitzuwirken hat. Sie ist bestimmt, viele Urstoffe oder Elemente, welche in Form von Gasen und Dünsten die Atmosphäre erfüllen, in ewigem Wechselgange zu erhalten, sie bald zu binden, bald zu lösen, bald zu neuen Verbindungen zu leiten, die allgewaltige Kraft der Wärme und des Lichtes zu der mannichfaltigsten Entwicklung und Wirksamkeit zu bringen, die Vertheilung der Feuchtigkeit zu vermitteln und zu unterstützen. Daß die Pflanzen viele Stoffe abgeben und ausscheiden, lehrt jedes gewöhnliche Verbrennen, jedes Verwelken und Verdorren derselben, denn wie äußerst dürftig ist der Rest, welcher bei allen diesen Auflösungen vom Pflanzenkörper als Asche oder Humusbestandtheil wahrnehmbar bleibt! Wie ferner die Pflanzen durch ihre Beschattung einen weitreichenden Einfluß auf die Vertheilung der Wärme und auf den unmerklichen, aber reichlichen Niederschlag der Dünste ausüben, ist eine jedem Spaziergänger und jedem Land- wie Forstwirthe bekannte Thatsache, auf welche sich auch zum Theil die große Wichtigkeit der Wälder im Haushalte der Natur gründet. Noch entschiedener tritt die Bedeutsamkeit der Pflanzen in dem durch sie vermittelten Stoffwechsel in den drei Reichen der Natur auf. Die Verwesung und der Athmungsprozeß lösen alle Pflanzen- und Thierstoffe, indem der Sauer-

stoff der Atmosphäre vermindert wird, in Kohlensäure, Ammoniak und Wasser auf, welche sich in der Atmosphäre verbreiten. Dieser Stoffe bemächtigt sich die Pflanze wieder und bildet daraus unter beständiger Vermehrung des Sauerstoffs der Atmosphäre sowol kohlenstoff- oder wasserstoffreiche und stickstofffreie Bestandtheile, nämlich Stärke, Gummi, Zucker und Fettarten, — als stickstoffreiche Bestandtheile, nämlich Eiweiß, Faserstoff und Käsestoff. Diese Bestandtheile führen die als Nahrungsmittel dienenden Pflanzen wieder dem animalen Organismus zu, indem das Thier aus den letzteren, den stickstoffreichen, seinen Körper bauen und die ersteren im Respirationsprozesse zur Erhaltung der nöthigen Wärme sich verbinden lassen muß, um endlich durch seinen Tod neuen Grund zu erneutem Stoffwechsel zu legen. So besteht das ganze Leben der Pflanzen eigentlich nur in steter Stoffumbildung, und wenn man sich nun wieder daran erinnert, daß jede Pflanze eine große Zellenverbindung ist, jede Zelle daher auch mit dieser Stoffumbildung erfüllt ist, so dürfte die Behauptung nicht zu gewagt sein, daß das stille Leben der Pflanzenwelt in dem Reiche der Urstoffe und Gase alljährlich eine größere Bewegung durchführt, als alle Winde und Stürme zusammengenommen.

Indessen nicht nur die genannten Stoffe aus der Atmosphäre hat die Pflanze in sich aufzunehmen, sondern auch das Wasser, besonders in Dunstform. Und dies geschieht wol zu 99 Prozent durch die Wurzeln; diese aber haften im Boden, und hierdurch ist die Pflanze genöthigt, in unmittelbarere Beziehungen zu der Erde als festem Körper zu treten, sich ihm auf das Innigste anzuschmiegen und sich mehr und mehr nach seinen allgemeinen Beschaffenheiten und nach den Eigenthümlichkeiten seiner räumlichen Abgrenzungen zu richten. Welch' eine ungeheure Menge von Feuchtigkeit die Pflanzen als Nahrung dem Boden zu entnehmen haben, kann daraus geschlossen werden, daß z. B. eine Sonnenblume täglich 1¼ Pfund Wasser nöthig hat, — und ein Morgen Landes während der Sommermonate, wenn er mit Sonnenblumen bepflanzt war, 3 Mill. Pfund, mit Kohl bepflanzt 5 Mill. Pfund, mit Hopfen bepflanzt 6—7 Mill. Pfund verbrauchte, während auf denselben Morgen in demselben Zeitraume nur 1,600,000 Pfund Regen fielen, von dem aber, nach Abzug des gleich in der Luft verdunsteten und des schnell weiter geflossenen Theiles, nur die Hälfte, also nur 800,000 Pfund, für das Bedürfniß der Anpflanzungen übrig blieben. Der Boden mußte also dem Regenwasser einen Zuschuß von 3—6 Millionen Pfund liefern!

Liegt es somit auf der Hand, daß Wärme und Feuchtigkeit zwar nicht die einzigen, so doch die wichtigsten Bedingungen für das Auftreten der Pflanzen sind, so ist es auch nicht weniger klar, daß die Erde nicht an jedem Punkte ihrer Oberfläche die Wärme in gleichem Grade spenden, nicht an jeder Stelle die nöthige Menge von Feuchtigkeit gewähren, dagegen hier und da an anderen Bestandtheilen, z. B. an Salz, Kalk, Kieselerde ꝛc., einen Ueberfluß haben, und denselben, in der Feuchtigkeit aufgelöst, den Pflanzen zuführen kann. Giebt es nun auch Pflanzen von ungemein nüchterner Natur, so können sich doch die meisten dem Einflusse ihrer Oertlichkeit nicht entziehen. Daraus folgt, daß die Vegetation nach Klima und Boden eine sehr verschiedene sein kann und muß. Die Pflanzenwelt wird desto ungefährdeter und vollkommener sich entwickeln und erhalten, je mehr sie sich all' den Eigenthümlichkeiten eng anzuschließen vermag, welche von der Stellung der Erdgürtel zum Urquell der Wärme, zur Sonne, — von der Vertheilung des festen Landes zwischen dem Weltmeere, von der Massenhaftigkeit und Erhöhung der Erdtheile oder von deren Reichthum an großen und kleinen Gewässern abhängen und in die Beschaffenheit des Bodens und Klima's übergehen.

Gleichwol haben alle diese Thatsachen bis in unser 19. Jahrhundert auf ihre Verbindung zu einem wissenschaftlichen Ganzen harren müssen, und erst seit dem Jahre 1807, unter Alex. v. Humboldt's Vortritt, hat die Wissenschaft von der Befähigung der Pflanzenwelt, sich fast allen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Theile der Erdoberfläche eng anzuschließen und dem Erdenleben auch hier wieder durch Vermittelung des Allgemeinen mit dem Besonderen zu dienen, unter dem Namen Pflanzengeographie sich zu gestalten begonnen. Warum die Gründung einer so wichtigen Wissenschaft so spät erst erfolgte, warum diese Wissenschaft auch jetzt noch lange nicht sich selbst genügt, kann kaum gefragt werden, da sie theils auf einer schwer zu verbindenden Fülle und Genauigkeit der sinnlichen Anschauungen, ja auf einer fast vollständigen Untersuchung der Erdoberfläche und auf der Erforschung noch vieler unerkannter tellurischer Verhältnisse fußt, theils eine stete, äußerst schwierige Trennung dessen, was die Natur, sich selbst überlassen, thun will, von dem, was das Menschengeschlecht durch die sogenannten Pflanzenkulturen seit Jahrtausenden ihr aufgenöthigt hat, beobachten muß. Kennen wir doch gegenwärtig nicht einmal das Vaterland jener dem Menschengeschlechte befreundeten Pflanzen (und Thiere), welche sich uns im Laufe der Zeiten zinsbar unterworfen haben. Europa, der Herd gewaltiger Erschütterungen in der Geschichte der Völker, besitzt gleichsam nur Flüchtlinge und Reste aus dem ursprünglichen Leben seiner Pflanzen- (und Thier-) Welt. Ganze Formationen des früheren Lebens hat der Zorn himmelstürmender Giganten, verkohlt oder versteinert, der Erde wiedergegeben; jene Kinder früherer Jahrtausende hingegen, welche, der furchtbaren Katastrophe entronnen, noch jetzt auf dem europäischen Boden hausen, wir finden sie harmlos und sich selbst angehörend nur noch auf den Höhen der Alpen, wo die Freiheit wohnt, oder zu dunklen Urwäldern vereinigt, oder in den Sümpfen, die bis jetzt der umgestaltenden Menschenhand getrotzt haben. — Gering nur an Zahl sind jene Pflanzen, die, auf andere Weise selbständig, gleichsam den menschlichen Fleiß verhöhnend, als Unkräuter in seine Kulturen sich eingedrängt und da ein neues Vaterland erworben haben. Anders mit Amerika: hier hatten nur wenige Bergvölker, zu Monarchien und Hierarchien entwickelt, angefangen, einen umbildenden Einfluß auf die Erde und deren Bewohner zu äußern; sie selbst sind jetzt verdrängt, ja verfolgt von den Ankömmlingen aus Osten, und mehr oder minder noch unberührt von der Civilisation liegt der größte Theil des ungeheuren Kontinentes vor uns; auf ihm erneuern von Jahr zu Jahr Pflanzen (und Thiere) in angestammter Weise die ruhigen Begebnisse ihres einförmigen Lebens, bis die Geschichte des Menschen, unaufhaltsam voranschreitend, auch ihnen ein Schicksal anweist.

§ 47. **Das Klima.** Während die todten Steingebilde in starrer Unveränderlichkeit vor dem Forscher liegen, ist die lebendige Pflanzendecke gleichsam in ununterbrochener Fluktuation, und das Vermögen der Gewächse,

sich innerhalb gegebener Schranken an Klima und Boden anzuschmiegen, unter dem Einflusse der Elemente, der Thiere, des Menschen sich nach Form und Stoff zu verändern, zu variiren, zu wandern, ja gewisse Katastrophen der Erdoberfläche zu überdauern, umgeben zwar die Bestimmung sogenannter Florenreiche (Imperia Florae) mit großen Schwierigkeiten, indessen vermag doch der Pflanzengeograph, gestützt vor Allem auf die Erforschung der gleichen mittleren Jahrestemperatur verschiedener Gebiete und Orte um den ganzen Erdball herum oder der Isothermen, der gleichen mittleren Sommertemperatur oder der Isotheren, und der gleichen mittleren Wintertemperatur oder der Isochymenen, für die Ausbreitung gewisser Pflanzenarten ziemlich sichere Grenzen nachzuweisen. Dieselben sind für die Volkswirthschaft von der größten Bedeutung, denn nach ihnen ordnen sich die sogenannten Vegetationszonen mit den ihnen besonders eigenthümlichen, spezifisch landwirthschaftlichen Pflanzen (den Gräsern und Futterkräutern, dem Getreide, den Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Rüben), Gewerbs- und Handelspflanzen (wie es die Baumwolle, der Flachs, der Hanf, das Zuckerrohr, der Tabak, Hopfen, Wein, Kaffee, Thee u. s. w. sind) und Obst- und Waldbäumen. An die Vegetationszonen schließen sich die allerdings weiter ausgedehnten und weiter über einander greifenden Verbreitungsbezirke der Thiere. Und endlich ist wiederum der Mensch mit den ersten und dringendsten seiner Bedürfnisse an die ihn umgebende Pflanzen- und Thierwelt gewiesen; indem er die Aufgabe der Naturbeherrschung zu lösen strebt, wird seinem Streben innerhalb bestimmter Zonen eine bestimmte Richtung gegeben, die sich auf seine ganze Lebensentwicklung fortpflanzen muß, auch auf den Kreis von Erscheinungen übergreifend, die der höheren, dem Menschen gestellten Aufgabe, die seiner Selbstbeherrschung, angehören. Belege dazu haben Karl Ritter und seine Schule aus der Thier- und Pflanzengeographie sowie aus der Kulturgeschichte in genügender Fülle hergeleitet.

Das gemäßigte Klima vereint die Vortheile des heißen und kalten Klimas, ohne die Nachtheile von deren Extremen zu haben. Der Bewohner der gemäßigten Zone hat weder die gefühllose Derbheit des Nordländers, noch die reizbare Weichlichkeit des südlichen Menschen; aber er verbindet mit der Muskelkraft des ersteren die Empfindlichkeit des letzteren für Sinneseindrücke; er liebt eine Mittelkost, Fleisch und Pflanzennahrung zusammen; er bedarf der spirituösen Getränke nicht, um sich gegen Stumpfsinn zu verwahren; durch den Welthandel wie durch Verbreitung, der Künste und Wissenschaften bringt er erst Nord und Süd in Verbindung, und nur durch seine Vermittlung wird das Menschengeschlecht ein Ganzes. Alle Weltumwandlungen, alle großen Seereisen sind von den Nationen der Mittelländer bewirkt worden. Besitzen doch auch die Menschen der gemäßigten Zone vorzugsweise die wichtige Fähigkeit der Akklimatisirung, d. h. das Vermögen, die besonderen Einwirkungen eines fremden Klimas zu ertragen und davon auch noch Vortheil zu ziehen. Und hier, in der gemäßigten Zone, ward die Civilisation der Menschheit zuerst angebahnt durch den Getreidebau. Eine gewaltige Macht für die Thätigkeit der Menschen ist der Brothalm von Anfang an gewesen. Mit Recht galt bei den Griechen Demeter für eine ehrwürdige Göttin, welche sie als Spenderin der Zucht, Sitte, Gesetzlichkeit und Familie verehrten, und unser Schiller feierte die Gründerin des Getreidebaues mit den Worten:

„Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Die in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.“

Der Ureinwohner Amerika's verliert seine Wildheit und wird civilisirt, sobald er statt der Keule den Spaten zur Hand nimmt; ja selbst die Hausthiere verlieren ihre ursprüngliche Wildheit, wenn sie mit der Frucht des Halmes genährt werden. Seit Island den Ackerbau verloren hat, ist es in seiner Bildung zurückgegangen und würde in Roheit verkommen, wenn ihm der Verkehr mit dem Auslande abgeschnitten würde. Um die Gewinnung und das Gedeihen der Brothalme bewegt sich das ganze Leben der civilisirten Völker. Die große Frage des Kornzolls hat, ehe sie gelöst war, Großbritannien bis in das innerste Mark seines Lebens erschüttert, und auch die Kämpfe der Stände auf dem Festlande sind im Grunde die zwischen Halmbauer und Halmverkäufer mit der abweichenden Gedankenrichtung, die sie infolge ihrer abweichenden Stellung zum Ackerbau gewonnen haben. Aus dem Kleinsten und Geringfügigsten ist das Größte und Wichtigste geworden, seit es der Mensch zum Gegenstande seiner Thätigkeit, zum Träger seiner Gedanken gemacht hat.

§ 48. **Die Witterung, sowie die Wind- und Meeresströmungen.** Unermeßlich ist der Einfluß, den die sprüchwörtliche Veränderlichkeit des Wetters in der gemäßigten Zone, der Heimat der Kulturvölker, also auf allen Handel und Wandel ausübt. Selbst im Kurszettel wird der Stand des Barometers und Thermometers ausgedrückt. Schon wenn ungünstige Witterungsverhältnisse im Frühjahre die Zuversicht auf eine gute Ernte wankend machen, so steigen allenthalben die Getreide- und Mehlpreise. Furcht vor Theuerung hat aber immer Geschäftsstillstand auf der ganzen Linie zur Folge. Der Detailverkauf nimmt alsogleich ab, wenn die Haushaltungen von der Angst befallen werden, ihr ordentliches Budget, wohin vor Allem die Ausgaben für die Kost gehören, einschränken zu müssen; wirkt doch eine Bewegung im Preise des Brotes, da dieses als die einfachste und natürlichste Nahrung aller Klassen eines der unmittelbarsten Bedürfnisse des Lebens bildet, stets auf das Sinken und Fallen der Preise anderer Verbrauchsartikel ein, je nachdem diese mehr oder weniger die Stelle des Brotes vertreten. Die Engros-Bestellungen ferner, welche am Ende des Frühjahrs bereits für Winterwaare beginnen, werden zurückhaltender, weil man für den Absatz den Maßstab verliert, und der Industrielle selbst legt seinem Betriebe eine gewisse Reserve auf, da die Theuerung der Cerealien auch eine Lohnerhöhung der Arbeiter zur Folge haben und den Preis der Erzeugung steigern müßte. Eine ungenügende Ernte hat überdies eine starke Ausfuhr von Metallgeld zur nöthigen Folge, wodurch Steigerung des Zinsfußes und Sinken der zinstragenden Effekten erzeugt wird. Ein Steigen der Brotpreise hat daher immer ein Fallen der Börsen-Effekten zum Gegengewichte. Ja, für die Börse bedarf es dessen noch nicht einmal: für sie ist ja immer dasjenige Element am wirksamsten, das noch gar nicht vorhanden ist. Sie eskomptirt

Furcht und Hoffnung viel höher als unglückliche oder glückliche Ereignisse, und so genügen, wie gesagt, blos getrübte Ernte-Aussichten, welche dem Geschäfte auf der Getreide- und Mehlbörse erhöhtes Leben geben, um auf die Fondsbörse einen Druck auszuüben, der eine Verringerung des Umsatzes zur nöthigen Folge hat. — In Anbetracht der Wichtigkeit des Brotes liegt auch die Wirkung hoher Getreide- und Brotpreise auf die inneren politischen Verhältnisse eines Staates auf der Hand: man denke nur an die sogenannten „Brotkrawalle"! In Frankreich insbesondere haben schon die Ernte-Aussichten Einfluß auch auf die Wahlen. Von Alters her wurde es daher als eine wichtige Aufgabe des Staates angesehen, seinen Angehörigen billiges Brot zu schaffen und nicht blos der künstlichen, sondern auch der natürlichen Theuerung desselben entgegenzuwirken. Gegenüber der letzteren indeß, die in schlechten Ernten und somit in ungünstigen Witterungsverhältnissen ihren Grund hat, sind alle Bestrebungen des Staates so gut wie wirkungslos gewesen, da die Anlage und Verwaltung so großer und vieler Getreidemagazine, als nöthig wären, um einen starken Ernteausfall zu decken, abgesehen von dem Eingriffe in die naturgemäße Bewegung des Handels, ferner die Schwierigkeiten, welche die Austheilung der Vorräthe haben würde, um auch den vorgesetzten Zweck zu erreichen, eine derartige Vorsorge unausführbar, ja selbst ganz nutzlos machen würden.

Der Einfluß der Witterungsverhältnisse auf Handel und Wandel im Allgemeinen mußte zwar schon frühzeitig die Aufmerksamkeit auf die Meteorologie richten, d. h. auf die Wissenschaft, welche den Kreis anorganischer Erscheinungen umfaßt, der durch die Wärmestrahlung der Sonne, durch ihren Wechsel nach Tages- und Jahreszeiten und durch die Verschiedenheit ihrer Stärke nach den klimatischen Zonen oder geographischen Breiten in der Atmosphäre und an der Erdoberfläche hervorgerufen wird; da bei ihr jedoch, wie in den Naturwissenschaften im Allgemeinen, kein Fortschritt möglich war, bevor man nicht die nöthigen Instrumente erfunden und eine Fülle von Erfahrungen gesammelt hatte, so ist sie noch eine sehr junge Wissenschaft. Nichtsdestoweniger und trotz aller Zweifel an dem Zustandekommen ihres Gebäudes überhaupt hat die Meteorologie doch schon bedeutende Resultate aufzuweisen. Eines der bedeutendsten ist die dem Prof. Dove in Berlin zu verdankende Erkenntniß des Gesetzes der Stürme, eine der werthvollsten Errungenschaften unserer Zeit. Wird der Seemann auf hohem Meere vom Sturme getroffen, so giebt ihm gegenwärtig die Sturmtheorie einfache Regeln, nach welchen bemessen werden kann, wann er in der Nähe eines Orkans ist, ob sein Schiff den Sturm, oder der Sturm das Schiff einholt, ob es sich in der Mitte des Sturms oder an seiner Grenze, ob es sich vor oder hinter, rechts oder links vom Centrum des Orkans befindet. Zugleich lehrt ihn das Gesetz der Stürme, wie das Schiff in jedem dieser Fälle geleitet werden muß, um ohne oder mit möglichst geringem Verlust und Schaden davon zu kommen. Es ist hier nicht der Ort, die praktischen Regeln der Sturmtheorie auch nur ihren ersten Grundzügen nach zu entfalten, wol aber muß hier auf die Bedeutung und den Nutzen dieses Abschnitts der angewandten Meteorologie namentlich für die Seefahrt hingewiesen werden. Mit Recht verlangt man in den Niederlanden seit Kurzem von jedem Steuermanne, daß er die

Kenntnisse der praktischen Regeln der Sturmtheorie nachgewiesen habe, und niemals mehr sollten das Barometer und Thermometer im Inventar eines Schiffes fehlen; das erstere insbesondere giebt ja eben dem Schiffsführer die Daten, nach welchen sich beurtheilen läßt, auf welche Weise er den zerstörenden Wirkungen eines Orkans bestmöglichst ausweichen kann. Ein anderer, ebenfalls für die Nautik höchst wichtiger Abschnitt der angewandten Meteorologie lehrt die Seewege finden, auf denen man, einerseits mit den geringsten Fährlichkeiten, andererseits in möglichst kurzer Zeit, über See, von einem Orte zum andern gelangt. Ohne genaue und umfassende Kenntniß der Meeresströme und des Kreislaufes der Winde im Luftmeere dürfte die große Schiffahrt gegenwärtig wol schwerlich mit lohnendem Erfolge getrieben und der täglich wachsenden Konkurrenz begegnet werden können. Die früher und zum Theil jetzt noch üblichen Handelswege über den Ozean haben sich gewissermaßen zufällig gemacht, durch die genauere Bekanntschaft mit den großen Strömungen des Ozeans und des Luftmeeres hat sich nun aber herausgestellt, daß die bisher üblichen Routen und Fahrstraßen bei Weitem nicht die sind, auf welchen man die beabsichtigten Reisen in der möglichst kürzesten Zeit und mit möglichst geringer Gefahr zurücklegen kann. Heutzutage muß daher ein Seemann, der mit dem Kreislaufe der Winde, den Grenzen der Passate und Moussons in den verschiedenen Jahreszeiten, sowie mit dem Einflusse bekannt ist, welchen ausgedehnte Landstrecken, Bergketten und Wüsten darauf haben, wenn er außerdem mit dem Seewesen, oder was der Holländer Zeemanschap nennt, gehörig vertraut ist, seinen Kurs nach den vom nautischen Observatorium in Washington, dem Board of Trade in London, dem meteorologischen Institute zu Utrecht u. a. veröffentlichten Schriften und Karten zu regeln, sowie die Winde und Strömungen möglichst vortheilhaft zu benutzen suchen.

Durch die auf den Landkarten angedeuteten und in den Segel-Anweisungen enthaltenen Erfahrungen werden die entferntesten Punkte der Erdoberfläche gewissermaßen einander näher gerückt. Die Fahrt von London nach dem Aequator ist durch dieselben um volle 10 Tage abgekürzt. Die Ueberfahrt von einem Hafen auf der Ostküste Amerika's nach Kalifornien, welche früher durchschnittlich 183 Tage dauerte, wird gegenwärtig, unter Benutzung der Wind- und Stromkarten, durchschnittlich in 135 Tagen zurückgelegt. Es ist aber unverkennbar, daß, wenn eine Seereise in kürzerer Zeit wie gewöhnlich gemacht wird, der Kaufmann, der Schiffseigner und der Versicherer an Ausgaben spart. Die Kosten jedes Tages, welchen ein Kauffahrteischiff zu einer Reise über deren mittlere Dauer hinaus gebraucht, betragen für ein großes, beladenes, mit Passagieren besetztes Schiff an Löhnung der Schiffsbemannung, Lebensmitteln und Abnutzung täglich 100 bis 1000 Thaler! Zu diesen direkten Kosten kommt dann noch die durch Verzögerung einer Reise verursachte Verminderung des laufenden Verdienstes des Schiffes; um so früher dasselbe den Ort seiner Bestimmung erreicht, um so eher wird es eine neue Reise unternehmen können. Außerdem wird auch die Gefahr zu erkranken geringer, wenn ein gehörig geführtes Schiff seine Reisen in den, durch heftige Regen, Windstillen, gepaart mit drückender Hitze, ungesunden Gegenden in kürzerer Zeit zurückgelegt.

§ 49. **Die anorganische Natur.** Eine große Rolle in der Geschichte der Welt und des Tages spielen die Berge, und sie werden sie fortspielen, so lange unser Erdball sich um die Sonne dreht. Vom Sinai kam das Donnerwort des alten Gesetzes, vom Oelberge die sanfte Lehre des Heils; — Parnaß, Pindus und Helikon galten als die heiligen Sitze der Musen und ihres Führers, und auf den sieben Hügeln thronte die weltbeherrschende Roma. Vom Kaukasus strömen die wandernden Völker aus, welche das Abendland umgestalteten, auf den Gebirgen der Schweiz feierte die Freiheit ihre unvergeßlichen Triumphe vor Jahrhunderten, und noch zu Anfang des jetzigen war es das Bergland Tyrol, wo sie ihr blutigstes Hochamt hielt. Auf Bergen thront die Natur im Krönungsstaate, durch unersteigliche Gipfel setzt sie dem menschlichen Uebermuthe Schranken, und verderbenschwangere Vulkane sind die Herolde ihrer Oberherrlichkeit über die Werke der Menschenhand. Aber die Zeit ist dahin, in der man große Gebirgszüge nur als Hindernisse im Verkehrsleben der Völker betrachtete, als natürliche Bollwerke, von der Vorsehung geschaffen, die Assimilirung der verschiedenen Völkerschaften der Erde zu erschweren. Diese beschränkten Ansichten unserer Vorfahren hat die Civilisation gründlich zerstört. Statt die Völker von einander abzuschneiden, haben die metallreichen Berge sie zu einander geführt; statt der vorwärtsschreitenden Kultur einen himmelhohen, abweisenden Damm entgegenzusetzen, sind sie der Anstoß zur rascheren Verallgemeinerung derselben geworden, der Brennpunkt, von dem aus neue Thätigkeit, ein regerer Aufschwung in Handel und Wandel sich über die mehr und mehr sich bevölkernden Lande ihrer Umgebung rings ergießt, der selbst seinen Einfluß auf die in sozialer Hinsicht am weitesten entwickelten alten Reiche der Erde geltend macht. Eine Erzählung des allbekannten persischen Märchen-Cyklus „Tausend und Eine Nacht" berichtet uns von einem Magnetberge, der aus einem unermeßlichen Meere hervorragte, und dessen Anziehungskraft sich über viele Meilen weit in die Runde derartig erstreckte, daß Schiffe, welche Eisentheile an ihrem Baue enthielten, pfeilschnell ihren Lauf ändern und schließlich an jenem mysteriösen Felsen zerschellen mußten. Eine ähnliche magnetische Gewalt üben jetzt die Rocky-Mountains mit ihrem fabelhaften Reichthume an Gold auf die Menschheit aus, nur läßt sich der Vergleich mit dem Magnetberge des Märchens insofern nicht völlig durchführen, als die unwiderstehliche Macht, welche zahllose Auswanderer aller Nationen zu dem Felsengebirge hinzieht, nicht ihren Untergang, sondern ein herrliches Emporblühen aller menschlichen Unternehmungen herbeiführt. Die Rocky-Mountains mit ihren unerschöpflichen Minen, deren Ausbeutung kaum erst begonnen hat, haben den Impuls zu einer stets sich steigernden Verbindung des Ostens der nordamerikanischen Union mit dem Westen gegeben, und mit ihrem Reichthume kann sich nur Kalifornien messen, das, als der goldene Zauberstab einer Fee es berührte, urplötzlich in der ganzen Kraft der Jugend, wie Minerva aus dem Kopfe des Jupiter, ins Dasein sprang. Kaum 20 Jahre sind es, und nackte Hügel, wüste Strecken, auf denen kaum ein Halm wuchs, bezeichneten die Stätten, wo jetzt blühende Saaten sich wiegen. Der Digger-Indianer litt Hungersnoth bei dürftigem Grassamen und den wenigen Eicheln da, wo jetzt Ernten reifen, die Millionen zur Ausfuhr übrig lassen.

Die Schätze, welche Jahrtausende geschlummert in tiefen Höhlen, behütet von den Geistern der Unterwelt, um doch plötzlich zu Tage zu treten, sie schlugen die goldene Brücke, die hinüberführte aus der wüsten Einöde zu einem Paradiese, dessen Existenz die kühnste Phantasie nicht hatte ahnen können. — Hier mögen aus einem Berichte, den Williams P. Blake als Kommissar des Staates Kalifornien zur Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 dem Kongresse der Vereinigten Staaten über die Edelmetalle der Welt abstattete, folgende Notizen entnommen werden: Als im Jahre 1848 Gold in Kalifornien entdeckt wurde, betrug die jährliche Gesammtausbeute 40 Mill. Dollars. Die rasche Steigerung seit dieser Zeit ist eine bekannte Thatsache, und als drei Jahre später die Goldfelder Australiens erschlossen wurden, nahm die Ausbeute in solchem Maße zu, daß sie im Jahre 1853 bereits die Höhe von 193,500,000 Doll. erreicht hatte. Im Jahre 1867 stellte sich die Gold- und Silbergewinnung auf 184,500,000 Doll. Hiervon wurden 3902 Proz. innerhalb der Vereinigten Staaten gewonnen; an der Gesammtgewinnung von Gold waren die Vereinigten Staaten mit 4323 Proz., Australien mit 2414 Proz. und Rußland mit 1487 Proz., an der Gesammtsilberausbeute die Vereinigten Staaten mit 2870 Proz., Mexiko mit 3530 Proz., Central- und Südamerika mit 1859 Proz. und Europa mit 1597 Proz. betheiligt. In den letzten 20 Jahren (1848—1868) hatte die Totalausbeute von Edelmetallen, so weit sich dies annähernd feststellen ließ, 3,571,000,000 Doll., und zwar 2,757,600,000 Doll. Gold und 813,400,000 Doll. Silber betragen. Die Gesammtgewinnung von Gold und Silber seit den Zeiten Augustus († 14 nach Chr. Geb.) bis zum Jahre 1868 wird, den vorhandenen Statistiken gemäß, wie folgt veranschlagt:

Vom	Jahre	14— 800	(ungefähre	Schätzung)	1,790,000,000	Doll.
"	"	800—1492	"	"	345,000,000	"
"	"	1492—1803	"	"	5,820,700,000	"
"	"	1803—1848	"	"	2,484,000,000	"
"	"	1848—1868	"	"	3,571,000,000	"
				Gesammtsumme:	14,010,700,000	Doll.

Der Weg, den die Edelmetalle genommen, ist dem, den die Civilisation eingeschlagen, gerade entgegengesetzt; aus den neu entdeckten Ländern fließt das Metall nach den älteren, von Amerika und Australien nach Europa, von Europa nach Asien; letzteres ist von Alters her das Reservoir für Gold und Silber; der Abfluß dahin in der Zeit von 1851 bis mit 1864 erreichte sogar die Höhe von durchschnittlich 46,500,000 Doll. im Jahre, und von 1850 bis mit 1867 ist allein ein Silberquantum im Werthe 1029 Mill. Thalern von Europa nach Asien verschifft worden, ein Betrag, der ungefähr der gleichzeitigen gesammten Silberproduktion der ganzen Erde gleichkommt. Vergegenwärtigen wir uns jetzt folgende Scene aus Zach. Werner's Tragödie „König Attila": Der Hunne liegt auf dem harten Boden seines Zeltes und spielt mit seinem Knaben. Da treten die Abgesandten des byzantinischen Kaisers herein und legen sich und Gold zu den Füßen des Königs; dieser aber spricht zu seinem Sohne: „Siehst du, Jenack, daß Eisen besser ist als Gold? Mit

Eisen hol' ich's!" Und auch wir holen es damit, wenn auch nicht im wilden, blutigen Streite der Waffen, die das Eisen liefert, und durch die Attila, ein roher Gewaltmensch, allein seine Zwecke erreichen konnte; wenn auch nicht immer beim mühevollen Suchen des blinkenden Erzes an seinen primären und sekundären Lagerstätten. Wir halten das Eisen für besser als Gold, wir nennen es mit Max v. Schenkendorf ein „heilig Metall", weil es in den Werkstätten der Industrie und Kunst an der Erlösung des Menschen arbeitet, weil es sich im Dienste des Friedens als unser bester Freund bewährt hat, der zugleich das Allermeiste zur Behaglichkeit unserer Existenz beiträgt. Wohin könnten wir wol heut' zu Tage unsere Schritte lenken, wohin blicken, ohne Eisen zu finden? Wir durchstreifen Felder und Gärten: das Eisen dient dem im Schweiße seines Angesichts arbeitenden Landmanne und Gärtner als Pflug, Egge, Hacke und Spaten. Wir möchten gern einen entfernten Ort schnell erreichen: nur mittels des auf Eisenschienen dahinsausenden Dampfrosses ist dieser Wunsch zu erfüllen. Wir treten in eine Werkstätte des Handwerkers: um uns liegen seine Werkzeuge von Eisen. Wir besuchen eine Fabrik, und siehe da! das Eisen ist es wiederum, welches bewegen, klopfen, drehen, glätten, spinnen, weben und wer weiß noch was Alles mehr verrichten muß. Wir setzen unsern Fuß in das Atelier eines Bildhauers, bewundern dessen Gebilde aus Sandstein oder Marmor und erinnern uns, daß es der eiserne Meißel gewesen, der zu solch' großem Zwecke gedient hat. Ja, selbst im friedlichen Studirzimmer eines Gelehrten stoßen wir heute auf eine Waffe aus Eisen: seine Stahlfeder ist es, mit deren Spitze er vielleicht schon manchen Strauß ausgefochten, der zwar nicht Blut, so doch viel Tinte und Papier und manchmal wol auch viel Kopfzerbrechen gekostet hat! Womit sollten wir ferner unsere Speisen zertheilen? Wie könnten solche Kleider unsere Körper bedecken, wenn uns das Eisen fehlte? Und sollen wir endlich an die Wunderwerke unserer Zeit erinnern, an die Glaspaläste, an die Gitter- und Röhrenbrücken über Ströme und Meerengen? Wahrlich, wir wären ohne dieses kostbare, weil so vielseitig verwendbare Geschenk der Natur ohnmächtig; denn wie das Eisen dem Einzelnen, insofern es im Blute mit enthalten ist, Kraft und Muth verleiht, so fördert es auch unsere Veredelung, und weder das Gold, noch das Silber, noch andere Güter sind ein giltiger und sicherer Maßstab für den Kulturzustand und den Nationalreichthum eines Volkes, wohl aber der Grad der Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Eisens und die Menge des jährlichen Verbrauchs desselben. Die gesammte Eisenproduktion der Erde beträgt pro Jahr circa 200 Millionen Centner und stellte sich in den letztvergangenen Jahren Produktion und Konsumtion von Eisen in nachfolgenden Ländern wie folgt:

Länder.	Produktion überhaupt.	Produktion pro Kopf.	Konsumtion pro Kopf.
Großbritannien . . .	90,000,000 Ctr. .	300 Pfd. .	100 Pfd.
Frankreich	24,000,000 „ .	60 „ .	53 „
Nordamerika	20,000,000 „ .	75 „ .	100 „
Zollverein	14,000,000 „ .	36 „ .	38 „
Belgien	7,250,000 „ .	100 „ .	65 „
Oesterreich	6,750,000 Ctr. .	18 Pfd. .	19 Pfd.
Rußland	6,000,000 „ .	5 „ .	8 „
Schweden und Norwegen	5,000,000 „ .	100 „ .	12 „
Spanien	1,200,000 „ .	6 „ .	10 „
Italien	750,000 „ .	4 „ .	8 „
Dänemark	300,000 „ .	? „ .	? „

In Nordamerika ist die Roheisenproduktion von 1810 bis 1860 von 1,078,000 auf 20,047,448 Ctrn., also beinahe um 19 Millionen Ctr. oder 1760 Prozent gestiegen.

Aber die Massenproduktion und die vielseitige Anwendung des Eisens in unserer Zeit wäre nicht möglich, verdankten wir nicht auch den urweltlichen Kräften ein ausreichendes und wohlfeiles Brennmaterial: die Steinkohlen. Diese „schwarzen Diamanten" nehmen überhaupt unter den Mitteln, die den Aufschwung der Gewerbe wie des Handels fördern und den Nationalreichthum vermehren, eine der ersten Stellen ein. Weit mehr als durch die anderen mineralischen Brennstoffe ersetzen wir durch die Steinkohlen den Holzbestand unserer Wälder, die der wachsenden Menschenmenge und ihren Bedürfnissen nach und nach haben weichen müssen, bekommen Millionen von Haushaltungen ihre Heizungsmittel, der größte Theil unserer Industrie, fast das gesammte Fabrikwesen, die unentbehrliche Feuerspeise, wird der Eisenbahnbetrieb erhalten, die Schifffahrt in einem mit jedem Jahre zunehmenden Grade in Bewegung gesetzt. „Steinkohlen und Kanäle haben England zu dem gemacht, was es ist."

Im Jahre 1867 sind auf allen im Betrieb befindlichen Kohlengruben der Erde 172 Millionen Tonnen im Werthe von circa 500 Mill. Thalern produzirt worden. Dieses Quantum vertheilte sich wie folgt:

Großbritannien	100	Mill. Tonnen,
Deutschland	17	„ „
Nordamerika	17	„ „
Frankreich	12	„ „
Oesterreich, Rußland, Schweden, Spanien u. Australien zusammen	14	„ „

Die Zunahme der Produktion in verschiedenen Zeiträumen betrug in

England	v. 1800—1866	v. 203	Mill.	auf 1900	Mill. Ctr.	Kohlen	od.	um	840	pro 100
Amerika	„ 1845—1860	„ 9	„	„ 308	„ „	„	„	„	2200	„ 100
Preußen	„ 1817—1866	„ 20½	„	„ 373½	„ „	„	„	„	1765	„ 100
Frankreich	„ 1835—1866	„ 39¾	„	„ 240	„ „	„	„	„	540	„ 100
Belgien	„ 1845—1863	„ 101⅓	„	„ 190	„ „	„	„	„	188	„ 100
Oesterreich	„ 1855—1866	„ 26⅔	„	„ 53	„ „	„	„	„	125	„ 100

Da die anorganischen Stoffe, von denen im Vorstehenden nur die allerwichtigsten besonders hervorgehoben wurden, fast alle schon gebildet in der Erdrinde gefunden werden, so ist bei ihnen die fortdauernde Wirkung der Naturkräfte mit der bei den Pflanzen und Thieren natürlich nicht zu vergleichen. Daher führt auch die fortgesetzte Ausbeute von Erzadern, Steinkohlenflötzen, Salzlagern, Petroleumquellen u. s. w. schließlich zu einer Erschöpfung derselben, was für die betreffenden Länder, Gegenden, Orte und Grundstücke

die nachtheiligsten wirthschaftlichen Folgen haben kann, sobald sich kein Ersatz findet. So berichtet J. G. Kohl in „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" (1850, S. 564), daß die Erzgebirgsstadt Kongsberg in Norwegen ehemals 12,000 wohlhabende Einwohner hatte, welche sich größtentheils mit Bergbau beschäftigten; seit 50 Jahren habe jedoch die Ausbeute so abgenommen, daß der Bergbau größtentheils verschwunden sei und die Stadt jetzt nur 3000 arme Einwohner zähle.

§ 50. **Helfende Naturkräfte.** Es hat bekanntlich eine lange Zeit gegeben, in der man vom Glase, einem der mächtigsten Förderungsmittel der Kulturentwicklung, das in seiner höchsten Anwendung unsern Gesichtskreis bis in die entferntesten Räume des Weltalls, bis in die tiefsten Schichten und verborgensten Vorgänge unseres tellurischen Seins erweitert, noch keine Ahnung hatte. Und doch waren seine Bestandtheile stets vorhanden. Aber erst der Zufall verhalf zu einem neuen Blicke in das große Laboratorium der Natur, führte zur Verbindung der betreffenden chemischen Verwandten, ließ eine noch unbekannte Wirkung der Wärme kennen lernen, — derselben Kraft, welche das Wasser an der Oberfläche der Erde verdunsten macht und als Dampf in die höheren Luftregionen hebt, wo sich dasselbe wieder, wenn kalte Luftschichten sich mit den feuchten, warmen vermengen, zu Nebeln und Wolken verdichtet, auf den Rücken hoher Gebirge niederschlägt, von da aber in zahllosen Aederchen, von der Schwerkraft der Erde angezogen, wieder nach der Tiefe drängt. Heutzutage reicht sogar „der Dampf, dieser neugeborene Riese, mit seinen Eisenarmen in die Eingeweide der Erde; er fördert Millionen von Centnern ihrer Schätze an das Tageslicht herauf und verwandelt das geschmolzene Metall bis zu den feinsten Formen. Wie auf das Gebot eines Zauberers entspringt aus der unförmlichen Masse das schlanke eiserne Schiff; der Dampf baut es, der Dampf bringt es in sein Element, und durch den Dampf überflügelt es in seinem Laufe seine hölzernen Mitkämpfer, deren eichene Rippen Jahrhunderte bedurften, um die gehörige Stärke zu erhalten.*) Der Dampf mahlt das Mehl zu dem Brote, das wir essen, er spinnt die Wolle und die Baumwolle zu unserer Bekleidung, er webt dieselbe und drückt die reiche Pracht den Blumen auf das leichte Gebilde. Tausende von Rädern werden durch den Dampf bewegt, jedes derselben könnte mit einem einzigen Drucke einen Menschen zermalmen,

*) Für England fängt die Erfindung der Dampfmaschine an verhängnißvoll zu werden. So lange, als es in hohem Grade den Weltbedarf von Kohle und Eisen beherrschte und die Benutzung des Dampfes monopolisirte, blieb es auch ein Beherrscher der Welt. In dem Maße aber, wie die Intelligenz sich mehr und mehr ausbreitet, wird ihm auch das Scepter aus den Händen gerungen. Frankreich und Belgien konkurriren mit ihm in Betreff der Maschinen, selbst auf seinem eigenen Markte. Deutschland kommt ihm zuvor in Betreff des Stahles und Amerika liefert Lokomotiven, die auf der Pariser Ausstellung die Bewunderung Europa's erregten. Der Dampf gab ihm die Macht, auf dem Ozean das Gesetz vorzuschreiben, aber dieser Dampf in anderen Händen hat nun in der That jene britische Flotte zerstört, zu deren Schöpfung Hunderte von Millionen vergeudet wurden.

und dennoch ist die schwächste Kindeshand im Stande, diese gewaltige Triebkraft zu hemmen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gab dem menschlichen Geiste die Mittel an die Hand, über die Unwissenheit und den Aberglauben zu siegen; die Erfindung der Dampfmaschine setzt uns in den Stand, die Hindernisse zu überwinden, welche in früherer Zeit der physischen Kraft des Menschen unübersteigliche Schranken entgegenzustellen schienen. Jene gab dem Geiste des Menschen Flügel, diese seinem Körper." (S. „Das Buch der Erfindungen" II. Bd., S. 421.) Der Dampf ist jedoch nur ein Mittelglied der Wärme, er hat so wenig eine eigenthümliche, besondere Kraft, wie in dem Wasser an sich liegt. Und die Wärme wiederum, sowie das Licht, die Elektrizität, der Magnetismus und die chemische Verwandtschaft – sie alle sind nur verschiedene, in steter Wechselwirkung stehende Manifestationen einer *einzigen* Kraft. Die Forschungen der bedeutendsten Physiker unserer Zeit lassen es als vollständig begründet erscheinen, daß die bisherige Klassifizirung der Kräfte in *chemische* und *mechanische* irrig war, daß sich vielmehr alle jene subtilen Agentien in *Bewegungsarten* auflösen lassen, denn alle sind der gegenseitigen Verwandlung fähig, ihre mannichfaltigen Verwandlungen aber sind den Gesetzen der Mengenverhältnisse unterworfen, so daß also eine Kraft in ihrer angenommenen Form das ganze Aequivalent einer anderen, verschwundenen ist und jede Leistung einer Kraft von irgend einer vor ihr dagewesenen äquivalenten Kraft herstammt und eine andere Kraft von gleicher Leistung in anderer Form erzeugen muß. Wie es eine *Einheit der Naturgesetze* giebt, so giebt es demnach auch eine *Einheit der Naturkräfte*, und hierbei möge zugleich bemerkt werden, daß nicht blos die in der *sozialen* Welt herrschenden *Gesetze* mit denen der physischen Welt identisch sind, sondern daß auch, wie der scharfsinnige amerikanische Nationalökonom *Carey* zuerst nachgewiesen, die in der sozialen Welt thätigen Kräfte denen der physischen Welt vollkommen entsprechen. Alle Gesetze und Kräfte der Natur und der menschlichen Gesellschaft sind nur Theile *eines* großen und harmonischen Systems; ihre Einheit regiert und erhält das Universum und zielt insbesondere mit Nothwendigkeit auf Harmonie und Frieden auch unter Jenen hin, für deren Gebrauch die Erde geschaffen ward.

Wie es sich nun mit den Stoffen des Glases, wie es sich mit dem Dampfe verhält, so können auch die meisten anderen Naturgebilde, sie seien organisch oder anorganisch, nur durch das systematische Wirkenlassen des „ewig Einen, das sich vielfach offenbart", durch die Ausnutzung der einzelnen Naturkräfte zu mannichfaltigem Gebrauche erst völlig tauglich und zu höherem Werthe gebracht werden. In unerschöpflichem Ueberflusse sind sie vorhanden, und, soweit sie sich in beweglichen appropriirbaren Körpern fixiren, auch aneignungsfähig und übertragbar, sie müssen jedoch meistens erst durch die menschliche Kunst zu ihrer Wirksamkeit hingelenkt und während derselben geleitet werden. Ihre geschickte Benutzung ist „eine der Hauptursachen des größeren Wohlstandes gebildeter Völker, und die fortschreitende Kenntniß der Natur sowol als der Hülfsmittel zur vortheilhaften Hervorbringung von Bewegungen (Maschinenlehre) hat aus diesem Grunde einen höchst wichtigen Einfluß auf das Einkommen jedes Volkes." (Rau.) Ja, die Anwendung der Dampfkraft z. B., deren Erfindung wie keine andere tief und gewaltig in die volks-

wirthschaftlichen Verhältnisse der heutigen civilisirten Nationen eingegriffen, hat auch soziale Folgen der durchgreifendsten Art, insbesondere für die Lage der Arbeiterklassen. Darauf ist später, wo von den volkswirthschaftlichen Wirkungen des Maschinenwesens die Rede sein wird, näher zurückzukommen. Hier sei nur noch bemerkt, daß viele Naturkräfte nicht blos als Hülfs- und Förderungsmittel des menschlichen Strebens nach Wohlfahrt auftreten, und in dieser Beziehung unersetzlich sind, sondern daß sie nur zu oft auch zerstörend wirken, Leben und Eigenthum gefährden und den Erwerbsthätigkeiten hemmend entgegentreten können. Dergleichen feindliche Wirkungen der Naturkräfte haben wir z. B. schon in § 48 kennen gelernt, und leicht ließen sich die Beispiele davon beträchtlich häufen: man denke nur an den sprichwörtlich gewordenen „Zahn der Zeit", der an den stärksten Werken der Menschenhand nagt. Doch Einsicht, Ueberlegung, Beharrlichkeit und Erfahrung geben die Mittel an die Hand, den schneller oder langsamer wirkenden Zerstörungsursachen kräftig zu begegnen. Auch sie haben ihren Beruf in der Schöpfung, so gut wie die Leiden im Leben. Wirken sie doch als Entwicklungsmittel der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten, weisen sie doch darauf hin, daß die Menschen im Einzelnen und großen Ganzen nicht blos für sich, sondern auch für einander arbeiten sollen und müssen! Und wiederum ist auch hier die Kenntniß der Naturgesetze der Schlüssel zur Entfernung oder möglichsten Abschwächung der schädlichen Wirkungen der Naturkräfte.

Wer sie nicht kennte die Elemente,
Ihre Kraft und Eigenschaft,
Wäre kein Meister über die Geister!

Der Mensch hat nach dem Schöpfungsplane die große Aufgabe, die Gesetze der Natur zu erforschen und immer richtiger kennen zu lernen, nicht nur zur größeren Verherrlichung des Schöpfers, sondern damit er durch diese Kenntniß auch sein irdisches Wohlsein fördere, immer mehr Herr der äußeren Natur werde.

B. Die Arbeit.

§ 51. **Das Wesen der Arbeit im Allgemeinen.** So überreich auch die Gaben und Kräfte sind, welche die Natur dem Menschen bietet, so giebt es doch nur Weniges, das sich ohne sein Zuthun schon zur Befriedigung seiner Bedürfnisse eignete. In den Stoffen und Kräften der Körperwelt ruht nur die Fähigkeit, durch die Hand des Menschen die Mittel dazu wirklich zu werden; sie gelangen meistens nur erst dann in unsern Besitz und leisten uns ihre oft so segensreichen Dienste, wenn sich — wie dies schon aus dem vorigen Abschnitte hervorging — irgendeine menschliche Thätigkeit, also die *Arbeit*, d. h. *die selbstbewußte, mit Mühe verbundene Anwendung körperlicher und geistiger Kräfte zum Zweck der Produktion*, mit ihnen verbindet Daher sehen wir die mit dem herrlichsten Klima gesegneten Länder der Erde nicht selten unter den faulen Händen einer stupiden, arbeitsscheuen Bevölkerung veröden und einer geringen Zahl von Menschen kaum die nothdürftigsten Lebensmittel gewähren, während unter viel ungünstigeren klimatischen Verhältnissen die zehn- oder zwanzigfache

Zahl von Bewohnern durch ihren angestrengten Fleiß sich nicht nur gut ernährt, sondern Reichthum und Wohlstand erwirbt, ja — wie wir z. B. an Holland sehen — durch jahrlange mühevolle Arbeiten den Wellen des Meeres reiche Fruchtfelder abringt. Und wenn oben des goldreichen Kaliforniens gedacht wurde, so muß hier bemerkt werden, daß Gold doch nur der geringste, werthloseste Theil der Schätze war, mit denen das Füllhorn der gütigen Mutter Natur jenes Land überschüttet hat. Das Eldorado, wie es das Gold in den ersten Jahren schuf, war nur ein Truggebilde, welches keinen dauernden Wohlstand hervorrief. Die Städte und Oerter, die der Goldsand aufgebaut, waren eben auf Sand gebaut; wo sonst das wilde Gelage der Goldgräber ertönte, wo das, was rasch gewonnen, auch rasch wieder zerrann, da sieht man heute verfallene Hütten; der tückische Berggeist hat noch nie dauernden Wohlstand gebracht, wo er das Gold mit vollen Händen ausgestreut. Das kalifornische Gold allein hat keine Straßen, keine Eisenbahnen gebaut, es hat der Welt gewissermaßen eine andere Gestalt gegeben, alle alten Werthe vernichtet, allein an seinem Fundorte hat es verhältnißmäßig weniger dauernde Wirkungen erzeugt, als im fernen Europa, hat es unter dem wandernden Nomadenvolke seiner Verehrer weniger Gesittung gefördert, als in der übrigen Welt, die durch die Masse des goldenen Verkehrsmittels in völlig neue Bahnen gebracht wurden, und doch erzeugte das wilde, wüste Leben, mitten unter Gefahren, einen Menschenschlag, wie er sich nicht leicht wieder an irgendeinem andern Orte der Welt finden dürfte, erzeugte er einen Unternehmungsgeist, welcher vor Nichts zurückschreckt. Die Bewohner Kaliforniens hatten eine Mission zu erfüllen, wie sie nicht leicht einer Nation der Erde wird, und die Schule der ersten Jahre befähigte sie zu diesem Missionswerke. Das Gold, obgleich der nervus rerum gerendarum auch in Kalifornien, mußte aber erst in den Hintergrund treten vor dem großen Faktor, der allein dauernden Wohlstand giebt, und dieser Faktor heißt eben *Arbeit*! Es ging den Menschen drüben wie den Erben in dem Weinberge, die auch nach Schätzen in dem vom Vater ererbten Weinberge gruben, und die Erde durch das Sieb warfen, bis sie zuletzt ausfanden: „daß jeder Weinstock dreifach trug." Wie mit einem Zauberschlage verwandelten sich plötzlich Wüsten in blühende Felder, kahle Hügel in blühende Rebengelände, Fabrik auf Fabrik erhob sich. In wenig Jahren hatte Kalifornien eine Jahresausfuhr von 6 Millionen für Getreide allein, brach sich der goldene Traubensaft seiner Berge Bahn auf allen Märkten, belohnte die Pariser Weltausstellung die kalifornischen Seidenkokons mit den ersten Medaillen, und versorgte Kalifornien die östlichen Märkte mit seiner Wolle, während es seine eigenen Wollenzeuge fabrizirte. San Francisco, kaum erst der Sammelplatz für herumziehende Minengräber, wurde plötzlich der Mittelpunkt eines riesigen Agrikulturgebäudes, seine Eisenhämmer und Maschinenwerkstätten bilden heute ganze Stadttheile. Und erst dann, als das Land selbst zu blühen begann, erwachte das Bedürfniß für Verkehrswege, erst dann baute man plötzlich Eisenbahnen nach allen Richtungen hin, um dem Ackerbau immer neue Gebiete zuzuführen, und noch immer ist kein Ende mit diesen Gebieten, welche die Millionen Menschen erwarten, die auf Kaliforniens Gestaden ein frohes, sorgenfreies Leben finden können . . . Ein

schroffes Gegenstück zu dem Beispiele Kaliforniens bietet Spanien, das von dem Augenblicke an, als

„— Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß",

seinem permanenten Verfalle entgegenging. Selbst ein Richelieu bezeichnete die Vertreibung der Mauren als „den wildesten und barbarischsten Akt der Politik", der jemals von einer Regierung vollführt worden wäre; er kostete Spanien drei Millionen seiner gewerbfleißigsten Bewohner, und doch gab er nur den ersten wesentlichen Anstoß zu dem furchtbaren Ruine des Landes. Die nächste Ursache war der brennende Golddurst, der die Spanier seit der Entdeckung der neuen Welt ergriff, die Gier nach mühelosem Erwerb großer Reichthümer, welche unaufhörlich Tausende und Abertausende über den Ozean trieb, um die Eingebornen der entdeckten schätzereichen Länder hinzumorden oder zu Sklaven zu machen und sich selbst in Gold zu baden. Daheim aber fehlte es derartig an Arbeitern, daß der Inhalt der Gold- und Silberflotten, die in dem einen Hafen landeten, durch alle anderen Häfen in solche Länder wieder abging, welche den Spaniern die Früchte ihrer Arbeit, die täglichen Bedürfnisse, ja der ehemaligen Kornkammer selbst das tägliche Brot zuschicken mußten, sollte Spanien nicht bei all' seinem Golde verhungern. Das Maß des Unglücks machte das Klosterthum voll, denn gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts belief sich die Zahl der dem Müssiggange und dem Cölibate geweihten Personen auf fast 200,000, auf 86,000 Priester, 60,000 Mönche und einige 30,000 Nonnen. Die von der Natur so reich ausgestattete Halbinsel war schließlich zu einer wahren Thebais herabgesunken, in welcher ein permanenter Nothstand sich aus natürlichen Gründen von Zeit zu Zeit zu entsetzlichen Krisen allgemeiner Hungersnoth erhob, und wo Pest und Erdbeben die aus der bittersten Armuth entspringende Lebensbedrängniß noch auf das Furchtbarste vermehrten. Noch heute liefern jene endlosen baumleeren Strecken, die sogen. despoblados oder entvölkerten Bezirke, die man in fast allen Provinzen Spaniens antrifft, einen entsetzlichen Beweis von der volksmörderischen Art und Weise, wie Spanien Jahrhunderte hindurch regiert und verwaltet worden ist. In keinem andern Lande der Erde dürfte eine solche ominöse Bezeichnung als offizieller Ausdruck existiren, und der Gedanke, daß dieser Zustand von Verödung nicht durch Verheerungszüge eines Attila oder Tamerlan, sondern eben einzig und allein durch eine ungeheuerliche Mißregierung und gewohnheitsmäßige Verachtung aller vernünftigen Grundsätze menschlicher Thätigkeit hervorgerufen worden ist, erhöht das Staunen und das Mitleid des Reisenden, der diese wüsten Strecken passirt, welche Nichts erzeugen als wildes Gras und Dornengestrüpp, wo der wilde Stier als unumschränkter Gebieter herrscht und nur ab und zu einmal eine Merinoherde unter dem Geleite des Schäfers, des einsamen Hidalgo der Sierra, am fernen Horizonte dahinzieht. Es liegt eine wahre Ironie darin, daß von den Madridern kein Tag im Jahre, Christtag und Fastnacht nicht ausgenommen, so heilig gehalten wird, wie der Jahrestag ihres Schutzpatrons, St. Isidor's, des Pflügers. Hatte es doch die Bevölkerung Madrids nur zu bald vergessen, warum man einst einen fleißigen Ackerbauer zum Fürsprecher im Himmel gewählt; und wie feiert man selbst heute noch das Andenken dieses arbeitsamen Heiligen? Durch achttägiges Nichtsthun: die Läden werden nie so eifersüchtig geschlossen, und die Straßen sind nie so leer! Noch immer nicht also hat man begriffen, daß, wie Young sagt, verschwendete Zeit blos Dasein und nur gebrauchte Zeit Leben ist.

Schon unser ganzer Organismus weist darauf hin, daß wir von vornherein zur Arbeit bestimmt sind. Das Thier gehorcht nur dem Instinkte innerhalb seiner Schranken und ist ein Sklave des Augenblicks; der Mensch aber arbeitet aus Entschluß und sein Horizont ist größer, denn die Zukunft reicht mit ihrer Morgen-, die Vergangenheit mit ihrer Abenddämmerung herein. Das geistige Auge des Menschen schaut in die Ferne; Absichten, Pläne, Vorsätze bewegen sein Gemüth, und Zwecke und Ziele ragen wie Schlösser und Burgen kühn und herausfordernd herab in den bunt und reich belebten Thalgrund seiner Seele. Nur im Menschen bauen sich lange Ketten von Mitteln auf, die zur Erfüllung eines Zweckes führen; nur der Mensch kann sich dauernd einem Gegenstande hingeben, kann störende Gedanken, die aus der Seele unaufhörlich emporsteigen, bändigen und zurückdrängen. Er allein ist des Augenblickes Herr, kann entsagen, entbehren und im gegenwärtigen Thun die Gegenwart vergessen. Dabei bietet ihm sein Körper die bereiteste Unterstützung. Die Fähigkeit des Menschen zum Arbeiten hängt so genau mit der freien Gliederung der menschlichen Hand zusammen, daß Buffon, ähnlich wie schon Galienus gethan hatte, ohne Uebertreibung sagen konnte: „Die Hand und die Vernunft machen den Menschen zum Menschen." Ohne geistige Thätigkeit ist übrigens Arbeit gar nicht denkbar. Nur überwiegt bei derjenigen Arbeit, die man gewöhnlich als Handarbeit, als körperliche Arbeit bezeichnet, die körperliche Thätigkeit, während bei der geistigen Arbeit die Thätigkeit des Denkvermögens vorherrscht, dieselbe aber ihren Abschluß nur erst durch das Hinzutreten körperlicher Thätigkeit, durch Aeußerungen mittels des lebendigen Wortes oder der Schrift findet. Wie wenig freilich selbst der letztere Umstand der geistigen Arbeit dazu verhilft, allseitig als Arbeit anerkannt zu werden, beweist folgende Anekdote: Der greise Komponist Auber war Junggeselle und hatte, wie mancher andere Mann von Genie, eine Dienerin um sich, welche ihm schon seit mehr als 50 Jahren das Hauswesen führte und ihn ihren Einfluß oft sehr empfindlich fühlen ließ. Eines Tages brummte sie recht vernehmlich über die ungeheure Menge Arbeit, die sie den Tag über zu besorgen habe. „Nun ja, das mag sein, Sophie," sagte Auber gutmüthig zu ihr, „aber sieh' mich an, ich arbeite ebenfalls hart genug; ich bin stets an der Arbeit!" — „Ja wol, eine saubere Art von Arbeit!" versetzte die Wirthschafterin ungehalten; „das nennen Sie arbeiten, wenn Sie bei dem Arbeiten sitzen?!"

§ 52. **Prinzip und Endzweck der Arbeit.** So groß und herrlich auch im Allgemeinen die Anlagen und Kräfte des Menschen sowol in körperlicher wie in geistiger und sittlicher Beziehung sind, so bieten doch auch sie blos die Möglichkeit einer Ausbildung. Denn nur Anstrengung vermag die schlummernden Kräfte zu wecken, Uebung sie zu entwickeln, und dazu bedarf es eines Sporns, eines Antriebs. Zu diesem werden nun aber eben die Bedürfnisse des Menschen und sein Wunsch, sie zu befriedigen. Sie machen das Leben zu einem fortwährenden Kampfe mit dem Mangel, d. h.

mit dem Nichtvorhandensein Dessen, was nach des Menschen Wunsch vorhanden sein sollte, denn kaum ist einem Mangel abgeholfen, so macht sich auch schon ein anderer fühlbar, dessen Abhülfe den Reiz des Lebens erhöhen würde.

> Das Dasein ist nur unbebautes Land,
> Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
> Und diese todte Wildniß fodert
> Das Leben erst von unsrer Hand.

Zunächst sind die Bedürfnisse stets blos materieller Art; sind die primitivsten derselben befriedigt, so reiht sich daran die Sorge — dieses Vorrecht der Menschen — die Befriedigungsmittel zu erhalten und das Bestreben, sich auch feinere Genüsse zu verschaffen; der Kreis der nothwendigen Bedürfnisse erweitert sich durch das Verlangen nach Annehmlichkeiten, denen schließlich die Gewohnheit gleichfalls das Gepräge der Unentbehrlichkeit aufdrückt. Wo den Menschen die Natur von vornherein die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht leicht gemacht hat, da wird schon dieser Umstand das Nachdenken wecken, dem sich später auch Erfahrung und Einsicht an die Seite stellen. Und wo wiederum die Natur dem Menschen die Mittel seines Unterhaltes verschwenderisch bietet, da wird sich bald die Langeweile als Sporn zur Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten geltend machen. Kurz, hat nur einmal der Trieb der Selbsterhaltung, das Selbstinteresse den Menschen seine körperlichen und geistigen Kräfte kennen gelehrt, so wird das Streben nach dauernder Begründung und Erweiterung seines Wohlstandes auch die Triebfeder zur größeren Entfaltung seiner Kräfte werden, durch Fleiß, Emsigkeit, ausdauernde und geregelte Thätigkeit, Anstrengung des Beobachtungs- und Erfindungsgeistes, Energie, weises Maßhalten und Entsagen im Genusse ꝛc. Die Entwicklung der geistigen Kräfte und die mit dem Wunsche, das Erworbene auch behalten zu können, verbundene Frage nach dem Mein und Dein führen wiederum zur Bildung sittlicher Begriffe, so daß sich schließlich eine innige Wechselbeziehung zwischen der dreifachen Natur des Menschen als eines sinnlichen, geistigen und sittlichen Wesens herstellt. Zugleich erweckt der Erfolg seines Strebens, seiner Arbeit, ein gewisses Selbstbewußtsein: mit freudiger Genugthuung sieht er, daß er sich mehr und mehr aus den Fesseln der rohen Natur befreien, sie zu bezwingen und ihre Kräfte zu erweitern vermag: Im Vollbringen wachsen die Schwingen! Und während er sich in gewissen Beziehungen und bis zu einem gewissen Grade auch von seinen Nebenmenschen frei machen kann, führen doch andererseits gemeinsame Zwecke zur Vereinigung der Kräfte, und dadurch wird die Arbeit (vor Allem der Ackerbau, wie schon erwähnt wurde) die Begründerin der menschlichen *Gesellschaft*. Diese wiederum empfindet bald die Nothwendigkeit eines gewissen allgemeinen Rechtsverhältnisses, das durch die Gesetzgebung erst Form, Inhalt und Wirkung erhält. In den von der Vernunft, vom Recht und von der Billigkeit diktirten Gesetzen haben wir aber zugleich den natürlichsten Schutz der *Freiheit* zu erblicken, denn diejenigen Gesetze, durch welche die Freiheit der Einzelnen beschränkt wird, vermehren sie auch wieder, *insofern als ein Jeder durch die der Freiheit Anderer gesetzten*

Grenzen mehr gewinnt, als er durch die Verminderung seiner eigenen verliert! Ueberdies sagt Goethe eben so schön wie wahr:

> Vergebens werden ungebund'ne Geister
> Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
> Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
> Und das *Gesetz* nur kann uns *Freiheit* geben!

So bildet also die Arbeit in ihrer Eigenschaft als Produktionsfaktor nur den Brennpunkt, von welchem sie in ihrer Eigenschaft als Kulturelement ausgeht; *ihr Endzweck sind die höchsten Segnungen der Kultur.* Um ihn aber zu erreichen, dazu gehört, daß die *Achtung vor der Arbeit jeglicher Art* alle Klassen der Gesellschaft durchdringt. Wie einseitig die Kultur des Alterthums war, beweist nichts schlagender, als die Ehrlosigkeit der wirthschaftlichen Arbeit. An der Verachtung derselben ging das Staatswesen mitsammt dem Kulturleben der Griechen und Römer zu Grunde. Das Christenthum brachte auch hierin eine Wendung zum Bessern. Selbst nachdem es in starres Formelwesen ausgeartet war, wurde die Ehre der Arbeit wenigstens in der Theorie anerkannt, indem zugleich insbesondere die Kirchenväter die Vervollkommnung des ganzen Menschen, die fortschreitende Entwicklung der gesammten Menschheit als das Ziel des menschlichen Lebens betonten. In der Praxis freilich sollte es noch viele Jahrhunderte dauern, ehe die Ehre der Arbeit zu *allgemeiner* Geltung kam. Erst seit der Erfindung der Dampfmaschine, durch die ein neuer Geist in die Welt gekommen, der Geist, der die Völker verbindet und sie zu einem früher nie dagewesenen Schaffen befähigt, kämpft sich die große Wahrheit, daß die Arbeit die Ehre und die befruchtende Macht der Menschheit ist, zu allseitiger Anerkennung durch, und ist die Parole ausgegeben worden: rüstige Arbeit auf allen Gebieten des Lebens! Auch konnten erst durch den modernen Universal-Motor die Hebel der Arbeit auf allen Punkten der civilisirten Erde und bei allen der Civilisation zugänglichen Völkern mit einem nie geahnten Erfolge in Bewegung gesetzt werden. Und deshalb ist unsere Zeit eine so große; sie selbst arbeitet an allen Fragen des Gedeihens der Menschheit, und Alles strebt und wirkt dahin, den Menschen frei zu machen. Aber dem innerlich frei gewordenen Menschen ist es Pflicht, nicht stehen zu bleiben, sondern das Erworbene zu erhalten und Anderen mitzutheilen. Und dies geschieht nur in Gemeinschaft Aller. Daher ist die freie, die selbstgewollte, von der Liebe geweihte Arbeit Aller für Alle mit ihren segensreichen Wirkungen der Schluß der Weisheit, die eigentliche Bestimmung, das höchste Gut der Menschen!

> „Wohin, o Mensch, dein Auge sieht,
> So weit auf reichbebauten Fluren
> Der gold'ne Strahl der Sonne glüht,
> Schaust du der Arbeit Segensspuren.
>
> Sie sä't das Korn, sie pflegt die Saat
> Und mäht die Frucht der gold'nen Aehren,
> Sie baut der Mühle wuchtig Rad
> Und liefert Brot, uns zu ernähren.

Drum laßt uns ihr Panier entfalten,
Stets höher, freier soll es weh'n
Im Kampf mit feindlichen Gewalten;
Die Arbeit hoch! — Sie wird besteh'n!"

§ 53. **Die Arten der Arbeit.** Der Inhalt des vorigen Paragraphen weist uns zugleich darauf hin, wie wir uns einen Ueberblick über das Gebiet der wirthschaftlichen Arbeiten verschaffen können. Denn historisch pflegen sich dieselben, wie auch *Roscher* angiebt, in nachstehender Reihenfolge zu entwickeln: A. *Entdeckungen und Erfindungen*. B. *Okkupation* der freiwilligen Naturgaben, wie der wilden Pflanzen, Thiere und Mineralien; so lange darin noch die einzige Arbeit besteht, da steht selbstverständlich der Mensch noch in größter Abhängigkeit von der Natur. C. *Stoffproduktion*, d. h. Leitung der Natur, um brauchbare Rohstoffe hervorzubringen, also im Thierreiche durch Viehzucht, Bienenzucht, künstliche Fisch- und Austernzucht 2c., und im Pflanzenreiche durch Ackerbau, Weinbau, Forstkultur 2c.; das Mineralreich muß hier ausgeschlossen bleiben. D. *Stoffverarbeitung und Veredelung*, d. h. Verwandlung der rohen Naturprodukte in Kunstprodukte in den verschiedenen Gewerben und Fabriken, so des Getreides in Brot, der Felle durch Gerben in Leder, der Wolle in Zeuge, des Kobalts in blaue Farbe u. dgl. E. *Zutheilung* des Gütervorraths (durch Verkauf oder Austausch) an Diejenigen, welche unmittelbar davon Gebrauch machen wollen, sowol von Nation zu Nation, von Ort zu Ort (Großhandel), als auch an die einzelnen Bewohner desselben Ortes (Kleinhandel). In diese Klasse gehören auch die Geschäfte des Pachtens, Miethens, Darleihens 2c. F. *Persönliche Dienste oder Leistungen*, durch welche die menschliche Arbeitskraft theils unmittelbar, theils mittelbar für wirthschaftliche Zwecke verwendet wird, in letzterer Beziehung also z. B. die Dienste und Leistungen der Aerzte, Juristen, Lehrer, Schriftsteller, Künstler 2c., welche wenigstens erst in einer verhältnißmäßig späten Entwicklungsperiode zu größerer Bedeutung gelangen. So kam (nach Rau) 1842 ein Arzt auf 1650 Menschen in der Lombardei, auf 2650 in Oesterreich unter der Enns, auf 7330 in Böhmen, auf 9440 in Oesterreich ob der Enns, auf 11,170 in Steiermark und auf 30,490 in Galizien. Oder man denke nur an das heute wichtigste und mächtigste Gebiet des allgemeinen Bildungswesens, an die Presse! Diese Gesammtheit aller auf mechanischem Wege veranstalteten Vervielfältigungen geistiger Arbeiten konnte sich erst auf einer hohen Kulturstufe zu einem organischen Theil, ja zu dem eigentlichen Träger des allgemeinen Bildungswesens, und dadurch auch zu einer so gewaltigen sozialen Macht (der „sechsten Großmacht") emporschwingen.

§. 54. **Die Unterschiede der Arbeitskraft.** Wie schon die absolute Muskelkraft im strengen Sinne keine konstante Größe sein kann, vielmehr bei verschiedenen Individuen und zu verschiedenen Zeiten nach dem Zustande der Ernährung der Muskelsubstanz und nach der Energie der Leistung der motorischen Nerven wechseln muß, so ist auch die menschliche Arbeitskraft im Allgemeinen nicht blos bei den einzelnen Individuen wechselnd und

im Verhältniß zu einander verschieden,*) sondern auch — und diese Unterschiede können hier allein in Betracht gezogen werden — je nach dem *Geschlechte*, dem *Alter* und der *ethnographischen Eigenthümlichkeit* überaus mannichfach.

A. Sehr richtig sagt v. *Hasner*: „Was die Arbeitskraft anbelangt, so ist es wesentlich, daß der Mann, bei einem im Ganzen größeren Körper, einen kräftigeren Knochenbau und stärkere Muskeln hat, namentlich diejenigen der Schultern. Seine Verdauungs- und Respirationsorgane sind weiter. Sein Nervensystem ist stärker. Im Unterschiede von der ihm hiermit gegebenen physischen Mächtigkeit ist der Körper des Weibes überall bald an der Grenze des positiven Sieges über die Natur angelangt, und bleibt ihm die Bewährung seiner Kraft gewaltigeren Potenzen gegenüber wesentlich nur im passiven Ertragen möglich." Nichtsdestoweniger erwerben bei den rohen Stämmen Nordafrika's die, Arbeit und Frauen gleichzeitig mißachtenden, Männer die Frauen, wie man ein Lastthier erwirbt, und lassen sie dann allein Acker und Feld bestellen, wie die häuslichen Arbeiten verrichten. Den schroffsten Gegensatz dazu bildet das südliche Asien, wo das Weib in glutvollen Liedern gefeiert, aber von jeder andern Thätigkeit ausgeschlossen wird, als der, ihre Reize durch allerlei Toilettenkünste zu heben. Hier wie dort zeigt sich uns eine verhältnißmäßig gleich niedere Kulturstufe. Bei den alten Griechen ferner mußte die Sonderung zwischen der legitimen Ausfüllung des schönsten und edelsten weiblichen Berufs (als Gattin und Mutter) und dem Rechte, durch geistige Güter der Körperschönheit eine glänzende Folie zu geben, ja jene überhaupt erwerben zu dürfen, naturgemäß das Hetärenthum begünstigen, dessen Ueberhandnehmen den Verfall Griechenlands begleitete. Ein noch schattenreicheres Bild geben uns die Frauen Roms. Obschon weniger als die Griechinnen beschränkt, da sie an Gastmahlen und Schauspielen Theil nehmen durften, so waren sie doch, weil von Natur ernster und weniger poetisch, in ihren Ausschreitungen, im Durchbrechen der ihnen gezogenen Schranken weit stürmischer, und mit dem Verfalle des großen Roms sehen wir die Gestalten einer Julia, Messalina und Faustina Hand in Hand schreiten. Daraus läßt sich ebenso wenig die Behauptung motiviren, daß der weibliche Einfluß Ursache des staatlichen Verfalls gewesen sei, wie das Recht der Frau herleiten, sich thätig an großen Staatsaktionen betheiligen zu dürfen. Auch haben wir uns mit der sozial-politischen Seite, der sogenannten *Frauenfrage*, welche Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns durch *Hippel* angeregt, im Drange der Ereignisse vergessen und in unserer Zeit durch national-ökonomische Verhältnisse auf materiellen Boden geleiten worden ist, hier nicht zu befassen. Erwähnt mag aber wenigstens werden, daß jetzt die Frauenfrage durch J. *Stuart Mill's* neuestes Werk: „The Subjection of Women" (die Unterdrückung der Frauen) insofern eine neue Gestaltung empfangen hat, als dieser gelehrte und begeisterungsvolle Vorkämpfer der Frauenrechte seine Zugeständnisse an das weibliche Geschlecht bis zu dessen Wahlberechtigung ausdehnt. Das hinsichtlich der

*) Hier möge auf „Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Von Eduard Reich, Med. Dr." (Leipzig 1867) hingewiesen werden.

griechischen und römischen Frauen Gesagte giebt nur die erste Grundlage für die Behauptung, daß *eine zu enge Begrenzung des weiblichen Wirkungskreises nicht nur der Achtung gegen die Frauen widerspricht, sondern auch der allgemeinen Wohlfahrt entgegen ist.* Die Geschichte der auf die alte Zeit folgenden Jahrhunderte giebt klare Beweise dafür. Christi reine Lehre hatte zwar dem Weibe höhere Ziele angebahnt, die Wirksamkeit der Gattin und Mutter war zwar im Christenthume schon um deswillen eine edlere geworden, weil ihr die monogamische Ehe die einzig würdige Stellung einräumte, als sich jedoch die christliche Liebe mit dem Germanismus verband, welcher die Verehrung der Frauen in damaliger Zeit wie heute, am ausgeprägtesten zeigte, ging aus diesen Elementen, mit denen sich die Madonnenverehrung wie der Einfluß der spanischen Mauren einte, das Ritterthum mit seinem Minnedienst hervor, dessen Ueberschwänglichkeit und Gedankenlosigkeit den Keim der Entartung in sich trug. Keine Zeit ist von so vielen Roheiten und gewaltthätigen Eingriffen in das persönliche Recht der freien Selbstbestimmung des Weibes begleitet, als die Blütezeit des Ritterthums. Bei all' seiner äußeren Macht mußte es schließlich an dem zähen Widerstande des dritten Standes zerschellen, welcher sich aus den Rittern und Freien bildete, des Bürgerthums. Dieses gab in seiner kräftigen, gesunden und sittlichen Gestaltung die eigentliche Basis für ein gedeihliches Staatsleben und den rechten Boden für die Wirksamkeit der Frau. Der Segen emsiger und redlicher Arbeit, die Nothwendigkeit, sich auch für die politischen Zustände einen klaren Blick zu schaffen, welche mit Handel und Gewerbe eintrat, schufen aus den Männern des Bürgerthums ernste, kräftige und kluge, aus den Frauen thätig schaffende und erhaltende Erscheinungen. Während dem Kerne des deutschen Volkes auch die Abart der mittelalterlichen Minneschwärmerei, die französische Galanterie mit ihrer Frivolität, fern blieb, entstand aus ihr in Frankreich die heillose Maitressenwirthschaft, welche den Staat an den Abgrund der Revolution führte. Den Frauen war kein rechter Pflichtenkreis gestattet, und statt des heilsamen Wirkens *in* der Familie und *durch* diese auf das Allgemeine verödete der häusliche Kreis. Die Revolution gab dann dem Weibe das Wort „Bürgerin" zum Titel, und abgesehen von dem blutigen Mißbrauche, der damit getrieben wurde, dünkt uns kein anderer so schön; Bürgerin, Gefährtin, Gehülfin des Bürgers so recht und tüchtig zu sein, das ist ein hohes Lob für die Frau. Bürgerin soll die Gattin und Mutter eben so wie diejenige sein, welcher diese Stellung versagt ist. Daß besonders *Letztere es sein könne*, ist eben die brennende Frage der Gegenwart, denn die Betheiligung der Ehefrau an dem Geschäfte ihres Mannes oder an der Erwerbsarbeit überhaupt hat bei uns kaum noch mit irgend welchen Vorurtheilen zu kämpfen, ja wir können sogar vielfach, namentlich auch in der Landwirthschaft, maßlose Ueberbürdung der Frau beobachten.

Im Ganzen findet man, daß im Norden Deutschlands die Kräfte der verheiratheten Frauen mehr geschont werden als in Mittel- und Süddeutschland. In Sachsen, Thüringen, Schwaben, Bayern und in der Pfalz kann man wol auch der mittleren Bäuerin einmal am Pfluge begegnen; in Hannover, Braunschweig, Mecklenburg und Pommern trifft man auch die Kleinbäuerin

wol bei der Ernte-, nie aber bei der schwierigen Bestellarbeit. In der Welt der Industrie und des Handels sind jene lokalen Verschiedenheiten schon weit mehr ausgeglichen. Im Norden wie im Süden kann man in der Cigarrenfabrik am gleichen Tische Mann und Frau; in der Weberei, wo diese noch manufakturmäßig betrieben wird, den Weber und die Weberin je an einem besonderen Webstuhle, in der Schuhmacherei die Meisterin neben dem unter'm Knieriemen arbeitenden Meister mit Einfaßarbeit oder an der Nähmaschine beschäftigt finden, und hier wie dort sehen wir den Krämer sein Geschäft unter regelmäßiger Assistenz seiner Frau betreiben. In den ärmeren Klassen der Bevölkerung sehen wir dagegen hier wie dort nur allzuhäufig, daß bittere Noth die Frau ihrem eigentlichen Berufe entfremdet; da muß die Sorge für die Hauswirthschaft und die Kinderpflege zurückweichen vor der die Kräfte gänzlich absorbirenden Erwerbsarbeit. Auch in unseren Fabrikdistrikten finden wir Modelle für die Schilderungen aus dem Leben einer Fabrikarbeiterin, wie sie uns Jules *Simon* in so ergreifender Weise vorführt. Er schildert vergleichsweise noch glückliche Situationen, Verhältnisse, in denen dem Loose der verheiratheten Fabrikarbeiterinnen schon einige Sorgfalt zugewendet wurde. Und doch greifen uns seine Worte an's Herz. „Was fehlt denn dieser Frau, dieser Mutter noch, um glücklich zu sein?" — fragt er in seinem Buche „La femme ouvrière." — „Es fehlt ihr die Gegenwart ihres Kindes! Wenn in der Welt Alles damit abgemacht wäre, daß man ein Dach für sein Haupt, Kleider und Nahrung hat, so könnte man gegen diese Lebensweise nichts sagen. Denn das Brot ist reichlich, die Nahrung gesund, der Körper wohl. Aber die Seele leidet: denn die Frau wird jeden Augenblick in ihrer Sittsamkeit verwundet; sie lebt fern von ihrem Ehemanne, indem sie nicht das Mittagsmahl mit ihm einnimmt und ihn erst Abends wiederfindet, wenn Beide abgejagt und erschöpft aus ihren Werkstätten kommen. Die Mutter umarmt nicht ihr Kind am hellen Tage, sie verschlingt es nicht mit ihren sehnsüchtigen Augen; sie ist nicht bei seinem ersten Stammeln zugegen; sie erfreut sich nicht an seinem Lächeln... Wenn die Sittlichkeit ihre Reinheit und Kraft bewahren oder wiederfinden soll, so ist die erste von allen Bedingungen, daß die Frau zum Herde, die Mutter zur Wiege zurückkehre. Und selbst dann — welches Loos blüht der Arbeiterfrau? Die Glücklichen der Welt, welche sich begnügen, die Armen aus der Entfernung zu unterstützen, haben gar keinen Begriff von der Thätigkeit, welche eine Familienmutter in ihrer niederen Wirthschaft entfaltet, damit der Mann, wenn er von der Arbeit zurückkommt, seine Entblößung nicht zu sehr fühle, damit die Kinder reinlich gehalten werden und weder Hunger noch Kälte leiden. Oft ist in einem Winkel der Dachstube neben der Wiege des Neugeborenen die Lagerstätte des Großvaters, welcher nach einem harten Arbeitsleben der Sorge der Seinigen anheimgefallen ist. Die arme Frau, sie muß für Alles sorgen. Sie ist am Morgen die Erste auf, die Letzte in der Nacht zu Bett. Wenn ihr ein Augenblick übrig bleibt, wenn ihre alltägliche Arbeit zu Ende ist, waffnet sie sich mit ihrer Nadel und vervollständigt und bessert die Kleider der ganzen Familie aus. Sie ist die Vorsehung der Familie; sie sorgt für die kranken Mitglieder derselben, bittet die Arbeitgeber, beschwichtigt die Gläubiger, bemüht sich, das Uebermaß der

gemeinsamen Noth zu decken, und findet endlich mitten unter diesen Sorgen noch eine Liebkosung, noch ein Herzenswort, um ihren Mann zu ermuthigen und ihre Kinder zu trösten." Ja wol, Goethe hat Recht, wenn er sagt:

Zwanzig Männer, verbunden, ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht, doch sollten sie dankbar es einseh'n.

Bis jetzt ist für alle Kulturvölker so gut wie ausnahmslos konstatirt worden: 1. daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden; 2. daß die weibliche Bevölkerung trotzdem die zahlreichere, weil die Sterblichkeit, namentlich in den ersten Lebensjahren, bei dem männlichen Geschlechte eine stärkere ist, und 3. daß die weibliche Bevölkerung durchschnittlich eine längere Lebensdauer erreicht als die männliche. Die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts vertheilt sich auf zwei Perioden, von denen die eine nur kurz, die andere aber erheblich länger ist. Zur Erklärung der größeren Sterblichkeit in der ersteren dieser Perioden — kurz nach der Geburt — fehlt noch der Schlüssel, zur Erklärung der größeren Sterblichkeit des männlichen Geschlechts in der zweiten, längeren Periode verweist man auf die anstrengendere Beschäftigung, auf die öfteren Exzesse in der Lebensweise, auf den Einfluß der Kriege und auf den selbst im Frieden Menschen verschlingenden Militärdienst. Das sind Einflüsse, welche die Kultur abschwächen kann. Aber dazu, daß unter den gleichzeitig Lebenden das weibliche Geschlecht stärker vertreten ist als das männliche, wirkt die größere Sterblichkeit beim männlichen Geschlechte in den ersten Jahren stärker mit, als die in den betreffenden späteren Altersstufen. Und jener stärkere Faktor hat mit Kulturverhältnissen nichts zu schaffen. Man darf also annehmen, daß die Differenz in den Zahlen der zugleich lebenden Personen männlichen und weiblichen Geschlechts zwar abgeschwächt, aber nie ganz beseitigt werden kann. Und infolge dessen wird sich denn auch immer ein beträchtlicher Ueberschuß der heirathsfähigen Personen weiblichen Geschlechts über die Zahl heirathsfähiger Personen des männlichen zeigen, so daß ein immerhin erheblicher Theil der weiblichen Bevölkerung stets zur Ehelosigkeit gezwungen bleibt. Nun ist zwar für die Frau die Ehe nicht immer zugleich eine Versorgung, noch ist der ehelose Zustand an sich ein Zustand der Hülflosigkeit oder gar des Elends, allein die nämlichen Arbeiten, welche die Sitte der Frau, als der Gehülfin ihres Mannes, ganz unbedenklich gestattet, versagt ein barbarisches Vorurtheil noch vielfach den unverheiratheten Frauen als selbständigen Unternehmerinnen. Und nicht nur ein grausames Vorurtheil, sondern oft auch ein grausames und thörichtes Gesetz. Wie viel Noth und Entbehrung, welcher Umfang von Leid und Sorge beugt die Herzen Tausender, denen die Gelegenheit versagt ist, sich ihr Brot selbst erwerben zu können! Zugleich geht aber auch dadurch eine beträchtliche Summe von Arbeitskraft für die große Allgemeinheit verloren, und öffnete man den unversorgten, erwerbsbedürftigen Frauen andere, als die bisherigen durchaus ungenügenden Erwerbswege, für die sich die Individualität des weiblichen Geschlechts eignet, so könnte sich wiederum die männliche Arbeitskraft in größerem Maße solchen Berufszweigen zuwenden, die ihr mehr entsprächen. Für viele Beschäftigungen eignen sich Frauenhände offenbar sogar mehr als Männerhände. Namentlich da, wo es mehr auf eine ruhige, regelmäßige Ausübung einer und derselben Thätigkeit, auf Geduld und Sorgfalt ankommt, als auf Körperkraft oder besondere technische Fertigkeit, gebührt ihnen der Vorzug. Es ist mithin nur lebhaft zu wünschen, daß sich der Satz immer allgemeinere Geltung verschaffe: „Die Frauen sind zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie sich befähigt machen", und daß namentlich auch bei der Erziehung der Mädchen stets an den goldenen Spruch gedacht werden möge: „Keine Schande kann haften an irgend einem redlichen Erwerb!"

§ 55. **Fortsetzung.** B. Nur allmählig steigt der einzelne Mensch zu der Stufe geistiger Herrschaft über sich selbst empor, welche ihn zur Arbeit fähig macht. „Wir erhalten unsere Erziehung", sagt Rousseau, „von der Natur, von dem Menschen und von den Dingen; die innere Entwicklung unserer Werkzeuge und Fähigkeiten ist die Erziehung der Natur; der Gebrauch, den man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, ist die Erziehung der Menschen, und der Erwerb unserer eigenen Erfahrung von und an den Gegenständen, die auf uns einwirken, ist die Erziehung der Dinge." Diese Periode des Wachsthums, der Ausbildung und Entwicklung der Keime, welche der neugeborene Mensch mit zur Welt bringt, endigt nicht vor dem 16. Jahre, oft aber noch später. In ihr ist die Produktionsfähigkeit des Menschen gering, und sollte es sich nur um die Heranbildung der Arbeitskraft handeln, die selbst eine Produktion ist. Höchst nachtheilig daher ist eine allzu frühe Verwendung der Jugend zu berufsmäßiger Arbeit, und das Arbeiten von Kindern in den Fabriken erweist sich als die schrecklichste Schattenseite des Fabrikwesens; es werden dadurch, wie E. Reich nur zu wahr bemerkt, alle menschlichen Gefühle verhöhnt und mit mehr Sicherheit als durch tausend andere gemeinschädliche Dinge wird diese Entartung des Menschen eingeleitet. Coronel, ein Holländer, welcher über diesen Gegenstand die umfassendsten Studien gemacht, erzählt von verschiedenen Fabriken, daß daselbst Kinder beschäftigt seien, die, um von ihrem Wohnsitze in die Werkstätte zu gelangen, einen solchen Weg zurücklegen müßten, daß selbst ein Erwachsener dadurch ganz ermüdet würde; in der Fabrik angekommen, bringe es dann ihre Arbeit mit sich, während 12 Stunden so viel wieder zu gehen, als einer Strecke von einigen Meilen entspricht, und die bei der Arbeit einzunehmende Stellung mache sie zu Krüppeln, sowie geistig stumpf. In einigen Flanellfabriken Englands seien die Kinder 18 Stunden hindurch beschäftigt; allerdings gingen davon 3 Stunden für das Abhalten der kärglichen Mahlzeiten ab, es blieben jedoch immer noch 15 Arbeitsstunden; ja zu Zeiten müßten die armen Kinder während des Tags 13 Stunden und außerdem die ganze Nacht arbeiten. In vielen Fabriken seien ferner die Kinder der Einwirkung schädlicher Gase und Dämpfe ausgesetzt, oder in eine Atmosphäre gehüllt, welche die Athmungs-Organe und die Augen belästigt, gefährliche und langwierige Krankheiten veranlaßt, das Leben verkürzt 2c. Außer diesen und anderen physischen Nachtheilen hebt Coronel die moralischen Gefahren hervor, denen das Kind in den Fabriken ausgesetzt sei, und zeigt, wie alle Verhältnisse zusammenwirken, das kleine Wesen zum Automaten, zum Sklaven der Maschine zu machen, seinen Geist zu zerstören, seine Sittlichkeit zu untergraben. Noch fürchterlicher als in den Fabriken ist das Schicksal

der Kinder, welche in den Bergwerken Tage, Wochen, ja Monate lang fast ununterbrochen arbeiten müssen. Hier entarten oder verthieren sie buchstäblich. Daher verlangt Coronel mit Recht vom Staate, zur Verhinderung des Elends der Kinder die nöthigen Schritte zu thun und festzustellen, daß in Fabriken ꝛc. kein Individuum angenommen werde, bei dem nicht durch ärztliche Untersuchung seine völlige physische Tauglichkeit erwiesen ist, und daß man in Fabriken, wo schädliche oder giftige Stoffe erzeugt oder benutzt werden, Kinder von der Arbeit gänzlich ausschließe. Auch bei noch so trefflicher Organisation der Arbeiter-Assoziationen und bei der besten Sorge für Wohnung, Nahrung, Unterrichtung der arbeitenden Klassen wird es immer Fälle geben, welche unmittelbares Einschreiten des Staates zu Gunsten der Leidenden und Unterdrückten nöthig machen. Habsucht der Fabrikanten, Habsucht oder auch Noth der Eltern wird, trotz der schärfsten Gesetze, Kinder zur Fabrikarbeit treiben. Hier kann nur der Staat Retter und Beschützer sein; aber er kann dies auch nur dann, wenn er für das körperliche und geistige Wohl der Kinder bis zu deren Jünglings- und Jungfrauen-Jahren sorgt. Dann, nach erlangter Pubertät, wo die aktive Nerventhätigkeit und die ganze Regsamkeit der Triebe und der Phantasie beginnt, kann dagegen ein Uebermaß der körperlichen Schonung verderblich werden. „Der nahezu fertige Bau fordert Uebung der Kraft, schon um die Angriffe, welche den Centralorganen durch das im Guten wie im Ueblen mit tausend Reizen darauf andringende Leben drohen, von diesen abzulenken. Hier beginnt die eigentliche Zeit der Arbeit, der Mensch wird ökonomisch Etwas werth," denn wie Schiller so schön als sinnig sagt:

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling!

Freilich fügt der Dichter sogleich hinzu:

Still im geretteten Boot' treibt in den Hafen der Greis.

Ist doch auch das letzte Stadium der Jugend reich an Klippen! Bei der großen Reizbarkeit der Sinne einerseits ist der Hang zu Ausschweifungen, ja zu Verbrechen am stärksten, und beim Vorherrschen der Phantasie und heftiger Gefühlsregungen andererseits macht sich der Mangel theils an Ueberlegung, theils an Ausdauer am meisten geltend.

So fällt denn den Mitteljahren des Lebens, der (beim Manne) von der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre bis etwa zum 50. dauernden Zeit der Reife, mit ihren Mühen und Sorgen für die Existenz, häufig die Aufgabe zu, die früheren Verirrungen und Illusionen zu korrigiren, statt weiter zu bauen auf einer gesunden, in der Jugend gelegten Basis. Nur auch eine gesunde Jugend läßt in der Zeit des vollendeten Wachsthums die Kraft des Körpers und Geistes ihre höchste Höhe erreichen. Hier gilt es dann, die vollkommene Leistungsfähigkeit auch vollständig auszunützen und durch fortwährende Uebung und Wiedererneuerung aller Kräfte dieselben vor Ermattung und vor'm Verkommen zu bewahren.

Das Alter freilich bleibt selbst wohlorganisirten und unzerstörten Naturen nicht erlassen, ja gerade diese nur pflegen überhaupt alt zu werden. Denn es ist irrig, die körperlichen Altersveränderungen als einen rückschreitenden Entwicklungsgang, als eine gleichsam umgekehrte und dem Entwicklungsleben der Jugend entgegengesetzte Reihe von Vorgängen aufzufassen: von der Wiege bis zum Grabe geht das Leben in unveränderter Richtung vorwärts und kennt keinen Punkt der Umkehr. Dieselben Einflüsse und Vorgänge, welche den Körper wachsen und aufblühen lassen, machen ihn weiterhin welken; dieselben Kräfte, die den Organismus zu lebendiger Thätigkeit wecken, nutzen ihn auch ab; dieselben Prozesse, welche den Knochen Festigkeit geben, setzen ihrem Weiterwachsen eine Schranke. Wie der Mensch auf Kosten anderer Geschöpfe sich ernährt, so lebt er auch auf Kosten seines eigenen Leibes und stirbt endlich recht eigentlich infolge des Lebens. Daher liegt es in der Natur des Körpers selbst begründet, daß er ein bestimmtes Maß der Lebensdauer nicht überschreiten kann, daß ihn auch bei der vernünftigsten und natürlichsten Art zu leben das Alter mit seinen Folgen unausbleiblich trifft, daß es keine Kunst giebt, noch geben wird, das Leben über seine natürlichen Grenzen hinaus zu verlängern. Indessen geht mit der Abnahme der Körperkräfte und ihrer Ausdauer nicht auch zugleich das geistige Leben abwärts; denn obgleich die frische Lebendigkeit und die sichere Kraft der geistigen Thätigkeit in unlösbarer Wechselbeziehung zu den körperlichen Zuständen steht, so ist die Abhängigkeit doch keineswegs eine solche, daß nicht die Höhe der geistigen Entwicklung auf ganz andere Jahre fallen könnte, als die Blütezeit des Körpers. Die Ruhe der Weisheit darf man nicht mit Stumpfheit, den oft schwer errungenen Gleichmuth nicht mit Gleichgiltigkeit verwechseln. Das unmittelbar Schöpferische freilich ist nicht Sache des Alters, dagegen weist die Summe von Erfahrung, über welche das höhere Alter disponirt, ihm vor Allem seinen individuell würdigen Platz in der Sphäre der Leistungen an.

§ 56. **Schluß.** C. Obgleich die neueren Fortschritte in der Ethnographie zur Kenntniß der Einheit auch des Menschengeschlechts geführt haben, so gliedert sich doch dasselbe erstens infolge seiner Abhängigkeit von dem Boden und den meteorologischen Prozessen des Luftkreises in Abarten, die wir mit dem, freilich etwas unbestimmten Worte Rassen bezeichnen, zweitens infolge nicht blos der Gemeinsamkeit der natürlichen Abstammung, sondern auch des Einflusses historischer Ereignisse und verschiedenartigster Kulturelemente in Nationen, und drittens infolge besonderer Eigenthümlichkeiten in Volksstämme.

In ersterer Beziehung ist es vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus passender, wenn wir von einer Eintheilung der Menschheit in Rassen absehen und statt dessen mit F. G. Klemm*) zwei zusammengehörige Hälften unterscheiden: eine aktive und passive, eine kulturverbreitende, wandernde, und eine beharrende, seßhafte. Die bei weitem minder zahlreichen Repräsentanten der aktiven Hälfte sind schlank, meist groß und kräftig, haben einen runden Schädel mit vorwärts dringendem Vorderhaupt, hervortretender Nase, großen, runden Augen, feinem, oft gelocktem Haar, kräftigem Bart und festen Gesichtsformen. In ihnen herrscht der Wille vor, sowie das Gefühl der Selbständigkeit und Freiheit, das Element der Thätigkeit und Rast-

*) S. dessen „Allg. Kulturgeschichte der Menschheit" I. Bd. S. 196.

losigkeit, der Trieb zum Forschen und Prüfen, das Streben in die Weite und Ferne, und hierdurch erlangen sie, zumal sich auch ihr kraftvoller Körper allen Klimaten anzupassen vermag, die Fähigkeit, in der wirthschaftlichen Entwicklung voranzuschreiten. Die aktive Hälfte der Menschheit ist die nimmer ruhende Schöpferin und Beförderin der Kultur. Anders die sich schon durch die körperliche Beschaffenheit von jener wesentlich unterscheidende passive Hälfte der Menschheit, deren Vertreter wir in den Chinesen, Mongolen, Malayen, Hottentotten, Negern, Finnen, Eskimos und den Urbewohnern Amerika's finden. Die diesen Allen als charakteristischer Hauptzug gemeinsame Passivität des Geistes läßt sie höchstens, wie die Chinesen, das oft leicht und schnell Errungene festhalten,*) ohne daß sie aber ein großes Bedürfniß nach weiterer Ausbildung verspürten. Nicht fehlt es etwa den betreffenden Völkern an Kräften, diese äußern sich jedoch anders.**) Infolge der klimatischen Verhältnisse leben sie im Genusse dessen, was sie einmal besitzen, ruhig weiter, ordnen sich gern der Herrschaft eines Aeltesten oder Weisesten oder eines fremden Eroberers unter, und lassen sich nur durch die äußerste Noth zum Aufgeben der gewohnten Sitze veranlassen. Wol haben Einzelne eine kurze Zeit des Aufblühens, einer sehr raschen Entwicklung, dann aber tritt in Allem plötzlicher Stillstand ein; so haben die Chinesen schon im grauen Alterthume bereits diejenigen Erfindungen gemacht, die den aktiven Völkern Europa's erst im Laufe der letzten Jahrhunderte gekommen sind, der Einfluß derselben jedoch, der sich bei uns als das ganze Leben umgestaltend und höher gestaltend erwiesen hat, ist von ihnen nicht erkannt worden. Am trostlosesten, ja ohne Beispiel ist das Geschick der Urbewohner Amerika's, also der Bevölkerung eines ganzen Welttheils. In der Entwicklungsgeschichte der gesammten Menschheit hat die amerikanische gar keine positive Bedeutung: was sie war, ist für die übrige Menschheit verloren gegangen, — was von ihr

*) Damit hängen auch bei den chinesischen Arbeitern zwei gute Eigenschaften zusammen: Ausdauer und Sparsamkeit; die erste macht sie zu tüchtigen, die zweite zu billigen Arbeitern. An körperlicher Stärke mag der Chinese hinter dem Amerikaner und dem Europäer weit zurückstehen, an Ausdauer aber übertrifft er sie bedeutend, und gerade dies eignet ihn vorzüglich zu Fabrikarbeiten, welche weniger Kenntnisse und eigenes Urtheil erfordern. Daher kommt es auch, daß man in den Baumwoll- und Wollspinnereien an der Küste des Stillen Ozeans chinesische Arbeiter allen anderen vorzieht, zumal sie nicht von der Wuth der Strikes ergriffen werden und nicht dem Trunk ergeben sind. Die zweite Eigenschaft, welche chinesische Arbeiter empfiehlt, ist, wie gesagt, ihre Billigkeit. Kein Volk in der Welt lebt so sparsam wie der Chinese; ein wenig Reis genügt ihm zum Leben, ein Stück Schweinefleisch darin gekocht, heißt vornehm leben, und gelegentlich ein Küchlein ist der Güter höchstes — was die Küche angeht natürlich. Ihre Kleider kosten nur wenig und halten lange. In einem chinesischen Hause ist jeder Zoll Raum benutzt, und Nichts, was noch irgendwie gebraucht werden kann, wird weggeworfen. Daher kommt es, daß er alle Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkte zu unterbieten vermag.

**) Kein Volk ist mit seiner Arbeitskraft so unsinnig verschwenderisch umgegangen, wie das der Aegypter. 2000 Menschen wurden drei Jahre lang beschäftigt, um einen großen Stein von Elephantine nach Sais zu schaffen; der Kanal des Rothen Meeres kostete das Leben von 120,000 Aegyptern und die Errichtung einer einzigen Pyramide erforderte 20 Jahre lang die Arbeit von 360,000 Menschen!

noch besteht, scheint fast nur bestimmt, ein großes Bild gänzlicher Auflösung und Verkommniß, geistiger Stockung und Fäulniß, allgemeinen Todes darzustellen. „Die Amerikaner aus allen Breiten des ausgedehnten Welttheils kommen in eigenthümlicher Beengung und Erstarrung des Gemüthslebens mit einander überein. Sie ermangeln alle jener höheren Beweglichkeit des Geistes, jener frischen, unbefangenen Lebendigkeit, jenes phantasievollen Untergrundes, welchen wir nicht blos bei Völkern von hoher Kultur, sondern auch bei vielen ungebildeten Völkern finden. Sie haben keine Geschichte, und damit fehlt ihnen ein geistiges Leben, ebenso wie dem Individuum, welches das Unglück hat, das Gedächtniß zu verlieren, nach und nach alle Seelenkräfte erlahmen, bis es zu Blödsinn und geistigem Tod erstarrt. . . Darum ergriff den Amerikaner, bei der schwerlastenden Empfindung seiner geistigen Armuth und Hinfälligkeit, eine starre Verzweiflung, als Europa an seinen üppigen Küsten landete. Dunkle Sagen hatten ihn schon vorbereitet auf die demüthige Sklaverei unter den Ankömmlingen aus Osten, auf seine Vernichtung. So trug die amerikanische Menschheit das Vorgefühl des Todes in sich, so trägt sie es, unbewußt, noch und stirbt dahin.“ Ihr Untergang wird durch die unheilvolle Stimmung, die tief eingewurzelte, ererbte Verdüsterung des Geistes beschleunigt, und nicht blos durch europäische Krankheiten, zumal die Blattern, und den Branntwein, nicht blos durch die Grausamkeit der Zwingherren und das Unverhältniß der auferlegten Arbeiten. „Ja, man kann buchstäblich sagen, die europäische Civilisation tödte den Amerikaner. Der Fall, daß eine Familie von rein amerikanischem Geblüte sich, mitten zwischen weißen und gemischten Einwanderern, in das vierte und fünfte Glied erhielte, daß sie nicht vielmehr schon früher, gleichsam vergiftet vom Hauche der Kultur, dahinstürbe, ist vielleicht noch nicht beobachtet worden. Ueberdies bemerkt man auch, daß selbst die gemischten Abkömmlinge, welche in den mannichfaltigsten Nüancen aus der Verbindung der Amerikaner mit anderen Rassen hervorgegangen sind, weder an geistigen Kräften noch an leiblicher Produktivität und Zähigkeit mit den Mischlingen der übrigen Rassen gleichen Schritt halten. . . Kein Schritt zu idealer Fortbildung wird durch die Ureinwohner Amerika's repräsentirt. Sie sind da, um zu verschwinden; — wie ein dunkler Schatten ziehen sie in dem leuchtenden Gemälde der Menschheit vorüber.“*)

Aber auch bei der aktiven Hälfte der Menschheit macht sich nationenweise ein außerordentlicher Unterschied in der durchschnittlichen Arbeitskraft der Einzelnen geltend. Während sich so der Engländer und ebenso der Angloamerikaner durch Arbeitsenergie, der Deutsche durch Arbeitspünktlichkeit und zähe Beharrlichkeit auszeichnet, thut sich der Franzose durch Geschmack, der Italiener durch Kunstsinn und mühsame Sauberkeit hervor, und übertrifft der Spanier den Portugiesen wie Italiener in der Entschlossenheit und Fähigkeit zur Arbeit. Besitzt ferner der Franzose und Slave eine gewisse universelle Gelehrigkeit, so entspricht es mehr dem Charakter der germanischen Völker, eine

*) S. „C. F. Ph. v. Martius. Ein Lebensbild von Dr. Hugo Schramm.“ (Leipzig 1869.) II. Bd. S. 12 ff. — Vgl. die Schrift G. Gerland's „Ueber das Aussterben der Naturvölker“ (Leipzig 1868).

einzige Thätigkeit zu erwählen, in dieser aber das möglichst Vollkommene zu leisten. „Das englische Volk z. B.", sagt Léon Faucher, „ist dasjenige, welches, einzeln genommen, das allerunvollständigste auf der Welt ist. Der Engländer wird mit einer besonderen und einzelnen Anlage geboren, wie der Theil eines Ganzen. An den richtigen Ort gestellt, wird er auf wunderbare Weise zur Harmonie des Ganzen beitragen; zwingt man ihn aber, das Fach, welches er einnimmt, zu verlassen, so ist er zu nichts nütze."

Im Allgemeinen bestimmt sich die Verschiedenheit der nationalen Arbeitskraft nach der Verschiedenheit der produktiven Grundelemente, welche in jeder Nation zur Geltung kommen, und zu denen auch die natürlichen Anlagen gehören, doch hängt sehr Vieles auch von der Kulturstufe und den nationalen Bedürfnissen wie von den politischen und sozialen Verhältnissen ab. Letzteres zeigt insbesondere ein Blick auf Frankreich. Bekanntlich gehört der Armee aus naheliegenden Gründen ein großer Theil des physischen Adels jeder Nation an. In Frankreich war dies in sehr bedeutendem Maße bisher stets der Fall. Aus der Statistik aber, welche die Folgen der Sünden der Regenten mit ehernem Griffel in ihrem Buche zur Warnung verzeichnet, geht hervor, daß der Prozentsatz der Militär-Untüchtigkeit fortwährend gestiegen ist. Wo das Staatsgebäude auf Mißtrauen gegründet ist, wo die Regierungen alle Angelegenheiten der einzelnen Volkskreise vom Centrum aus bureaukratisch verwalten und alle Regungen und Handlungen des Volkes ängstlich überwachen oder von ihrer Genehmigung abhängig machen: da wird nicht nur auf dem politischen, sondern auch auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete trotz aller freien Konkurrenz das gegenseitige Vertrauen, die persönliche und sittliche Thatkraft untergraben. Dazu kommen bei den Franzosen deren Nationalfehler.

Daß sich schließlich auch bei den verschiedenen Volksstämmen, aus denen eine Nation besteht, oder bei einzelnen Theilen derselben, unter dem dauernden Einflusse lokaler Naturverhältnisse, Sitten 2c., ein Unterschied in dem Quantum und Quale der Arbeit bemerkbar macht, sehen wir u. A. bei den Deutschen. So herrscht bei den Norddeutschen, die auch gewöhnlich eine größere Gestalt und markirtere Züge haben, die Verstandes-, bei den Süddeutschen die Gemüthsrichtung vor, und dies reflektirt natürlich auch auf das Maß und die Richtung ihrer Leistungsfähigkeit. Die ausgeprägteste Individualität findet sich selbstverständlich bei den Bewohnern von Inseln. Unsere Weltausstellungen liefern für den betreffenden Einfluß der Lage, politischen Geschichte 2c. auf die verschiedenen Nationen und deren Bestandtheile die besten Belege.

C. Das Kapital.

§ 57. **Begriff und Wesen des Kapitals im Allgemeinen.** Indem wir jetzt zum dritten Produktionsfaktor übergehen, ist es vor Allem nothwendig, auf eine irrige, weil viel zu beschränkte und einseitige Auffassung des Kapitalsbegriffes aufmerksam zu machen. Im gewöhnlichen Leben, insbesondere in der Finanzwelt, wird nämlich das Wort Kapital gleichbedeutend mit Geld oder auch Kredit gebraucht. Nun gehört allerdings das Geld, wenn auch nicht an und für sich, so doch als Tauschmittel, und zwar als

vornehmstes, zum Kapitale, macht jedoch dieses keineswegs ausschließlich aus. Vielmehr umfaßt der Kapitalsbegriff alle Güter, welche ihrer Natur nach Vermögensobjekte und als solche die Quelle eines Einkommens oder durch dauernde Nutzung Grund einer Ersparung sein können,*) demnach, mit Rücksicht auf das praktische Wirthschaftsleben, insbesondere alle Güter, welche die Werthschaffung durch Natur und Arbeit direkt oder indirekt unterstützen und fördern, sie erhöhen und vermehren helfen. Hierher gehören also die zum regelmäßigen Betriebe der Landwirthschaft, der Gewerbe jeglicher Art und des Handels erforderlichen Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge, Rohmaterialien, Vorräthe an Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere, an Brennmaterialien u. dgl., Kommunikations- und Verkehrsmittel, vorgeschossene Löhnungen, ebenso die zum Betrieb gehörigen Außenstände und Baarschaften u. a. m. Beiläufig erwähnt, ergiebt sich aus dem in der Natur der Sache liegenden Umstande, daß wiederum umgekehrt das Kapital selbst erst ein Ergebniß, gewissermaßen die Verkörperung eigener oder fremder Arbeit ist, die Sinnlosigkeit eines „Kampfes zwischen Arbeit und Kapital". Denn in Anbetracht der innigen Verbindung beider Produktionsfaktoren würden diejenigen ihrer Träger, welche wir im sozialen Sinne als Arbeiter und Kapitalisten bezeichnen, einerseits durch die Vernichtung des Kapitals ihren eigenen Untergang herbeiführen, andererseits ohne Mitwirkung der Arbeit das Kapital, da sich dasselbe nicht durch Aufbewahrung, sondern nur durch beständige Wiederhervorbringung erhält, seinen Werth verlieren sehen. Ueberhaupt ist es ein Fundamentalsatz, daß die Erwerbsthätigkeit durch das Kapital begrenzt wird, während sie diese Grenze nicht erreichen kann, sobald es an Arbeitskraft fehlt. (Dies Letztere kommt z. B. auch in neuen Kolonien vor, wo zuweilen aus dem angegebenen Grunde vorhandenes Kapital nutzlos umkommt.) Damit hängt ferner zusammen, daß bei Vorhandensein genügender Arbeitskraft eine Vermehrung des Kapitals auch eine vermehrte Anwendung derselben ohne bestimmbare Grenze schafft. Je mehr daher der Unternehmungsgeist der civilisirten Völker zunahm, um so größer wurde die Bedeutung, welche das Kapital als Produktionsfaktor in der Volkswirthschaft erhielt, und der sich immer mehr entwickelnde Verkehr vermittelte die Beschaffung der Güter, welche die Bestimmung des Kapitals zu erfüllen vermögen. Da nun, wie gesagt, das Geld und dessen Stellvertreter das vornehmste Werkzeug des Verkehrs bilden, so identifizirte man schließlich Geld und Kapital. Eine riesige Entwicklung hat in diesem Sinne insbesondere das europäische Kapital genommen. Von dem ersten Rothschild wird eine Anekdote erzählt, wonach dieser Financier einmal behauptete, es werde zu keinem Kriege kommen, weil er den Daumen auf die Schnüre seines Geldbeutels halten wolle. Diese Zeit, wo ein einzelner reicher Mann eine derartige Rolle spielen konnte, gehört, wenn sie überhaupt jemals bestanden hat, schon lange der Vergangenheit an. Das europäische Kapital ist von jeder individuellen Einwirkung, gehe dieselbe auch von einem Krösus aus, unbedingt frei geworden. Aber

*) Diese zuerst von L. v. Hasner in seinem „System der politischen Oekonomie", (1860) aufgestellte Definition scheint uns die richtigste und unzweideutigste zu sein.

die Sache selbst existirt dennoch fort. Die flüchtige und dennoch so gewaltige Macht des europäischen Kapitals hat den alten Rothschild abgelöst, und operirt, nachdem es seinen momentanen Diktator gestürzt hat, mit der Stärke, der unbewußten Sicherheit und der unwiderstehlichen Macht einer Naturkraft. Der alte Rothschild knüpfte zuweilen seine Unterstützung eines Staates durch Anlehen an gewisse Bedingungen, indem er sich Garantien bezüglich der Erhaltung des Friedens und hin und wieder eine kleine Daraufgabe in Gestalt von Konzessionen im Interesse seiner Glaubensgenossen ertheilen ließ. Solch' kleinen Schacher verachtet das moderne Kapital. Dasselbe bittet nicht um Konzessionen, sondern erzwingt sie; es wartet nicht lange, bis man ihm Zugeständnisse in Aussicht stellt, sondern es geht selbständig angriffsweise vor, indem es sich kopfüber in die Länder hineinstürzt. Völker und Regierungen beeilen sich, die Thore dem süßen Gaste zu öffnen; einmal niedergelassen aber, beginnt dieser sofort seine Reformarbeit und verwandelt in wenig Jahren oder Jahrzehnten das innerste Wesen der bürgerlichen Gesellschaft wie der Staatsverhältnisse. Vergebens sträuben sich dagegen die Anhänger des Alten, die vormals privilegirten Klassen. Vergebens kämpfen sie, wo und wie sie nur können, gegen den Eindringling, das Kapital, das bewegliche Eigenthum, das in Handel, Industrie und Börse seine wirksamsten Erscheinungen findet. Vergebens bieten sie die staatlichen Gewalten mit ihren Zwangsmitteln für sich auf; je länger sich der Staat den Anforderungen und Bedürfnissen des Kapitals und des mit dem beweglichen Eigenthume verbundenen Bürgerthums widersetzt; je länger er versucht, das gleiche Recht für Alle, die Freiheit der Bekenntnisse, die Freiheit der Schule und der Presse, die berechtigte Theilnahme am Staate dem dritten Stande vorzuenthalten, um so ärger kommt ein solcher Staat durch ökonomisches Zurückbleiben und finanzielle Verlegenheiten in die Abhängigkeit vom Kapital, bis endlich selbst für zehnprozentige Zinsen der Feudalismus keine Anlehen mehr findet. Wenn aber dann der Widerstand der alten Mächte in seiner Ohnmacht von allen Denen, die am meisten an der Erhaltung des Staates interessirt sind, endlich erkannt wird, dann ist es nicht mehr der Staat, welcher dem Kapitale, sondern es ist das Kapital, welches dem Staate seine Bedingungen vorschreibt, und dieser steht dann widerstandslos gegenüber den Wirbeln der Spekulation und erscheint als unvermögend, selbst den Schattenseiten und Uebelständen zu steuern, welche die Plötzlichkeit, mit der das bewegliche Kapital seine Thätigkeit entfaltet, zur Folge hat. Denn dann greifen neue Eisenbahn-, Bank- und Aktiengesellschaften, da sie in größerer Anzahl zu derselben Zeit ihre Operationen beginnen, störend in den regelrechten Gang der Kapitalbewegung ein, bis eine Krisis das natürliche Verhältniß gewaltsam wieder herstellt. So sahen wir im Frühjahr 1869 in Oesterreich ein förmliches Gründungsfieber zum Ausbruch kommen; tagtäglich tauchten allerhand neue Aktienunternehmungen auf; deren Wechselfälle müssen aber mehr oder minder hart auch viele kleine Kapitalisten treffen, da sich stets das kleine Kapital den Anstrengungen anschließt, welche das große Kapital behufs seiner Verwerthung, selbst auf Gefahr von Verlusten, zu machen gezwungen ist. Ueberhaupt hat der Umstand, daß das große Kapital, sowol beim Einkauf der Rohprodukte wie bei Verarbeitung derselben, im Vortheil gegen das kleine Kapital ist, zu umfangreicher An-

sammlung von Kapitalien geführt, welche, wo des Einzelnen Kraft nicht ausreicht, oder das Risiko der Unternehmung für ihn zu groß scheint, mit Hülfe verschiedener Unternehmer eben in Form von Handelsgesellschaften zu Stande kommt.

§ 58. **Arten des Kapitals und seiner Erträge.** Wir nannten im vorigen Paragraph das Geld „beweglich", und zwar ist es das beweglichste derjenigen Sachgüter, welche das umlaufende Kapital ausmachen. Zugleich ist das Geld insofern ein sehr wesentlicher Bestandtheil desselben, als es am bequemsten durch Tausch die unmittelbar zur Produktion nöthigen Güter erlangen hilft. Es dient daher auch als Vorbereitungskapital, dessen jede wirthschaftliche Arbeit bedarf; da verwandelt sich die Summe, welche verzehrt wird, ehe die produzirende Kraft Gewinn bringt, in einen Besitz von Arbeitskraft, zu einem unkörperlichen Kapitale, aus dem jene Summe, nur in anderer Form, wiedererzeugt wird. Das Vorbereitungskapital ist theils zum Verbrauchskapital zu rechnen, das ein Jeder nöthig hat, um zu leben, theils zum Produktivkapital, insofern es den Zweck hat, zur Produktivität zu verhelfen. Was nun das umlaufende Kapital im Allgemeinen anbelangt, so wird dieser nicht zutreffende Ausdruck, wie Mill sagt, von dem Umstande abgeleitet, daß diese Art des Kapitals beständig durch den Verkauf der fertigen Erzeugnisse erneuert werden muß, und sobald die Erneuerung erfolgt ist, fortwährend durch den Ankauf von Stoffen und durch Bezahlung von Arbeitslohn wieder fortgeht, so daß es nicht dadurch, daß es aufbewahrt wird, sondern dadurch, daß es von einer Hand in die andere übergeht, seine Aufgabe erfüllt. Die umlaufenden Kapitalien können daher nur einmal ihrem Zwecke, der Produktion, dienen; da sie dabei entweder, wie besonders das Geld, ihre Besitzer wechseln, oder ihre bisherige Form und Brauchbarkeit vollständig verlieren, so geht ihr ganzer Werth auf das neue Produkt über. Der Talg und die Soda z. B., woraus man Seife bereitet, werden als solche, wenn sie einmal zu dieser Fabrikation gebraucht worden, zerstört, sie können nicht weiter zur Seifebereitung angewendet werden, obwol sie in ihrer veränderten Beschaffenheit als Seife tauglich sind, um als Stoff oder Werkzeug bei anderen Fabrikationszweigen benutzt zu werden. Was ferner ein Landwirth an seine Feldarbeiter als Lohn auszahlt, besteht, einmal so ausgegeben, nicht länger als sein Kapital oder als das Kapital eines Landwirths; selbst wenn die Arbeiter einen Theil desselben sparen, so besteht dieser Theil nicht mehr als ein Theil des nämlichen Kapitals, sondern als ein neues Kapital, das Ergebniß eines zweiten Akts des Ansammelns.

Nicht so beim stehenden Kapital, das einerseits, wie durch den Stoffwechsel unser Leben, aus den umlaufenden Kapitalien erst erschaffen und erhalten wird, und mit dessen Hülfe es andererseits erst möglich ist, diese produktiv anzuwenden. Ein Theil der bei der Produktion zu verwendenden Güter unterliegt nämlich einem sehr langsamen Verbrauch, den wir Gebrauch zu nennen pflegen; die betreffenden Güter behalten mehr oder minder ihre frühere Brauchbarkeit und erfüllen auch nicht dadurch ihren Zweck, daß man sie entäußert. Hierher gehören Gebäude, Maschinen und alle oder die meisten Dinge, die mit dem Namen Geräthschaften oder Werkzeuge bezeichnet werden, Arbeits- und Nutzthiere, sowie auch Entwässerungs- und Bewässerungsan-

stalten, Deiche, perennirende Anpflanzungen, Kommunikationsmittel u. s. w., mit einem Worte alle Kapitalien, die in einer mehr oder weniger dauernden Form existiren, und deren Ertrag sich über eine Periode von entsprechender Dauer erstreckt.

Fast bei allen produktiven Unternehmungen kommen, wenn auch in sehr verschiedenem Verhältniß, beide Arten des Kapitals zur Anwendung, und zwar bildet das stehende Kapital das Anlage-, das umlaufende das Betriebskapital. Das Verhältniß beider ist natürlich von großem Einfluß auf die Produktionskosten. Denn während der Preis des Produkts hinsichtlich des Anlagekapitals nur dessen Abnutzungs- und Erhaltungskosten zu decken hat, muß das Betriebskapital mindestens seinem vollen Betrage nach durch denselben ersetzt werden. Ein großes Betriebskapital bedingt daher auch stets eine dem entsprechende größere Brutto-Einnahme, während dieselbe bedeutend kleiner sein kann, wenn vorzugsweise nur stehendes Kapital zur Anwendung kommt. Gesetzt z. B., es betrage bei dem industriellen Unternehmen A's das Anlagekapital 20,000 und das Betriebskapital 10,000 Thlr., bei demjenigen B's aber das erstere 10,000 und das letztere 20,000 Thlr., und bei beiden erfordere das Anlagekapital 10 Prozent an Abnutzungs- und Erhaltungskosten, so muß — abgesehen von allen übrigen Produktionskosten — der Preis des Fabrikats bei A nur 12,000 Thlr. (10 Prozent von 20,000 Thlrn. = 2000 Thlr. und den Betrag des Betriebskapitals) ersetzen, bei B dagegen 21,000 Thlr. (10 Prozent von 10,000 Thlrn. = 1000 Thlr. und den Betrag des Betriebskapitals); das Geschäft des B muß also bei sonst ganz gleichen Verhältnissen einen um 9000 Thlr. größeren Brutto-Ertrag geben, als das des A. Erzielten freilich A und B in Wirklichkeit nicht mehr, als daß sie eben nur „auf ihre Kosten kämen", so könnte ihre Produktion keine nachhaltige sein, denn da der Zweck aller Produktion ja nicht an und für sich in Anhäufung von Sachgütern, sondern in der Befriedigung unserer Bedürfnisse besteht, was bliebe denn dann zu dieser sogenannten unproduktiven Konsumtion? Das Gesammtresultat der Produktion muß vielmehr wenigstens so groß sein, um das Stammkapital unverändert zu lassen und eine genügende Summe für den letztgenannten Zweck abzuwerfen. Günstigen Falles wird es aber auch nach und nach eine Erweiterung des Unternehmens ermöglichen. Mit anderen Worten: das Kapital im Allgemeinen fordert als produktive Kraft für seine Leistung eine Gegenleistung, wie der Arbeiter für seine Arbeit einen Lohn verlangt. Diese Gegenleistung ist der Kapitalzins. Ihn darf auch jeder Unternehmer auf dem Gebiete der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels, gewissermaßen als sein eigener Gläubiger, in Form eines Produktionsmehrbetrags oder Reingewinns beanspruchen, den man speziell die Kapitalrente nennt. Außerdem spricht man noch insbesondere von einer Grund- und Bodenrente und bezeichnet damit diejenige nach dem Bodenwerthe verschiedene Vergütung, die ein Grundeigenthümer von dem, welchem er sein Grundstück zur Benutzung überlassen hat, hierfür erhält. Die Besitzer von Kapitalien, welche aus der Vermiethung oder dem Ausleihen derselben ein Geschäft machen, gleichviel ob in letzterer Beziehung eine Privat- oder juristische Person oder der Staat der Schuldner ist, nennt man Rentiers. Sie nützen der Gesellschaft nicht

nur dadurch, daß sie indirekt die Produktionskraft des Volkes vermehren, sondern in vielen Fällen auch dadurch, daß sie ihre eigene Thätigkeit einem rein geistigen Gebiete zuwenden und ihre Mußezeit mit wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen ausfüllen. Während übrigens die Rentiers wie auch andere Besitzer größerer Geldkapitalien in der Regel und naturgemäß dieselben solchen Unternehmungen zuwenden, welche einen hohen Gewinn versprechen, infolge dessen z. B. die Aussicht auf einen solchen bei industriellen Unternehmungen zuweilen der Landwirthschaft das Kapital entzieht, bis diese, durch höhere Preisnormirung ihrer Produkte rentabler geworden, die Geldleute wieder anlockt, giebt es unter diesen leider auch solche, welche, wie das Molière'sche Phantom, aus Geiz oder aus Unverstand ihre Kapitalien unbenutzt liegen lassen. Solche todte (oder richtiger: schlafende) Kapitalien existiren für das Nationalkapital ebenso wenig wie verliehene Kapitalien, welche zu unproduktiven Zwecken verwendet werden.

§ 59. **Das National-Kapital und die Staatsanleihen.** Zu den letztgenannten Kapitalien gehören meistens auch gerade diejenigen, welche dem Staate geliehen werden. Für dessen eigentliche Zwecke würde eine mäßig laufende Besteuerung seiner Angehörigen stets ausreichen, sie würde auch Reserven für nicht allzu große außerordentliche Bedrängnisse gewähren. Die Staatsanleihen werden aber auf unserm Kontinente auch in gewöhnlichen Zeiten dadurch unvermeidlich, daß hier der „bewaffnete Friede" zu einem förmlichen Wettstreit in der Entfaltung militärischer Macht ausgeartet ist. Nun sind zwar auch die Staatsanleihen zu militärischen Zwecken nicht durchweg unproduktiv, nicht z. B. wenn es sich um Anlagen von Häfen, um die Sicherung der Küsten, um die Bildung einer Kriegsflotte handelt, die Unsummen jedoch, welche in neuerer Zeit die stehenden Heere Europa's kosten, schmälern das Kapital der Völker überhaupt, wie insbesondere den Lohnfond.

„— — — es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht uns schwer hinab."

Schon Montesquieu, der berühmte Verfasser des „Geistes der Gesetze", klagte: „Wir sind arm mit den Reichthümern und dem Handel der ganzen Welt, und bald werden wir vor lauter Soldaten nichts Anderes mehr als eben Soldaten haben und den Tataren gleichen. Die Folge einer solchen Lage ist die beständige Vermehrung der Auflagen, und daß der Staat, was der Zukunft jedes Hülfsmittel vorwegnimmt, nicht mehr mit seinem Einkommen rechnet, sondern Krieg führt mit seinem Kapital." Und was sind die Anstrengungen der Bürger zu Montesquieu's Zeit im Vergleiche mit dem Aufwande für soldatische Zwecke, den die Regierungen heute den erwerbenden Menschen aufbürden! Die Ausgaben für die stehenden Heere, die sich mit dem Luxus nebenbuhlerischer Familien vergleichen lassen, haben in Europa eine Höhe erreicht, die den Kühnsten erbeben machen müssen. Engel, der erste Statistiker Deutschlands, gab Ende 1869 den jährlichen Betrag des Militär- und Marine-Budgets Europa's auf 811,870,122 Thlr. und die jährlichen Interessen des im Militär- und Marinewesen angelegten Kapitals auf 206,992,000 Thlr. an. Und Gladstone sagte als englischer Schatzkanzler im Mai 1866, als er im Unterhause sein Budget einbrachte: „Europa giebt in Friedenszeiten die Hülfsquellen des Krieges aus, gerade so, als ob

ein Land in einem gesegneten Jahre seinen ganzen Ernteertrag und noch dazu die halbe Ernte eines anderen Jahres vorausgabte, und wenn Friede bleibt (er wurde aber schon wenige Wochen darauf durch den deutschen Krieg gestört), eröffnet sich somit die Aussicht, daß Frankreich, Oesterreich, Preußen, Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Holland und die Türkei, in der bisherigen Weise fortfahrend, am Schlusse dieses Jahrhunderts eine Gesammtschuldenlast von 4000 Mill. Pfund Sterl. ihr eigen nennen werden. Das sind gewichtige Dinge! Nicht allein um die Geldverpflichtungen handelt es sich hierbei, denn diese sind von verhältnißmäßig geringer Bedeutung, aber das Unheil besteht darin, daß jährlich 60 bis 70 Mill. Pfund Sterl. nützlichen Zwecken entzogen werden, und daß durch solch' rücksichtsloses Gebahren allmählig eine ungeheuere politische und soziale Schwierigkeit aufgethürmt wird. Nichts ist so hinterlistig, als es finanzielle Schwierigkeiten sind. Lächelnd und liebkosend treten sie Ihnen entgegen. Bei der ersten Versuchung scheint Borgen das harmloseste Ding von der Welt zu sein. Und wieder gleicht es dem Löwenjungen, von dem in der griechischen Tragödie erzählt wird, daß es von einem Jäger unvorsichtig mit nach Hause genommen worden war, woselbst es unter den Hunden aufwuchs und von den Kindern geliebkost wurde, als es noch klein war, das ganze Haus aber mit dem Blute seiner Opfer überschwemmte, als es heranwuchs, seine Kraft fühlte und mit allen seinen natürlichen Schrecken auftrat. So verhält es sich mit den finanziellen Schwierigkeiten. Sie beginnen mit Schmeicheltönen und wachsen so still, daß man den Abrechnungstag aus den Augen verliert; aber es kommt die Zeit, da man ihm in's Auge schauen muß, und dann sind die Schwierigkeiten vielleicht geradezu unüberwindlich geworden." Wohl dem Staate, dessen Finanzminister zu einer solchen Erkenntniß gekommen ist! England selbst übrigens hat eine ungeheure Schuldenlast; sie betrug am 31. März 1870 gegen 801 Mill. Pfd. Sterling, die mit mehr als 26½ Mill. Pfd. Sterling zu verzinsen waren. Englands Gläubiger indeß sind wenigstens die eigenen Unterthanen. Nicht so bei den meisten anderen Staaten Europa's. Hier hat man sich dem Wahne hingegeben, dadurch den aus dem Schuldenmachen für den nationalen Wohlstand erwachsenden Gefahren vorbeugen zu können, daß man Anleihen im Auslande kontrahirte: die Gesammtsumme der allein an der Pariser Börse seit 1855 aufgelegten ausländischen Anleihen beläuft sich auf circa 10 Milliarden Francs! Unter Umständen hat aber Raynal Recht, wenn er in seiner „Histoire des Indes" meint, daß die Zulassung von Ausländern zu einer Staatsanleihe sogar der Abtretung einer Provinz gleichkomme. Es wurde schon bemerkt, daß das Kapital das beweglichste Gut sei. Steht ein Land A mit einem Lande B in Verkehr, und hat B Kapital übrig, das anderswo Anlage sucht, so strebt es nach dem Lande A, welches Kapital nöthig hat, um sich dort zu produktiven Zwecken verwenden zu lassen. Diese produktive Verwendung wird somit dem Lande A entzogen, wenn es von diesem zu unproduktiven Zwecken aus dem Lande B geholt wird. Hat dieses dagegen kein überflüssiges Anlagekapital und wird gleichwol vom Lande A eine Anleihe dort zu Markte gebracht, so kann dies nur dadurch vor sich gehen, daß die Inhaber älterer Papiere, welche die neue Anleihe für vortheilhafter halten, jene älteren im Lande A versilbern

und für den erhaltenen Betrag neue kaufen, so daß nur ein Austausch der Titel vor sich geht. Ueberhaupt streben die Schuldpapiere immer nach ihrer Heimat zurück, weil dem Verkäufer dort der geringste Verlust droht, und dies Zurückströmen wächst in dem Maße, als die Finanzlage des Kontrahenten zu Mißtrauen Anlaß giebt. Gerade dergleichen Finanzoperationen mit dem Auslande sind um so gefährlicher, als das Ausland rücksichtsloser mit der Kündigung der Anleihen vorgeht. Warnende Beispiele für solche Schuldkontrahirungen sind besonders Rußland, Oesterreich und die Türkei, drei Länder mit ununterbrochenen Defizits. (Rußland und Oesterreich hatten Ende 1869 je eine Staatsschuld von circa 3000 Mill. Gulden; die Türkei machte 1854 ihre ersten Schulden und kam so rasch in Uebung, daß sie 1870 bereits 1040 Millionen Gulden schuldete) Ueberdies darf man dabei nicht vergessen, daß ja auch die Zinsen für die dem Auslande schuldigen Kapitalien ins Ausland gehen und dadurch dem eigenen Lande ebenso ein Kapitalabgang verursacht wird, wie das kolonienlose Deutschland z. B. durch die Auswanderung erfährt. Und wie noch weit höher die Arbeitskraft der Auswanderer anzuschlagen ist, die uns verloren geht und namentlich den Amerikanern ungesucht in den Schooß fällt, so werden auch durch die stehenden Heere dem Ackerbau, der Industrie, dem Gewerbe ꝛc. enorm viel Arbeitskräfte entzogen, und zwar hier gerade die besten. Nach Engel beträgt in Friedenszeiten der durch das Militär in Europa verursachte Arbeitsverlust 808,789,265 Thlr. im Jahre! Außerdem verlangten die Kriege in Europa von 1853 bis 1866 1,743,491 Menschen zum Opfer!

§ 60. **(Fortsetzung.)** Es ist allerdings wahr, daß die in Rede stehenden Verluste des Nationalkapitals durch die Vortheile, welche gegenwärtig den Angehörigen der meisten europäischen Staaten aus einer verbesserten Verwaltung erwachsen, durch die Sorge, welche die jetzigen Regierungen derselben einer Menge nützlicher Dinge angedeihen lassen, die früher vernachlässigt wurden, sowie durch eine verhältnißmäßig liberalere Gesetzgebung auf dem politischen und wirthschaftlichen Gebiete zum Theil ihre Ausgleichung finden. Aber eben auch nur zum Theil, meist nur soweit, daß dadurch der gänzliche Ruin aufgehalten wird. Die Wiederherstellung jener Harmonie der Kräfte, in deren ungestörtem Wirken das Geheimniß der staatlichen Makrobiotik liegt, verlangt eine andere Arznei, eine Arznei, die sich in die Formel zusammenfaßt: Nichtintervention und Achtung vor der Selbstbestimmung fremder Völker, Decentralisation und Selbstverwaltung beim eigenen Volke. Die Staaten werden sich demnach, wenn sie nicht blos die Defizite aus ihren Budgets schaffen, sondern auch den nationalen Wohlstand wieder heben wollen, vor Allem gegenseitig einer Politik der Enthaltsamkeit befleißigen müssen: ein jeder wird sich der Einmischung in die Verhältnisse und Verwicklungen dritter Staaten zu enthalten haben, welche nur unter drohendem Hinweis auf eine übermäßige Kriegsmacht zu Resultaten zu führen vermag; sie werden sich aber auch jeder unnöthigen Einmischung in die gegenseitigen Beziehungen der eigenen Unterthanen zu enthalten haben, welche nur durch einen übertriebenen Aufwand für den Verwaltungsmechanismus und auch dann nur auf Kosten besserer Zwecke ermöglicht werden kann. Daß diese Arznei heilsam ist, sehen wir bei den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Der Sezessionskrieg

hatte die Unionsregierung gezwungen, gleichfalls Anleihen auf Anleihen zu machen, so daß die Schuld der Union in kurzer Zeit zu Milliarden wuchs. Am 1. Juli 1861 betrug die Staatsschuld 180 Millionen Pfd. Sterling; am 1. Juli 1865, nach vierjährigem Bürgerkrieg, war sie auf 5510 Millionen, also auf mehr als das Dreißigfache gestiegen. Und schon im Dezember 1869 konnte der Präsident Grant in seiner zweiten Botschaft anzeigen, daß die Regierung mit Beibehaltung der gegenwärtigen Steuern schon in zehn Jahren die ganze Staatsschuld abzahlen könnte; eine so schnelle Tilgung liege jedoch nicht im Plane der Regierung, weil sie auch die Steuerlast sofort um 60 bis 80 Millionen Dollars jährlich verringern wolle. Die fast wunderbare Kraft, die solches erlaubt, beruht aber eben darin, daß die Unionsregierung jenen Prinzipien huldigt, und daß insbesondere demgemäß am Marke der Union keine nach Hunderttausenden zählende Armee zehrt. So konnte die nordamerikanische Union die Kosten des Bürgerkrieges sich im vorhinein ersparen, indem sie 80 Jahre hindurch ein winziges stehendes Heer hielt; so konnte sie unmittelbar nach dem Kriege die gewaltigen Streiterhaufen unmerklich wieder in das Volk zurücktreten lassen. Das Land, das seinen Riesenleib vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean streckt, um dessen Haupt die Eisstürme vom Nordpol wehen, während sich seine Füße im Sonnenbrande des Tropenhimmels wärmen, dies Land hat heute eine Armee kaum so groß wie die Baierns! Und dabei ist die junge Föderativ-Republik machtvoll, geachtet und gefürchtet und geht ungehemmten Schrittes ihren kühnen Gang voran, während wir in der kriegerischen Rüstung fast ersticken. In diesem Vergleiche liegt ein bitterer Bodensatz, aber auch eine eindringliche Lehre.

§ 61. **Die Sparkassen.** John Grigg, der Begründer einer großen Verlagsbuchhandlung in Amerika, der sich von einem armen Waisenknaben zum reichen Mann emporgearbeitet hatte, stellte als die erste seiner Geschäftsregeln die auf: „Sei fleißig und sparsam, versplittere deine Zeit und dein Geld nicht durch Befriedigung kleinlicher und nichtsnutziger Gelüste." In der That sind Arbeit, Sparsamkeit und Enthaltsamkeit der einzige direkte Weg zur Kapitalansammlung. Um nun dazu anzureizen und auch die kleinsten aufgesammelten Fonds dadurch zu größeren Summen anwachsen zu lassen, daß man dieselben, da sie vereinzelt einer nutzbringenden (produktiven) Verwendung unfähig wären, durch ihre Vereinigung für die Gesammtwirthschaft fruchtbar und so für den Eigenthümer zinstragend macht, hat man die Sparkassen in's Leben gerufen; diese nehmen unter den Instituten der Neuzeit, welche die sittliche und wirthschaftliche Gesinnung fördern sollen, einen hohen Rang ein, und mit Genugthuung sieht der Volkswirth, wie jeder Volksfreund, daß sie sich immer mehr ausbreiten und vermehren. Sie scheinen zuerst als ausschließliche Wohlthätigkeits-Anstalten in England entstanden zu sein, wurden aber schon Ende vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland eingeführt, wo das Sparkassenwesen seit 1818 einen neuen Aufschwung infolge der günstigen Erfolge nahm, welche man dadurch erzielte, daß die eingelegten Gelder in der Regel mit 1 bis $1\frac{1}{2}$ Prozent niedriger verzinst wurden, als es gelang, die Gelder anderweit auszuleihen, und gegenwärtig giebt es in Deutschland wol kaum eine Stadt von auch nur mittlerem Umfange, welche nicht

ihre Sparkasse hätte, sei es, daß dieselbe von einem Privatvereine oder von einer öffentlichen Behörde, von einer Stadtgemeinde oder auch vom Staate selbst gegründet worden, geleitet und garantirt wird. 1862 kam eine Sparkasse in Preußen auf $10_{,51}$ Qu.-M., im Königreiche Sachsen auf $2_{,28}$ Qu.-M. und in Koburg-Gotha auf $1_{,96}$ Qu.-M., oder ein Einleger in Preußen auf $25_{,01}$ Einwohner, in Sachsen auf $6_{,67}$ Einwohner und in Koburg-Gotha auf $5_{,54}$ Einwohner. Am wenigsten entwickelt ist noch das Sparkassenwesen in Italien. Am 31. Dezember 1863 gab es im ganzen Königreich nur 188 Sparkassen mit zusammen 250,134 Einlagebüchern (also 1 Buch auf 90 Personen); das Gesammtkapital betrug nur 186 Mill. Lire, während England bei 29,300,000 Einwohnern über 1 Milliarde 200 Mill. Lire und selbst Frankreich, wo das Sparkassenwesen stagnirt, über 600 Mill. Sparkassenkapital besaß. Die Minimalsätze schwanken bei den verschiedenen Kassen in Deutschland zwischen 5 Thlrn, 5 Gulden, 1 Thlr. bis zu 5 und $2\frac{1}{2}$ Gr. oder 15 und 12 Krzrn. herab. Andererseits ist aber auch ein Maximum der Einlagen (50 Gulden in Stuttgart, bis 1200 Thaler in Hirschberg) festgesetzt, damit nicht den Sparkassen die Kapitalien reicher Leute, für welche sie nicht bestimmt sind, zufließen. Was die Verzinsung anbetrifft, so ist es gut, wenn für solche Fälle, in denen sich eine vermehrte Sparlust zeigt, oder für die Klassen, bei denen das Sparen besonders zu wünschen ist, noch besondere Begünstigungen gewährt werden. Dies kann theils so geschehen, daß z. B. für größere Summen, oder für solche Summen, welche längere Zeit stehen gelassen werden, oder bei der Zuschlagung der Zinsen zum Kapital, bei regelmäßig wiederkehrenden Einlagen, oder wenn die Einleger dem Fabrikarbeiterstande angehören, oder sich in einem jugendlichen Alter befinden, höhere Zinsen als den anderen Einlegern bewilligt werden. So zahlt z. B. die Sparkasse in Aachen für gewöhnlich nur $3\frac{1}{3}$ Prozent, an Handwerker aber bis zu 200 Thalern 5 Prozent und für die ersten 20 Thaler des Guthabens eine Prämie von 15 Prozent. Die Rückzahlung des Guthabens selbst darf ebenfalls nicht an zu lästige Bedingungen geknüpft sein, da der kleine Arbeiter nur zu leicht in die Lage versetzt wird, schnell seine Ersparnisse zu brauchen. Mit aller Vorsicht muß endlich die Unterbringung der eingelegten Ersparnisse in größeren Posten geschehen, entweder auf gute Hypotheken oder durch Ankauf leicht realisirbarer, nicht zu sehr den Schwankungen des Kurses ausgesetzter Staatspapiere. Eine treffliche, zuerst vom englischen Schatzkanzler Gladstone ins Leben gerufene Einrichtung ist die der Postsparkassen. Deren Hauptvortheile für das Publikum bestehen in der außerordentlichen Vielfältigkeit der Gelegenheit zum Verkehr mit der Kasse, in der täglichen und langen Expeditionszeit und, da alle Depositen in eine Kasse fließen und die verschiedenen Postanstalten sämmtlich nur Annahme- und Auszahlungsstellen derselben sind, in der Möglichkeit, die gemachte Einlage ohne Weiteres an jedem anderen Orte wieder zu erheben, bez. steigern zu können. Außerdem gestattet die ohnehin vorhandene, also nicht erst von etwaigen Ueberschüssen des Sparkassenwesens zu erhaltende Verwaltung bei allerdings niedrigerem Zinsfuß ($2\frac{1}{2}$ Prozent) den Kassenverkehr auch auf die zeitraubenden Manipulationen mit ganz kleinen Beiträgen herab auszudehnen. Der zu Anfang

d. J. zum österreichischen Handelsminister ernannte Dr. Schäffle hat den früher nicht zur Ausführung gelangten Plan, das postalische Sparkassenwesen auch in Oesterreich einzuführen, im Mai d. J. wieder aufgenommen und erstattete darüber dem Kaiser einen Vortrag, dem hier Folgendes entnommen sei: „Die postalische Sparkassen-Organisation, sowie die durch die Post vermittelte Lebens- und Rentenversicherung haben den Zweck, die Poststellen als Einnahms- und Rückzahlungskassen für kleine, aber oft wiederholte Spar-, Lebens- und Rentenversicherungs-Einlagen der kleinen Leute zu benutzen. Durch die Vermittelung der Post werden wöchentlich, monatlich, vierteljährlich Spareinlagen, Lebens- und Rentenversicherungs-Prämien in kleinsten Beträgen, wie solche von den Klassen des unteren Mittelstandes und der Lohnarbeit allein zurückgelegt werden können, gesammelt, nach Belieben des Einlegers und Versicherten später an jedem anderen Postamte fortgesetzt und endlich als Sparkapital, Versicherungskapital oder Altersrente zurückbezahlt. Hierdurch wird einerseits das Spar- und Versicherungswesen der unteren Klassen mächtig angeregt und mit der thatsächlichen Freizügigkeit der arbeitenden Klassen aufs Einfachste in Einklang gebracht, andererseits kann dem Lebens- und Rentenversicherungswesen der kleinen Leute, welche nur in kleinen Beträgen und in kurzen Perioden Prämien-Einlagen zu machen fähig sind, eine Erleichterung gegeben werden, welche die mehr auf die wohlhabenden Mittelklassen berechneten und der gleichmäßig verzweigten postalischen Agentie entbehrenden gewöhnlichen Versicherungsanstalten zu gewähren kaum in der Lage sind." Die in der Presse schon für den 1. April 1870 angekündigte Einführung von Postsparkassen im Norddeutschen Bunde erfolgte leider nicht. Hoffen wir, daß nunmehr die Postverwaltung des neuen Deutschen Reiches nicht lange darauf warten läßt!

§ 62. **Der Personalkredit und die unkörperlichen Kapitalien überhaupt.** Der letzte Grund der Kapitalvermehrung ist natürlich das Geld nicht. Das Geld an sich dient ja, wie schon bemerkt, keinem Akte der Produktion direkt, sondern gehört nur in seiner Funktion als Ausgleichsmittel zu den Kapitalien. Diese Fähigkeit besitzt aber in einem noch vollkommeneren Grade der Personalkredit, unter dem das Vertrauen zu verstehen ist, welches Einer auf Grund der zur Erfüllung von Verbindlichkeiten nöthigen Eigenschaften genießt, also ein Vertrauen nicht blos in Den, der etwas hat, sondern auch in Den, der etwas ist. Herder bezeichnet Treu' und Glauben als die Ecksteine der menschlichen Gesellschaft. „Auf Treu' und Glauben sind Freundschaft, Ehre (ideale Mächte, die auch den Werth von Kapitalien haben), Handel und Wandel, Regierung und alle anderen Verhältnisse zwischen Menschen gegründet. Diesen Grund untergraben und Alles fällt zusammen!" Und so ist es; wie nicht mehr der Begriff Gut, sondern der Begriff Mensch zum Ausgangspunkt der Nationalökonomie genommen wird (vgl. „Einleitung in das staats- und volkswirthschaftliche Studium" von Dr. Heinr. Contzen. Leipzig 1870. S. 38 flg.), so ist auch der Mensch selbst mit seiner Vernunft, Energie und Tüchtigkeit immer das erste, wichtigste und entscheidendste Element für jedes Gemeinwesen. Weder große Fruchtbarkeit des Bodens, noch eine Fülle an „Geld und Gut" vermögen die geistige und moralische Macht des Menschen zu

ersetzen. Schon ein Blick auf Indien und Brasilien lehrt uns, daß die fruchtbarsten Gegenden nicht immer die reichsten sind; dagegen zeigen die englischen Kolonien, daß tüchtige Männer auch auf mäßig ergiebigem Boden glückliche, wohlhabende Gemeinwesen hervorzaubern. Ja, daß ein Volk mit Hülfe eines bedeutenden geistigen Kapitals schon nach einer Generation selbst die unglaublichsten Verluste wieder zu ersetzen vermag, lehrt u. A. das Beispiel Frankreichs. Was Colbert als Finanzminister erwirthschaftet hatte — beim Antritte seiner Stellung betrugen die Einkünfte Ludwig's XIV. nur 35 Millionen, in seinen letzten Jahren dagegen 116 Millionen! — ging durch Kriege und eine verschwenderische Regierung nur zu bald wieder verloren. Was er aus eigener Neigung gestiftet hatte (wie namentlich die Akademie der Wissenschaften und das Journal des Savans, die älteste aller noch existirenden wissenschaftlichen Zeitschriften), blieb und gab Frankreich eine hohe Stellung unter den gebildeten Völkern. Als Cuvier im J. 1816 eine Rede über den Nutzen der Wissenschaften hielt, konnte er sich auf die ungeheuren Summen berufen, welche Frankreich durch die wissenschaftlichen Unternehmungen gewonnen hatte, und wies er nach, daß die Entbehrungen, welche die Kontinental-Sperre seinem Vaterlande auferlegt hatte, durch die Naturwissenschaften, insbesondere die Chemie, in demselben Maße ersetzt wurden. Und wer hatte die Entdeckungen gemacht, welche die Industrie so hoben, daß ohne sie die Anstrengungen der Kriegsjahre unmöglich gewesen wären? Bei weitem der größte Theil war von den Mitgliedern der Akademie gekommen, die Colbert gestiftet hatte, und die im Augenblicke der Stiftung gewiß von Vielen als sehr überflüssig betrachtet worden war. So wahr ist es, daß der geistige Besitz das am meisten wuchernde und das unverwüstlichste Kapital ist. Der Fond von Gedanken und Erfahrungen, von Entdeckungen und Erfindungen, den die Menschen ansammeln, geht nicht auf im Tagewerk, sondern bleibt und wird nicht trotz, sondern gerade wegen seiner fortwährenden Benutzung immer mehr vergrößert. Freilich ernten meistens sogar die hervorragendsten Geister nicht selbst die Früchte ihres Denkens und Forschens; dasselbe führt selten zu einer relativen, sondern gewöhnlich zu einer absoluten Kapitalvermehrung, d. h. die Resultate des geistigen Schaffens haben zum Erben das ganze Menschengeschlecht. Jede neue Wahrheit muß erst die ihr entgegenstehenden Vorurtheile bekämpfen, ehe sie zur Geltung kommt. Hat sie aber endlich gesiegt, dann wird sie schnell zum Gemeingut und Geschlecht auf Geschlecht baut auf ihrem Grunde weiter. Auch sind allerdings nur Wenige „berufen und auserwählt", ein Jeder dagegen kann seinen Geist und Charakter so weit ausbilden, um durch sich selbst einem Verkäufer oder Darleiher für die Wiedererstattung seiner Werthe hinreichend zu bürgen. So wird ein Umsatz im Vertrauen auf die künftigen Leistungen eines Menschen ermöglicht und kann der geistige und moralische Werth des Menschen die Kraft eines Kapitals erhalten. Wird nun der persönliche Kredit durch Bank- oder Kreditinstitute wie die gegenwärtigen Spar- und Leihkassen in der Schweiz oder die deutschen Vorschuß- und Kreditgenossenschaften (Volksbanken) realisirt, so wird die Besitzfähigkeit auf eine größere Zahl Besitzloser übertragen und somit die Kapitalkraft eines Volkes verallgemeinert.

D. Das Zusammenwirken von Natur, Arbeit und Kapital.

§ 63. **In welchem Verhältniß stehen die drei Produktionsfaktoren zu einander?** Es wurde bereits angedeutet, daß die Natur, die Arbeit und das Kapital erst dann die Eigenschaft von Produktionsfaktoren erlangen, wenn sie zusammenwirken, ineinander greifen, sich gegenseitig ergänzen. Wie die stoff-, aber nicht wertherzeugende Natur die unentbehrliche Unterlage jeder Wirthschaft bildet, doch nur aber erst dann die menschlichen Bedürfnisse befriedigen kann, sobald die Arbeit hinzutritt, so wird auch ohne Kapital äußerst wenig produzirt werden. „Selbst der ärmste Waldbeerensammler," sagt *Roscher*, „pflegt seinen Korb, seine nothdürftige Kleidung zu besitzen. Ohne Kapital würde jeder Einzelne sogar jeden Augenblick ganz von vorn anfangen müssen. Kein Mensch seit Adam's Zeit kann arbeiten, ohne daß während seiner Kindheit beträchtliche Kapitalvorschüsse für ihn verwandt wären." Indessen ist das Verhältniß, in dem die drei Faktoren zusammen wirksam sind, keineswegs immer ein gleiches. Vielmehr ist in den verschiedenen Produktionszweigen bald der eine, bald der andere von größerer Wichtigkeit, und daß wiederum dieselben Produktionszweige an verschiedenen Orten, bei verschiedenen Nationen und zu verschiedenen Zeiten auch eine sehr verschiedene Entwicklung zeigen, ja selbst gar nicht vertreten sind, hängt von dem Grade der Produktivität ab, den die einzelnen Faktoren unter den örtlichen und den Kulturverhältnissen erlangen können. Nennen wir nur solche Arbeiten produktiv, welche das National- und Weltvermögen steigern, so nehmen wir wahr, daß einige Länder bei gleicher Bevölkerung und Ausdehnung des Territoriums einen sehr ungleichen Produktionsbetrag haben, und dieser selbst wieder in den einzelnen Ländern zu einer Zeit größer ist, als zu anderen Zeiten. Man vergleiche z. B. Deutschland mit einem ähnlichen Flächenraum in Rußland oder hinsichtlich seiner Bevölkerung mit einer gleich großen von Russen! Man vergleiche das heutige England mit dem mittelalterlichen England, das jetzige Sizilien, Nordafrika oder Syrien mit diesen Ländern zur Zeit ihrer größten Blüte vor der römischen Eroberung! Wie sehr weichen die Resultate solcher Vergleiche von einander ab! In Betreff der örtlichen Verhältnisse giebt es Länder, welche zwar bewohnbar sind, aber zu kalt, um in ihnen Ackerbau treiben zu können. Ihre Einwohner kommen daher über den Nomadenzustand nicht hinaus; sie müssen, wie die Lappländer, immer blos von der Zähmung der Renthiere oder auch, wie die Eskimos, von der Jagd und dem Fischfang leben. Es giebt ferner Länder, wo Hafer reif wird, aber nicht Weizen, wie z. B. im nördlichen Schottland; andere, wo Weizen gebaut werden kann, aber wegen übermäßiger Feuchtigkeit und Mangel an Sonnenschein nur eine unsichere Ernte gewährt, wie in Theilen von Irland, wo der Hunger heimisch ist. Mit jedem Schritte weiter nach Süden wird ein neuer Zweig des Landbaues erst möglich, dann vortheilhaft. Wein, Mais, Feigen, Oliven, der Maulbeerbaum, Reis, Datteln kommen nach der Reihe zum Vorschein, bis wir zu Zucker, Kaffee, Baumwolle, Gewürzen ꝛc. gelangen, in Klimaten, welche zugleich bei wenig Anbau im Jahre zwei oder selbst drei Ernten der gewöhnlichen Bodenprodukte gewähren. Die Unterschiede des Klimas sind aber nicht allein für den

Ackerbau wichtig, ihrem Einfluß sind vor Allem die Menschen selbst unterworfen, und er macht sich auch in vielen anderen Zweigen der Produktion geltend: von ihm hängt ja die Dauerhaftigkeit aller Werke ab, die der Luft ausgesetzt sind, z. B. die der Gebäude. Wären die Tempel zu Karnak und Luxor nicht durch Menschenhände beschädigt worden, so würden sie in ihrem ursprünglichen Zustande fast für die Ewigkeit bestanden haben; in Petersburg dagegen sind die vor kaum einem Menschenalter ganz aus Granit aufgeführten, massivsten Gebäude, weil sie abwechselnd einer hohen Sommerhitze und starkem Froste ausgesetzt sind, fast schon in einem solchen Zustande, daß sie der Erneuerung bedürfen. Die Ueberlegenheit der gewebten Fabrikate des südlichen Europa über die englischen hinsichtlich des Reichthums und der Reinheit ihrer Farben schreibt man gleichfalls der Beschaffenheit der Atmosphäre zu, für welche weder die Kenntniß der Chemiker, noch die Geschicklichkeit der Färber im Stande gewesen sind, im nebeligen und feuchten England ein vollständiges Aequivalent zu schaffen. In wärmeren Himmelsstrichen endlich kann die reine Naturalwirthschaft nicht solche Gefahren mit sich bringen wie in den kälteren, wo bei ihr der Mensch mit seinem Erwerbe ganz von der Gunst oder Ungunst des Himmels abhängt. Daher hier ein ungeheures Schwanken der Fruchtpreise, das im Mittelalter so groß war, daß in England 1289 der Preis des Weizens das 192fache des Preises von 1270 betrug; daher die häufige Hungersnoth und infolge dessen die vielen verheerenden Krankheiten. Fassen wir außer Boden und Klima auch noch die verschiedene Vertheilung der Mineralerzeugnisse, sowie die topographischen Verhältnisse mit ihrer Bedeutung für die Kommunikation ins Auge, so genügt schon dies, um zu begreifen, daß die volkswirthschaftliche Entwicklung der verschiedenen Völker auf Grund der einzelnen Produktionsfaktoren einen sehr verschiedenen Charakter zeigen muß. Dazu kommen aber auch noch, wie erwähnt, die Kulturverhältnisse. Diese stehen allerdings mit der Volkswirthschaft in Wechselwirkung. Wo z. B. Wald, Gewässer und Weide eine dünne Bevölkerung fast freiwillig ernähren, da bedarf es keines Wetteifers persönlicher Anstrengungen und Leistungen; ein Jeder thut die Arbeit, die er ererbt hat, nur *weil* und *soweit* er sie thun muß; geht dann, mit der Zunahme der Bevölkerung, der Grund und Boden in festen Besitz über, so wird, wie bei den Germanen zu Anfang des Mittelalters, Derjenige, der kein Grundeigenthum hat und demnach seinen Lebensbedarf vom Grundherrn durch Dienste kaufen muß, dessen Höriger, als welcher er nicht nur in seinen Eigenthumsrechten, sondern auch in seiner persönlichen Freiheit beschränkt ist; die Unmöglichkeit aber, seine Lage zu verändern und zu verbessern, erstickt in ihm den Trieb, sich zu vervollkommnen. Daher bei der reinen Naturalwirthschaft, die auch dem Staate nur Grund und Boden als hauptsächlichstes Zahlmittel bietet und so zum Lehnswesen führt, der langsame, einförmige Gang in der Entwicklung aller Produktionszweige und das geringe Steigen der allgemeinen Kultur. „Jahrhunderte lang bebaut man den Boden auf dieselbe Weise. Ueberall herrscht dieselbe Trägheit und Schwerfälligkeit, überall dieselbe von den Vätern überkommene Betriebsart, dieselbe Stabilität aller Lebens- und Arbeitsverhältnisse. Mit dieser Unvollkommenheit der Produktion ist nothwendig eine äußerst geringe Vermehrung des Kapitals

und Nationalreichthums verbunden. Weder die Dienste, mit denen der Arbeiter seine Lebensbedürfnisse kauft, noch der Grund und Boden, das Zahlmittel des besitzenden Standes, sind versendbar und aufsammlungsfähig. Jede von den beiden Klassen der Bevölkerung kann nur in nächster Umgebung unmittelbar von den anderen kaufen, was der Augenblick erfordert. Auch das, was beide Klassen mit jenen Kaufmitteln erwerben: Früchte, Vieh, Kleidungsstücke u. s. w., ist schnell vergänglich und nicht aufbewahrungsfähig. Der Mensch kann deshalb nicht für die Zukunft sparen; ihm ist daher auch die sittliche Würde des ersparten Kapitals noch unbekannt, das der Vater seinen Kindern zu hinterlassen trachtet und das der befruchtenden Wärme der Sonne gleicht, die noch lange anhaltend wohlthut, wenn auch sie selbst längst jenseits unseres Gesichtskreises hinabgesunken ist; er kann Ueberfluß und Mangel weder in der Zeit, noch im Raume ausgleichen, er lebt nur für den Moment... Es fehlt zwar nicht an Kampf um den Besitz und die Gewalt des Stärkeren kann einen kleinen Theil der Bevölkerung zu großen, mächtigen Grundherren machen, aber das allgemeine Loos der Völker auf dieser national-ökonomischen Entwicklungsstufe ist nothwendig Armuth und Elend." (B. Hildebrand.)

§ 64. **(Fortsetzung.)** Im Allgemeinen verhilft zuerst die Einführung des Geldes behufs Erleichterung des Güteraustausches auch dem Faktor Arbeit dazu, mehr in den Vordergrund zu treten; denn das Geld ist gewissermaßen der gegenständliche Ausdruck der ihm zu Grunde liegenden Idee der Arbeitstheilung, die im folgenden, einer näheren Erörterung der Beförderungsmittel der Produktion gewidmeten Abschnitt besprochen werden wird. Naturgemäß kommt das Geld zuerst dem Handel zu statten. Da nun dessen Entfaltung und Ausdehnung den bedeutendsten Einfluß auf die Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse und somit auf die allgemeine Kultur übt, so führt er auch zur Entwicklung der verschiedenen Produktionszweige. Das Sprüchwort sagt treffend: „Durch den Handel ist überall, was irgendwo ist", und ein altgriechischer Dichter rief aus:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an."

Die so bedeutsame Erfindung der Münzen selbst verdanken wir ebenso wie die der Buchstabenschrift dem ältesten Handelsvolke, den Phöniziern, und wie reich und mächtig die von ihnen gegründete Stadt Karthago durch den Handel geworden war, ersehen wir u. A. daraus, daß einst karthaginiensische Gesandte darüber spotteten, daß sie in Rom in jedem Hause, wo sie eingeladen gewesen, dasselbe Tafelsilber gefunden hatten, sowie daraus, daß die Karthaginienser es wagen konnten, sich mit den Römern in einen Krieg einzulassen, in dem sie zwar schließlich unterliegen mußten, doch aber bis vor die Thore Roms vordrangen und es dadurch erzittern machten. Auch schon die alten Aegypter trieben im Lande selbst einen sehr lebhaften Handel, ja sie müssen sogar, wie aus ihren Denkmalen hervorgeht, sehr früh bereits und in ausgedehnter Weise das Bedürfniß einer Art Buchführung gekannt haben, nur blieb bei ihnen der Verkehr mit dem Auslande wegen der großen Abneigung, welche das düstere und mäßige Volk gegen dasselbe, wie gegen das Meer hatte — in der ägyptischen Mythologie entspricht deshalb auch

Typhon der Wüste und dem Meere, und es ging so weit, daß ein nationaler Widerwille selbst gegen Salz, Fische und Steuerleute herrschte! —, auf den Passivhandel beschränkt; es war ihnen durch die Religion eine Lebensweise vorgeschrieben, die im Auslande kaum durchzuführen, und der Abscheu gegen alles Fremde wurde noch künstlich genährt. Anders in Kleinasien, das sich, ehe es von den Römern verschlungen und ausgesogen wurde, infolge seines lebhaften und ausgedehnten Handels einer geradezu wunderbaren Blüte erfreute. Die großen kleinasiatischen Städte mit ihrer munizipalen Freiheit waren für das Abendland zur Kaiserzeit dasselbe, was Venedig, Genua und Florenz vom 13. bis 16. Jahrhundert für Europa waren. Daß aber bei alledem der Handel im Alterthume immer eine minder wichtige Rolle gespielt hat, als bei den neueren Völkern, hat hauptsächlich folgende Gründe: Erstlich war beinahe die ganze handeltreibende Welt des Alterthums an Naturprodukten uniform. Sodann verblieben das platte Land und das städtische Haus, die villa und die domus, einer und derselben Besitzerklasse, kannte infolge dessen das Alterthum niemals den sozialen und politischen Gegensatz von Stadt und Land, blieben die Arbeiter hier wie dort Sklaven, und brachten es daher auch die Alten nie weit über die Hausindustrie hinaus; damit hängt es zusammen, daß man nur den Großhandel, gleich dem Landbau, für eine ehrenhafte Beschäftigung hielt, während der Kleinhandel und die Gewerbe verachtet waren und als deren Gott bei den Griechen und Römern der lahme, häßliche Hephästos galt. Der dritte Grund lag in der politischen Herrschaft der Griechen und Römer, welche keine Nebenbuhlerschaft duldete. Während es nun mehrere griechische Staaten gab, die unter einander sich bekämpften, dadurch den äußeren Feinden gegenüber an Widerstandskraft verloren, und erst den Makedoniern, zuletzt den Römern zur Beute fielen, gab es nur Einen römischen Staat, der rast- und ruhelos nach seiner Erweiterung strebte. Ja, diese bildete, wie Mommsen sagt, den einzigen, nicht verpönten hohen Gedanken des römischen Bürgers. So bestand denn auch die Haupterwerbsquelle der Römer im Krieg und in Eroberungen, wodurch es erklärlich wird, daß das auf den Handel bezügliche Obligationenrecht in den sonst unübertrefflichen Rechtsbüchern Justinian's durch seine Dürftigkeit gegen die gediegene Ausführlichkeit der die dinglichen Rechte regelnden Normen auf eine heutzutage geradezu unbegreifliche Weise absticht. Ihre großartigsten Bauten, unter denen die Straßen viel weniger dem Handelsverkehre als den Truppentransporten dienten, führten die Römer durch die Gefangenen und mit Hülfe der Kapitalien besiegter Nationen aus, und schließlich setzten sie mittels ihrer Weltherrschaft drei Erdtheile für ihre Subsistenz in Kontribution. Da wurde sogar der Handel zur unerträglichsten Geißel für die Provinzen, weil nunmehr auch die Ritter sich seiner bemächtigten und zu besserem Betriebe in Gesellschaften zusammentraten, um durch ihn und durch die Pachtung der Einkünfte der Provinzen sich zu bereichern. Selbst aber muß ein Eroberungs- und Unterdrückungsstaat mit seiner centralisirten Gewalt untergehen, sobald er Nichts mehr zu vernichten findet und die zusammengeraubten Existenzmittel aufgezehrt hat, denn innerlich schafft er nur negativ; er vernichtet den Volkswohlstand, wenn seine äußere Ausdehnung und Macht auch noch so sehr wächst. Als Rom, auf seinem Höhepunkt angekommen, zu

einem Kompendium der Welt geworden war und in die Bahnen des Kaiserthums einlenkte, versumpfte es in Despotismus und Genuß. Wie später Spanien unter den vortheilhaftesten Umständen arm blieb, weil es den persönlichen Diensten ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht einräumte und, um mit Roscher zu reden, der Sinn der ganzen Nation im Jahrhundert ihres größten Glanzes darauf gerichtet war, für Europa etwa das zu sein, was Edelleute, Offiziere, Beamte und Geistliche für ein einzelnes Volk sind, so verhielt es sich ähnlich mit Rom in der Kaiserzeit. Wol herrschte von der Morgendämmerung an überall die größte Rührigkeit und Geschäftigkeit, aber nirgends fast wurde wirklich gearbeitet. Ein täglich gefülltes Atrium gehörte zu den Erfordernissen eines angesehenen Hauses. Wenn der Schein der Gestirne ungewiß zu werden anfängt, sagt Juvenal, oder wenn sich noch die trägen Wagen des kalten Bootes am Himmel herumdrehen, entreißt sich schon der arme Klient (ein Halbfreier, welcher zu einem Freien, zu dessen Geschlecht er gehörte, in strengem Abhängigkeitsverhältniß stand,) seinem Schlaf und vergißt in der Hast, seine Schuhe zu schnüren, voll Angst, das Heer der Besucher möchte seinen Kreislauf schon beendet haben; und für diese Verhältnisse sehr bezeichnend, klagt auch Martial: er verlange ja für seine kleinen Gedichte nichts als ausschlafen zu können. Die meisten Klienten waren denn auch den größten Theil des Tages in Anspruch genommen, indem sie beim öffentlichen Erscheinen ihres Patrons das Gefolge bilden, seinem Tragsessel oder seiner Sänfte vorausgehen oder folgen und sämmtliche Besuche mitmachen mußten. Aber auch Derjenige, welcher nicht im Joche der Klientel stand, füllte seine Tage wenig anders aus. Eine Masse von Höflichkeitsbesuchen nahm alle Zeit in Anspruch. Hier feierte man die Anlegung der Männertoga, hier ein Verlobungsfest, eine Hochzeit, einen Amtsantritt; hier wurde ein Testament oder eine andere, Zeugen erfordernde Urkunde ausgefertigt, man mußte Kandidaten befürworten, sie zu ihrer Ernennung beglückwünschen, einem in die Provinz abgehenden Beamten das Geleite geben; oder man hatte einem Professor der Beredsamkeit versprochen, seiner Rede anzuwohnen, oder die Einladung eines Dichters zu der Vorlesung seines neuesten Werkes angenommen: diese Vorlesungen, welche oft wochenlang dauerten, rechnet Juvenal neben den unaufhörlichen Häusereinstürzen und Bränden zu den schlimmsten und gefährlichsten Uebeln Roms; oder endlich man ergötzte sich an Rennfahrten im Cirkus (Cirkuskutscher und Fechtmeister erwarben sich große Reichthümer), an Gladiatorenkämpfen, Thierhetzen und Hinrichtungen im Amphitheater, an Tragödien, Komödien und anderen Schauspielen, von denen die größeren mit Tagesanbruch begannen und mit Sonnenuntergang endeten. In diesem geschäftigen Müßiggange verbrachte eine große Masse ihr Leben. Die hervorragendsten Leute der Art erwarben sich in der Kaiserzeit den besonderen Namen der Ardelionen, und Seneca vergleicht sie mit Ameisen, die ohne Plan und Zweck an Bäumen zum Wipfel hinauf und wieder zur Wurzel herablaufen. Nur in einer Beziehung hatte diese Geschäftigkeit ein bestimmtes, aber widerliches Ziel: das der Erbschleicherei, der die römischen Zustände Thür und Thor geöffnet hatten. Und während die Gelehrsamkeit nichts weniger als eine glänzende Existenz sicherte, blühten natürlich außerdem noch eine Menge von Beschäftigungen, die zwar für den Privatmann sehr einträglich, für die Allgemeinheit jedoch völlig unproduktiv, ja schädlich sind, weil sie Anderen eben so viel oder mehr entziehen, als sie ihrem Betreiber einbringen. So hatte die Hauptstadt der Welt bei den häufigen Einbrüchen des Nordens statt ihrer Konsuln, ihres Senats, ihrer Redner und ihrer Krieger den Barbaren nur noch Schauspieler, Freudenmädchen und Gladiatoren, mit einem Worte die schmachvollen Reste einer übertriebenen und entsittlichten Civilisation entgegenzustellen.

§ 65. **(Fortsetzung.)** Erst dem deutschen Geiste war es vorbehalten, die Arbeit mit voller Kraft in den Produktionsprozeß der Völker eingreifen zu lassen und jenem, vom Genius des Jordanlandes offenbarten und auch von den Kirchenvätern betonten Rechte Aller auf den Genuß und die Ehre des Daseins, diesem Grundrechte der menschlichen Natur (vgl. §. 6, sowie H. Contzen's „Einleitung in das staats- und volkswirthschaftliche Studium", S. 105, und „Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter") den Weg zu seiner Anerkennung und vollen Geltung zu bahnen. Nicht auf dem Grunde oder nach dem Beispiel des römischen Städtewesens baute sich das deutsche auf. Es war vielmehr eine reine Konsequenz der fortschreitenden Entwicklung des germanischen Stammes, der libertas teutonica oder „gemeinen Wehre", unter lebhaftester Mitwirkung des Christenthums mit seiner Anlegung von Bischofssitzen und Klöstern, welch letztere in frühester Zeit auch durch die Pflege der Wissenschaft und Kunst der Menschheit große Dienste leisteten. Als dann die Durchbrechung der reinen Naturalwirthschaft durch die Geldwirthschaft erfolgte, begünstigte hier der Gegensatz von Stadt und Land die Sprengung der hofrechtlichen Verhältnisse. Die ältesten Stadtrechte enthalten sämmtlich den Grundsatz, daß jeder Hörige, der ein Jahr und einen Tag in der Stadt wohnt, von keinem Grundherrn zurückgefordert werden kann, sondern in der Stadt als freier Mann zu verbleiben berechtigt ist. Zwar suchten die Grundherren durch Reichsgesetze diese Aufnahme der Hörigen von Seiten der Städte zu verhindern, aber diese behaupteten ihr Recht. Nun und in Deutschland erst, wo die Städte nicht mehr blos Markt- und Verkehrsplätze, sondern auch Schutzstätten der freien Arbeit waren, konnte der in ihnen mächtig aufblühende Handel nach allen Seiten hin anregend und schöpferisch wirken, insbesondere auf die Gewerbe und die Industrie, und bildete sich in diesen Sitzen der Kultur jener Mittelstand mit seinen verschiedenen Berufsarten aus, dessen rechtes Lebenselement noch heute das Wetten und Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbesserung auf allen Gebieten der wirthschaftlichen Thätigkeit ist, — jener Bürgerstand, der nicht blos, wie Dr. Schenkel auf dem denkwürdigen „Tage von Worms" (am 31. Mai 1869) sagte, „auf strenges Recht, ehrbare Sitte, häuslichen Sinn, staatliche Selbständigkeit hält, vor dem Junker nicht kriecht, vor dem Priester sich nicht bückt, die Frömmigkeit liebt, die Frömmelei haßt", sondern auch der zur Thatsache gewordene Beweis des List'schen Satzes ist, daß „die Kraft, Reichthümer zu schaffen, unendlich wichtiger sei, als der Reichthum selbst". Treffend bemerkt W. H. Riehl (s. „Die bürgerliche Gesellschaft". Stuttgart 1861, S. 257), in dieser Behauptung habe List nur den stolzen, von wahrhaft bürgerlicher Gesinnung zeugenden Ausspruch Lessing's, daß er, wo ihm Gott die

Wahl ließe zwischen der Wahrheit selber und dem Streben nach Wahrheit, nach dem letzteren greifen würde, auf das besondere ökonomische Gebiet übertragen. In der That, das echte Bürgerthum setzt die Zauberkraft dieser beiden Sätze als Hebel an, hier in dem Reiche des Geistes, dort in dem Reiche des materiellen Erwerbs, und so eroberte es sich, gleichsam als die Inkarnation der beiden Produktionsfaktoren: Arbeit und Kapital, die bedeutungsvollste Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Der dreißigjährige Krieg ließ zwar nur wenige Städte unseres Vaterlands anders denn als Schattenbilder ihres vormaligen Glanzes aus seinen Flammen hervorgehen, wie er auch mit Hunderten von Dörfern tabula rasa machte, er vernichtete den bürgerlichen Wohlstand und schuf aus dem stolzen mittelalterlichen Handwerker und Kaufmann — den demüthigen deutschen Philister, aber dieser blieb wenigstens sittlich sich selber treu, während der Adel durch seine moralische Verderbniß unterzugehen drohte. In entsagender, stiller Arbeit, im ehrenfesten frommen Familienleben war und blieb der deutsche Handwerker die einzige erhaltende Macht im Staate, welche verhütete, daß nicht die ganze Gesellschaft in sittlicher Fäulniß auseinander fiel. Ja, „die unverdrossene zähe Arbeit des kleinen Gewerbes in einer Zeit, wo das große Deutschland beinahe zerstört war, bildet die Brücke zu der modernen industriellen Herrlichkeit. Ohne die kummervolle Ausdauer jener Kleinbürger würde die rasche Blüte des modernen Industrialismus nicht möglich gewesen sein.“ (Riehl a. a. O., S. 267 flg.) In ihnen bewahrte sich der ursprüngliche Charakter der Deutschen: ihre Liebe zu Fleiß, Ordnung, Wirthschaftlichkeit und Mäßigkeit. Der erste Grund zur Wiederbelebung der deutschen Nationalität wurde durch die von bürgerlichem Geiste durchdrungene und getragene Literatur gelegt; sie gab der deutschen Bildung nicht nur eine neue Bahn, auch den neuen Schwung innerer Kraft; das von ihr nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit hin gespendete Licht brachte auch neues Leben in den Ackerbau, in die Gewerbe und den Handel. Und es war gut, daß jetzt bei den Deutschen nicht, wie bei den anderen Nationen, die höhere Geistesbildung mehr aus der Entwicklung der materiellen Produktionszweige, sondern diese hauptsächlich aus jener erwuchs. So nur konnte der erste französische Cäsar die deutsche Eiche wol beugen, aber nicht fällen; so nur war es möglich, daß die mit so großen Opfern verbundenen Befreiungskriege den Fortschritt nicht hinderten, sondern geradezu beschwingten. Wenn sich auch das deutsche Volk nach Rückkehr des Friedens in seinen politischen Erwartungen getäuscht sah, wenn man es auch von Oben herab wieder versuchte, den Genius der Kultur gleich einem Säugling zu windeln und zu wickeln, so wuchs doch den Pflegern gegen ihren Willen der unterdrückte Schützling rasch wie der junge Herkules zum unnahbaren Helden empor. Was man in den Hörsälen verstummen lassen, von einzelnen Punkten verbannen konnte, ging in die Oeffentlichkeit, ging auf Markt und Straßen über und durchschwebte, allen Verfolgungen trotzend, als geistiges Fluidum die Massen, sie mehr und mehr erleuchtend. Triumphirend ging die Werdekraft über die Nacken der ohnmächtigen Gegner hinweg Tausend neu erfundene Räder wurden in das gewaltige Triebwerk des Kulturstrebens eingesetzt, und indem man ihm noch die Macht des Dampfes und der Elektrizität gab, substituirte man

gewissermaßen für die Hebelkraft des Gedankens neue, nie geahnte Stellvertreter aus der materiellen Welt. Die Anwendung der Dampfkraft insbesondere veränderte überhaupt fast mit einem Schlage die Produktionsverhältnisse aller civilisirten Länder, denn durch die Dampfmaschine gewann die Wirkung der Faktoren Natur und Kapital einen geradezu riesenhaften Umfang. Sie stellte auf einmal mehr Kraft zu Gebote, als vorher das ganze organische Leben der Erde hätte erzeugen können. Die Nutzbarmachung der Steinkohlenlager setzte den Menschen in den Stand, mit einem Centner dieses Brennmaterials so viel Kraft zu erzeugen, als ihm früher kaum ein Acker Hafer, womit er seine Pferde fütterte, geboten hatte. Wie noch nie, so lange die Welt steht, stieg er plötzlich in der Beherrschung der Natur. Jetzt vermochte er ihre Schätze noch da zu gewinnen, wo ihm früher die gewaltigsten Hindernisse entgegengestanden hatten, oder wo sie so spärlich vertheilt waren, daß ihre Sammlung den Aufwand menschlicher Arbeitskräfte nicht lohnte.

§ 66. **(Schluß.)** Folgende Momente aber sind hier seit der Einführung der Dampfkraft und den damit Hand in Hand gehenden Fortschritten auf dem mechanisch-technischen Gebiete hervorzuheben:

Im großen Ganzen ist durch sie ein gleichmäßigeres Verhältniß aller drei, überdies auch an sich in's Ungeahnte gewachsenen Produktionsfaktoren in ihrem Zusammenwirken geschaffen worden. Darauf gründet sich der ungeheure Umschwung in der Industrie, die zu jenen wie die Nordsee zu den deutschen Flüssen sagen könnte:

„Deutsche Flüsse, in der Gewässer noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser als die Wiesenbäche;
Aber wenn ihr, deutsche Flüsse,
Strömet eure Wassergüsse
In ein Bett, in eines,
Das ist groß, ist meines.“

(F. Rückert.)

Während nun aber der Endzweck der Maschinenarbeit darin besteht, die menschliche Persönlichkeit von Allem zu befreien, was an ihrer Verwendung Maschinenhaftes und Mechanisches ist, also die Vergeistigung der Industrie, hat der Uebergang des Handwerks zur Fabrikindustrie oder, mit anderen Worten, vom Klein- zum Großbetrieb, von der Einzel- zur Massenproduktion eine weit größere Ungleichheit in der Vertheilung des Kapitals und mithin in dem Verhältniß der selbständigen und unselbständigen Produzenten zur Folge gehabt. Bezeichnend nennt man daher die Großindustriellen auch Kapitalisten oder Arbeitgeber und ihre Lohnarbeiter, Arbeitnehmer oder schlechtweg Arbeiter. Ihre bei der numerischen Abnahme des bisherigen Mittelstandes täglich wachsende Schar bildet heute einen neuen Stand, den vierten, dessen Interessen der heute auf der Tagesordnung stehenden Arbeiterfrage zu Grunde liegen. Hat ferner die Maschine auch die Zahl der dem weiblichen Geschlechte zugänglichen Arbeiten bedeutend vergrößert, so ist im Verhältniß zur industriellen Bewegung die auf dem Agrikulturgebiete noch weit zurück, selbst im agrikolen Musterstaate England. Dies kommt daher, weil der Ackerbauer, obwol die Landwirthschaft schon lange aus der Stellung eines bloßen Knechts des Grundherrn

herausgetreten, doch bis auf die neueste Zeit durch allerlei Reste früherer Hörigkeit beschränkt und erst durch Abschüttlung, beziehentlich Ablösung der Feudallasten in den vollen Genuß der individuell freien Produktion eingetreten ist. Auch haben Groß- und Maschinenbetrieb im Ackerbau, wo sie der Natur der Sache nach schwerer Anwendung finden als in der Industrie, erst spärlich Platz gegriffen. Endlich ist auch bei der relativen Unentbehrlichkeit seines Bodens, welche selbst bei reichlichem Import für einen bestimmten Konsumentenkreis doch immer in gewissem Maße vorhanden ist, die Lage der landwirthschaftlichen Besitzer gegen die Konkurrenz gesichert. Dies hat freilich die Stellung der Lohnarbeiter ihnen gegenüber zu einer ungünstigeren gemacht, ein Umstand, der in den letzteren den Trieb zum Uebergang ins Gewerbe begünstigt, was, so lange der Gewerbebetrieb gesetzlich auf die Städte beschränkt war, wiederum eine ländliche Einwanderung in diese zur Folge gehabt und ein großes Anschwellen vieler Städte befördert hat. Dafür bietet die augenfälligsten Beispiele besonders England, das, begünstigt durch seine geographische Lage, mit der auch die selbständige Ausbildung seiner freien Verfassung, seine frühere Oberherrschaft auf den Meeren und noch viele andere Vortheile zusammenhängen, die übrigen Staaten schon mit Anfang dieses Jahrhunderts, also in den Jahren, wo der Kontinent völlig vom Kriege absorbirt war, industriell überflügelte; in der ganzen Zeit der Kontinentalsperre arbeitete es unablässig an seiner volkswirthschaftlichen Hebung, insbesondere an der Steigerung seiner Produktion, und nach dem Wegfall jener erfolglos verderblichen Maßregel stand seine aus der Schafzucht und Wollenmanufaktur entsprungene, durch eine weise, den Grundsatz: „Ausfuhr von Manufakturwaaren und Einfuhr fremder Rohstoffe" verfolgende Handelspolitik, wie auch durch Heranziehung tüchtiger Arbeitskräfte und zuletzt durch die Nutzbarmachung seiner Kohlen- und Eisenschätze mächtig geförderte Industrie über der erst emporgetriebenen des Festlandes. Wenn sich aber auch das kapitalreiche England seitdem die halbe Erde dienstbar machte, indem es seine schon von Alters her umfassenden Handelsbeziehungen, namentlich in anderen Kontinenten, immer weiter und weiter ausgedehnt und die Länder (wie besonders auch Südamerika) durch große Staatsanleihen an sich gekettet hat, heute sind doch bereits die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland Konkurrenten, die es nichts weniger als über die Achsel ansehen darf. Seitdem Amerika mit dem „Morill-Tarif", der am 2. März 1861 Gesetzeskraft erhielt, sein früheres Laissez-faire-System verlassen, ist dort eine Thätigkeit und ein Leben auf die Erschlaffung gefolgt, wie es wol Niemand vermuthet hätte. Bald nach jenem denkwürdigen Tage fanden sich drei Fünftel der 20 Millionen Seelen zählenden Nation urplötzlich aufgerufen zur Unterdrückung einer Rebellion, merkwürdiger als je eine, die die Welt gesehen, eine Aktion, die während einer Periode von fünf Jahren die Dienste von beiläufig über eine Million Menschen, oder mehr als 5 Prozent der ganzen Bevölkerung, männliche und weibliche, gesunde und kranke, junge und alte, verlangte. Und nicht allein ward dieser Dienst geleistet, sagt Carey, sondern während der ganzen Dauer waren die dazu Verwendeten wohl gekleidet, reichlich genährt und mit Transportmitteln in einem Umfange und einer Vollkommenheit versehen, die in der Weltgeschichte ohne Gleichen sind.

„Zugleich aber führten sie auch alle jene Materialien mit sich, welche erforderlich waren, um, wie wir hoffen wollen, das Monument der Freiheit, in dessen Aufrichtung sie begriffen waren, so dauerhaft zu machen, wie es uns von den durch ägyptische Monarchen erbauten großen Pyramiden bekannt ist." Inzwischen hat die junge Großmacht die Welt mit einer neuen Thatsache überrascht, die bereits erwähnt wurde. Wenn nun auch Deutschland, dessen „Nationalsünde seit den letzten zwei Jahrhunderten die Armuth war, als Zustand aller Klassen, mit wenig Ausnahmen" (Ritter v. Bunsen), keine so rapide Vermehrung der Produktion aufzuweisen vermag wie Amerika mit seinem Ueberflusse an natürlichen Hülfsquellen, so hat sich doch auch seine Industrie seit der Schöpfung des Zollvereins und mit dem Ausbau seines unübertrefflichen Verkehrssystems bereits enorm entwickelt. Am besten erhellt das stetige Fortschreiten der vereinsländischen Industrie aus der bedeutenden Zunahme des Verbrauchs von Steinkohlen. Im J. 1853 stellte sich das Verbrauchsquantum nur auf 145,107,596 Ctr. oder $4,_7$ Ctr. pro Kopf; im J. 1869 dagegen wurden von den im Gebiete des Zollvereins selbst produzirten 535,487,365 Ctrn. und den 37,122,981 eingeführten Ctrn. 492,913,781 Ctr. oder $12,_9$ Ctr. (1287 Pfd.) pro Kopf verbraucht! Die Ausfuhr betrug im letztgenannten Jahre 79,696,565 Ctr. Auch steht die deutsche Nation, was die geistige und sittliche Bildung anbelangt, allen anderen Europa's voran. Wie entsetzlich hohl insbesondere die Civilisation war, an deren Spitze bisher die „große Nation" marschirte, hat der jüngste, von Frankreich selbst aufs Frechste und Muthwilligste vom Zaune gebrochene Krieg übergenug bewiesen. Außerdem hat Frankreich infolge des Strebens nach politischer Centralisation den Satz Mirabeau's bewahrheitet, daß Hauptstädte wol — eine Nothwendigkeit seien, daß aber, wenn man das Haupt zu groß werden lasse, der Körper apoplektisch werde und dahin schwinde. In dem mit 1861 endenden Jahrzehnt betrug der ganze Zuwachs der Bevölkerung 930,000 Seelen, wovon nicht weniger als 531,000 auf Paris allein fielen, während der größere Theil des kleinen Restes auf Bordeaux, Marseille und andere Hauptstädte traf. In den fünf mit 1866 endenden Jahren betrug die Zunahme nur noch 680,000 Seelen, von denen ein Drittel auf acht Hauptstädte fiel, während fast zwei Fünftel der Departements eine Bevölkerungsabnahme zeigten. Das Verhältniß der Zunahme betrug weniger als $1/3$ Prozent oder $1/9$ der Zunahme in der amerikanischen Union. Ueberdies verschmilzt die politische Centralisation die guten Grundstoffe so innig mit den schlechten, daß auch das ursprüngliche Gute vergiftet werden muß. Daher ist der bürgerliche Sondergeist für die soziale Verderbniß von Paris keine rettende Macht mehr und Charles Nodier hatte Recht, wenn er die französische Hauptstadt, welche „alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Thorheiten einer falschen Politik, die Verachtung der heiligen Wahrheiten, die Wuth schimmernder Neuerungen, den nackten Egoismus und mehr Sophisten, Dichter und Seiltänzer vereinigt, für zehn verdorbene Generationen hinreichte", mit Rom, der einstigen Metropole der Welt, unter den Cäsaren vergleicht. Während ferner in den letzten Jahren der Bourbonen-Dynastie (1821 bis 1830) der zu Gunsten die Bevölkerung treffende Entgang sich auf 701 Mann von je 100,000

Einwohnern belief, betrug derselbe beim Beginn des zweiten Kaiserreichs, das bis Ende 1869 fünf Kriege führte (und Kriege sind, schon wegen der durch sie verursachten Ausgaben, ihrem Wesen nach immer centralisirend), 996 Mann, und zehn Jahre später (1861) erhob sich diese Ziffer schon auf 1213 Mann, was im Ganzen also einer Steigerung um 75 Prozent gleichkommt. Daß aber eine Militärorganisation, bemerkte Lefort in der Revue des deux mondes vom 15. Mai 1867, S. 249, sehr treffend, welche dergestalt jährlich 80,000 bis 100,000 kräftige, junge Männer auf mindestens sieben Jahre der selbständigen Bevölkerung entzieht und zum Cölibat verurtheilt, nur einen schwächlichen Rest im Vollgenusse der natürlichen und bürgerlichen Rechte beläßt, und auch von den Ausgehobenen nach vollendeter Dienstzeit nur höchstens zwei Drittheile, die von den Krankheiten der Kaserne verschont blieben, an die arbeitende Gesellschaft zurückliefert, einer Degeneration der Rasse gleich zu achten ist, unterliegt keinem Zweifel. Dennoch sträubt sich der Charakter der Franzosen, besonders ihre Eitelkeit, eben so sehr gegen die allgemeine Wehrpflicht mit ihrer kürzeren Dienstzeit und überdies friedlichen Tendenz, wie gegen den Schulzwang, der namentlich das Landvolk der pfäffischen Verdummung entreißen würde. Aber dem rollenden Zeitenrade vermag sich Niemand und Nichts zu entziehen. Dies sehen wir an Italien, Spanien, Oesterreich und selbst an Rußland.

Noch stehen wir ja erst am Anfange jener gewaltigen, tief- und weitgreifenden Bewegung, deren Geist die Einführung der Dampfkraft heraufbeschworen hat! Indem sie eine ebenso leichte und billige wie schnelle Verbindung aller Völker ermöglicht hat, hilft sie allenthalben die Menge und Mannichfaltigkeit der Bedürfnisse so rasch wie noch nie vermehren und dadurch Bildung und Gesittung über die Erde verbreiten, so daß auch die Zahl Derer, welche die Natur immer dienstbarer zu machen suchen, fast von Tag zu Tag wächst. Zugleich ist dadurch, daß heute das Ferne nahe gerückt ist, die Unterschiede von Raum und Zeit sich mehr oder weniger ausgleichen, die ganze Welt in einen großen Arbeitsmarkt verwandelt worden. Eine Vermehrung des Kapitals aber begünstigt nicht mehr blos eine einzige Gegend, ein einziges Land, sondern kommt der allgemeinen Produktion zugute; ein gegenseitiges Helfen und Benutzen der von Anderen gesammelten materiellen und geistigen Kapitalien ist ein wesentliches Charakteristikum der neuen Zeit. So sind die Eisenschienen die Trauringe geworden, welche die Staaten und Völker fester an einander knüpfen, als Priesterspruch und der Kirche Segen die Ehegatten in Eins verschmelzen und zusammenwachsen lassen; so hilft die Dampfkraft, indem sie alle Nationen durch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen solidarisch verbindet, die ganze Welt zu einem einzigen Kulturorganismus zu metamorphosiren, die gesammte Menschheit zu Einer großen Familie zu machen und jenen prophetischen Ausruf des Dichters zu verwirklichen: „Seid umschlungen Millionen!"

Drittes Kapitel.

Beförderungsmittel der Produktion.

§ 67. **Vorbemerkung.** Schon aus dem vorigen Kapitel erhellt, daß es eine Fülle sich kreuzender Beziehungen und Wechselwirkungen ist, unter denen sich die Produktion nach den verschiedenen Seiten hin — ihrer Mannichfaltigkeit, Qualität und Quantität — in jedem einzelnen Gemeinwesen wie im großen Ganzen entwickelt. Indessen lassen sich doch die hauptsächlichsten Beförderungsmittel der Produktion im Allgemeinen leicht herausfinden. Sehen wir hier ab von dem Umlauf der Güter, obgleich derselbe als Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten vom wesentlichsten Einfluß auf die Hervorbringung ist, dessen Erörterung aber für einen besonderen Abschnitt vorbehalten bleibt, so bilden namentlich a) das Privat-Eigenthum, b) die Freiheit der Arbeit und die Konkurrenz, c) die Theilung und Vereinigung der Arbeit, d) die Assoziation, e) die Fortschritte in den Realwissenschaften, f) die Benutzung von Maschinen und g) die Hebung der Volksbildung diejenigen Bedingungen, von denen die Steigerung der Produktion abhängt. Mit ihnen wollen wir uns in diesem Kapitel näher beschäftigen.

A. Das Privat-Eigenthum.

§ 68. **Wesen und Bedeutung des Privat-Eigenthums.** Denkt man sich eine Phase der Menschheits-Entwicklung, die man als eine Art Naturzustand ansehen könnte, so wird doch immer schon ein Unterschied bestehen in der Art und Weise, wie zwei Menschen ihre Herrschaft über die Naturerzeugnisse ausüben. Haben z. B. zwei Menschen, möglicherweise außer allem Konnex mit einander, mehr Früchte gepflückt, als sie verzehren können, so wirft der eine, der sorglosere, den Rest weg, während der andere sie aufbewahrt. Letzterer hat somit Gegenstände in Händen, auf die er jederzeit direkt einwirken kann. In diesem Falle ist Besitz und Eigenthum eins. Die freie Verfügbarkeit über das Objekt hängt mit seinem Innehaben zusammen. Komplizirter werden die Verhältnisse, wenn der Fleiß größer, die Sparsamkeit sorglicher, mit einem Wort die Arbeit entschiedener auftritt. Dann eignen sich einzelne Individuen nach und nach immer mehr Befriedigungsmittel an, als sie selbst für den Augenblick und für sich allein bedürfen, während andere dem Naturzustande näher bleiben und jenen die Früchte ihrer Arbeit nicht gut streitig machen können. Wollten sie dies auch, so würden sie daran durch das natürliche Interesse des Arbeitsamen und durch dessen Verbindung mit Gleichgesinnten verhindert. Indessen kann der Sparsame dem Anderen Ergebnisse seiner Arbeit, wie z. B. Jagd- oder Ackergeräthe, theilweise zur Benutzung überlassen, so daß dieser sie zwar inne hat, aber nicht als das Seine, sondern zur bloßen Nutznießung. Hiermit theilt sich der Begriff „Eigenthum" vom Begriff „Besitz". Beim Eigenthum stehen Person und Sache in unmittelbarer Beziehung und ist jede

Einmischung eines Dritten ausgeschlossen; beim Besitz ist die Beziehung nur eine mittelbare, vom Willen des Eigenthümers abhängige.

Folgerichtig ist also der Begriff von „Mein und Dein" aus der menschlichen Natur und dem gesellschaftlichen Leben der Menschen hervorgegangen. So erklärt es sich, wie das einfachste und doch zugleich umfassendste und wichtigste aller Rechte: das Eigenthum, sich auch historisch zu einer so hohen Bedeutung hat herausbilden müssen. Seine Marksteine beim Grund und Boden sind zu Bausteinen geworden für jenen großen Tempel der Gesetzesordnung, der die Menschheit schützen soll.*) Zwar haben sich nun die auf das Eigenthum, besonders auf das Grundeigenthum (zum Unterschied vom Eigenthum an beweglichen Gegenständen, an der sogenannten „fahrenden Habe") bezüglichen Rechtsnormen fast bei allen Völkern unter mancherlei Modifikationen verschieden entwickelt und ausgebildet — im alten Rom konzentrirte sich sogar bis zum Erlaß der Zwölf-Tafel-Gesetze in dem Streben der Plebejer, des Eigenthumsrechtes an Grund und Boden theilhaftig zu werden, und in dem diesem Streben entgegengesetzten Widerstande der privilegirten Patrizier die ganze politische Geschichte der Stadt —, stets und überall jedoch sind die Attribute des rechtmäßigen Eigenthums Freiheit, Unumschränktheit und Ausschließlichkeit. Es ist daher eine durchaus unzulässige Annahme, daß es dem Staate, der selber erst zum Theil seine Grundlage im Eigenthum und im Bedürfniß, dasselbe zu schützen hat, möglich und erlaubt sei, das Eigenthum selbst wieder aufzuheben und abzuschaffen. Ein solcher Versuch müßte nothwendig daran scheitern, daß derselbe mit der Aufhebung aller besonderen Persönlichkeit der Staatsbürger endigen und damit eine unerläßliche Bedingung menschlichen Zusammenlebens ebenso vernichten würde, als wenn der Staat z. B. das gleichfalls aus der Natur der Menschen und der menschlichen Gesellschaft hervorgegangene Institut der Ehe, das elterliche Verhältniß 2c. aufzuheben gedächte.

Was beiläufig die nichtsdestoweniger unternommenen aggressiven Bewegungen gegen die Ehe anbelangt, so können diese, wenn sie Sinn und Berechtigung haben sollen, nicht gegen das Wesen der Ehe, sondern nur gegen das Unwesen gerichtet werden, welches theils durch eine verkehrte Stellung des Staates zur Ehe, theils beziehentlich durch die Korruption und den sittlichen Verfall der Gesellschaft eingerissen ist. Der Staat hat, nach vernünftiger Auffassung seiner Aufgabe, sich in Bezug auf die Ehe — den allerpersönlichsten Einfluß der individuellen Freiheit — um Nichts zu kümmern, als um die, der bürgerlichen Ordnung wegen, nothwendige Konstatirung ihres Bestehens und die Sicherstellung der auf das Mein und Dein zurückzuführenden Rechtsverhältnisse zwischen den Gatten und den Eltern und Kindern. Ein Eingriff in die Lösung der Ehe, die eben dem wahren Wesen einer Ehe nach auf völliger Freiheit beruhen muß, steht dem Staate in keiner Weise zu. Er hat diese, ebenso wie die zwischen zwei Personen verschiedenen

*) Nach Jakob Grimm waren bei den alten Germanen Grenzsteine und Grenzbäume heilig und unverletzlich. Von solchen Bäumen durften nicht Laub, nicht Zweig gehauen werden. Volkssagen gedenken verwünschter Geister, die als Irrwische auf den Feldern schweifen, weil sie bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben.

Geschlechts aus gegenseitiger Neigung eingegangene Verbindung zur Gemeinsamkeit des physischen und geistigen Lebens, nur zu konstatiren, und die Vermögens- und Rechtsbeziehungen festzustellen. Wenn die Ehegesetzgebung nach diesen Grundsätzen geordnet würde, so würde das Institut seinem wahren Wesen nach erhalten werden, zugleich aber aller Freiheit genießen, zu welcher es, um diesem Wesen zu entsprechen, berechtigt ist. Ob diese von allen Zwangsgesetzen des Staates befreite Ehe dann ein sittliches Verhältniß zwischen den Geschlechtern darstellen würde? Dies würde sich freilich nach dem allgemeinen Bildungs- und Sittenzustande der Gesellschaft richten. Es ist wol anzunehmen, daß durch die angedeutete Reform der Stellung des Staates zur Ehe die Sittlichkeit des ehelichen Verhältnisses durchschnittlich bedeutend gehoben werden würde. Wessen die moderne Gesellschaft bedarf, ist wahrlich nicht die „Abschaffung der Ehe", sondern nur Beseitigung der auf sie bezüglichen zwangsgesetzlichen Eingriffe des Staates und — allgemeine sittliche Vertiefung des Volkes. Neben der Einwirkung dieser Einflüsse würde sich die Ehe in Wirklichkeit zu dem Institute ausbilden, zu welchem sie ihrer hohen Idee nach bestimmt ist, als der sicherste und dauerndste Grundpfeiler der Familie, des Staates, der Gesellschaft, und damit jeder Kulturentwicklung.

Uebrigens stehen Ehe und Eigenthumsrecht im engsten Zusammenhange, denn das Recht des Menschen, über sein Eigenthum frei, unumschränkt und ausschließlich verfügen zu können, begreift auch das Recht in sich, Verfügungen zu treffen, welche noch über sein Lebensende hinauswirken, sein Eigenthum also vererben zu können. Hebt dies Recht auf, und ihr verringert das Interesse am Sparen auf ein Minimum, wo dessen Motiv nicht blos die Sorge für die eigene Person und Zukunft, sondern auch die für Weib und Kinder ist! „Die Fortpflanzung des Vermögens auf die Nachkommen hat die offenbare Tendenz, den Mann zum guten Bürger zu machen. Sie bringt seine Leidenschaften auf die Seite der Pflicht und veranlaßt ihn, sich um das Gemeinwohl Verdienste zu erwerben, wenn er sicher ist, daß der Lohn dafür nicht mit ihm selber sterben, sondern auf Die übertragen wird, mit denen er durch die theuersten und zärtlichsten Gefühle verbunden ist." (Blackstone.) Daher galt es schon in der frühesten Zeit geradezu für selbstverständlich, daß das Eigenthum eines Verstorbenen an dessen Familie fiel, und Niemand dachte an besondere letztwillige Verfügungen. Erst bei den Römern bildete sich das Erbrecht auf Grund eines letzten Willens aus, welches selbst Roscher gleichsam als eine Steigerung des persönlichen Eigenthumsrechtes, als eine Verlängerung desselben über das Grab hinaus ansieht, während doch, wie gesagt, vom national-ökonomischen Standpunkt aus das Testirrecht mit zum Begriff des Eigenthumsrechtes gehört. Der Erblasser hat die zu vererbenden Werthe als solche geschaffen, beziehentlich erhalten, und zwar dadurch, daß er einen Theil seiner Kräfte an sie entäußerte. Dieser Theil seiner Kräfte ist nicht blos in der Einbildung, wie das römische Recht annahm, sondern in der Wirklichkeit noch in den betreffenden Werthen enthalten, und der Erblasser muß deshalb nach freiem Ermessen bestimmen können, wo derselbe verbleiben soll. Wenn trotzdem auch noch in modernen Staaten die von den römischen Juristen eingeführte gesetzliche Vorschrift

besteht, daß ein Erblasser auch *wider seinen Willen* seine nächsten Verwandten im Testamente bedenken *muß*, so ist dies wiederum ein zwangsgesetzlicher Eingriff des Staates in das Privatrecht, eine Inkonsequenz und ein Abweichen von seiner Aufgabe, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß die Beschränkung der Testirfreiheit und somit des Eigenthumsrechtes durch das Notherben- oder Pflichttheilsrecht aus der Sorge entsprungen, die Descendenten eines Testirenden nicht aus Willkür, nicht ohne Grund von ihm ganz übergehen zu lassen. Namentlich bildet in sittlich verkommenen Zeiten das Institut des Pflichttheils den letzten Damm gegen einen tollen Mißbrauch der Testamentsfreiheit. So führt *Roscher* das Beispiel der reichen Böotier an, die sich in der letzten Zeit der hellenischen Geschichte zu lüderlichen Zechgesellschaften zu vereinigen pflegten, denen nicht blos die Kinderlosen, sondern selbst Familienväter ihre Güter vermachten, so daß den Kindern eben nur ein Pflichttheil zufiel. Aehnlich in Rom seit Cicero, wo jeder angesehene Bekannte es bitter übel nahm, wenn er im Testamente nicht bedacht worden war, und wo z. B. dem Oktavian in den letzten 20 Jahren seiner Herrschaft durch Legate seiner „Freunde" gegen 70 Millionen Thaler zuflossen! Rechtfertigen aber ließe sich jene staatliche Vorsorge nur in dem Falle, wo vorgebeugt werden sollte, daß Jemand ein überkommenes Vermögen nicht im ganzen Bestande auf eine Weise vergiebt, die dem Interesse des vorigen Eigenthümers zu sehr widerstritte.

Keinen vernünftigen Grund giebt es vollends für das *kollaterale* Erbrecht, das selbst noch in England besteht, während dort das Pflichttheilsrecht schon vor etwa zwei Jahrhunderten gänzlich aufgehoben wurde. Abgesehen von persönlichen Gründen, die für einzelne Individuen Geltung haben, kann es Niemandes Pflicht sein, für Seitenverwandte („lachende Erben") eine materielle Fürsorge zu treffen. Auch erwartet dies Keiner, wenn es ihm nicht bekannt ist, daß direkte Erben fehlen, und es würde selbst in diesem Falle nicht erwartet werden, wenn keine gesetzlichen Bestimmungen im Falle eines Intestat-Nachlasses solche Hoffnungen hervorriefen. Es ist aber eben nicht einzusehen, meint auch Stuart *Mill*, „weshalb, wie dies dann und wann vorzukommen pflegt, das angesammelte Vermögen irgend eines kinderlosen Geizhalses bei seinem Tode einen entfernten Verwandten bereichern soll, der ihn nie gesehen, der vielleicht gar nicht gewußt hat, daß er mit jenem verwandt sei, bis dadurch Etwas zu gewinnen war, und der keinen größeren moralischen Anspruch an ihn hatte, als ein völlig Fremder. Dieselbe Erwägung findet aber auch auf die nächsten Seitenverwandten Anwendung. Kollateral-Verwandte überhaupt haben keine wirklichen Ansprüche, als nur solche, die hinsichtlich Nichtverwandter ebenso stark sein können." Hier wäre also gleichfalls eine Reform in der Gesetzgebung angezeigt, und zwar im Interesse des Staates, der möglicherweise noch mehr begründete Ansprüche als die meisten Seitenverwandten hat, insofern ihm so manche wesentliche Vorbedingungen zur Produktion der betreffenden Werthe zu verdanken sein können. Es hätte nämlich diese Reform dahin zu gehen, daß, wenn weder in absteigender, noch in aufsteigender Linie Erben vorhanden sind und eine letztwillige Verfügung *nicht* getroffen ist, das Eigenthum dem Staate behufs seiner Verwendung zu volkswirthschaftlichen Zwecken zufallen solle. Es ist

zu erwarten, daß diese Reform in der englischen Gesetzgebung zuerst vorgenommen werden wird, da sich diese jederzeit selbständig ausgebildet hat, während unsere Jurisprudenz erst in neuester Zeit angefangen, sich vom Leitseil der römischen Rechtslehren zu emanzipiren, und vorzugsweise zu der Klage berechtigt hat:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort."

Auch Friedrich *List* rühmt den englischen Baronen nach, daß sie, „als man in Italien die Pandekten aus dem Grabe holte und der Leichnam (allerdings ein großer Todter, ein Weiser bei Lebzeiten!) die Rechtspest über die Völker des Kontinents brachte", den Ausspruch gethan hätten: Keine Aenderung in den englischen Gesetzen! Und dabei ruft *List* noch aus: „Welche Summe von geistiger Kraft sicherten sie dadurch den künftigen Generationen! Wie wirkte später diese geistige Kraft auf die Kräfte der materiellen Produktion!"

§ 69. **(Fortsetzung.) Absolutismus, Sozialismus und Kommunismus.** Jene Reform des Erbrechtes würde das Eigenthumsrecht nicht beschränken, würde wirklich berechtigte Interessen nicht verletzen. Und die absolute Unzulässigkeit einer Verletzung irgend welcher bestehenden Privatrechte, zu denen also das des Eigenthums ganz vornehmlich gehört, ist ja stets und überall im Auge zu behalten; sie bilden die Grenze der gesetzgebenden Gewalt. Steht daher ein Gesetz im Widerspruch mit diesem Grundsatze, so genügt es — wie dies leider viele moderne Staatsberather in ihrem Sophismus meinen — zur Befugniß seines Erlasses keineswegs, daß die in einer Verfassung vorgeschriebenen Formen für die Errichtung eines Gesetzes beobachtet wurden. Unrecht kann niemals und durch Nichts Recht werden. Man kann unter Umständen beklagen, daß die Theorie von der Omnipotenz des modernen Staates eine durchaus falsche ist; so, wenn man z. B. an die der Volkswirthschaft entzogenen Reichthümer der Kirchen, Klöster und anderer dergl. Korporationen, an die sogenannte „todte Hand" denkt, die übrigens bereits davon nicht unberührt geblieben ist, daß heute die Macht der beweglichen Habe, das ideelle Besitzthum — denn alle Staatspapiere sind nur ideelles Besitzthum — die Macht des Grundbesitzes weit überragt, da die todte Hand (wie auch die fideikommissarische Erbhand!) jenes flüssige Besitzthum nicht festhalten kann. (Nach dem statistischen Handbuch für Oesterreich-Ungarn hatten im J. 1869 die römisch-katholischen Stifte und Klöster in Niederösterreich 1,770,096 fl., in Oberösterreich 509,000, in Salzburg 256,500, in Steiermark 268,800, in Tirol 428,600, in Böhmen 860,000, in Mähren 628,000, in Schlesien 252,000, in Galizien 307,000 fl. Einkünfte. Das Aktiv-Vermögen wird auf die ungeheure Summe von 242 Millionen fl. veranschlagt, welchen nur 5,800,000 fl. Passiva entgegenstehen. Davon sind 115 Millionen in Staatsobligationen angelegt, 87 Millionen ist der Kapitalwerth der Güter, Häuser und nutzbaren Rechte.) Allein man muß sich auch die Konsequenzen vergegenwärtigen, welche die Theorie haben müßte, wenn sie richtig wäre. Sie würde geradenwegs wieder zur Herrschaft des Despotismus führen. In der Blütezeit des römischen Rechts ebenso unbekannt wie im älteren deutschen Rechte, hat

sie ihren Ursprung in dem Satze des kaiserlich römischen Juristen: Quod principi placuit, habet legis vigorem (des Fürsten Wunsch hat Gesetzeskraft); später trat sie unter der Formel „L'Etat c'est moi!" in Frankreich auf und fand auch in Deutschland bereitwilligst Aufnahme. Unter dem Zauberkleide der Souveränetät wurden die Mißbräuche und Ausschweifungen fürstlicher Willkürherrschaft versteckt. Nachdem dieser das Handwerk gelegt worden, vergesse man nicht, daß der von der Mehrheit einer Volksvertretung ausgeübte Despotismus weder weniger fühlbar ist als der von einem Alleinherrscher geübte, noch auch, wie gesagt, an seiner Rechtmäßigkeit dadurch gewinnt, daß er sich in konstitutionellen Formen bewegt! Als vor Kurzem im Großherzogthum Baden die kirchlichen Stiftungen säkularisirt werden sollten und die Kirche infolge dessen die Hülfe der Gerichte anrief, handelten diese nur ihrer Pflicht gemäß, daß sie sich auf Seite des Rechtes stellten und die Eigenthümerin, die Kirche, im Besitze ihres Vermögens schützten; der aber trotzdem von der Kammermajorität ausgearbeitete Entwurf eines Gesetzes, auf Grund dessen die Kirche depossedirt, die Stiftungen vom Staate annektirt werden sollten, stieß bei den Einsichtsvollen auf die entschiedenste Opposition. Ueberhaupt soll ja der Staat die Dinge nicht künstlich ordnen, denn dies kann niemals ohne Rechtsverletzungen, gleichviel nach welcher Seite hin, abgehen; vielmehr soll er die freie Selbstregelung der sozialen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse so viel als möglich zu fördern suchen; seine Aufgabe geht nur dahin, mit den vom Volke gebotenen Mitteln und nach den lebendig aus dem Verkehr, d. i. dem in steter Wechselwirkung und Wechselbeziehung stehenden Wirken und Schaffen Aller, gewissermaßen von selbst und von innen heraus hervorwachsenden Gesetzen die Ordnung zu vermitteln und aufrecht zu erhalten.

Die künstliche Ordnung der Dinge durch die Staatsgewalt ist das Prinzip des Absolutismus, der bei allen Herrschaftsformen mehr oder minder möglich ist; nur kann eine absolutistische Regierung dieses Prinzip nicht so vollständig durchführen, nicht so auf die äußerste Spitze treiben, wie dies der sozial-politische Absolutismus thut, der in den Systemen des Sozialismus und Kommunismus seinen Ausdruck gefunden hat. Treiben auch diese ihr organisatorisches Eingreifen, direkt oder indirekt, nur deshalb bis zur gänzlichen Eigenthumsvernichtung, bis zur Verleugnung des Privateigenthums und Verwandlung desselben in bloßen Genuß am Gesellschaftseigenthum, um dadurch, wie ihre Lehrer und Apostel glauben oder vorgeben, die politische und ökonomische Gesellschaft vor Verfall in Oligarchie auf der einen, Massensklaverei auf der anderen Seite zu retten, so sind doch nur die Zwecke verschieden, die Mittel dagegen dieselben; ihr Charakter ist absolutistisch. (Nicht blos auf Mazzini — der sich übrigens, zu seiner Ehre sei es erwähnt, mit Entrüstung über die zweite Schreckensherrschaft ausgesprochen, welche jüngst von Abenteurern und Bösewichtern über die Metropole Frankreichs sich ausbreitete, — paßt, was von diesem sein alter, selbst von groben Verirrungen nicht freier Nebenbuhler Garibaldi gesagt: „Durch Anmaßung irre geleitet und ohne Fähigkeit zum Befehlen, duldet er weder die Leitung Anderer, noch nimmt er deren Rathschläge an, und ohne sich als absoluter Chef hinzustellen, ist er der verkörperte Absolutismus — ich möchte sagen ein zweiter „Unfehlbarer."") Daher haben beide Theorien, deren Tendenzen sich überdies auch schon in den entsprechenden Geschichtsperioden des Alterthums und Mittelalters (hier vorzugsweise in einer religiös-asketischen Form) geltend machten, nirgends so viele Anhänger, als in dem seit Ludwig XIV., selbst in seinen Revolutionen, wesentlich absolutistisch regierten Frankreich. (Das im Juli 1871 in der Nationalversammlung zu Versailles beantragte Dezentralisationsgesetz erlangte bei seiner ersten Lesung von 623 Stimmen nur 329 und in einer freisinnigeren Fassung sogar blos 291 Stimmen!)

Treffend vergleicht Wachenhusen Frankreich mit einer Uhr, welche in Paris aufgezogen und von hier aus in allen Rädern bewegt wird. Von Selbständigkeit der Provinzen, der Kommunen, der Einzelnen bis zur ersten Revolution keine Spur, und da dies System, das die Menschen für den Krieg blos wie Zahlen, für die Staatskasse blos als Steuermittel betrachtet, nur auf eine Weise aufrecht erhalten werden konnte, welche offenen oder geheimen Widerstand gegen solche Erniedrigung und Ausbeutung allein niederzuhalten im Stande ist: durch Erkaufung der Intelligenz, durch Betäubung der Gewissenhaften in ewig sich drängenden Festen und Schlemmereien, durch völlige Demoralisirung der ganzen Nation, — so kann es auch nicht Wunder nehmen, daß schon in der großen Revolutionstragödie von 1789 das Streben der so zugerichteten, an die Staatsallmacht gewöhnten Masse ebenfalls ein absolutistisches war. Selbst die aufgeklärtesten Geister eines Rousseau, Voltaire u. s. w., in solcher Schule erzogen, hatten es nicht mehr zu freieren Gedanken gebracht, als zu Ansprüchen an die Staatsgewalt. Diese war auch für ihre Anschauungen die Inhaberin aller Rechte, ihr gegenüber gab es kein selbständiges Privatrecht, höchstens moralische Ansprüche an die Früchte des Staatsgutes. „Die Privaten", sagte Rousseau, „haben durchaus kein Recht, das sie nicht erst vom Staat erhalten hätten." Die ganze Forçe selbst dieser hervorragenden Geister bestand darin, daß sie mit einer schonungslosen Satire und mit einer allerdings bewundernswerthen Genialität die bisherigen Träger der absoluten Gewalt brandmarkten. Daher konnte es also gar nicht anders kommen, als daß nicht blos nach dem Verluste aller Achtung vor ihrer Legitimität das Königthum abgeschafft, die Güter der Geistlichkeit und des Adels eingezogen, der Adel selbst und dessen Privilegien gestürzt, überhaupt alles historische Recht vernichtet wurde, sondern daß auch die bisher ausgesogene Masse des Volkes, von dem Drucke der Großen befreit, in den Formen der Pöbelherrschaft nun selber solch' absolute Gewalt über Eigenthum, Leben und Tod ausübte. Die Greuel der Robespierre'schen Machtvollkommenheit waren nichts Anderes, als was der Absolutismus mutatis mutandis vor und nach Robespierre gethan, und was die wahre Demokratie, die sich — im geraden Gegensatze zu Robespierre und dessen früheren und späteren Genossen — auf freier Entwicklung und Achtung des Individuums gründet, stets nur mit blutendem Herzen betrachtet hat. Und wie die mittelalterliche Staats- und Gesellschaftsordnung umgestürzt wurde, um angeblich das Prinzip der Gleichheit und Freiheit zur Geltung zu bringen, in Wirklichkeit jedoch nur, um nach Verleugnung der in der unvergeßlichen Nacht des 4. August 1789 in

der Nationalversammlung proklamirten Grundsätze der Mäßigung und Gerechtigkeit dem politischen Absolutismus eine andere, umgekehrte Form zu geben, so ist auch, wie gesagt, das Wesen jener beiden Systeme absolutistisch, welche die Aufhebung der ökonomischen Unterschiede um ihrer sozial-politischen Wirkungen willen zum Ziele haben und für deren neue kühne Bauten die französische Revolution den Boden schuf. Dies fühlen die Apostel der sozialistischen Lehren selbst recht gut; um zu verstecken, daß diese das Aufhören jeder Berechtigung des Individuums bedingen, daß sie der Allgemeinheit allein eine Entwicklung einräumen und den Einzelnen ihr bis zu dem Grade unterordnen, daß er in ihr ganz aufgeht, leugnen sie die Gütergemeinschaft, zu der sich die Kommunisten offen bekennen. Allein sie ist als die unvermeidliche Konsequenz in allen Postulaten auch des Sozialismus eingeschlossen, so daß der Kommunismus nur als eine schärfere Schattirung desselben erscheint.

So will das St. Simonistische System desselben blos das Erbrecht abschaffen; die Erbschaft jedes Verstorbenen soll dem Würdigsten zur Verwaltung übertragen werden. In diesem Worte Verwaltung liegt schon, daß die Gesellschaft das Eigenthum behält. Weshalb da nun die Erbschaften, so wie sie sind, übertragen, für die Erbschaft eines Rothschild einen Verwalter wählen und für die Erbschaft eines Bettlers ebenfalls einen? Gewiß, das wäre genau das alte Mißverhältniß, die alte Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, und darum müßte der St. Simonismus, wollte er seinem höchsten Grundsatze nicht untreu werden, die Erbschaften angemessen theilen, wodurch er nothwendig zur Gleichheit des Besitzes, d. h. zur Gütergemeinschaft, gelangte.

Nicht anders beim Fourierismus. Fourier wollte zwar auch die Familie durch Preisgebung der Frauen und eine gemeinschaftliche Kindererziehung verschwinden lassen, nicht jedoch das Privateigenthum abgeschafft wissen; vielmehr sollte den Eigenthümern von Grund und Boden ihr Land blos abgepachtet werden, und zwar zu fünfzehn Prozent. Nun denke man sich aber diese Eigenthümer mit ihren Nachkommen in einem „Phalansterium" (Industriekaserne) unter den Arbeitern, wie die Drohnen unter den Bienen; man denke sich unter den Arbeitern selbst eine Anzahl, die durch Talent und Fleiß einen größeren Antheil am Gewinn erzielt, diesen Antheil nach und nach als Kapital an der Vertheilung des Gewinns partizipiren läßt und so immer reicher wird: verlangt da nicht der Grundsatz der Brüderlichkeit und Gleichheit, daß man die ärmeren, vielleicht blos von der Natur vernachlässigten Arbeiter an dem Reichthum ihrer Brüder Antheil nehmen läßt, d. h. also wiederum Gütergemeinschaft einführt?

Ebenso läuft auch das einzige auf englischem Boden erzeugte System Richard Owen's, der erst in der bildenden und erziehenden Praxis so glücklich war, dann in der großen Theorie sich verlor wie Alle, auf nichts weiter als auf einen geordneten Fabrikstaat mit absoluter Gemeinschaft und voller Gleichheit, auch der Geschlechter, sowie gerechter Vertheilung des Einkommens hinaus.

Die hier erwähnten drei ausgeprägten „sozialistischen" Systeme sind die

einzigen, welche als solche in geschlossener Form aufgetreten, und, wie sie, wird jedes neue System unausführbar sein. Nicht blos ist ihr schreiender Widerspruch der, daß sie die Allgemeinheit unbedingt für das Wohl des Einzelnen verantwortlich machen, während sie doch die Freiheit des Individuums einer absoluten Gesammtheit aufopfern, sie müssen sämmtlich schon an dem Umstande scheitern, daß sie von allen einmal bestehenden Grundlagen des Lebens, von allem historisch Gewordenen schroff absehen und einen Sprung in's Leere thun. Daher scheinen auch die bisherigen sozialistischen Systematiker, diese doktrinären Alchemisten unter den Nationalökonomen, instinktiv geahnt zu haben, daß es sich zuerst um die Erziehung eines neuen Geschlechts handle. Allein immer wird ein Geschlecht aufwachsen, welches ihre weiteren Bestimmungen wieder nicht brauchen kann, weil dieselben gegen die ewigen Grundlagen unserer Natur verstoßen.

Am brutalsten thut dies der Kommunismus. Er ist die Tyrannei der durch die öffentliche Gewalt, d. h. Diktatur, durchzuführenden Gleichheit, welche nothwendig alle und jede Ungleichheit, also nicht blos die zunächst bestrittene des Besitzes, wegräumen und damit alle Kulturresultate unserer dreitausendjährigen Geschichte vernichten, aber auch jeden Wiederanfang von Kultur auf immer im Keime ersticken müßte; er setzt so gut als der ärgste politische Despotismus die direkte Umkehr der angeborenen Bedürfnisse der Menschennatur voraus und schlägt einmal dem Humanismus, dann aber namentlich dem Individualismus unseres Jahrhunderts ins Gesicht.

Das Babeuf'sche System, als solches das erste, will nichts Anderes als eine polizeiliche Knechtung und die Gleichheit der Verthierung; das dann von Cabet aufgestellte System steht nicht viel höher: es würde den dürrsten industriellen Polizeistaat eingeführt haben, der den Menschen als Maschine braucht und pflegt. Eine fatalistisch drohende Macht schien daher der Kommunismus kurze Zeit nur insofern auch für uns, als er, bis klarere Ideen ihr Recht gewannen, das Glaubensbekenntniß der untersten Volksklassen war; je mehr die civilisatorische Befähigung derselben steigt, desto rascher und gründlicher müssen sich aber die Zuckungen kommunistischer Gelüste verlieren. Es gehört nicht einmal die Einsicht in den wirthschaftlichen Zusammenhang der Dinge dazu, um vor der durch den Kommunismus eröffneten Perspektive Halt zu machen; schon jedes bessere Gefühl läßt es vielmehr als einleuchtend erscheinen, daß ein derartiges System schließlich keineswegs zur verheißenen Verbesserung führen würde, sondern zur allgemeinen Verschlechterung. Die Kommunisten bezwecken die Einsetzung aller „Enterbten" in den Mitgenuß menschlichen Glückes und verheißen damit eine Gleichstellung Aller. Da aber erst der ungleiche Besitz der Güter „Handel und Wandel" und dadurch Wohlstand schafft, so würde die gänzliche Aufhebung dieser Ungleichheit einer Einsetzung der ganzen Menschheit in den Mitgenuß allgemeinen Unglücks gleichkommen und somit die Generalisirung des Elends bewirken. Zwar haben selbst die ungeheuerlichen, von wahnsinniger Mordlust und Zerstörungssucht eingegebenen Greuel, welche während der Pariser Revolution vom 18. März 1871 verübt wurden, auch sogar bei einem Theil der deutschen Arbeiter nicht die gleiche Empfindung des Abscheu's erweckt, die sie sonst jedem Ge=

sitteten eingeflößt; vielmehr wurde bald darauf von einem Führer der deutschen sozial-demokratischen Arbeiterpartei, von Bebel, im Deutschen Reichstag gleichfalls der brutale Satz „Krieg den Palästen!“ (bei dem man übrigens nicht einmal weiß, wo der Begriff der Paläste anfängt) zum Feldgeschrei erhoben; ja, es sollen jene Ereignisse sogar nur ein Vorspiel dessen sein, was noch kommen werde, — aber die Leute, welche sich bei uns auf den Standpunkt der Pariser Kommune stellen, deren Bestrebungen den Untergang der heutigen Gesellschaft zum Ziele haben, welche erklären, daß sich die neue Proletarier-Sozietät nur auf rauchenden Trümmern entfalten könne, sie sind doch eine verschwindend kleine Minderheit; die große Mehrzahl des Volkes weiß, daß der zu jenem Feldgeschrei beliebte Zusatz „Friede den Hütten!“ eine bloße Floskel für Einfaltspinsel ist. Von Anfang an stand der Kommunismus nicht auf dem Boden der Vernunft, jetzt haben die Koryphäen seiner Anhänger auch keine Spur von Genialität und Ehrlichkeit mehr. Größtentheils hat sie nur der gemeinsame Haß und Neid neben anderen niedrigen Leidenschaften zu jener Vereinigung geführt, die durch den unter dem Namen „Die Internationale“ bekannt oder vielmehr berüchtigt gewordenen Arbeiterbund immer neue Revolutionen organisiren und über die ganze europäische Welt von Rußland bis nach Italien und Spanien hin zu verbreiten bemüht ist. Nachdem sich das längere Zeit geheim gehaltene innerste Programm der „Internationalen“ in neuester Zeit, namentlich durch ihre bei der vorhin erwähnten Pariser Revolution gespielte Rolle, enthüllt hat, wissen wir, daß es sich bei ihr um nichts Geringeres als um eine Verschwörung gegen die Besitzenden und gegen alle göttlichen Gesetze handelt, auf denen die moderne Gesellschaft beruht. Das Glaubensbekenntniß der „Internationalen“ hat zur Basis den Atheismus und Kommunismus, zum Ziele die Vernichtung des Kapitals und des persönlichen Eigenthums, zum Mittel die Gewalt der rohen Massen. Sie fordert die direkte Gesetzgebung durch das Volk, die Abschaffung des individuellen Erbrechts für Kapitalien und Arbeitswerkzeuge, die Ueberweisung des Grundes und Bodens an den Gesammtbesitz. Der Rheinpreuße Karl Marx, der, nachdem die „Internationale“ während der Weltausstellung im Jahre 1862 von Pariser Arbeitern in London angeregt und dort im Sommer 1864 gegründet worden, den detaillirten Plan für ihre Organisation geliefert zu haben scheint, datirt die moderne Lebensgeschichte des Kapitals von der Schöpfung des modernen Weltmarktes im 16. Jahrhundert — Lassalle versetzte die Geburtsstunde des Kapitals gar erst in die Revolution von 1789 — und erklärt in Hegel'scher Dialektik sämmtliche Kategorien der bürgerlichen Oekonomie für objektive Gedankenformen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse, die folgeweise beim Durchbruche der sozial-demokratischen Weltwende verschwänden. Sehr richtig leitet diesen Anschauungen gegenüber Schäffle in seinem Werke „Kapitalismus und Sozialismus mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und Vermögensformen. Vorträge zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Kapital. (Tübingen 1870)“ die national-ökonomischen Grundbegriffe aus der Natur des Wirthschaftsprozesses ab. Besonders bemerkenswerth ist in den Erörterungen über die Grundbegriffe Gut, Arbeit, Kapital und Wirthschaft die Zurückführung des Wirthschaftens auf den

Gedanken, daß die Produktion ein Umsatz von innerer Lebenskraft in äußere Lebenswerkzeuge, die Konsumtion ein Umsatz von entäußerter Lebenskraft zu persönlichem Leben sei. Daraus folgt das wirthschaftliche Prinzip: „Stelle in der Produktion mit geringster Lebensaufopferung möglichst viele Mittel zu leben (ökonomische Güter) her und erreiche in der Konsumtion mit geringster Zerstörung von erarbeiteten Lebenswerkzeugen die höchste persönliche Lebensentfaltung.“

Das einzige Verdienst des Kommunismus sowol wie auch des Sozialismus besteht darin, die unleugbaren Schattenseiten unserer sozialen Verhältnisse am schärfsten erkannt zu haben, — ihre einzige, freilich große Bedeutung ist die, den Geist der Völker mit Gewalt auf den schwärzesten dieser Schatten: das Loos der im Dienste der modernen Industrie stehenden Arbeiterklassen, hingewiesen, mit einem Worte: die soziale Frage auf die Tagesordnung gebracht zu haben. Die Wege und Mittel jedoch, die sie selbst zu ihrer Lösung vorgeschlagen haben, sind die irrigsten, verfehltesten, zum Theil überspanntesten, die man sich denken kann. So weit die soziale Frage überhaupt zu lösen ist — denn das Uebel, um dessen Beseitigung es sich dabei handelt, gehört zu denen, welchen nun einmal das individuelle wie das Leben der Völker mehr oder minder unterworfen bleiben muß, — ist es nur auf natürliche Weise möglich, am wenigsten durch einen gewaltsamen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse, dem von Zeit zu Zeit immer neue Revolutionen folgen müßten.

Roscher deutet einen der Wege an, die allein zur Schaffung befriedigenderer Zustände führen können, wenn er sagt: „Die Annäherung an die Gütergemeinschaft soll von der Liebe der Reichen ausgehen, nicht vom Hasse der Armen.“ Aehnlich sagte Platen mit Bezug auf die alten Fugger: „Reichthümer sind als Gemeingut anzusehen, wofern sie der Gute besitzt,“ — ein Wort, das neuerdings namentlich der edle Menschenfreund G. Peabody wahr gemacht. Der immer mehr sich verbreitende und erstarkende Geist der Humanität, in Verbindung mit dem Gemeinsinn, er ist es, der auf der einen Seite dazu beitragen wird, die schroffen Gegensätze des sozialen Lebens zu mildern, die grellen Unterschiede auszugleichen. Ein einzelner Reicher kann mit seinem Vermögen der Menschheit viel mehr Gutes und Nützliches erweisen, als wenn dasselbe auf eine Unzahl Armer vertheilt wäre, und Jeder davon nur ein Minimum besäße. Wie trefflich sich z. B. in Nordamerika der Sinn für riesenhafte Schöpfungen auf dem Gebiete des materiellen Verkehrslebens mit dem für Förderung der Geistesbildung vereint, zeigen folgende statistische Mittheilungen. Nach dem „Yale Courant“ (Universitätszeitung) fielen 31 höheren Lehranstalten (Colleges und Universities) im Laufe des Studienjahres vom 1. September 1866 bis dahin 1867 an Vermächtnissen und Dotationen von Privatleuten 3,041,000 Dollars zu. Darunter ist die durch einen früheren Zimmergesellen und nachmaligen Kompagnon des Telegraphenerfinders Morse ins Leben gerufene, mit einer Summe von 500,000 Dollars ausgestattete Universität zu Ithaka im Staate Neuyork. Dem altberühmten Harvard College in Massachusetts fielen 400,000 Dollars zu, dem nicht minder angesehenen Yale

College in New-Haven 206,000, dem Tuft's College zu Bedford (Massachusetts) 300,000, der Baldwin University in Ohio 103,000, dem Dickinson College zu Carlisle in Pennsylvanien, der Universität in Chicago und der zu St. Louis je 100,000, der Western University zu Pittsburgh 95,000, der Wesleyan University in Connecticut 98,000, dem Hamilton College zu Clinton im Staat Newyork 94,000, dem Lafayette College zu Easton in Pennsylvanien 90,000, den übrigen zwanzig Beträge von 16,000 bis 80,000 Dollars. Das Alles, wie gesagt, innerhalb eines einzigen Jahres! Auch in Deutschland wird jetzt erfreulicherweise ein größerer Gemeinsinn rege; u. A. vermachte vor einiger Zeit der Justizrath Ahrweiler in Neuß dem Gymnasium zu Düren eine Summe von 240,000 Thlrn.; und wie sehr der jüngste Krieg gegen Frankreich die Nächstenliebe bei uns erweckt und erstarkt hat, erhellt daraus, daß allein von dem Centralverein für Liebesgaben, dem Berliner Hülfs-Verein und von den Johannitern zusammen 6 Millionen Thaler aufgebracht wurden! Was aber im Kriege so mächtig aufgetreten, wie die Opferbereitwilligkeit der Deutschen, kann mit dem Kriege nicht vergehen; vielmehr wird sie fort und fort wirken in allen Volksklassen. Andererseits jedoch ist dahin zu streben, sich auf dem Wege der berechtigten Selbsthülfe, durch eigene Kraft und Anstrengung, eine bessere Lage zu schaffen. (Die von Lassalle geforderte Staatshülfe ist, abgesehen von ihren sonstigen üblen Wirkungen, sozialistischer Tendenz und öffnet dem Absolutismus Thor und Thür. „Der erste ehrliche Weg des unkundig Helfenwollens läßt sich für die Staatsgewalt als möglich denken; der letzte Weg der Privilegien und Monopole, wo wäre er, Dank dem mit der Eroberung begonnenen Wege der ordnenden Absolutie, wol nicht betreten?“ Es ist ein goldenes Wort, jener Zuruf Benj. Franklin's: „Wer euch sagt, daß ihr in einer anderen Weise reich werden könnt, als durch Fleiß und Sparsamkeit, den hört nicht an, er ist ein Giftmischer!“) Schützt die Humanität vor der Unterdrückung und Ausbeutung Anderer, erblickt sie vielmehr in den arbeitenden Mitbrüdern die natürlichen Bundesgenossen, so geht auch das Prinzip der Selbsthülfe Hand in Hand mit der Achtung der Rechte aller Mitmenschen; denn wer dürfte beanspruchen, die eigenen Errungenschaften geachtet und gesichert zu sehen, sobald er nicht selbst diejenigen Anderer respektirt? Das heiligste und unverletzlichste Recht aber ist das des Eigenthums mit allen seinen Konsequenzen. Seine Sicherheit und Wahrung ist die Hauptbedingung der menschlichen Erwerbsthätigkeit, der erste Hebel aller und jeder Produktion. Mit Recht stellt auch daher Ad. Smith in seiner Musterung der Ursachen des Nationalreichthums auf die oberste Stufe „jene rasche und unparteiische Verwaltung der Justiz, welche die Rechte des geringsten Bürgers ehrwürdig für die mächtigsten macht, und welche dadurch, daß sie Jedem die Frucht seiner Arbeit zusichert, die wirksamste von allen Aufmunterungen zu jedweder Industrie abgiebt.“

Selbstverständlich steht es übrigens mit dem Eigenthumsrechte durchaus nicht in Widerspruch, daß das Gesetz den Lohnarbeitern nur den verabredeten Lohn gewährt, das betreffende Arbeitserzeugniß selbst dagegen dem Arbeitsgeber überträgt, also irgend Jemandem, der lediglich die nöthigen Stoffe

und Werkzeuge, die Unterlage und Hülfsmittel der Arbeit hergegeben hat, ohne vielleicht zu dieser selbst irgend Etwas beigetragen zu haben, nicht einmal in Gestalt der Oberaufsicht. Alle die zur Arbeit unentbehrlichen Dinge, also auch die im Voraus angeschafften Vorräthe an Nahrungsmitteln, um die Arbeiter während der Produktion zu unterhalten, sind ja selber erst die Früchte vorangegangener Arbeit. „Wären die Arbeiter“, sagt Mill, „im Besitze derselben, so würden sie nicht nöthig haben, den Ertrag mit irgend Jemandem zu theilen; weil sie dieselben aber nicht besitzen, so muß Denen, die sie besitzen, ein Aequivalent gegeben werden, sowol für die vorangegangene Arbeit als für die Enthaltsamkeit, wodurch der Ertrag solcher Arbeit, statt zum eigenen Genusse verausgabt zu werden, für die in Rede stehende Benutzung aufbewahrt wurde. Es kann allerdings vorkommen, daß das Kapital nicht durch die Arbeit und Enthaltsamkeit des damaligen Besitzers geschaffen ist, und in den meisten Fällen ist es dies auch nicht; ursprünglich aber muß es durch die Arbeit und Enthaltsamkeit irgend einer früheren Person geschaffen sein, welche vielleicht, freilich auf unrechtmäßige Weise, dessen beraubt wurde, viel wahrscheinlicher indeß im jetzigen Zeitalter durch Schenkung oder Vertrag ihre Ansprüche auf den gegenwärtigen Kapitalisten übertragen hat, und die Enthaltsamkeit wenigstens hat von jedem nachfolgenden Eigenthümer bis zum jetzigen herunter fortgesetzt werden müssen.“ (Dies führt in demselben Sinne noch weiter aus W. Th. Thornton in seinem epochemachenden Werke über die Arbeiterfrage [„On Labour etc.“, unter dem Titel „Die Arbeit ꝛc.“ ins Deutsche übertragen von Dr. H. Schramm], indem er noch dazu bemerkt, daß Niemand deshalb ein geringeres Anrecht auf den Gewinn, den ihm die Arbeit seiner Leute einträgt, habe, weil er reich ist. Die Größe des Kapitals übt auf die Beschaffenheit seiner Rechte keinen Einfluß. „Ein Millionär in Manchester ist ebenso und genau aus denselben Gründen berechtigt, sich die ganze Differenz zwischen dem Kostenpreise und dem Verkaufswerthe seiner Fabrikate zuzuschreiben, welche seine Hunderte von Lohnarbeitern für ihn gesponnen oder gewebt haben, wie der arme Indianer, der einen Anderen anstatt seiner auf die Jagd geschickt und ihm den Lohn in Wildpret vorausbezahlt hat, ein Recht besitzt auf das sämmtliche, von diesem Anderen erlegte Wild.“) „Während es nun allerdings seine Richtigkeit hat,“ fährt Mill fort, „daß die bloßen Arbeiter im Nachtheil stehen im Vergleich mit Denjenigen, deren Vorgänger gespart (und ihnen die Ersparnisse hinterlassen) haben, so ist es andererseits nicht minder wahr, daß auch jene Arbeiter jetzt besser daran sind, als wenn solche Vorgänger überhaupt nicht gespart hätten; auch sie nehmen Theil an dem Vortheil, obschon nicht in gleichem Grade wie Diejenigen, welche geerbt haben. (Dafür hat ja der Kapitalist auch das Risiko eines Unternehmens, bei welchem der Lohnarbeiter seinen Lohn unbedingt bekommen muß.) Die Bedingungen des Zusammenwirkens gegenwärtiger Arbeit mit den Früchten früherer Arbeit sind Gegenstand der freien Vereinbarung zwischen den beiden Parteien. Jede derselben ist nothwendig für die andere. Der Kapitalist kann nichts ausrichten ohne Arbeiter („Denn ihr erfröret, wenn wir nicht schwitzten,“ sagen die Holzhauer in Goethe's „Faust“), die Arbeiter nichts ohne den ersteren.“ Beider Interessen sind harmonisch,

wie überhaupt alle berechtigten Interessen mit einander im Einklange stehen. Die Annahme des Gegentheils ist eine durchaus irrige und falsche, und läßt sich nur aus der Wahrnehmung erklären, daß man sich vielfach die wahre Grundbedingung seiner Interessen nicht vergegenwärtigt. Ein richtiges Verständniß dafür ist einzig Sache einer klaren Erkenntniß. Diese klare Erkenntniß ist aber keineswegs identisch mit einer vorgeschrittenen Civilisation. Wir finden zu allen Zeiten, selbst bei einer nach gewissen Seiten hin bis zum Raffinement ausgebildeten Kultur, dennoch vollständigen Mangel von klarer Würdigung ökonomischer Interessen. Soll aber eine vorgeschrittene Civilisation sich auch ökonomisch bethätigen, so muß sie eben die ökonomischen Wahrheiten ahnen, begreifen, erfassen. Unser Jahrhundert nun richtet gerade hierauf sein Augenmerk und will die Menschheit in bewußter Weise wirthschaftlich fördern, und darum fand unsere Civilisation einen Weg, der den früheren Kulturstufen verborgen war. Um dahin zu kommen, bedurfte es anderer ethischer und religiöser Auffassungen, zu denen staatliche Nothzustände und welterschütternde Katastrophen leiteten. Daher ist auch die Selbstbefreiung der Völker das mühsame Werk unablässig an ihrer Vervollkommnung arbeitender, die Aufgabe der früheren getreulich fortsetzender Generationen. Daher fällt sie mit der Herstellung einer immer vollständigeren inneren Harmonie zwischen den allgemeinen und den Einzelinteressen zusammen.

B. Die Freiheit der Arbeit und die Konkurrenz.

§ 70. Wesen, Bedeutung und geschichtliche Entwicklung der freien Arbeit. Jene Harmonie bildet nicht ein Hemmniß, sondern im Gegentheil eine der wesentlichsten Grundlagen für den Aufbau allgemeinen Wohlstandes. Selbst wo sie zeitweilig in blutigen, zerstörenden Kämpfen sich zu verwirklichen genöthigt ist, und „alle großen Urkunden der Menschheit sind“, um mit Theod. Parkers zu reden, „mit Blut geschrieben worden“, treten die dadurch herbeigeführten Verluste zurück hinter den Früchten, welche die Nachkommenschaft aus solchen Kämpfen zieht. Unser Vaterland hat fast zwei Jahrhunderte gebraucht, um die Verwüstungen der Religionskriege vollständig wieder auszugleichen, aber dennoch — wo wären wir heute ohne die siegreiche Durchkämpfung des protestantischen Prinzips? Die Kirchenreform des 16. Jahrhunderts war nicht blos eine religiöse Umwälzung, die kein anderes Ziel hatte, als etliche neue Glaubensparteien ins Leben zu rufen, sie war zugleich eine soziale und politische Revolution, welche große Strecken der Erdoberfläche und gerade die civilisirtesten Länder ganz umgewandelt hat; sie ist die ideale Mutter der edelsten Güter der modernen Menschheit aller der Dinge, um welche noch in dieser Stunde der gewaltige Zweikampf geführt wird; sie war eine über der schwärmerischen und verstandesnüchternen Einseitigkeit ihrer zeitlichen Vertreter hocherhabene Befreiungsthat für die ganze Menschheit. Denn was die Reformation geleistet, indem sie dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft die beste Geistes-, Arbeits-, Nähr- und Wehrkraft zurückgab, die träge Askese und Ueppigkeit des weltflüchtigen Klosterlebens aufhob, den Gedanken der Souveränetät des Staates, d. h. der weltlichen Gemeinde, durch die Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit zur Anerkennung brachte, durch die Priesterehe der Familie, also der sittlichen Grundlage der Gesellschaft, ihr volles Recht und ihre volle Würde wieder angedeihen und dem Priester selbst einen Platz innerhalb der Gesellschaft zukommen ließ, die Forschung nach Wahrheit und das freie Selbsturtheil aus den beengenden Schranken hierarchischer Privilegien erlöste und durch die Mündigung der Geister den höchsten Aufschwung der Wissenschaft im Reiche der Natur, des inneren und äußeren Menschendaseins begründete: alle diese Segnungen haben sich in den Boden der Geschichte und des Rechts der gebildeten Völker unvertilgbar eingegraben.

> Es wird die Spur von ihren Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergeh'n!

Je freier die Völker werden, je weniger sie sich in ihrer Kraftbewegung gehindert sehen, desto mehr finden sie auch ihre wirthschaftliche Aufgabe erleichtert, und desto befriedigender pflegt sich daher der Erfolg ihrer Thätigkeit auch in dieser Beziehung zu gestalten, wie denn rückwirkend der höhere und fortwährend steigende Wohlstand den mächtigsten Antrieb in sich schließt und die wirksamsten Mittel darbietet, die bürgerliche Freiheit zu befestigen und weiter auszubilden. Denn wie für Denjenigen, der sich in seiner Vermögensverfügung gehemmt und beschränkt sieht, das abstrakte Recht persönlicher Unabhängigkeit nicht viel mehr Werth hat, als für Denjenigen, der überhaupt kein Vermögen besitzt, und den daher die Noth des Augenblicks fortwährend in den gegebenen Verhältnissen festgebannt hält, wie also erst die freie Disposition über das Vermögen in vielen Fällen die Möglichkeit freier persönlicher Bewegung gewährt und somit Veranlassung giebt, sich der Vortheile der letzteren bewußt zu werden und sie sich wirklich zu Nutzen zu machen, so ist auch umgekehrt die freie Verfügung über unser Vermögen nicht anders denkbar, als bei freiester Persönlichkeit. Hiervon abgesehen läßt die aus dem Wohlstand erwachsende reichere Gestaltung des Lebens, welche weitere Perspektiven des Lebensgenusses und der Lebensfreude eröffnet und eben damit die Bedeutung und das Recht, wie die Leistungsfähigkeit und die Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen in ein schärferes Licht stellt, das Bedürfniß völlig unbeschränkter Verfügung über die eigene Person immer dringender werden. So sind Wohlstand und Freiheit die zusammengehörigen, gegenseitig sich bedingenden und gegenseitig sich kräftigenden Verkörperungen der civilisatorischen Entwicklung, und mit Recht wählte daher Dunoyer, als er sein berühmtes Buch schrieb, dessen wesentlicher Inhalt eine Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen den wirthschaftlichen und den sozialen Verhältnissen der Völker bildet, für dasselbe den Titel: „Von der Freiheit der Arbeit.“

Unter Freiheit der Arbeit haben wir also das Recht zu verstehen, über unser Eigenthum und unsere eigene Person, unsere eigenen Kräfte und Fähigkeiten nach allen Richtungen hin und in jeder Weise (immer natürlich unter Beobachtung des durch die Gesellschaft gezogenen Pflichtenkreises) behufs fernerer Werthschaffung frei und unbeschränkt zu verfügen. Dieses ursprünglichste und wichtigste aller Menschenrechte aber nicht blos für gewisse Kreise anerkannt zu sehen, was nothwendig die Verleugnung desselben außerhalb der

letzteren in sich schließt, mit anderen Worten: die Abschaffung aller Sonderrechte, Privilegien oder Freiheiten, die ein Franzose treffend Libertés liberticides genannt hat, sie ist seit Mitte vorigen Jahrhunderts zum Losungswort der Volkswirthschaft geworden. Damals führten Montesquieu und Rousseau mit unwiderstehlicher Logik und für manchen großen Schulweisen beschämender Ironie zum ersten Mal den Satz aus, daß Unfreiheit eine gegen die Natur streitende, folglich widersinnige und rechtlich nichtige Einrichtung sei. („Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!") Montesquieu zeigte aber auch, daß sie ihrem Wesen nach nur verderbenbringende Wirkungen habe, und bald darauf lehrte Adam Smith, daß, nach der Erfahrung aller Zeiten und Völker, die Arbeit freier Menschen wohlfeiler zu stehen komme als die Arbeit, welche unfreie Menschen, namentlich Sklaven, verrichten.

§ 71. **Fortsetzung.** Im Zustande der Sklaverei wird der Mensch nicht als Person, sondern selbst nur als Sache, als Maschine betrachtet, über die blos der Herr frei, d. h. hier nach Willkür, verfügen kann. „Hoffnungslose Sklaverei", sagt Mill, „verdummt den Geist, und Intelligenz bei den Sklaven, obschon im Alterthum und im Orient oft ermuntert, ist bei einem fortgeschritteneren Gesellschaftszustande für die Herren eine Quelle so großer Gefahr und ein Gegenstand so bedeutender Furcht, daß es in einigen Ländern für ein höchst strafbares Vergehen gilt, einen Sklaven lesen zu lehren. Alle Verrichtungen, die mittels Sklavenarbeit beschafft werden, geschehen in der rohesten und mangelhaftesten Weise. Und selbst die rein körperliche Kraft der Sklaven kommt nicht zur Hälfte zur Ausübung." Das in den romanischen, germanischen und slawischen Staaten allmählig an die Stelle der Sklaverei ausschließlich getretene Verhältniß der Leibeigenschaft und Hörigkeit war gleichfalls eine Art von Sklaverei; es machte den Menschen blos zu einer Mischart von Person und Sache. Da aber insbesondere der Hörige, wenigstens in einigen Beziehungen, vom Rechte mehr oder minder geschützt war, so kam es unter Karl dem Großen vor, daß viele kleine Landeigenthümer, um nicht dem alljährlich an sie ergehenden Aufrufe zum Heerbanne als einem Rufe zum Tode in fernen Landen folgen zu müssen, das Verhältniß der Hörigkeit sogar als einen Rettungshafen ansahen; sie flüchteten sich in denselben, indem sie einem geistlichen oder weltlichen Großen ihren bisherigen selbständigen Grundbesitz abtraten, um diesen dann von jenem als ein bald mit mehr, bald mit weniger drückenden Leistungen und Verbindlichkeiten belastetes Hintersassengut zurückzuempfangen, dagegen aber auch von dem aussaugenden Kriegsdienste befreit zu werden. Dergleichen Uebereinkünfte oder „legale Selbstmorde der kleinen Freien", wie ein berühmter Historiker (Gibbon) sie nennt, waren jedoch den herrsch- und vergrößerungssüchtigen Magnaten zu schmeichelhaft für ihre Eitelkeit, um sie nicht zu reizen, neben dem berührten auch noch andere, unerlaubte Mittel zu dem fraglichen Behufe anzuwenden. Die schlimmsten Tage für die kleinen Gemeinfreien, deren Zahl zu Karl's des Großen Zeit noch eine ungemein große war, kamen aber dann, als unter den theils schwachen, theils unfähigen und fast unaufhörlich sich bekriegenden Nachfolgern des genannten Monarchen das Lehnswesen sich immer mächtiger entfaltete und nur zu bald die Al-

leinherrschaft im gesammten Staatsleben errang. Damit verschwand für die kleinen Gemeinfreien jeder Schutz gegen alle schändlichen Ränke, bösen Kniffe und Vergewaltigungen ihrer alten und schlimmsten Feindin, der Lehnsaristokratie. Die rohe, eiserne Gewalt oder die durch Furcht bewirkte Herabwürdigung der ursprünglich freien Bauern zur Tributschaft und persönlichen Pflicht gegen anmaßliche Herrengewalt waren also die Hauptquellen jener Knechtschaft, in der die zahlreichste und nothwendigste Klasse der Bevölkerung in den meisten und bedeutendsten Ländern unseres Erdtheils jahrhundertelang schmachtete. Und wenn wir erst in unserer Zeit den Upasbaum der Sklaverei in der nordamerikanischen Union haben fällen sehen — eine That für den Fortschritt der Menschheit, die den Namen eines Lincoln aufs Ruhmvollste verewigt hat —; wenn gleichfalls erst in unserer Zeit die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben worden ist — hier durch den Federzug eines Kaisers, dessen edle Absichten leider nur durch den von den Jung-Russen oder Moskowitern gehandhabten, ebenso unklugen als ungerechten Ausführungsmodus der Bauernemanzipation bisher vereitelt wurden, — so wollen wir doch ja nicht vergessen, daß die letzten Ueberbleibsel der schmachvollen Unterdrückung der Bauern, die Frohnden und Zehnten, deren nichtprivatrechtliche Natur u. A. der Geschichtsforscher Rotteck in der zweiten badischen Kammer 1831 schlagend nachwies, erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts beseitigt wurden; ja in Mecklenburg wurde das Mittelalter erst 1866 durch die Gründung des Norddeutschen Bundes zum Fall gebracht! Ueberblickt man an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts, in den letzten Tagen des heil. römischen Reichs deutscher Nation, die praktischen Erfolge der Reformbemühungen Friedrich's des Großen, Josef's II. und seiner trefflichen Mutter, das thatsächliche Resultat aller Bestrebungen dieser Monarchen wie der Presse, welche die Bauernfrage im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit großem Eifer und rühmlichem Freimuth ventilirte, so gelangt man zu dem unerbaulichen Ergebnisse, daß bis dahin im Ganzen noch sehr wenig zu der Verbesserung der Lage des Landvolkes geschehen war. Während in Oesterreich die zu diesem Behufe erfolgten belangreichen Schritte von Leopold II. größtentheils wieder hatten zurückgenommen werden müssen, hatte auch Friedrich der Große lange nicht in dem Grade durchzudringen vermocht, wie oft geglaubt worden. Ja, das im J. 1794 erschienene Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten sanktionirte für dieselben in fünftehalbhundert Paragraphen eine noch sehr harte Knechtschaft. „Die ehemalige Leibeigenschaft" sollte freilich aufhören, aber nicht die „Erbunterthänigkeit", deren wahre Beschaffenheit sich in folgenden Bestimmungen spiegelt: Die Erbunterthänigen sind an die Scholle gebunden, haben einen nachjagenden Herrn (dem also das barbarische „Recht" zustand, entflohene Erbunterthänige zurückzufordern, beziehentlich zurückschleppen zu lassen!); ohne die Genehmigung desselben dürfen sie nicht heirathen, kein bürgerliches Gewerbe erlernen und treiben, nicht studiren; die ledigen Kinder müssen der Herrschaft gegen Lohn dienen, und wo bisher „ungemessene" Dienstpflicht bestand, deren Dauer von der Willkür der Herrschaft abhing, hat es auch hinfort sein Bewenden; dem Herrn kommt ein Züchtigungsrecht zu; ansässige Bauern darf er 48 Stunden ins Gefängniß legen, „faulem, unor-

dentlichem und widerspenstigem Gesinde" mit einer ledernen Peitsche „eine mäßige Anzahl" von Hieben auf den bekleideten Rücken aufzählen, dieses Recht auch seinen Pächtern und Wirthschaftsbeamten übertragen. Die Ertheilung von Stockschlägen wurde erst durch eine Novelle verboten. Unter gewissen Umständen sollten zwar die Unterthänigen gegen Zahlung eines Abzugsgeldes ihre Entlassung aus der Unterthänigkeit verlangen können, aber dieser Vergünstigung waren so viele Klauseln beigefügt, daß sie illusorisch ward. So glich also noch zu Anfang unseres Jahrhunderts die Lage der Agrikultur-Bevölkerung in den preußischen Staaten, wie eben auch in den habsburgischen Erblanden, den trostlosen Verhältnissen des französischen Landvolks zur Zeit Ludwig's XVI., der mit den Mitteln eines Titus die Aufgabe eines Cromwell lösen zu können wähnte und deshalb seine Reformversuche an dem verblendeten Starrsinne, an dem unverbesserlichen Hochmuthe und Dünkel der Bevorrechteten fortwährend scheitern sah. Mit der prophetischen Mahnung: „Ich beschwöre Ew. Maj., sich vor Schwäche zu bewahren! sie ist die Hauptursache des Unglücks der Könige wie des Elends der Völker; sie ist es, Sire, die Karl I. von England auf das Schaffot führte!" schied der edle und hochgebildete Turgot aus dem Ministerium des unglücklichen Fürsten, der ihn entließ, weil Turgot die Kühnheit gehabt, die Abschaffung der Frohnden anzubahnen, und dadurch einen furchtbaren Sturm in den zu fanatischen Vorkämpfern der Privilegirten entarteten Parlamenten (Gerichtshöfen) hervorgerufen hatte. Das betreffende, im Februar 1776 erlassene, aber schon zwei Monate später vom König wieder zurückgenommene Edikt ist das Beste, was bis dahin, außer in den Schriften Montesquieu's und Ad. Smith's, über die Verderblichkeit der Frohnden für die Pflichtigen und über ihre geringe Ersprießlichkeit für die Berechtigten veröffentlicht worden. Es enthält u. A. folgende, hier bemerkenswerthe Sätze: „Indem Gott den Menschen mit Bedürfnissen ausstattete und ihn in der Arbeit die Quelle für deren Befriedigung anwies, machte er das Recht der Arbeit zum Eigenthum eines jeden Menschen! ... Ein Mensch, der gezwungen und ohne Lohn arbeitet, wird immer schlecht und sehr langsam, in gleicher Zeit weniger als der Bezahlte arbeiten." (Die Schriftsteller z. B., welche die Sitten und Gewohnheiten in Rußland vor der Aufhebung der Leibeigenschaft beobachteten, erwähnen verschiedene Thatsachen, die dazu als Belege dienen können. So sagt u. A. ein Engländer: „Zwei Landleute in Middlessex mähen an Einem Tage ebenso viel Gras als sechs russische Leibeigene!") ... „Es ist geradezu unmöglich, genau zu schätzen, wie viel die Frohndienste dem Volke kosten, und zwar dem allerärmsten Theile desselben." Obgleich aber Turgot insbesondere die letztere Behauptung ausführlich begründete, redete das Pariser Parlament dem König ein: die Abschaffung der Frohnden werde sicherlich zu einem Volksaufstande führen! Und als Boncerf, ein Freund und Gehülfe Turgot's, gleichzeitig in einer kleinen, sowol maß- und würdevoll gehaltenen, als auch mit Sachkenntniß verfaßten Schrift ebenfalls die Nachtheile der Feudalrechte für den Staat wie für den Bauer und ihren geringen reellen Nutzen für die Seigneurs selbst, demgemäß also die Nothwendigkeit ihrer Ablösung (keineswegs ihrer unentgeltlichen Be-

seitigung) überwiegend nachwies, ließ das genannte Parlament die Broschüre als eine aufwieglerische durch Henkershand verbrennen und machte es in einer Proklamation allen braven Bauern zur heiligsten Pflicht, nach wie vor zu frohnden und den übrigen Obliegenheiten gegen ihre Seigneurs nachzukommen. Dieselbe blinde Verstocktheit der Privilegirten finden wir aber, wie gesagt, in Deutschland noch zu Anfang dieses Jahrhunderts. „Sehr wahrscheinlich mithin", sagt Sugenheim in seiner „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa", „daß die wichtige Bauernfrage auch im Lande der Denker heute noch ihrer Lösung harren würde, wenn nicht durch die französische Revolution, oder vielmehr durch die Ereignisse, welche sie in ihrem Gefolge hatte, ihre Erledigung in vielen Gegenden angebahnt und in einigen auch herbeigeführt worden wäre. Welches Vollmaß der Leiden durch die, freilich von dem Unverstande der deutschen Potentaten zumeist selbst verschuldeten Folgen jener furchtbaren Umwälzung im Nachbarstaate über Germanien auch ausgegossen worden, seine ländliche Bevölkerung hat fürwahr keine Ursache, es zu beklagen. Beklagenswerth ist blos, daß sogar ein von außen her kommender Zwang, der gebieterische Drang einer eisernen Nothwendigkeit nur im Stande war, über den hartherzigen Egoismus und die starrsinnige Verblendung lediglich eines Theiles der Fürsten und der Aristokratie Deutschlands zu triumphiren, sie den Anforderungen der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und wahren Staatsklugheit zugänglich zu machen; daß die schweren Zeiten des Rheinbundes nöthig, unerläßlich geworden waren zum Ueberbrücken einer lichtern Zukunft für Deutschland, und namentlich für seine Agrikultur-Bevölkerung. Denn darin offenbart sich vornehmlich Gottes Walten in den Geschicken der Völker und ihrer Beherrscher, daß durch die Verkettung der Dinge, durch unvorhergesehene, ungeahnte Ereignisse plötzlich erzwungen wird, was jene zu ihrer höheren Entwicklung bedürfen, freiwillig ihnen aber nie gewährt werden wollte. Die Keulenschläge des Mißgeschicks machen auch den Verstocktesten der Vernunft zugänglich, erschließen auch das Gemüth des Herzlosesten den Regungen, den Gefühlen der Menschlichkeit," denn

> — wer nicht der Nothwendigkeit gehorcht,
> Der wird zermalmt von ihr und muß vergeh'n;

„aber echte Klugheit wird stets darauf ausgehen, dem Himmel die Nothwendigkeit solch' furchtbarer Mentoren zu ersparen."

§ 72. **(Fortsetzung.)** Hat nun unser Jahrhundert auch in Deutschland jenes prophetische Dichterwort (Eichendorff's):

> Denn eine Zeit wird kommen,
> Da macht der Herr ein End',
> Da wird den Falschen genommen
> Ihr unecht Regiment!

endlich in Erfüllung gehen und den großen Prozeß der Schaffung, bezüglich Wiederherstellung eines unabhängigen Bauernstandes, durch den die bürgerliche Gesellschaft einen neuen Schwerpunkt, eine wesentlich veränderte Struktur empfangen, sich vollziehen und größtentheils sich vollenden sehen, so ist es auch unserer Zeit vorbehalten geblieben, auf dem Gebiete der Gewerbe

und Industrie die Schranken der Zunft, den Innungszwang, zu beseitigen. Das Wesen der alten Zünfte freilich hat nicht wie später in der Monopolisirung der Arbeit, in der Einkerkerung der Produktionskraft und Belästigung der Gewerbsübung durch die erfinderische Pedanterie eines schrankenreichen Formenkrams bestanden. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte das Handwerkerthum nimmermehr jene kraftvolle Ausdehnungslust und Fähigkeit gewonnen, die sein Auftreten im Mittelalter bekundet, so hätte es niemals so große Wunderdinge zu vollbringen vermocht, die für die Freiheit und Würde des Menschen die köstlichsten Früchte getragen. Die alten Zünfte bedeuteten nichts Anderes als das Mittel, durch Einigkeit gegen Standesprivilegien Rechtsgleichheit zu erlangen und die erlangte zu wahren. Sie stritten gegen die Ritter und Herren, um frei zu werden aus der Leibeigenschaft und Hörigkeit; sie stritten gegen die Fürsten, um abzuschütteln die drückenden Lasten, die auf dem bürgerlichen Erwerb ruhten, um Grundbesitz und Waffenrecht zu erwerben; sie erhoben sich gegen die städtischen Adelsgeschlechter, um Antheil an der Kommunalverwaltung zu haben. Demokratische Gleichheit! das war der Schlachtruf der alten Zünftler, und vor ihm entsetzten sich selbst die stolzen Hohenstaufen so sehr, daß sie Gesetze gaben zur Unterdrückung der Verwegenen. Aber vergebens — hundert Jahre später hatten fast sämmtliche italienische und die Mehrzahl der deutschen Städte eine demokratische Zunftregierung, der gegenüber die meisten heutigen Städteordnungen weit zurückstehen an freiheitlichem Geist.

Als Phidias die Größe des Zeus zu veranschaulichen hatte, stellte er ihn sitzend dar, so daß er die Decke des Tempels fast mit dem Scheitel berührte und es jedem Beschauer klar wurde, der Gott müsse das Gebäude sprengen, sobald er sich erhöbe. Diesem Zeusbilde gleicht der Riese der Arbeit: sobald er sich aus seiner gebeugten Lage erhebt, sprengt er das soziale Gebäude. Zu freien Männern geworden durch die Zünfte, duldeten die Gewerbtreibenden kein Leibeigenthum, kein Junkerthum, keine Fürstenherrschaft in den Städten; während es bisher nur ein Aggregat von Berechtigten und Rechtlosen gegeben hatte, bildeten die Städte einen förmlichen Staat, wo die demokratische Freiheit Aller, gleiches Recht, gleiche Pflicht und gleicher Regierungsantheil zu finden war. Und wie die Zünfte diese Gleichheit aller Bürger errungen hatten, so waren sie auch Bürge dafür. Städte und Handwerke mußten aber ihre große Bedeutung verlieren, als sich die landesherrlichen Rechte allmählig ausbildeten und der Staat sich weiter entwickelte, denn nun waren sie nicht mehr allein ausgebildete Gemeinwesen, sie waren nur mehr der Theil eines solchen, dem sie zum Muster gedient. Ihre spezielle Einigung wurde theils im großen Ganzen überflüssig, theils war sie geradezu schädlich — ein Staat im Staate ist immer verderblich. Die Handwerke hatten ihren Beruf erfüllt; begreiflich ist daher, daß ihre früher so innige Verbindung, unnöthig und sogar zwecklos geworden, immer lockerer wurde; wie ihre Exklusivität stetig zunahm, so nahm die Quelle ihrer Kraft, ihrer Gemeinschaft, ihr höherer Gemeinsinn stetig ab, und der Prozeß mußte naturgemäß beschleunigt werden durch die Staatsgewalt, welche solche besondere Körperschaften, wie die Zünfte, nicht stark werden lassen durfte; daher der Druck, die Verfolgung der Handwerksbündnisse, ganz übereinstimmend mit dem

Bestreben der Staatsgewalt, die Macht der Städte zu brechen. Das „Spießbürgerthum" der Gewerbe hing zwar noch am alten Zopfe, hatte aber den alten Kopf verloren: es stellte die frühere Zunftform ohne ihren Geist dar. Und diese leere Form mußte mit der Zeit zum unerträglichsten Hemmniß des gewerblichen Fortschritts werden. Sollten daher neuerfundene Stoffe und Betriebsmethoden nicht unverwerthet bleiben, weil sie in die zünftige Abgrenzung der Arbeit nicht hineinpaßten, so mußten sich, wie dies auch der Fall war, den zünftigen Gewerben gegenüber mittels erbetener Ausnahmeverfügungen (Konzessionen) Seitens der Behörden freie Gewerbe bilden, und dies führte nicht nur zu den seltsamsten Kollisionen, die letzteren wurden auch immer zahlreicher und bedeutungsvoller. Sehr natürlich! Die zünftigen Gewerbe blieben meist auf ihrer alten Stufe stehen, während die freien Gewerbe zum Kunst- und Fabrikbetriebe fortschritten und alle neuen Erfindungen benutzten; die zünftigen Gewerbe waren privilegirt und schlossen andere Mitbürger von ihrem Erwerbe aus (das berüchtigte Bönhasenthum!), die unzünftigen genossen keine Vorrechte, wehrten aber auch Niemanden ab; jene führten kostspielige Zunftprozesse und verfeindeten sich unter einander, diese brauchten kein Geld für Zunftprozesse auszugeben, sie vertrugen und förderten sich gegenseitig; die zünftigen Gewerbe befriedigten nicht einmal den Lokalbedarf, die freien exportirten; die Mitglieder der Innungen durften ihre Arbeitsgebiete nicht überschreiten, die Nichtmitglieder trieben oft fünf und mehr verschiedene Gewerbe zusammen; die zünftigen Meister waren (im Geiste der sogenannten „alten Schragen") in der Annahme von Hülfsarbeitern an solche Personen gebunden, welche das betreffende Gewerbe zunftmäßig erlernt hatten oder erlernen wollten, die freien Unternehmer konnten alle arbeitslustigen Personen zu Hülfsarbeitern verwenden und sich dieselben heranbilden; die Zünftler bezahlten meist geringe Arbeitslöhne und gaben ihren Gesellen und Lehrlingen wenig Gelegenheit zur Fortbildung, die Anderen bezahlten meist höhere Arbeitslöhne und zum Theil sehr ansehnliche Gehalte, sie machten sich alle technischen Fortschritte zu Nutze und bildeten die Arbeiter fort; jene machten ihre Lehrlinge und Gehülfen erst spät erwerbsfähig und selbständig und drückten den wirthschaftlichen Werth des Arbeiters herab, diese gaben schon dem Anfänger sehr bald einen ihm gebührenden Lohn und beförderten überhaupt in jeder Hinsicht den Verdienst durch Arbeit; die zünftigen Gewerbe hielten unnütze Innungsversammlungen, beförderten den Kastengeist und hatten demoralisirende Herbergen; die freien Gewerbe bildeten freie Genossenschaften, schufen freie Kranken- und Unterstützungskassen, gründeten Arbeiterbildungsvereine und förderten den wahren Gemeinsinn. Kurz, jede Vergleichung der Eigenthümlichkeiten und Leistungen der zünftigen und freien Gewerbe muß nothwendigerweise zu Gunsten der Freiheit ausfallen. Wer noch heute für das Zunftwesen auftritt, versündigt sich am alten Geiste der Zünfte und verfolgt entweder sozialistische Tendenzen, insofern die Zunftverfassung den Gewerbebetrieb künstlich ordnet, oder fürchtet wegen eigener Talentlosigkeit und aus Trägheit die Konkurrenz, vor der ihn daher Zunftprüfungen und Polizei, Gewerbegesetze und Gewerberäthe schützen sollen.

§ 73. **Die Konkurrenz und die Freizügigkeit.** Die Feinde der Konkurrenz unter den Gewerbtreibenden gleichen den Israeliten, die sich,

weil ihnen das Manna, mit dem sie sich bis zur Ankunft in dem Gelobten Lande begnügen mußten, weniger zusagte als die ägyptische Knoblauchkost, nach der Sklaverei zurücksehnten. Wol ist es wahr, daß die den freien Mit- oder Wettbewerb verursachende Entfesselung der Arbeit einen Stachel zum Vorschein bringt, der sich zuweilen grausam fühlbar macht, daß die Freiheit kein Schutzmittel gegen Verluste, Ueberspekulationen, Leiden und Störungen ist, aber was sind diese gegen die Nachtheile und Schädigungen, welche alle Beschränkungen der freien Arbeit zur Folge haben? Im großen Ganzen sind die Wirkungen der Konkurrenz die segensreichsten, die man sich denken kann, und so wenig man die Sonne zu vertheidigen braucht, obgleich sie zuweilen die Erde verbrennt, die sie nur erwärmen und erleuchten sollte, so wenig bedürften eigentlich die freie Arbeit und Konkurrenz noch einer Vertheidigung. Sie sind für die wirthschaftende Menschheit dasselbe, was die Sonne für die Erde ist. Um deren Güter in Ueberfluß zu ernten, sagt M. Chevalier, kann uns die Freiheit allein die nöthige Kraft und Geschicklichkeit geben, sowie sie allein unsern Geist in seinen Anstrengungen unterstützt, den Himmel zu ersteigen und der göttlichen Weisheit Bruchstücke ihrer Geheimnisse zu entwenden. „Und hätten wir die Hände voll mit dem Fette der Erde, sie allein würde ihm Geschmack verleihen!“ Indem die Freiheit den Menschen zum Kampf nöthigt, bietet sie eine heilsame Uebung für seinen Geist; die Konkurrenz ist ein Turnier, wo die Gesellschaft selbst nicht weniger als das triumphirende Individuum den Preis davon trägt; die Konkurrenz ist die Quelle, der fast alle jene gewerblichen Verbesserungen entstammen, welche so großen Einfluß auf den allgemeinen Wohlstand und die soziale Fortentwicklung üben. Roscher nennt die Konkurrenz das Mittel, welches den größten, immer noch wachsenden Theil der Naturkräfte zum unentgeltlich benutzbaren Gemeingut erhebt. Die volle Freiheit der Konkurrenz bildet daher die Voraussetzung der höchsten Stufe wirthschaftlicher Kultur und wird zugleich hier, wo es nicht an Korrektiven gegen die Ausschreitungen des Eigennutzes fehlt, zum natürlichsten und zuverlässigsten Regulator des Erwerbslebens und dem zwar unsichtbaren, aber doch immer gegenwärtigen Gesetzgeber, der Ordnung und Regel in die so ausgedehnten, verwickelten und tausendfach verzweigten industriellen Beziehungen zu bringen vermag. Wie in einer hochentwickelten Volkswirthschaft keine Obrigkeit den Verstand und die Selbstthätigkeit des Produzenten zu ersetzen im Stande ist, so ist auch das Publikum weit vorsichtiger und führt eine weit strengere Selbstkontrole, wenn sich der Staat jeder Einmischung in industrielle Unternehmungen enthält, als wenn es dabei unter staatlicher Obervormundschaft steht, der es blind vertrauen zu können meint. Je energischer und verständiger aber ein Jeder auf dem Wege der freien Konkurrenz das eigene Interesse verfolgt, desto mehr wird er auch, bewußt oder unbewußt, dem höheren Gesammtinteresse dienstbar. Es ist wie bei den Bienen, von denen J. Rennie sagt, daß sie nach den Grundsätzen des Selfgovernments beherrscht würden: „sie arbeiten nicht nach einem bestimmten, vorgefaßten Plane, sondern jede einzelne Arbeiterin baut für sich, schafft und webt für sich und dennoch so, daß ihr Werk sich als nothwendiges und nützliches Glied in das Ganze einfügt“. Und indem eben die Konkurrenz dem Individualitäts- und dem

Gesellschaftsprinzipe gleichmäßig Rechnung trägt und so am besten in das Zusammenwirken der Menschenkräfte die nöthige Harmonie bringt, wird sie zu einem der wirksamsten Förderungsmittel der Produktion. Für Deutschland bezeichnet daher die Einführung der Gewerbefreiheit in Verbindung mit der Freizügigkeit einen bedeutungsvollen Abschnitt seiner wirthschaftlichen Entwicklung.

Was die Freizügigkeit anbetrifft, d. h. die Freiheit, unbehindert seine Fähigkeiten dahin zu transportiren und da zu verwerthen, wo sie uns am besten verwerthbar scheinen, so ist sie gewissermaßen, sagt Lette, nur die formale Vorbedingung zum Vollgenusse anderer materieller bürgerlicher Rechte. „Sie löst zunächst die Fesseln, welche die Menschen an einer freien Bewegung auf dem großen und reich besetzten Markte des Volkslebens hindern, auf welchem doch für alle Diejenigen, die dazu geistige und physische Mittel und Kräfte besitzen, mannichfache Arbeit vollauf und vermittelst dieser volkswirthschaftlich werthvollsten, auch allgemein giltigen Münze sowol moralische als materielle Güter aller Art theils zur Veredlung und Verschönerung, theils zur Erhaltung und Kräftigung des menschlichen Daseins zu erwerben sind.“ Bietet somit die Freizügigkeit dem Einzelnen ein natürliches Rettungsmittel gegen eine übermächtig gewordene Konkurrenz, so wird auch ein Land, das sich dazu entschließt, selbst ohne Reziprozität seine Grenzen und Schlagbäume dem ausländischen Zuzuge zu öffnen, nur an Arbeitskraft und Kapital gewinnen. Als auf dem letzten sächsischen Landtage von konservativer Seite eine tadelnde Bemerkung über das norddeutsche Freizügigkeitsgesetz fiel, da hätte daran erinnert werden können, daß sich schon der alte patriotische Engelhardt in seiner zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen „Erdbeschreibung von Kursachsen“ (Bd. 2, S. 21) bei der Beschreibung der Saigerhütte Grünthal folgendermaßen ausgelassen habe: „Abermals ein Beweis für das häufige Ansiedeln von Ausländern im Erzgebirge und von dem großen, historisch bisher zu wenig beachteten Einfluß derselben auf die merkantilische und industriöse Kultur des Erzgebirgs. Niedersachsen entdeckten die Freiberger Bergwerke, Holländer veranlaßten die Ausbildung der Blaufarbenfabrikation, spanische Niederländer gründeten die Band- und Schafwollmanufaktur, dieselben gaben wenigstens Gelegenheit zur Erfindung des Spitzenklöppelns, Schottländer lehrten zuerst den Spitzenhandel ins Ausland, ein Hamburger verpflanzte die Kattunmanufaktur nach Chemnitz, Böhmen brachten uns die Schwarz- und Weißblechfabrikation, ein Italiener baute zuerst aus den Krottendorfer Marmorbrüchen u. s. w.“ Diese Belege für die Richtigkeit unsrer Behauptung könnten durch Beispiele aus anderen Ländern und Staaten beliebig vermehrt werden. Hier sei nur noch erwähnt, daß Fr. List unter den Vortheilen, welche England so blühend gemacht, die Einwanderungen obenan stellt. „Jede politische Bewegung“, sagt er, „jeder Krieg auf dem Kontinente führte England, so lange es gleichsam ein Privilegium der Freiheit und des Asyls, der inneren Ruhe und des Friedens, der Rechtssicherheit und des Wohlstandes besaß, Massen von neuen Kapitalien und Geschicklichkeiten zu.“

Genug, die Freiheit der Arbeit ist dem wirthschaftenden Menschen nöthig wie die Luft dem Vogel, sonst helfen diesem seine Flügel nichts. Und ein

moderner Staat, in welchem keine Gewerbefreiheit besteht, wo der Betrieb und die Ausdehnung eines Geschäfts von dem Willen unwissender Beamter abhängig ist, wo der freie Mann gehindert ist, den Ort zu wählen, den er für die Verwendung seiner Kräfte am passendsten findet, und zur Schließung der Ehe der Erlaubniß seiner Herren bedarf — dies ist, um mit Justus v. *Liebig* zu reden, der alte Sklavenstaat, in welchem der Kern des Volkes arm und ohne Empfänglichkeit für geistige und sittliche Bildung, und dessen Reichthum und Macht ein täuschender Firniß ist, den eine leichte Reibung hinwegnimmt. Der freie Verkehr und Erwerb allein belebt den Fortschrittsgeist in allen Produktionszweigen, verallgemeinert den Wohlstand und verhilft zu einer *natürlichen* Ordnung der menschlichen Gesellschaft, die dem Rechte auf Selbstbestimmung und Selbstverwaltung nicht widerstreitet, denn „sich selbst zu lenken ist des Freien Theil", und „Jeder zählt nur sicher auf sich selbst!"

C. Die Arbeitstheilung.

§ 74. **Wesen und Bedeutung der Arbeitstheilung.** Je mehr der Grundsatz Boden gewinnt, daß so viel als nur möglich einem Jeden zu überlassen sei, sein Thun und Handeln selbst zu bestimmen, befreit sich zugleich der Staat nicht nur von einer Verantwortung, die den wohlwollenden Beamten häufig schwer genug gedrückt haben mag, sondern auch von einer Aufgabe, der seine Behörden unmöglich gewachsen sein können. Unter der Regierung *Ludwig Philipp's* wurde eine Berechnung aufgestellt, wie viele Instanzenzüge eine Gemeinde durchzumachen hatte, bis sie von der Regierung die Erlaubniß erhielt, z. B. eine Brücke auszubessern, oder das Dach eines Schulhauses zu repariren. Es kamen gerade *hundert* Hin- und Herberichte heraus (s. K. Andree's „Geogr. Wanderungen" I. Bd. S. 59—63). Vor Ablauf eines Jahres war an eine Antwort nicht zu denken; denn das Ministerium hatte mit 38,000 Gemeinden zu thun; wegen der Ueberhäufung mit Arbeit konnte sein Bescheid noch dazu recht sachwidrig ausfallen, oder, wenn auch zweckentsprechend, doch so spät eintreffen, daß sich der Schaden bereits vergrößert hatte und die Summe schon nicht mehr zur Reparatur hinreichte. Und doch handelte es sich blos um das eigene Vermögen der Gemeinde, und „die Gemeine ist", wie schon der vielseitig gelehrte, vom freiheitlichen Geiste der Holländer angewehte Kameralist J. J. *Becher* im 17. Jahrhundert scharf betonte, „nicht umb der Obrigkeit, sondern die Obrigkeit ist umb der Gemeine willen da". Es ist ja aber natürlich, daß, wenn alle Geschäfte in der Hand der Regierung zusammenlaufen, es die Kräfte derselben übersteigt, alle Verhältnisse genau kennen und alle Obliegenheiten pünktlich erfüllen zu können. Dies ermöglicht allein die den Gegensatz zur centralistisch-bureaukratischen Vielregiererei bildende Selbstregierung (Autonomie) und Selbstverwaltung, welche auf dem großen Prinzipe der *Arbeitstheilung* beruht. Auch dieses ist einerseits, wie das Eigenthumsrecht und die Freiheit der Arbeit, in unserer Natur begründet; andererseits ist es auf die Mannichfaltigkeit der äußeren Natur zurückzuführen. Selbst, wie schon erwähnt, im Leben der Bienen macht sich das Naturgesetz, dem

die Theilung der Arbeit in der menschlichen Gesellschaft entspricht, auf die eine ihrer beiden Arten geltend, und wie dort, so bestimmte auch hier zunächst das Geschlechtsverhältniß diese Theilung. Hinsichtlich des inneren Baues der Thiere führte 1827 *Milne Edwards* die Idee der Arbeitstheilung in die Betrachtung der thierischen Organisation ein, wie er dieselbe auch später noch (1857) seinen allgemein anatomischen Uebersichten zu Grunde legte. Und in der That, vergleicht man Thiere von einfacherer Organisation mit solchen, deren anatomischer Bau zusammengesetzter ist, so findet man, daß im ersteren Falle ein und dasselbe Organ verschiedene Funktionen auszuführen hat, während im letzteren jede der besonderen Funktionen einzeln lokalisirt ist, die Organe viel weiter differenzirt sind. Die physiologische „Arbeit" des Thierkörpers ist also bei einfacheren Thieren nur wenig Organen übergeben, während bei zusammengesetzteren viele einzelne Organe sich in diese „Arbeit" theilen. Die Vorstellung von der Theilung einer zusammengesetzten Leistung in mehrere einzelne ist hier deshalb nicht unwichtig, da sie auf die Korrelation der Theile führt.

Es war unter uns Menschen das Säugen und Warten der Kinder, wodurch sich das Weib an die häuslichen Verrichtungen: das Zubereiten der Mahlzeiten, das Fertigen der Kleider, u. a. m., angewiesen fand, während der Mann für die Herbeischaffung der nöthigen Nahrungsmittel und Rohstoffe sorgte, und was sie beide zusammen leisteten und schafften, unterstützt vielleicht von ihren größeren Kindern, befriedigte die primitiven Bedürfnisse der ganzen Familie. So sehen wir schon an dieser ältesten, rein familiären Arbeitstheilung, daß wir dieselbe vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus nur im subjektiven Sinne aufzufassen haben und demnach darunter *eine Vertheilung verschiedener Arbeiten unter verschiedene Personen* verstehen. Ferner aber zeigt auch schon die Arbeitstheilung in einer noch auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Familie, daß sie ihren Endzweck (Befriedigung der Familienverhältnisse) nur dann erfüllt, wenn sie in darauf abzielendem gemeinsamen, harmonischen Zusammenwirken besteht. Die Tendenz des Gesetzes der Arbeitstheilung geht ja einerseits überhaupt dahin, die gesellige Natur des Menschen zu verwerthen und die Unvollkommenheiten der Einzelkraft durch Vergesellschaftung auszugleichen; die Vereinigung verschiedenartiger Arbeiten zum Behuf einer gemeinschaftlichen Produktion ist daher eigentlich das Wesentlichste bei der Produktivität ihrer Theilung. Dessen war sich auch schon Adam *Smith*, der das Verdienst hat, das übrigens schon den Alten bekannte Gesetz der Arbeitstheilung entwickelt und in die Wissenschaft eingeführt zu haben, wohl bewußt, sonst würde sich bei ihm nicht der Satz finden: „Die Lebensnothwendigkeiten der niedrigsten Gesellschaftsglieder sind ein Produkt der *vereinigten* Arbeit (joint labour) und des Zusammenwirkens (cooperation) einer Menge von Individuen." Er verfolgte indessen nicht, wie Fr. *List* beklagt, diese so klar ausgesprochene Idee der *gesellschaftlichen* Arbeit, deren praktischen Werth bekanntlich auch Räuber und Diebe von „Profession" in ihrer Weise zu würdigen wissen. So überfielen 1869 bei Essegg drei Zigeuner einen Bauer; der Eine preßte ihm die Augen zu, der Zweite würgte ihn an der Kehle und der Dritte beraubte ihn seiner Barschaft. Von der raffinirten Ausbildung

der Diebe und Gauner in England überhaupt lesen wir in der „Allg. Ztg." vom 4. Juli 1861, S. 3023: „Sie gehen nach allen Grundsätzen der *modernen Nationalökonomie* zu Werke, arbeiten mit Kapital, verstärken die Macht des Kapitals durch mächtige Assoziationen, haben eine vollständige Theorie der Arbeit eingeführt und operiren mit den erfolgreichsten Erfindungen der Wissenschaft und der Mechanik ⁊c."!! Niemand aber wird wol dieses Mißbrauchs wegen die Arbeitstheilung selber verwerfen, da ja Alles gemißbraucht werden kann:

„Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen!"

sagt „der Kaufmann von Venedig" mit Recht.

Mit der Entwicklung dieser *persönlichen* Form der Arbeitstheilung, die sich bei Zunahme der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse durch die Ausbildung einzelner, von verschiedenen Personen ausschließlich betriebener Produktionszweige äußert und in denen, wo der Faktor Arbeit überwiegt, zur größten Ausdehnung gelangt, tritt auch die *örtliche* und überhaupt *räumliche* Theilung und Kombination der Arbeiten auf, wobei die Arbeitstheilung der Ungleichartigkeit in der Beschaffenheit der Erdoberfläche und in der Vertheilung der Gaben und Kräfte der Natur Rechnung trägt, und die Wahl des Ortes für den Arbeitsabschluß das Vorhandensein einer großen Konsumentenzahl zur Bedingung hat (wenigstens bei solchen Produktionszweigen, in denen der Absatz vorzugsweise lokal ist; kommt der auswärtige Markt in Frage, so ist namentlich die Nähe guter Kommunikationsmittel entscheidend). Man denke z. B. an den Landmann, den Müller und Bäcker; im Backen des Brotes erfolgt die „Krönung des Gebäudes", welches alle Drei aufgeführt haben, und der Bäcker, der seine Waare unmittelbar an die Konsumenten verkauft, wird sich natürlich nur da niederlassen, wo er auf möglichst viele rechnen zu können glaubt. Dabei können sich freilich manche andere Produzenten leichter täuschen als ein Bäcker, denn nicht alle Bedürfnisse sind so universell wie das „tägliche Brot". Fand doch in einer russischen Stadt von 30 000 Einwohnern ein Wurstmacher, der sich daselbst als erster und einziger Vertreter seiner Kunst etablirte, keine Abnehmer für seine, selbst von einem *Uhland* besungenen Produkte. (Die Russen sind im Allgemeinen solche abgesagte Feinde aller Wurstfabrikate, daß sie den Deutschen, wenn sie ihn schimpfen wollen, Kolbasnik [Wurstmacher] nennen, wie diese jene Kapustnik [Kohlmacher]). Auf der räumlichen Arbeitstheilung beruht zugleich ein Unterschied von Stadt und Land: hier meistens Rohstoffproduktion, dort hauptsächlich Stoffverarbeitung und Sitz des Handels. Daß ferner die Bewohner eines Küstenlandes Fischerei und Seehandel, die Bewohner eines Flachlandes Viehzucht und Ackerbau treiben, daß in Ost- und Westindien, in den Südstaaten der Nordamerikanischen Union, in Brasilien, auf Cuba, Portoriko ⁊c. Baumwolle, in einem Theile Arabiens, auf Ceylon, in Niederländisch-Ostindien ⁊c. Kaffee gebaut wird dies und Aehnliches ist eine nothwendige Folge der räumlichen Arbeitstheilung, die wiederum zu einer *internationalen* geführt hat. Je mehr aber diese die Bewohner der ganzen Erde zu einer einzigen großen Wirthschaftsgemeinde macht und sie solidarisch verbindet, erweist sie sich als der sicherste und friedenreichste

Missionär der Welt, als der beste Pionnier für die Freiheit und Civilisation der Völker. Uebrigens kann sich eine räumliche Arbeitstheilung die ihr nöthigen Bedingungen selbst schaffen. Wo sich, wie dies namentlich in England der Fall ist, verschiedene Zweige der Industrie auf bestimmte Bezirke vertheilen und sich daher in einem dieser viele Fabriken konzentriren, die alle z. B. Eisen, Stahl u. s. w. brauchen, da bildet sich ein Markt für diese Rohstoffe; mindestens finden sich Grossisten, die den Bezug erleichtern, und ebenso sucht Derjenige, welcher Maschinen kaufen oder bestellen will, den Ort auf, an dem er im Voraus von der Reichhaltigkeit der Auswahl überzeugt sein kann. Im Fabrikwesen ist es auch, wo das Prinzip der persönlichen Arbeitstheilung, ohne welche es überhaupt gar keine Fabriken gäbe, am vollkommensten zur Anwendung gekommen ist und dadurch zu den riesenhaften Fortschritten in der modernen Industrie geführt hat. Die Erfolge des angewendeten Prinzips grenzen oft ans Wunderbare. Hier nur ein Beispiel für hunderte. Die Fabrik von Saltaire bei Bradford in Yorkshire, in der das Prinzip der Arbeitstheilung so weit ausgedehnt ist, als es nur immer möglich, und wo zugleich auch alle Theile der betreffenden Fabrikation vereinigt sind, liefert Gewebe aus Wolle und Baumwolle für circa 145 Mill. Thlr. jährlich! Diese Fabrik ist die Schöpfung eines gewissen Titus *Salt* und besteht seit ungefähr 20 Jahren. Wenn man bedenkt, daß sie mehr als 3000 Arbeiter beschäftigt, die auch innerhalb ihrer Bannmeile wohnen, so kann man sich denken, daß sie eine kleine Stadt bilden muß. Sie empfängt die Wolle, wie sie von dem Rücken der Thiere kommt, und versendet sie wieder als die schönsten Gewebe. Alles ist in dieser Fabrik in den kolossalsten Verhältnissen eingerichtet; mehrere Dampfmaschinen haben die Kraft von 700 Pferden.

Bei Weitem nicht in demselben Grade wie in der Industrie ist die persönliche Arbeitstheilung auf dem Gebiete der *Landwirthschaft* anwendbar, und noch weniger in der *Forstwirthschaft*. Sehr natürlich! „Der geschickteste Säemann oder Schnitter kann nicht das ganze Jahr hindurch", wie *Roscher* bemerkt, „blos mit Säen oder Schneiden beschäftigt werden." Es ist daher in der Landwirthschaft unmöglich, für jede einzelne Verrichtung wie u. A. bei der der Arbeitstheilung ganz vornehmlich zugänglichen Nadelfabrikation — besondere Arbeiter anzustellen; man würde sonst unzählige Arbeiter nöthig haben, und die meisten derselben müßten den größten Theil des Jahres feiern. Und auch an sich sind die Arbeiten des Ackerns, Säens, Schneidens, Bindens ⁊c. viel verwickelter und mannichfaltiger, als irgend eine einzelne Verrichtung, für die man z. B. in einer Fabrik besondere Arbeiter anzustellen pflegt. Welch' eine große Verschiedenheit zwischen den Verrichtungen eines Ackersmanns, der immer mit dem ganzen Körper und mit gespannter Aufmerksamkeit zu arbeiten, der auf sein Werkzeug, auf den Boden und auf das Zugthier *zugleich* zu achten hat, und zwischen der Operation eines Nadelschleifers, der es immer mit dem gleichen Stoff, immer mit dem nämlichen, nicht zu verändernden Werkzeug zu thun und immer nur dieselben Muskeln und Sinne anzustrengen hat! Daß aber die Forstwirthschaft die Arbeitstheilung am wenigsten zuläßt, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß zur Entstehung der Forstprodukte der Faktor Arbeit noch

in weit geringerem Grade mitwirkt, als zur Entstehung der Landbauprodukte. „Wie die Forstwirthschaft noch jetzt in den meisten, selbst höher kultivirten Ländern getrieben wird, so düngt sich der Wald selber durch sein abfallendes Laub; er säet sich selber aus, oder wenn ja die Menschenhand mit Säen und Pflanzen nachhilft, so kann eine solche Arbeit für ein Menschenalter, ja für ein Jahrhundert ausreichen. Fast nur bei der Ernte ist eine bedeutende Anstrengung nöthig. Wie selten aber wiederholt sich diese auf demselben Grundstücke!" (Roscher.) Während mit der Landwirthschaft auch nothwendig Viehzucht verbunden ist, und hier wenigstens die Arbeitstheilung von großem Nutzen sein kann, ist für die Waldproduktion ein Inventarium von Thierkräften in der Regel nicht erforderlich. „Der wichtigste Bestandtheil des Forstinventars, nämlich das sog. Holzkapital, hat wenigstens die Eigenthümlichkeit, von selbst zu wachsen, gewöhnlich dann am meisten zu wachsen, wenn die Hauptarbeit des Forstwirths, eben die Ernte, unterbleibt." Wo indessen in großen Forstwirthschaften das Kohlenbrennen getrieben wird, da können besondere Holzarbeiter und Köhler hinreichende Beschäftigung haben; bei geringerem Waldbesitz wird der Köhler auch Holzschläger sein.

Wie wichtig dagegen die Arbeitstheilung im geistigen Leben ist, darauf braucht kaum hingewiesen zu werden. Nur durch die Sonderung der Wissenschaften nach speziellen Problemen und ihr gegenseitiges Aufeinanderwirken ist ihr hoher Aufschwung erzielt worden. Auch haben sich die einzelnen Wissenschaften jederzeit nach dem Prinzipe der Arbeitstheilung bewegt; so insbesondere die empirischen: hier das Erkennen der einzelnen Thatsachen, dort die Forschung nach dem gemeinschaftlichen Grunde mehrerer und die Vereinigung des Mannichfaltigen unter höhere Gesichtspunkte, — hier die Versenkung in das Objekt, dort die Synthesis und Gliederung gewonnener Wahrheiten zu einem größeren Ganzen. Das Bedürfniß der einzelnen Geister, vorwaltend bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin, thätig zu sein, hängt mit ihrer physischen Ausstattung, mit ihrem Charakter und äußeren Lebensgange aufs Innigste zusammen. Auch das minder mächtige Talent vermag in der Einzelforschung Erfolgreiches, Wesentliches, Bleibendes zu leisten, aber die Bewältigung großer Reihen von Thatsachen, die Erforschung der Gründe, die organische Gliederung aller Hauptmomente einer Doktrin, wodurch diese im Ganzen gefördert wird — ist Sache des Genies (man denke an einen Alex. v. Humboldt!). Das Talent orientirt die einzelne Thatsache; das Genie orientirt eine Wissenschaft zwischen den übrigen. Jenes trägt seine Lampe mit gewissenhaftem Fleiß in die Tiefe des Schachtes und zeigt uns das Erz in seiner ursprünglichen Lage und Gestalt; dieses fördert es in kühnen Würfen zum Lichte des Tages, prägt es aus und läßt es kreisen auf den bunten Bahnen der Welt.

§ 75. **Die Ursachen des durch die Arbeitstheilung erhöhten Arbeitserfolgs.** Zu diesen gehört an erster Stelle die Vereinfachung der Operationen für den einzelnen Arbeiter. Jeder Produktionszweig erfordert eine gewisse Zeit und Mühe zum Erlernen der dabei nöthigen Manipulationen, und zwar offenbar um so mehr, je komplizirter diese und je geringer die natürlichen Fähigkeiten des Lernenden sind. Ein Individuum

z. B., das eine genügende Fertigkeit erlangen wollte, um alle Bestandtheile einer Taschenuhr selbst her- und zusammenzustellen, würde einen großen Theil seines Lebens mit dem bloßen Erlernen der unzähligen Operationen verlieren. Nur die fähigsten und fleißigsten Lehrlinge würden es in der That zu einiger Vollkommenheit bringen, und gute Uhren würden vielleicht, wie in den Tagen Karl's des Großen, zu den Gegenständen gehören, welche sich Monarchen zum Geschenke machen. Alles dies ist nicht der Fall, denn das Gewerbe der Uhrmacher ist in nicht weniger als 102 Unterabtheilungen getheilt, die so von einander unterschieden sind, daß Arbeiter, die in der einen unterrichtet worden, durchaus nicht für die Operationen der anderen Abtheilungen taugen, ohne auch für diese Unterricht erhalten zu haben. Die Zeit, welche zum Erlernen der Operationen einer einzigen Unterabtheilung des Gewerbes erfordert wird, ist verhältnißmäßig kurz, und selbst minder befähigte Personen sind im Stande, eine vollkommene Brauchbarkeit für jede einzelne dieser Branchen zu erlangen, oder haben wenigstens die Wahl von solchen, deren Erlernung ihre Kräfte nicht überschreitet. Ueberhaupt bewährt sich hier das Sprüchwort „Uebung macht den Meister" am augenfälligsten. Die beständige Wiederholung einer und derselben Operation hat für den Arbeiter die Erlangung einer Geschicklichkeit zur Folge, die bei der Verrichtung vieler verschiedenen Arbeiten ganz undenkbar wäre. Ein fertiger Feilenhauer z. B. thut in der Minute 200 Hiebe; ein geschickter Kammacher verfertigt täglich 60—70 Kämme von solcher Feinheit, daß 40 bis 48 Zähne auf den Zoll kommen; die in den Nähnadelfabriken mit dem Einschlagen der Oehre beschäftigten Kinder vermögen durch das feinste Haar ein Loch zu schlagen und ein anderes durchzuziehen; wenn sich 8 Lütticher Ziegelstreicher in die Hand arbeiten, bringt jeder täglich 6000 Stück Ziegel zu Stande; in der ehemals kaiserl. franz. Tabaksfabrik zu Straßburg macht und füllt ein Arbeiter binnen 10 Stunden 2500 Packete Rauchtabak zu $1/10$ Kil., und schlägt ein Knabe den Stempel auf 200 Papierblätter in der Minute. Macht also die Trennung komplizirter Prozesse in einfache Operationen Individuen von geringeren Fähigkeiten und nach kürzerer Lehrzeit für die Industrie verwendbar, erzieht sie die Arbeiter durch Uebung zu einem höheren Grade der Geschicklichkeit — wobei freilich auch eine nachtheilige Rückwirkung auf die Personen unverkennbar ist, auf die wir später zu sprechen kommen —, so verhütet auch die Arbeitstheilung den Zeitverlust, der mit dem öfteren Uebergange von einer Operation zu anderen, verschiedenartigen, verbunden zu sein pflegt. Wenn die menschliche Hand, oder selbst der Geist des Menschen, für einige Zeit mit einer gewissen Arbeit beschäftigt waren, so können sie nicht augenblicklich zu einer Beschäftigung anderer Art übergehen und in dieser sogleich mit ihrer vollen Leistungsfähigkeit zur Verwerthung kommen. Mit der Zeitersparniß verbindet sich, wie Rau bemerkt, in vielen Fällen auch noch das, daß man eine viel größere Leistung mit gleicher Mühe wie eine kleinere, oder doch mit geringer Vermehrung der Beschwerde und Arbeitsdauer zu Stande bringen und so mehreren anderen Menschen die nämliche Bemühung ersparen kann. Die Oelpresse z. B. kann für 4000 Familien arbeiten, wenn Jemand sich ganz mit ihr beschäftigt; ein Hirte hütet so leicht eine größere Herde (bis zu einer gewissen Grenze) als eine kleinere. Daß die Arbeits-

ersparung zugleich auch eine Kapitalersparniß ist, liegt auf der Hand; so werden Brot und Bier besser und doch wohlfeiler in Gemeinde- oder Privat-Bäckereien und Brauereien erzeugt als in den einzelnen Haushaltungen. Auch in anderer Beziehung wird durch die Arbeitstheilung eine große Oekonomie erzielt, indem man bei Anwendung ihres Prinzips für die leichteren Verrichtungen minder geschickte und daher wohlfeilere Gehülfen verwenden kann (also selbst Kinder, so weit dies statthaft ist) und die besser bezahlten Arbeiter blos für die schwierigeren Operationen zu benutzen braucht. Ein Beispiel wird dies verdeutlichen: Soll eine Stecknadel durch Handarbeit in einer möglichst ökonomischen Weise hergestellt werden, so muß sie durch die Hände von zehn verschiedenen Arbeitern gehen, ehe sie vollendet ist. Die erste Operation, die mit dem für die Fabrikation der Stecknadeln verwendeten Drahte vorgenommen wird, ist das Ziehen desselben durch kleine Löcher in einer Stahlplatte, um ihn so dünn zu machen, als für die Gattung von Nadeln erforderlich ist. Dies thut ein Arbeiter, indem er zu gleicher Zeit den Draht in kleine Rollen zusammenwindet. Eine Frau übernimmt diese Rollen und zieht den Draht auf einem langen Tische zwischen eisernen Stiften, die in zwei Reihen gesetzt sind, durch, um gerade Stücke von ziemlicher Länge zu liefern, die von einem kleinen Mädchen abgeschnitten werden und dann in die Hände eines Mannes übergehen, dessen Geschäft es ist, die Nadeln zuzuspitzen. Zu diesem Behufe schneidet er nochmals den Draht in gleiche Stücke, die etwas länger sind als sechs Stecknadeln zusammen, und die er an beiden Enden mit einer Spitze versieht. Das erfordert eine bedeutende Geschicklichkeit und ist eine Operation, für die ein hoher Arbeitslohn gezahlt wird. Sobald die beiden Enden zugespitzt sind, werden von denselben die Längen von je einer Nadel abgeschnitten, so daß ein Stück so lang wie vier Nadeln übrig bleibt, an dem die gleiche Operation wiederholt wird, u. s. f. Die Nadeln sind aber noch ohne Köpfe. Diese werden aus dünnerem Draht gemacht, welcher zuerst in einer Drehbank um einen langen Draht von der Dicke der Nadeln gesponnen wird, so daß eine lange Spirale entsteht, die ein Mann in Stückchen von genau zwei Windungen zerschneidet. (Ein solcher Kopfabschneider kann es zu einer so großen Geschwindigkeit bringen, daß er in 1 Stunde 20—40,000 Stück expedirt.) Eine Anzahl von Frauen und Kindern beschäftigen sich dann damit, diese Köpfchen durch einige Schläge in einer Presse (Wippe genannt) an die Nadel zu befestigen: eine mühselige Arbeit, bei der jede Nadel für sich in die Hand genommen, durch eine Kopfspirale gesteckt, in die Wippe gebracht und durch 4—6 Schläge fest „angeköpft" werden muß. Der Prozeß erfordert zwar nicht viel Geschicklichkeit, doch hängt die Quantität, welche ein Individuum täglich erzeugt, und die zwischen 10- und 20,000 Nadeln an einem Tage wechselt, von der größeren oder geringeren Fertigkeit desselben ab. Sind die Nadeln durch das Anköpfen in der Form vollendet, so müssen sie noch von Schmuz und Anlauf befreit und wieder blank gebeizt, dann aber auch in den meisten Fällen noch durch das sogenannte Weißsieden verzinnt werden. Dies ist ein schwieriger Prozeß, der sehr vieler Erfahrung und Geschicklichkeit bedarf; er ist daher Sache eines in hohem Lohn stehenden Mannes, dem ein Knabe dabei behülflich ist. Schließlich handelt es sich noch großentheils, da die Stecknadeln weniger in ungeordneten Massen, wie die Nägel, in den Handel kommen, um das „Einbriefen" derselben. Dies besorgen wieder Frauen oder Kinder, denen die einfache Arbeit durch einige Hülfsmittel noch bedeutend bequemer gemacht wird. (S. „Das neue Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien." Leipzig und Berlin 1867. VI. Bd. S. 60—64.) Fast alle diese Operationen werden jetzt gewöhnlich schneller und billiger durch Maschinen ausgeführt; allein wenn man die Produktion der Stecknadeln nur durch Handarbeit ins Auge faßt, da zeigt sich die Oekonomie in der Theilung der Arbeit deutlich genug, sobald man bedenkt, daß der Lohn des Arbeiters, der die Spitzen schleift, und dessen, der die Nadeln verzinnt, mehr als zehnmal so groß ist als der, den die Kinder erhalten, die bei einzelnen Operationen verwendet werden. Ein einzelner Arbeiter, der eine ganze Nadel allein anfertigen wollte, müßte aber die Geschicklichkeit für das Zuspitzen und Verzinnen besitzen und dennoch den größten Theil seiner Zeit mit den für ihn undankbaren Beschäftigungen des Drahtziehens oder Köpfepressens verlieren; er müßte sich daher entschließen, auf den Arbeitslohn zu verzichten, zu dem ihm seine Geschicklichkeit Ansprüche giebt, oder seine Nadeln werden etwa den dreifachen Preis haben von denjenigen, welche durch die Vereinigung von zehn verschiedenen Arbeitern erzeugt worden sind.

An ein anderes Beispiel erinnert jedes Buch, das man in die Hand nimmt. Man denke nur an die Herstellung der Lettern, des Papiers und der Druckschwärze, mit deren Hülfe der Substanz des Gedankens die Vergänglichkeit genommen wird, an die Herstellung des Satzes, des Druckes, das Falten, Heften und Binden der Bogen! Wie wäre es ohne die durch die Arbeitstheilung erzielte Oekonomie möglich, solch' ungeheure Massen von Büchern, wie sie jeder Meßkatalog aufweist, und zu so geringen Preisen auf den Markt zu bringen! Unmöglich vollends wäre unsere ganze Zeitungsliteratur, die ja auch vor Allem der Theilung der geistigen Arbeit bedarf. Ein interessantes Beispiel für die Oekonomie in Bezug auf die Zeit, welche in geeigneten Fällen durch dieselbe erzielt werden kann, liefert insbesondere auch die praktische Anwendung des Prinzips bei der Durchführung der großartigsten Rechnungen, die jemals ausgearbeitet wurden. In der allgemeinen Aufregung, welche die erste franz. Revolution und die darauf folgenden Kriege begleitete, war der Ehrgeiz der französischen Nation, trotz ihrer Leidenschaft für kriegerischen Ruhm, auch jenen edleren und bleibenderen Triumphen im Gebiete der Wissenschaft zugewendet, welche die Epoche der Größe eines Volkes bezeichnen und den Beifall der Nachwelt erringen, lange nachdem die Eroberungen desselben ihm abgerungen sind, oder wenn dessen Existenz als Nation nur noch durch die Blätter der Geschichte in Erinnerung erhalten wird. Zu den zahlreichen wissenschaftlichen Unternehmungen nun, welche die französische Regierung zu jener Zeit ins Leben rief, gehörte auch die Berechnung ausgedehnter Logarithmentafeln, deren Durchführung dem berühmten Prof. Prony anvertraut wurde. Prony ergab sich diesem Unternehmen mit allem Eifer, dessen sein Geist fähig war; allein er erkannte bald, daß, selbst mit Hülfe von dreien oder vieren der ausgezeichnetsten Mathematiker Frankreichs, die längste wahrscheinliche Dauer seines Lebens nicht hinreichen würde, diese Aufgabe zu lösen. Mit diesem peinigenden Gedanken beschäf-

tigt, blieb der große Mathematiker eines Tages vor einer Buchhandlung stehen, wo ein nationalökonomisches Werk seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Er blätterte in dem Buche und fand eine Abhandlung über die Arbeitstheilung, worin die Fabrikation der Stecknadeln gleichfalls als Beispiel angeführt war. Wie durch höhere Eingebung kam er nun plötzlich auf den Gedanken, seine Logarithmen zu fabriziren wie die Stecknadeln, und diesen Plan führte er mit dem glänzendsten Erfolge durch. Er theilte die ganze Arbeit in drei Abtheilungen, welche drei verschiedenen Gruppen von Individuen anvertraut wurden. Die erste Gruppe bestand aus fünf oder sechs der besten Mathematiker Frankreichs und hatte nichts Anderes zu thun, als jene mathematischen Formeln und Ausdrücke aufzusuchen, welche sich am besten dazu eigneten, sich in die einfachen Rechenoperationen des Addirens und Subtrahirens auflösen zu lassen. Diese Formeln wurden dann der zweiten Gruppe überliefert, welche aus sieben oder acht geschickten Mathematikern bestand und die Aufgabe hatte, aus den erhaltenen Formeln die aufzulösenden Additions- und Subtraktionsprobleme in Ziffern aufzuschreiben und so der dritten Gruppe von Rechnern zu überliefern. Diese letztere bestand aus 60 bis 70 Individuen, welche die Rechnungen ausführten und die erlangten Resultate wieder an die zweite Gruppe ablieferten. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß von je zehn dieser Rechner etwa neun keine weiteren arithmetischen Kenntnisse besaßen, als die Fertigkeit im Addiren und Subtrahiren, und daß gerade diese Personen gewöhnlich die verläßlicheren im Vergleiche mit denjenigen waren, welche eine ausgedehntere Kenntniß des Gegenstandes besaßen. Sie waren bloße Rechenmaschinen, und in der That konstruirte später der englische Mathematiker Charles Babbage eine Maschine, welche die Arbeiten dieser dritten Gruppe durchzuführen und fortzusetzen im Stande ist, d. h. die Resultate numerischer Additionen oder Subtraktionen angiebt. Die Tafeln, welche Prony auf dem angegebenen Wege zu Stande brachte, bilden 17 große Folianten; sie sind, wie gesagt, das großartigste und werthvollste Rechnungswerk, das jemals unternommen wurde, und ein wichtigeres Monument menschlicher Arbeit als alle ägyptischen Pyramiden.

D. Die Assoziation.

§ 76. **Wesen und Bedeutung der Assoziation im Allgemeinen.** Es wurde in Betreff der Arbeitstheilung betont, daß eigentlich das Wesentliche, das Fundamentale bei ihr das gesellschaftliche Moment sei, und zwar ist dies sowol im großen Ganzen wie bei einzelnen Unternehmungen, hier insbesondere auf dem Gebiete der Industrie und des Handels, der Fall. Fördert die Arbeitstheilung an sich die Entwicklung der verschiedenen Produktionszweige, ist sie von oft wunderbarem Erfolg hinsichtlich der Qualität und Quantität der einzelnen Arbeiten, so ermöglicht doch erst ein stetes Hand-in-Hand-Gehen, ein gegenseitiges Sich-Ergänzen der in richtigem Verhältniß zu einander stehenden Arbeitsbranchen den höchsten Grad allgemeinen Wohlstandes, und ein harmonisches Zusammenwirken, eine wohlberechnete und wohldurchgeführte Kombination aller bei einem Unternehmen nöthigen Operationen

dessen Gelingen und Gedeihen. In ersterer Beziehung ist es bemerkenswerth, daß z. B. die bereits im J. 1845 zur Erörterung der Ursachen des in der Provinz Preußen öfters wiederkehrenden Nothstandes niedergesetzte Kommission in ihrem Berichte erklärte: „Das ausschließliche Bestehen des Landbaues ohne Fabrikation, oder umgekehrt, bringt nach Einführung der Geldwirthschaft und der Gewerbefreiheit beiden Gefahr, während sie sich durch das Nebeneinanderbestehen zur gegenseitigen Stütze dienen.“ In letzter Beziehung bemerkt Roscher: „Der Arbeiter in einer Stecknadelfabrik, welcher blos die Nadelköpfe anfertigt, muß seines Kollegen, welcher die Spitzen schleift, gewiß sein, wenn er nicht ganz umsonst gearbeitet haben will.“

Indessen giebt es noch eine andere Art der Kooperation, wie der Engländer das Zusammenwirken nennt, nämlich diejenige, bei der verschiedene Personen bei einer und derselben Arbeit einander helfen. Sie beruht auf der überall, wo denkende Menschen zusammenwohnen, gemachten Erfahrung, daß mehrere kleine Kräfte zusammen eine Großkraft bilden. In der Natur verwandeln sich Wasserfurchen zu Wellen und Wogen, fügen sich Asteroiden zu Sonnen zusammen, Mittelpunkten unermeßlicher Planetensysteme. Aehnlich kann sich der einzelne Bewohner unseres Planeten behufs der Bewältigung einer seine Kräfte übersteigenden Aufgabe mit anderen Seinesgleichen verbinden. Der Vortheil einer solchen Verbindung ist so einleuchtend, daß diese Art des Zusammenwirkens etwas ganz Gewöhnliches ist; wir können sie beobachten beim Heben schwerer Lasten, beim Fällen von Bäumen, beim Sägen des Holzes, bei der Ernte, beim Einziehen der Taue an Bord der Schiffe, beim Rudern großer Böte, beim Aufrichten von Gerüsten, beim Pflastern einer Straße u. s. w. Bei allen solchen Arbeiten ist es zu ihrer besseren Erledigung und größeren Beschleunigung durchaus nothwendig, daß viele Personen zu derselben Zeit, an demselben Platze und auf dieselbe Weise zusammen thätig sind. Die Wilden in Neuholland helfen einander nie, selbst nicht bei den einfachsten Verrichtungen; ihre Lage ist daher schwerlich besser, in mancher Beziehung vielmehr gewiß schlechter als die der wilden Thiere, welche sie dann und wann fangen. Dagegen hat sich bekanntlich jener Erfahrungssatz bei allen Kulturvölkern auch im staatlichen Leben bewährt, wie denn der Staat selbst eine große (nothwendige) Assoziation ist und insofern der erste Räuber gewissermaßen der erste Staatenbegründer wurde, denn die Schwächeren sahen sich genöthigt, sich zusammenzuschließen, um sich und ihre Habe gegen den Uebermächtigen zu vertheidigen. Später macht es die „Konföderation“ selbst für Zwergvölker und Stammessplitter möglich, bei Erhaltung ihrer Autonomie große, mächtige Staaten zu bilden. Sind doch daher auch die alten Sinnsprüche: „Eintracht macht stark“ (L'union fait la force), „Viribus unitis“, „E pluribus unum“, „Concordia res parvae crescunt“ zu Devisen mancher Staatswappen erhoben worden, ohne daß man freilich die in ihnen enthaltene Mahnung immer befolgt hätte. So verloren die Hansastädte ihren Handel und ihre Reichthümer, weil sie in der Zeit ihrer Blüte nicht darauf bedacht waren, ihrem Bunde mehr Einheit zu verschaffen und sich durch festeres Anschließen an die kaiserliche Macht größern Einfluß auf die Angelegenheiten des Deutschen Reiches zu erwerben. Im Verein mit dem

Bunde der oberdeutschen Städte, meint Fr. List, und im Einverständniß mit dem Kaiser hätte es ihnen wol nicht schwer fallen können, ein deutsches Unterhaus zu bilden, vermittelst des dadurch erlangten Einflusses auf die Gesetzgebung und die exekutive Gewalt der deutschen Aristokratie das Gleichgewicht zu halten, und so jenen glücklichen Verein der drei Staatselemente herbeizuführen, welcher später die Grundlage der Größe Englands geworden ist. Wenn man bedenkt, daß Holland ebensowol als Belgien diesem Handelsreiche angehört haben würden, so wird man versucht zu glauben, daß die Deutschen mehrere Jahrhunderte vor den Engländern das Schauspiel einer im auswärtigen wie im inneren Handel, in der Landwirthschaft wie in den Gewerben, in der Kolonisation, Fischerei und Schiffahrt wie in der Seemacht ausgebildeten, kurz einer mit allen Attributen der Größe bekleideten Nation der Welt hätten vor Augen stellen können! Aber Partikularismus, kleinlichste Interessen- und jämmerlichste Kirchthurmpolitik sind ja leider in Deutschland überhaupt stets zu Hause gewesen. Auch Schiller's Zuruf:

> Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
> Bilden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!

wurde nicht beherzigt. Was das „gute und brave Volk" zur Zeit seiner Erhebung gegen Napoleon I. unter den größten Opfern an Gut und Blut auch für Deutschlands Einheit gethan hatte: die Fürsten, der Adel und die Klerisei machten es wieder zu nichte, sie zerstörten auf dem Wiener Kongreß seine schönsten Hoffnungen. So kam es, daß erst 50 Jahre später der Grund zu einem wirklich geeinten Deutschland gelegt, aber selbst dieser Anfang zu einem solchen, der Norddeutsche Bund, nur

> Zusammen ward gelöthet
> Von des Krieges Hammer,
> Zusammen ward genöthet
> Unter Druck und Jammer!

und ein erneuter frecher Angriff seitens des hochmüthigen Frankreich die thatsächliche Umwandlung der deutschen Stämme zu einer Nation herbeiführte, von der die „Times" meint, daß sie die einzige wohlbegründete Hoffnung auf Ordnung und fortschreitende Civilisation unter wogenden Nationalitäten und ruhelosen Träumern bilde. Noch größer als in der Vergangenheit verspreche nunmehr Deutschland in der Zukunft zu werden.

Auf dem Gebiete der Privatwirthschaft hatten auf Grund jener Erfahrung von der Verstärkung der Einzelkräfte durch ihre Vereinigung mannichfaltige Interessen schon im frühen Alterthume Assoziationen, d. h. also Verbindungen einer Anzahl von Personen zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes, hervorgerufen; namentlich aber finden wir dergleichen, mit wechselnder Bedeutung und wechselndem Inhalte, das ganze Mittelalter hindurch. Hier sah sich insbesondere der Gewerbestand, wollte er mit seinen Feinden hinter sich fertig werden, auch nicht blos von einer launischen Toleranz abhängig sein und die früher angegebenen Ziele erreichen, wegen der Schwäche des Einzelnen zur Assoziation, zur Bildung der Zünfte also, genöthigt. Auch wagten schon vor mehreren Jahrhunderten, ehe die

schroffe Exklusivität der Zünfte eintrat, einige Gewerbe, mittels einer Instruktion, die nahe an unsere heutigen gewerblichen Assoziationen anstreift, dem stark heruntergekommenen Handwerk wieder aufzuhelfen — so die Schuster in Bremen und die Tuchmacher in Iglau. Die Genossenschaften beider, deren allernächste Aufgabe der Einkauf von Rohprodukten im Interesse des Einzelnen war, scheiterten jedoch, weil ihnen der Lebensnerv derartiger Assoziationen, die freie Konkurrenz, gebrach. Dies wurde überhaupt eine der Ursachen, welche den Assoziationsgeist in Deutschland allmählig erlahmen ließen, während wir im freien Britannien die freien Vereine jeder Art mehr und mehr zu einer Hauptquelle des riesenmäßigen Wachsthums und des vergleichsweise so großen Uebergewichts an industrieller und merkantiler wie an politischer Macht werden sehen. Auf eine vortreffliche Weise hat besonders der (1844 verstorbene) Freiherr v. Vincke, s. Z. preußischer Staatsminister und Oberpräsident in Westfalen, nach genauer eigener Beobachtung in seiner von dem berühmten Niebuhr herausgegebenen „Staatsverwaltung Großbritanniens" das freie Assoziationsrecht als den Mittelpunkt und Hauptheb el der ganzen englischen Staatsverwaltung geschildert. Die wichtigsten Unternehmungen für Befriedigung materieller und intellektueller Bedürfnisse, für Anlegung von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen, Häfen, Brücken und anderen großen Bauwerken, sowie die Lösung der wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung sind dort stets von freien Assoziationen ausgegangen, welche oft über Einkünfte so groß wie die von manchen Königreichen gebieten. Ja, eine Privatgesellschaft, die Englisch-Ostindische Compagnie, gründete für ihr Vaterland die Herrschaft über 100 Millionen Menschen und verwaltete lange Zeit selbst die ostindischen Kolonien. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die von ihr der Regierung sehr häufig gemachten Vorschüsse in regelmäßige Beiträge zur Staatskasse verwandelt, die sich auf 500,000 Pfd. Sterl. beliefen. Später wurde die Hudsons-Bai-Compagnie der bei Weitem größte Privateigenthümer der Welt. Im J. 1863 gehörten ihr 1,400,000 engl. Quadratmeilen oder 896,000,000 Acker! Dieser ganze Besitz wurde übrigens in den ersten Julitagen des genannten Jahres für blos 2 Millionen Pfd. Sterl. an die „Internationale Gesellschaft" verkauft; außerdem waren an Aktiven nur 1,393,529 Pfd. Sterl. aufgeführt: der Acker Land kam somit im Durchschnitt auf weit weniger als einen halben Penny.

Vor Allem weist das Assoziationswesen jenseit des Ozeans, in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo jedes Problem das Recht des Experiments hat, wo die Entwicklung des Einzelnen nur beschränkt wird durch die Freiheit des Nebenmenschen, die herrlichsten Erfolge auf. Dort giebt es in der kleinsten Stadt Vereine, in denen Alles, was sich auf Hebung des wirthschaftlichen Lebens, auf die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, auf die Verallgemeinerung der Bildung, auf die Steigerung des Arbeitsvermögens, auf die Vermehrung der Wohlfahrt der Gesammtheit bezieht, zur Sprache, zur Berathung kommt. Ein schlicht hingeworfener Gedanke, öffentlich diskutirt, giebt nicht selten Anlaß zu einer wichtigen Erfindung, zu einer heilsamen Reform. In jener großen Föderativ-Republik ist aber auch ganz vornehmlich die schönste Frucht des Assoziationsgeistes gezeitigt: ein lebendiger,

thätiger Gemeinsinn. Welche andere Nation, wie die amerikanische, deren fünftes Evangelium jenes Meisterstück der gesunden Vernunft und des praktischen Sinnes, das unter dem Titel „Die Weisheit des guten Richard" bekannte Buch Benj Franklin's ist, vermag so viele großartige, blos durch die Munifizenz von Einzelnen geschaffene Humanitäts-Anstalten aufzuweisen? Nicht Thomas Payne, der Freund Franklin's, allein hat den Wahlspruch gehabt: „Die Welt ist mein Vaterland und Gutes zu thun meine Religion!" „In diesem Sinne leben, wirken, handeln gar viele Bürger Amerika's. „Niemals" — sagte Karl v. Scherzer in einem Vortrage, den er am 15. Febr. 1867 bei Eröffnung eines Gewerbevereins zu Sechshaus bei Wien hielt, — „niemals wird aus meiner Erinnerung das Zusammentreffen mit dem greisen Peter Cooper schwinden, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts durch das Auffammeln von Eisenabfällen in den Straßen von New-York sein tägliches Brot erwarb und jetzt einer der reichsten Bürger dieser Stadt der Millionäre ist. Er erzählte mir selbst in schlichten Worten, wie es ihm durch Fleiß und Sparsamkeit allmählig gelang, eine kleine Fabrik zur Erzeugung von Eisendraht, Kupfernägeln, Kupferplatten u. s. w. zu errichten, und wie ihm, im Verhältnisse als sich sein Geschäft vergrößerte, der Mangel an praktischen Kenntnissen immer empfindlicher und peinlicher wurde. Als er reich geworden war, widmete er, obwol selbst Familienvater, eine Million Gulden zur Gründung eines Instituts der sogenannten „Cooper's Institution", worin sich unbemittelte junge Leute, welche nur einen dürftigen Schulunterricht genossen, in den technischen Wissenschaften unentgeltlich ausbilden können, wo ihnen von den tüchtigsten Lehrern Unterricht ertheilt wird. Ein anderer Amerikaner, der im Pelzhandel reich gewordene Astor, widmete einen großen Theil seines kolossalen Vermögens der Gründung einer öffentlichen Bibliothek in New-York. Der schlichte Matrose Girard, welcher sich durch glückliche Spekulationen in Westindien großen Reichthum erwarb, gründete damit in Philadelphia ein Asyl für 500 arme Waisenkinder, welche nicht nur gepflegt und erzogen, sondern auch auf Kosten des Gründers versorgt werden. Der menschenfreundliche Smithson hinterließ fast eine Million Gulden zu dem Zwecke, um Wissen unter den Menschen zu verbreiten (to diffuse knowledge amongst men) und ward dadurch der Gründer jenes weltberühmten Instituts zu Washington, welches an Großartigkeit seiner wissenschaftlichen Schätze, an Nützlichkeit ihrer Verwendung, an Tüchtigkeit des Geleisteten keiner wissenschaftlichen Anstalt in Europa nachsteht."

Deutschland freilich war bis auf die neueste Zeit nicht das Terrain, wo ähnliche Assoziationen, wie sie in England und Amerika mit so glänzendem, segensreichem Erfolge bestehen, zu gedeihen vermochten. In Staaten, wo man hinter jeder Vereinigung liberaler Männer revolutionäre Absichten, regierungsfeindliche Tendenzen wittert, wo gewissermaßen hinter jedem Vereinsmitgliede ein Gensdarm oder ein Polizei-Agent steht, kann sich weder ein reges Vereinsleben noch Gemeinsinn entwickeln. Erst seit Kurzem ist bei uns auch in dieser Beziehung ein günstiger Umschwung eingetreten, nachdem bereits im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts verschiedene Aktienunternehmungen den Assoziationsgeist wieder wach gerufen hatten. Und so wenig

man den Rhein an den Gletschern, aus denen er entspringt, aufhalten und hindern kann, dem Meere zuzuströmen, ebenso ohnmächtig wäre heute jeder Versuch, die assoziative Bewegung wieder abzudämmen und in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie nimmt jeden Tag und jedes Jahr zu an Tiefe und Umfang.

Für die große Bedeutung der Assoziation zeugt übrigens auch, worauf noch hingewiesen werden mag, die Astronomie. Wenn irgend der menschliche Geist sich vermessen darf, einen Triumph seiner hohen Würde und seines Sieges über die geheimen Kräfte der Natur und deren Gesetze zu feiern, so ist es in dieser Wissenschaft, wo auch scheinbar unlösbare Aufgaben und die verwickeltsten Probleme sich seinen fortgesetzten Anstrengungen und beharrlichen Bestrebungen fügen müssen. So reich aber die Geschichte der Astronomie an Namen großer Männer ist, welche zu diesem Triumphe des Menschengeistes beigetragen haben: das, was insbesondere in neueren Zeiten diese Wissenschaft so groß gemacht, ist doch hauptsächlich der Assoziation vieler, auf verschiedene Punkte der ganzen Erde vertheilter und zu gemeinschaftlichen Zwecken verbundener Männer zu danken, — einer Assoziation, welche nur noch etwa für die Meteorologie (hier auf Alex. v. Humboldt's Veranlassung ins Leben gerufen), sonst aber für keinen anderen Zweig menschlicher Geistesthätigkeit in solch' ausgedehnter Weise besteht und deshalb auch die fruchtbarsten Ergebnisse zur Folge gehabt hat. Wie Glieder eines Geheim-Bundes theilen sich die Astronomen gegenseitig die Resultate ihrer Forschungen und Beobachtungen mit; wie auf geheime Zeichen stehen sie auf der Wacht, werfen mit ihren scharf bewaffneten Augen von hohen Warten gleichsam das Senkblei in das unermeßliche Aethermeer, um die im Weltenhaushalte waltenden unabänderlichen Gesetze aufzufinden, vor denen jeder irdische Machtspruch verstummen muß, beobachten zu einer und derselben Zeit die gleichen Himmelserscheinungen und lösen sich in ihren mathematischen Berechnungen gegenseitig ab, um sie zu kontroliren und weiterzuführen — mit Einem Worte: ein gemeinsames Band umschlingt alle diese verschiedenen Kustoden der einen Wissenschaft, und alle Sternwarten der Erde sind nur Glieder einer zusammenhängenden Kette. Und durch ein solches Zusammenwirken vereinter Kräfte ist die Wissenschaft selbst zu einem festen organischen Bau geworden, dessen Gesetze allenthalben auf der bewohnten Erde gleiche Giltigkeit haben und wol schwerlich je wieder verdrängt werden dürften.

§ 77. **Die Assoziation des Kapitals.** Im Hinblick auf die Erfolge der Arbeitstheilung und die Bedeutung der Arbeitsvereinigung erscheint es zweifellos, daß die größte Produktivität, namentlich auf dem Gebiete der Industrie, nur durch Unternehmungen zu erzielen ist, die in großem Maßstabe angelegt und fortgeführt werden. Große Unternehmungen erfordern aber natürlich ein bedeutendes Kapital, und nur selten findet sich ein solches in der Hand Eines Produzenten. Auch halten es die meisten Kapitalisten mit Recht für bedenklich, ihr ganzes Vermögen in ein einziges Unternehmen zu stecken und so gleichsam auf Eine Karte zu setzen. Da schafft denn die Assoziation insofern die beste Hülfe, als sich durch die Vereinigung vieler kleiner Beiträge ein großes Kapital bilden läßt und sich Kapitalisten an mehreren Kapitalsassoziationen oder Compagniegeschäften betheiligen können

und dadurch das Risiko für ihr Vermögen verringern, denn geht das eine Unternehmen nicht, prosperirt wenigstens das andere.

Die frühesten, auf Assoziation vieler kleiner Kapitalien gegründeten Unternehmungen weist der deutsche Bergbau auf, der somit im Mittelalter das einzige Gewerbe war, welches allen Ständen eine gleiche Theilnahme gestattete. Indem durch altes Herkommen und Gesetz — sagt Joh. Falke in der Einleitung zu seiner gekrönten Preisschrift: „Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung" (Leipzig 1868) — der Besitz der Erdoberfläche von dem unter derselben getrennt war und der Eigenthümer von jener Keinem, der unter seinem Grundbesitz schürfen und bauen wollte, solches bei nur einiger Aussicht auf Ausbeute und mit billiger Entschädigung und Zins für das von seinem Eigenthume für die Berggebäude in Anspruch Genommene verweigern durfte, auch Jeder, der eine Erzader erschürfte, vor Anderen die Belehnung mit den gesetzlich festgestellten Massen zu beanspruchen hatte, konnte dieses Gewerbe auch wie kein anderes die Theilnahme aus den weitesten Kreisen an sich ziehen. Neben den Kapitalien der Fürsten und der Adeligen flossen die Geldmittel aus großen und kleinen Städten zusammen, um die Tiefen der Gebirge nach allen Seiten hin mit Schächten und Stollen zu durchziehen, das Erz mit alten und neu erfundenen Künsten zu Tage zu fördern, in Hüttenwerken zu pochen und zu scheiden und die gesaigerten Metalle nach allen Richtungen zu verhandeln. Deshalb findet sich auch hier seit ältester Zeit ein Gesellschaftsbetrieb, der als erster Keim zu den Aktiengesellschaften der Neuzeit, d. h. zu deren großen Erwerbsgenossenschaften auf gemeinschaftlichen Gewinn oder Verlust, betrachtet werden kann. In dieser Gesellschaftsform sehen wir die Bergwerke von Alters her und ganz besonders in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland thätig, und wenn daneben auch Unternehmer vorkommen, die auf eigene Kosten und Gefahr „als Eigenlöhner" Berggebäude unterhalten, so erscheinen doch dieselben in verschwindend kleiner Zahl und stets abnehmender Bedeutung. Dagegen steigerte sich die Anzahl und die Größe der Gewerkschaften während des 16. Jahrhunderts in einer Weise, daß auch die Landesherren und insbesondere Kurfürst August von Sachsen als freiwillige und unfreiwillige Theilhaber erscheinen und selbst zu ihren größten Unternehmungen sich einer gesellschaftlichen Beihülfe zu versichern suchen. Zunächst sind es stets die Bewohner des Gebirges und seiner auf den Bergbau als die Hauptnährquelle angewiesenen Städte, welche diese Gewerkschaften bilden und, wenn auch keine großen Reichthümer erwerben — denn auch hier fällt großer Gewinn nur wenigen Glücklichen zu — doch eine leidlich genügende Existenz auf den Bergbau gründen. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts sehen wir im sächsischen Erzgebirge, in anderen Gegenden noch früher, aus entfernteren Kreisen die Theilnahme für den Bergbau angezogen. Unter Herzog Georg dem Bärtigen waren es vor allen die großen Handelshäuser der süddeutschen Reichsstädte, die Welser und Fugger, die Ebner, Imhof, Fürer u. A., die im Erzgebirge, im Mansfeld'schen, in Joachimsthal, den schlesisch-böhmischen Kupferwerken, in Tirol und den österreichischen Erblanden mit und ohne Verbindung mit einheimischen Kaufleuten und Gewerbtreibenden am Bergbau und Metallhandel

mit überwiegendem Kapital Antheil nahmen; in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts hatten sich in der östlichen Hälfte des Reiches zu den Nürnbergern, Augsburgern und Ulmern, sowie zu den Bürgern der nahen Städte Leipzig, Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen auch die Handelsleute aus Frankfurt a. M., Mainz, Braunschweig, Goslar, Köln, Hamburg, Danzig, Breslau u. a. gesellt, um mit dem Kurfürsten August Verträge zu schließen und mit seinen Unterthanen Gewerkschaften aufzurichten. Und schon damals führte diese Neigung des Kapitals, zu gemeinsamen Unternehmungen aus allen Richtungen zusammenzufließen, außer zur Bildung von Berg- und damit verbundenen Hüttengewerkschaften, auch zu Handelsgesellschaften, welche auf gemeinsame Kosten und Gefahr den Verschleiß der Ausbeuten an Kupfer oder Zinn übernahmen, oder eine neue technische Erfindung einzuführen und mit Vertheilung des zu erhoffenden Gewinnes zu verbreiten strebten, Gesellschaften des Kupfer- oder Zinnkaufs, eines neu erfundenen Pfluges, eines Mühlenwerks, einer Wasserkunst u. a. m. Wir finden bereits in jenem Zeitraume Handelsgesellschaften, die sich von unseren Aktiengesellschaften nur dadurch unterscheiden, daß sie die Kunst des Aktienhandels noch nicht übten, obwol der Handel und Schwindel mit „Kuxen" schon allzubekannt war. Es gab eine ganze Klasse von Händlern, die ganz besonders mit „Kuxen" handelten und fern vom Gebirge solche Antheile an Bergwerken anboten, die längst aufgelassen waren oder nie existirt hatten.

Dieses Aufblühen assoziativer Unternehmungen, die, wie auch Stuart Mill bemerkt, eine höhere Stufe des industriellen Fortschritts voraussetzen, — dieses mühe- und zwanglose Zusammenfließen von Kapitalien aus allen Ständen und allen Richtungen ist für sich allein schon Beweis genug, daß ein Rückgang des Handels und der Gewerbe, also auch des Wohlstandes im Deutschen Reiche zu jener Zeit noch nicht begonnen hatte. Konnte doch die „Gesellschaft der Mannlich" zu Augsburg, deren Theilhaber nicht zu den alten kapitalreichen Geschlechtern gehörten, sondern kaufmännische Emporkömmlinge waren, gleichzeitig sieben Schiffe zwischen Genua und Marseille und den kleinasiatischen Häfen fahren lassen. Aus verschiedenen Ursachen sollte freilich der volkswirthschaftliche Rückgang nicht mehr lange auf sich warten lassen, und damit schwand auch die Neigung des Kapitals, sich zu assoziiren, ein Umstand, der wieder auf den allgemeinen Zustand der Produktion nachtheilig zurückwirkte. Nur Grubengesellschaften erhielten sich; sonst kannte man in Deutschland, außer der durch den Großen Kurfürsten gegründeten Handelsgesellschaft und der von Friedrich dem Großen 1772 anfänglich blos für den Handel mit Seesalz gestifteten Seehandlungsgesellschaft, die beide überdies mehr Staats- als Privatunternehmungen waren, noch zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts nur einige Aktiengesellschaften zur Versicherung gegen See- und Feuersgefahr und für das Leben. Auch konnte es nicht ermuthigend wirken, daß sich die 1821 gegründete Rheinisch-Westindische Compagnie zu Elberfeld, sowie die 1825 in's Leben gerufene Elb-Amerikanische zu Leipzig und die Deutsch-Amerikanische Bergbaugesellschaft nach kurzem Bestehen mit Verlust ihrer Kapitalien wieder auflösen mußten. Erst nachdem man zur weiteren Nutzbarmachung der Dampfkraft das geflügelte Rad und die treibende Schraube gefunden und

1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, ein an sich zwar unbedeutendes, aber sehr wohlberechnetes Unternehmen, durch den hohen Stand seiner Aktien gleichsam das Signal zu gleichen Unternehmungen gegeben hatte, da entstanden in einem Jahre allein an zwanzig Aktienvereine für Eisenbahnbau und in den von schiffbaren Gewässern durchströmten Ländern Dampfschiffahrts-Gesellschaften. Das erste größere Unternehmen dieser Art war der Bau der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, dessen geistiger Urheber, der geniale und von der hochsinnigsten Theilnahme an der nationalen Wohlfahrt seines Vaterlandes erfüllte Friedr. List, 1833 von Hamburg nach Leipzig übergesiedelt war, um von dieser „Herzkammer des deutschen Binnenverkehrs, des Buchhandels und der deutschen Fabrikindustrie" aus für ein deutsches Eisenbahnwesen zu wirken oder richtiger: zu kämpfen und, nachdem er die vorurtheilsvolle Beengtheit der deutschen Anschauungen besiegt hatte, gleich den meisten Propheten im Vaterlande, zumal in dem unsrigen leider, — schnöden Undank und Widerwärtigkeiten zu ernten. Es ist eine bittere Wahrheit, daß die Kleinlichkeit der Beurtheilung, der kärgliche Dank, die Unfähigkeit, Großes zu würdigen, charakteristische Züge des öffentlichen Lebens in Deutschland sind, die in unserer ganzen Entwicklung ihren Ursprung haben. Noch heute haben wir den freien Völkern Britanniens und Nordamerika's jene Mittel nicht abgelernt, mit denen sie Wohlstand und die auf Wohlstand gegründete Unabhängigkeit hauptsächlich errungen haben; noch heute müssen wir lernen, aus unseren engen Gesichtskreisen uns zu einer allgemeinen und großen Betrachtung zu erheben, — lernen, den schöpferischen und erfinderischen Geist, der unter uns selber wuchert, zu nützen und zu ehren. Die Verwirklichung der „Phantasie des schwäbischen Projektenmachers", die übrigens musterhaft verwaltete Leipzig-Dresdner Eisenbahn, wurde in der That, wie bekannt, der Anfang für die seit 1839 eingetretene, fast unübersehbare Verzweigung des deutschen Eisenbahnnetzes und dadurch zugleich für eine ungeheure Umwälzung in Handel und Wandel, für einen ungeahnten Aufschwung aller Produktionszweige. Zudem blieb der aus seinem langen Schlummer endlich wieder erwachte Assoziationsgeist nicht dabei stehen, und bald gab es fast keinen Zweig der Industrie und des Gewerbfleißes mehr, wo er sich nicht bethätigt hätte. Schon 1858 repräsentirten die Anlagekapitalien der in Deutschland bestehenden Aktiengesellschaften in Nominalaktien die riesenhafte Summe von 992,699,769 Thlrn. und in Prioritäten nicht weniger als 249,297,419 Thlr.!

§ 78. **(Fortsetzung.)** Die Möglichkeit, große produktive Unternehmungen an die Stelle kleinerer zu setzen, hat selbstverständlich auch eine entsprechende Ausdehnung des Marktes zur Bedingung, denn das große Produktionssystem kann nur dann von überlegener Vortheilhaftigkeit sein, wenn das Land stark bevölkert, das Gemeinwesen blühend oder der auswärtige Absatz bequem und sicher ist. Die durch die Beschaffenheit des Marktes gezogene Grenze hat, namentlich in letzterer Beziehung, durch unzählige Handelsverbesserungen, wie Posten, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Wechsel, Banken 2c., die erfreulichste Erweiterung erfahren, was wiederum der anderen Bedingung jenes Wechsels im Produktionssysteme, einer fortschreitenden Entwicklung des Kapitals, ungemein zu Statten gekommen ist. Wenn das Kapital eines Landes einen ansehnlichen jährlichen Zuwachs erhält, finden sich meistens bedeutende Ueberschüsse. So hatte sich, wie Macaulay erzählt, während des zwischen der Restauration und der Revolution liegenden Zeitabschnittes der Reichthum der englischen Nation reißend schnell vermehrt. Tausende von fleißigen Menschen fanden, daß, nachdem die Haushaltungskosten jedes Jahres von den Einnahmen abgerechnet worden, ein Ueberschuß bliebe, und wie dieser zu verwenden sei, war im siebzehnten Jahrhundert selbst in England noch eine schwierige Frage; ein Rechtsgelehrter, ein Arzt, ein von den Geschäften zurückgetretener Kaufmann, welcher einige Tausende erübrigt hatte und dieselben sicher und vortheilhaft unterzubringen wünschte, befand sich häufig in der größten Verlegenheit. Drei Menschenalter früher kaufte ein Mann, welcher durch Ausübung irgend eines Berufes Vermögen erworben hatte, gewöhnlich Grundeigenthum oder verlieh seine Ersparnisse gegen Pfandbestellung; aber die Zahl der Acres im Königreiche war dieselbe geblieben, und wenn auch ihr Werth bedeutend gestiegen war, so war dies doch keineswegs mit derselben Schnelligkeit geschehen, als sich das Kapital vermehrt hatte, welches Verwendung suchte. Viele wünschten außerdem ihr Geld so anzulegen, daß sie es zu jeder Zeit nach einer Stunde wieder erhalten konnten, und sahen sich nach einer Art des Eigenthums um, dessen man sich leichter wieder begeben konnte, als eines Hauses oder ländlichen Grundstücks. Es war allerdings einem Kapitalisten unbenommen, Geld auf Bodmerei oder gegen persönliche Sicherheit auszuleihen, dabei lief er aber große Gefahr, Kapital und Zinsen zu verlieren. Auch gab es zwar schon einige Aktiengesellschaften, unter denen die Ostindische Compagnie den ersten Platz einnahm; allein der Begehr nach den Aktien dieser Gesellschaften war größer als der Vorrath; der Ruf nach einer neuen Ostindischen Compagnie wurde in der That vornehmlich von solchen Personen erhoben, denen es schwer fiel, ihre Ersparnisse gegen gute Sicherheit zinsbar anzulegen. Und diese Schwierigkeit war so groß, daß die Sitte, Geld zusammenzuscharren, ganz gewöhnlich war. So soll der Vater des Dichters Pope, der sich um die Zeit der Revolution von den Geschäften in der City zurückzog, eine Geldkiste mit ungefähr 20,000 Pfund Sterl. mit sich auf seinen Landsitz geführt und aus derselben von Zeit zu Zeit so viel genommen haben, als für die Bestreitung der Haushaltungskosten erforderlich war. Dieser, keineswegs vereinzelt dastehende Fall erscheint uns heute befremdlich, heute, wo das von Privatpersonen aufgehäufte gemünzte Metall so gering ist, daß, wenn es in Cirkulation gesetzt würde, die dadurch eingetretene Vermehrung der umlaufenden Geldmenge kaum bemerkbar sein würde. Die natürliche Folge jener Lage der Dinge war die Gründung neuer Aktiengesellschaften, freilich aber auch der Ausbruch einer dabei sich äußernden Spekulationswuth sonder Gleichen. Neben den sinnreichen und ehrlichen Planmachern tauchte eine Menge abgeschmackter und schelmischer auf und gründete Gesellschaften, von denen eine jede den Betheiligten unermeßliche Vortheile bringen sollte. So entstanden und verschwanden zwischen 1688 und 1692 u. a. eine „Millionärbank", eine „Darmsaiten-", eine „Bouteillen-", eine „Degenklingen-", eine „Schweinemästungs-", eine „Gerber-Compagnie", welch' letztere besseres Leder herzustellen versprach, als das schönste aus der Türkei und aus Rußland eingeführte, eine Aktiengesell-

schaft, welche sich dem Geschäfte unterzog, jungen Herren unter billigen Bedingungen eine liberale Erziehung zu geben und den volltönenden Namen einer Königlichen Akademien-Compagnie annahm, eine Aktiengesellschaft „zum Handel mit Menschenhaaren", eine dergleichen zur Einführung spanischer „Eselshengste", u. a. m. Viele dieser Gesellschaften kauften große Häuser und druckten ihre Ankündigungen in goldenen Buchstaben. Andere, weniger prahlerisch, begnügten sich mit Dinte und versammelten sich in Kaffeehäusern in der Nähe der Königlichen Börse. Bald wurden Zeit-Käufe Mode; ausgedehnte Kombinationen wurden gemacht und ungeheure Lügen in Umlauf gebracht, um den Preis der Aktien in die Höhe zu treiben oder zu drücken. Eine förmliche Raserei bemächtigte sich des Publikums; die Gier, reich zu werden, die Verachtung der langsamen, aber sicheren Gewinne, welche die angemessene Belohnung von Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit sind, verbreiteten sich über die Gesellschaft; der Geist der falschen Würfler von Whitefriars, sagt Macaulay, ergriff die ernsten Senatoren der City, der Vorsteher der Innungen, der Deputirten, der Aldermen. „Es war viel leichter und viel gewinnbringender, einen lügenhaften Prospekt in die Welt zu schicken, welcher ein neues Werthpapier ankündigte, unwissenden Leuten weiß zu machen, daß die Dividenden nicht unter zwanzig Prozent betragen könnten, und fünf Tausend Pfund dieses eingebildeten gegen zehn Tausend vollwichtiger Guineen abzugeben, als ein Schiff mit einer wohl assortirten Ladung nach Virginien oder der Levante zu befrachten. Täglich schoß eine neue Blase auf, hob sich stolz, verbreitete einen glänzenden Schein, platzte und ward vergessen."

Diese Manie, die unter periodischen Ausbrüchen in den Jahren 1694, 1695, 1698 und 1710—11 immer größere Dimensionen annahm, und deren Aeußerungen zu „Nationalereignissen" wurden, ist zwar seitdem nicht wieder so stark aufgetreten, man hat nichts wieder von einer ähnlichen Gesellschaft gehört, wie die „zur Entdeckung eines Perpetuum mobile" oder wie die, welche für ein „vielversprechendes, jedoch erst später bekannt zu machendes Unternehmen" $2\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Sterl. verlangte, indessen ist auch unser Jahrhundert, spekulationstrunken wie es ist, zu wiederholten Malen vom „Gründungsfieber" ergriffen worden. Selbst in Deutschland hat es schon viele und große Opfer gefordert; namentlich affizirten in jüngster Zeit, wie schon kurz erwähnt (vgl. S. 88), die Gründereien gewissenloser, auf die blinde Gewinnsucht des Publikums spekulirender Unternehmer den Volkswohlstand in Oesterreich-Ungarn empfindlich. Nachdem schon 1868 von allerhand neuen Aktien-Instituten eingeheimst worden war, was der durch eine ausgezeichnete Ernte ermöglichte Getreideexport an überflüssigem Geld ins Land gebracht hatte, gründete man 1869, trotz aller Kassandra-Rufe, auf Kredit und ausschließlich um des Gründerprofits willen. Die verringerte Leistungsfähigkeit mußte durch allerlei Stimulantien angeregt werden, wozu in Ungarn namentlich der nationale Kitzel benutzt wurde. Hier reussirte daher insbesondere die Gründung von Sparkassen (kleinen Banken) und sonstigen Kreditinstituten mit politischem Parteicharakter, theils als Agitationsmittel bei den Reichstagswahlen, theils als Pflaster für Wahlniederlagen oder als Demonstration einer siegenden Partei. Da war kein Nest so elend, daß es nicht eine Sparkasse oder eine Bank haben mußte, kein

Politiker so unsolid und unwissend, daß er nicht Präsident oder Direktor oder Verwaltungsrath werden konnte. Nachdem einmal der Löwe Blut geleckt, der Kleinstädter und Großdörfler das Aktienwesen kennen gelernt hatte, war des Gründens kein Ende. So füllten sich die Depots der Geldinstitute, die Wertheims der Privaten, aber auch die Portefeuilles einzelner Gründer mit einer ungeheuren Zahl von Effekten. Die Einzahlungen wurden mittelst der auf die Depots erlangten Vorschüsse bestritten, blieben aber sehr bald aus. Infolge dessen häuften die Aktieninstitute eine schwebende Schuld an, welche oft bis zum Doppelten des Aktienkapitals sich belief. Das wirklich disponible Kapital war längst verbraucht, Alles lebte vom Kredit, arbeitete mit Kredit, spekulirte auf Kredit; die ganze wirthschaftliche Gebahrung entbehrte der festen, hatte nur eine durch einen Hauch zu zerstörende Grundlage. Der Hauch kam: ein Telegramm berichtete von der Erkrankung des heutigen Ex-Kaisers Napoleon. Ueber Wien brach eine Panique herein. Dort stürzten aber weit weniger die Kartenhäuser der neuen Aktiengesellschaften zusammen, mehr brach die Ueberspekulation an der Börse, namentlich das tolle Spiel des Privatpublikums, in Stücke. Nun hatten an der Wiener Börse auch zahlreiche Kapitalisten und Nichtkapitalisten Ungarns gespielt, und zwar mit der der ungarischen Nation eigenthümlichen Leidenschaft; die Krise brach deshalb doppelt schwer über Ungarn herein. Sie ergriff die Gesammtheit der spekulirenden Welt, ruinirte eine große Zahl von Existenzen und erschütterte den Kredit dermaßen, daß von den ungarischen Papieren kaum ein einziges noch zu einigermaßen anständigem Kurse verkäuflich war. Eine Reihe von Firmen, welche die in ihrem Besitze oder Depot befindlichen Aktien nicht veräußern konnten, fallirte, und es erhob sich ein Wirrwarr der Ansichten über Abhülfe der Kalamität, welcher den Kredit vollends erschütterte und zur — Staatshülfe führte. Auch hier jedoch ist diese verwerflich: sie ist nur ein „herzstärkendes Mittel'; sie giebt auf Augenblicke einen Schein der Gesundheit, beschleunigt aber die Auflösung des Organismus. Der Staat stellt seine Forderungen hypothekarisch sicher. Rechnen wir nun auch, daß die Staatshülfe zur theilweisen Tilgung der schwebenden Schuld verwendet werde, so sind die unterstützten Gesellschaften noch lange nicht aktiv. Selbst den allergünstigsten Fall vorausgesetzt, werden die Gesellschaften, die von Anfang an einen bedenklichen Charakter hatten, nur einen Betriebsgewinn erzielen können, der zur Verzinsung der Staatshülfe und des verbleibenden Restes der schwebenden Schuld kaum hinreicht. Dividenden sind auf lange Jahre, vielleicht für alle Zeiten nicht mehr zu erwarten. Eine Steigerung des Betriebs, eine Erweiterung der Geschäftsräume, kurz, irgend eine Reform des Unternehmens ist nicht mehr möglich; denn wird das Institut unter den Spieß gebracht, so erzielen die nicht zu Wohnräumen geeigneten Gebäude einen weit hinter den Herstellungskosten zurückbleibenden Preis, der nicht oder doch nur wenig die Höhe des vom Staate gegebenen Darlehens übersteigt. Weiterer Escompte- oder Hypothekar-Kredit ist wegen Mangels an Deckungsobjekten unmöglich. Die erste beste ganz unbedeutende Krisis erzwingt ein Falliment, bei dem für die Aktionäre kein Kreuzer übrig bleibt. Die Aktien haben in Wirklichkeit nur noch Makulaturwerth; die Aktionäre sind um ihre, meist sauer verdienten Gulden durch die Gründer

und Verwaltungsräthe — gebracht worden. „Ein guter Hirt die Woll' nimbt ab, zeucht aber nicht das Fell gar ab", so lauten die ersten Strophen des Mottos zu einem alten Handbüchlein über „Schatzungen und Steuern". Die Gründer der auf Staatshülfe aspirirenden oder mit derselben bedachten Aktiengesellschaften aber begnügen sich nicht mit der Wolle, sondern nehmen das Fell dazu.

Nicht zu hoch darf ein von Stuart Mill hervorgehobener Vortheil der auf Aktien oder Vergesellschaftung beruhenden Unternehmungen angeschlagen werden: die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen und die periodische Veröffentlichung ihrer Rechnungsabschlüsse. In Zeiten, wo das Publikum von der Spekulationswuth erfaßt worden ist, da läßt es sich eben so leicht und gern von idealen Bilanzen wie von blendenden Gründungs-Programmen täuschen. Auch sonst hat es sich gezeigt, daß hier wie überall bloße Formen und Institutionen nicht hinreichend sind, um den Geist und das Wesen zu schaffen und zu bewahren, und daß, wenn das Publikum nicht vertrauensselig, dann wenigstens sehr bequem ist. So führt Thornton in seinem bereits citirten Werke über die Arbeiterfrage das Beispiel der Eisenbahn-Gesellschaften an. Auch deren Direktionen seien auf allen Seiten, sagt er, von Verfassungs-Paragraphen eingeschränkt, und die Mitglieder derselben würden unter Ausübung des allgemeinen Wahlrechts der Aktionäre ernannt oder von der Gesellschaft abgesetzt, wenn sie ihr nicht mehr gefielen, und seien auch verpflichtet, zeitweilig von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen. „Und doch wissen wir Alle," fährt er fort, „— und Vielen unter uns ist diese Wissenschaft theuer zu stehen gekommen, — wie leicht und wie oft die Eisenbahn-Direktionen die Schranken überspringen, die ihnen gesetzt sind, daß sie das Geld der Aktionäre zum Fenster hinauswerfen und die Interessen der Gesammtheit irgend einer albernen Liebhaberei, einer persönlichen Rankünе oder einem Privatzwecke zum Opfer bringen. Die Aktionäre hätten doch nur darein zu reden, um diesen Mißbräuchen zu steuern; trotzdem lassen sie die Dinge gewöhnlich gehen, wie sie wollen, und sehen dem Allen ruhig zu, oder vielmehr kümmern sich vermuthlich nicht darum, während Gutsbesitzer, Advokaten, Lieferanten und Ingenieure, mit den Direktoren im Bunde, auf ihre Kosten fett werden. Kaum wird es je geschehen, außer wenn der eine Teufel den anderen austreibt, d. h. wenn ein Mitglied der Verwaltung sich verletzt fühlt, seine Kollegen denunzirt, daß die Aktionäre sich rühren und die alte Dynastie ab- und eine neue einsetzen, wodurch sie dann wahrscheinlich blos eine neue Aera der Mißregierung inauguriren." Indessen ganz wirkungslos sind allerdings die beregten Institutionen nicht. Bei der Geheimhaltung eines schweren Verlustes, den z. B. ein Privatbankgeschäft erlitten, kann, selbst wenn seine Größe auch den Ruin des Geschäfts herbeiführt, der Bankier dasselbe dennoch jahrelang fortführen, in der Hoffnung, die Einbuße wieder gut zu machen, wodurch aber schließlich sein Sturz vielleicht nur ein um so jäherer wird. Dies kann bei einer Aktiengesellschaft, deren Rechnungen periodisch veröffentlicht werden, wenigstens nicht so leicht vorkommen. Diese Rechenschaftsberichte lüften, wenn sie auch geschickt hergerichtet sind, doch immer einigermaßen den Schleier, und

der Verdacht der Aktionäre, der in den Generalversammlungen laut wird, wird zu einem Warnungsruf für das Publikum.

Schon 1695 erschien übrigens in London ein Buch unter dem Titel: „Angliae tutamen", welches zu beweisen suchte, daß „die vielen zur Zeit auftauchenden verderblichen Projekte auf die Vernichtung des Handels und die Verarmung des Reichs hinzielten", und in gleichem Sinne eiferte ziemlich zu derselben Zeit der Kanzler d'Aguesseau in Frankreich, wo trotzdem damals die Spekulationswuth so sehr um sich griff, daß sie bekanntlich den Schotten Law zu den verwegensten Operationen verleitete. Die Menge der von ihm geschaffenen Aktien war dem erhofften Gewinne gegenüber zu enorm, als daß sich beim Ausbleiben des Gewinns ihre Entwerthung nicht eben so schnell hätte einstellen sollen, wie sie vorher in ihrem vermeintlichen Werthe gestiegen waren. Dies brachte natürlich die größte Zerrüttung in die Vermögensverhältnisse unzähliger Familien. Aber nur eben die tolle Ueberstürzung war es, die einen so unheilvollen Rückschlag veranlaßte; ohne eine solche hätte Law vielmehr großen Segen stiften und ein Wohlthäter Frankreichs werden können. Hatte er doch auch durch die Gründung seiner ersten Aktienbanken — und für das Bankwesen eignet sich das Prinzip der Aktienunternehmungen ganz vorzüglich — die Schuldenlast des durch die furchtbare Verschwendungssucht seiner Könige und Kriege verarmten und zerrütteten französischen Staates vermindert und die Mittel zum Aufschwung der Industrie und Gewerbthätigkeit beschafft. Sein Fehler, freilich ein verhängnißvoller, war nur der, daß er sich mit diesen Erfolgen nicht begnügte, daß die gierige Hast, mit der man sich zur Betheiligung an seinen Operationen drängte, ihm selbst, der von Haus aus einen ruhelosen Geist und keinen festen Charakter besaß, die Besonnenheit und Mäßigung raubte; er büßte dadurch sein eigenes mitgebrachtes Vermögen von $2^1/_2$ Mill. Livres ein. Ein Schwindler oder ein Schurke war Law nicht; vielmehr gehörte er zu den einsichtsvollsten Nationalökonomen seiner Zeit; insbesondere enthalten seine Schriften über Bankwesen und Papierkredit, worauf einer seiner sachkundigsten Beurtheiler, Macleod, hinweist, die gesundesten Ansichten und gehören noch heute zu den besten, die darüber veröffentlicht worden sind. Genug, das Aktienwesen an und für sich zu verdammen wegen der, wenn auch noch so großen Nachtheile, die damit verbunden sein können, wäre heute eine gewaltigere Beschränktheit als 1695, — auch das Messer schneidet den Menschen selbst, der es thöricht gebraucht. Das Aktienwesen verbannen wollen, hieße die Menschheit um Jahrhunderte in ihrer Entwicklung zurückwerfen, denn die segensreichen Wirkungen und die Nutzerfolge desselben sind so allseitig, so unermeßlich, daß, seitdem sich die Assoziationen des Kapitals entwickelt und verbreitet haben, die Geschichte des Menschengeschlechts eine andere Richtung eingeschlagen und einen schnelleren Lauf genommen hat. Welchen unschätzbaren Einfluß haben nur allein die Versicherungsgesellschaften der verschiedensten Art nach allen Seiten hin geübt, und wie wichtig, wie unentbehrlich für die neuere Kreditwirthschaft und den ganzen Völkerverkehr sind die großen Geldinstitute geworden, in denen sich die zerstreuten Kapitalien ansammeln, wichtig im Halten und Stützen des Einzelkredits wie ganzer Anstalten, häufig genug des Staates selbst. Unzählige, die allgemeine Wohlfahrt fördernde

Unternehmungen würden unterblieben sein, hätte sich ihrer nicht die Kapitalassoziation bemächtigt. Sogar im Verlustfalle gewagter Unternehmungen vertheilt sich der Schaden auf eine große Anzahl Aktionäre, während vielfach die betreffenden Unternehmungen selbst der Wirthschaft des gegenwärtigen und künftigen Geschlechts zu Gute kommen. So waren wol die eine Reihe von Jahren hindurch an den englischen und amerikanischen Bahnen erlittenen Verluste schwer und hart, allein Englands Verkehr wäre heute ohne die Bahnen nicht der, welcher er ist, und auf den amerikanischen wird mancher Centner deutscher Manufakturen nach dem Innern wandern, der vielleicht sonst auf Lager in New-York geblieben wäre. Nach der Ansicht des englischen Statistikers Dudley Baxter ergiebt überhaupt jede neue Meile Eisenbahn einen korrespondirenden und sogar proportionalen Zuwachs des Handels, d. h. der Exporte und Importe. Vor der nur allein durch Assoziationen des Kapitals möglich gewordenen Aera der Eisenbahnen war Export und Import eine Zeitlang verhältnißmäßig stationär, und nicht der Freihandel, meint Baxter, obgleich er sich selbst zu dessen Anhängern bekennt, sondern der Bahnenbau hat diese stagnirende Ruhe mit einer rapiden Entwicklung vertauschen lassen.

Wahrlich, die hochwichtige Bedeutung, welche die Assoziation des Kapitals für die Produktion wie für die Volkswirthschaft im Allgemeinen hat, zu beweisen, bietet keine Schwierigkeit. Hier sollte und konnte aus der Fülle der gleichsam vor Aller Augen liegenden Belege nur Einiges angedeutet werden. Auch dies wird schon vollkommen hinreichen. Auf Einen Punkt möge aber schließlich noch hingewiesen werden: darauf nämlich, daß auch die Vereinigung, die Zusammenlegung kleiner Kapitalien, ein Mittel bildet, dem Gegensatze von Ueberfluß und verhältnißmäßiger Armuth in der sozialen Welt die Spitze abzubrechen, ihn zu mildern und eine allmählige Ausgleichung herbeizuführen.

§ 79. **Die Assoziation der Arbeit.** Können an der Kapitalassoziation doch immer nur Diejenigen theilnehmen, die bereits mehr oder minder zu den „besitzenden Klassen" gehören, handelt es sich also bei ihr u. A. darum, überschüssige Kapitalien, wenn auch noch so kleine, möglichst vortheilhaft anzulegen, so dienen jenem zuletzt erwähnten Zwecke noch weit mehr und in viel ausgedehnterem Maßstabe die Vergesellschaftungen der sogenannten „arbeitenden Klassen" oder jener zahlreichen Massen von Personen, die bei meist gänzlichem Mangel an Kapital unter dem mächtigen Aufschwunge der Großindustrie materiell leiden, sei es als unterliegende, zu unselbständigen Lohnarbeitern herabsinkende Konkurrenten, sei es — oft genug, weil auf Seiten der Großunternehmer alles Interessenverständniß fehlt — als übel situirte Gehülfen derselben. Es ist geradezu das ausgesprochene, wenn auch dadurch allein nicht oder wenigstens nur sehr langsam zu erreichende Ziel der auf Selbsthülfe und Selbstverwaltung beruhenden Arbeitergenossenschaften, durch Demokratisirung des Kapitals im weiteren Sinne (also auch einschließlich des Kredits und der Bildung), durch Vereinigung des Kapitals und der Arbeit in einer Hand, dem infolge der immer größeren Ausbreitung des Fabrikwesens hart bedrängten kleinen Handwerke aufzuhelfen, dem damit zusammenhängenden Anschwellen des abhängigen Arbeiterstandes,

aus dem sich das Proletariat erzeugt und rekrutirt, zu steuern und die arbeitenden Klassen zu den besitzenden emporzuheben und dem Niveau eines allgemeinen Wohlstandes und allgemeiner Bildung zu nähern.

Was das Handwerk, den Kleinbetrieb anbelangt, so wäre es, wie einer der deutschen Vorkämpfer des Genossenschaftswesens mit Recht bemerkt hat, eine Absurdität, ihm zu Liebe die Fabriken zu verbieten oder zu beschränken; auf diesem Wege fortschreitend, müßte man statt des Pfluges wieder den von Sklaven gedrehten Hohlstein einführen, ein Weg, an dessen Endpunkte der Zufall unserer Kultur läge, ganz abgesehen davon, daß die fremden Nationen sich niemals solchen thörichten Ideen unterwerfen würden. Nicht auf die Arbeit als solche kommt es an, sondern auf die vernünftige Arbeit, d. h. auf den Nutzeffekt und auf die möglichst große, gute und wohlfeile Produktion. Nun ist es aber klar, daß eine Rückkehr zu den früheren Beschränkungen die Produktion nur hemmen und vermindern würde. Eben so wenig kann der Bedrängung des Handwerkerstandes gegenüber die Assekuranz völlige Abhülfe schaffen: so wohlthätig auch die Spar-, Hülfs-, Kranken-, Witwenkassen u. dgl. im Einzelnen sind, ihr an sich relativer Nutzen ist keineswegs ausreichend; blos tropfenweise helfen solche Anstalten, während neben ihnen die eigentliche subjektive Wohlthätigkeit im engeren Sinne nur zu häufig geradezu verderblich wirkt. Anders verhält es sich mit der genossenschaftlichen Selbsthülfe. „Die Genossenschaft bringt eine wirkliche Gemeinschaft der Betheiligten zuwege, eine Brüderlichkeit im guten Sinne, eine Zusammengehörigkeit, die den Einzelnen, so weit er bis dahin bloßer Lohnarbeiter, wirthschaftlich selbständig und unabhängig macht, abhängig nur von dem Ganzen der Gemeinschaft, ihn gegen üble Zufälle und gegen die Ungunst der in seiner Vereinzelung ihm drohenden mißlichen Lage sicherstellt, besser als eine Assekuranz; die seine Sorgen entfernt oder erleichtert, ohne ihn zu einem Schuldner weichherziger Wohlthäter zu machen; die ihn auf sich stellt und damit einen so mächtigen wie heilsamen Einfluß auf seine Sittlichkeit übt. Wenn der Handwerker verarmt, so pflegt es zu geschehen aus Mangel an Intelligenz oder an Kapital; beiden Mängeln ist durch die Genossenschaft leichter als auf anderem Wege abzuhelfen, weil in ihr die Kräfte einander ergänzen. Unter einer Anzahl verbundener Männer findet sich ein intelligenter Leiter, oder er wird im schlimmsten Falle von außerhalb gewonnen und angestellt; rücksichtlich des Kapitals macht die Genossenschaft den Arbeiter durch die Gesammtbürgschaft der Genossen kreditfähig." Dem unbemittelten Gewerbtreibenden oder Lohnarbeiter versagt sich, wenn er vereinzelt auftritt, regelmäßig der Kredit oder wird ihm nur höchst ungenügend und unter den ungünstigsten Bedingungen zu Theil. Denn die Verwerthung seiner Arbeitskraft, welche so zu sagen seinen ökonomischen Werth ausmacht und das einzige Mittel ist, seinem Gläubiger gerecht zu werden, hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab, welche der Arbeiter nicht in der Gewalt hat und die sich jeder Kontrole des Gläubigers entziehen, weshalb sie keine Sicherheit für die Kapitalanlage bietet. Dies ändert sich jedoch, sobald größere Gruppen von Arbeitern und Gewerbtreibenden sich verbinden und den Ausfall, den die Gläubiger etwa bei den Einzelnen erleiden könnten, durch Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle übertragen, indem die Vertheilung desselben

auf Viele die Vertretung weniger lästig macht. So löst, wie gesagt, die Genossenschaft mit solidarischer Haftung das Problem, wie der Werkmann ein Darlehn empfängt, auch ohne daß er ein Grundstück oder ein anderes Werthobjekt als Pfand darzubieten hat, sobald er sich nur durch Erfüllung seiner Pflichten als Vereinsmitglied, durch seine sittliche und wirthschaftliche Haltung kreditwürdig zeigt.

Das Wesen der Arbeiter-Assoziationen ist kein blos ideelles, lediglich den Schein der Möglichkeit an sich tragendes; es schwebt nicht mehr blos als ein philanthropisches Phantasieprodukt in der Luft; es ist keine bloße Theorie, deren Grundsätze sich erst noch durch Erfahrungen bewähren müßten: diese Erfahrungen haben sich in der kurzen Zeit ihrer bisherigen Entwicklung in einer Zahl und Weise angehäuft und sammeln sich in steigender Progression derart und in so überzeugender, so schlagender Bewährung des Prinzips, wie Aehnliches auf verwandten Gebieten noch niemals vorgekommen. Selbst in England, dem Mutterlande und der wichtigsten Pflanzstätte der Arbeiter-Genossenschaften (Cooperative associations), sind dieselben von noch ziemlich jungem Datum. Die erste Anregung zu der dortigen kooperativen Bewegung (Cooperative movement) kann auf Robert Owen (geb. 1771) zurückgeführt werden, der nach dem großen europäischen Kriege in Wort und Schrift die Macht der Selbsthülfe (Self-Help) pries und predigte und auch selber ihrer Idee, wenn schon ohne Erfolg, Leben zu geben versuchte. Aber in ihrem jetzigen Sinne reicht jene Bewegung nicht über den Anfang der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts zurück. Erst seitdem gelang es den praktischen Engländern, und nunmehr in überraschend glänzender Weise, das Prinzip der Eigenkraft und Selbsthülfe mittels Arbeiter-Assoziationen durchzuführen und Geltung zu verschaffen. Waren es in England tüchtige und intelligente Männer aus dem Arbeiterstande selber, welche thatkräftig die Initiative dazu ergriffen, so ist bei uns, in Deutschland, die genossenschaftliche Bewegung auf die Gedankenarbeit und die praktischen Schöpfungen zweier Männer zurückzuführen, die dem Stande der „Nichtarbeiter" angehörten: auf die beiden „Genossenschaftsapostel" Victor Aimé Huber und Hermann Schulze-Delitzsch. Dem Erstgenannten — der hochverdienstvolle Mann ist inzwischen (19. Juli 1869) gestorben — verdanken wir es, daß er uns zuerst mit der Entwicklung des von ihm mit eigenen Augen beobachteten Assoziationswesens in England durch eingehende Darstellungen unterrichtete (s. insb. seine „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854", Hamburg 1855) und, da er in politischer Beziehung zu den „Konservativen" gehörte, auch in Kreisen der Gesellschaft, denen die Arbeiterfrage sonst fern lag, die Aufmerksamkeit und das Interesse darauf lenkte. Und während Huber fortan mit unermüdlichem Eifer, großer und lauterer Begeisterung und tiefer Sachkenntniß durch Schrift und Wort für die Sache des Genossenschaftswesens Propaganda machte, that Schulze-Delitzsch das Gleiche in mehr drastischer Weise und mit rascherer Wirkung: durch das Beispiel, indem die durch seine energischen Bemühungen 1849 in seiner Vaterstadt Delitzsch zuerst ins Leben gerufenen Vereine ihrem Zwecke vollständig entsprachen. Dabei erwarb er sich das große Verdienst, die verschiedenartigsten Bedürfnisse, die empfindlichsten wirthschaftlichen Gebrechen der Zeit völlig klar erkannt und zur Bekämpfung eines jeden derselben die speziell geeignetste Form der Genossenschaft aus dem allgemeinen Prinzip heraus entwickelt und den einzig richtigen Weg der kooperativen Bewegung vorgezeichnet zu haben. Während in Frankreich, wo man gleich mit der schwierigsten Form der Genossenschaft, mit der Produktiv-Genossenschaft, angefangen, ehe man die Vorstufen überwunden und vor allen Dingen ein einigermaßen ausreichendes Kapital beschafft hatte, die Genossenschaftsbewegung nicht vor schweren Erschütterungen bewahrt geblieben ist, hat dieselbe in Deutschland, indem sie hier den Weg natürlicher Entwicklung eingeschlagen, der mit der Demokratisirung des Kapitals durch die Volksbanken anfängt, einen mächtigen Aufschwung genommen.

§ 80. **(Fortsetzung.)** Durch die Volksbanken oder Vorschuß- und Kreditvereine, welche die erste Stufe der distributiven Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Deutschland bilden, wird die Selbsthülfe in Bezug auf das Bedürfniß von Baarschaft in Gewerbe und Wirthschaft für solche Handwerker und Arbeiter in's Werk gesetzt, denen der gewöhnliche Bankverkehr entweder gar nicht oder nur unter erschwerenden Bedingungen zu Gebote steht. Die hauptsächlichsten Grundsätze, auf denen die Organisation dieser Vereine beruht, sind folgende: a) die Vorschußsucher müssen selbst Träger und Leiter des auf Befriedigung ihres Kreditbedürfnisses gerichteten Instituts, d. h. Mitglieder des Vorschußvereins, und daher das Risiko und der Gewinn des Geschäfts ihnen gemeinsam sein; b) der durch den Verein vermittelte Geldverkehr ist überall auf geschäftlichem Fuße (Leistung und Gegenleistung) zu ordnen, so daß den Vereinsgläubigern durch die Vereinskasse ebenso wie der letzteren durch die Vorschußnehmer bankmäßige Zinsen und Provisionen, nach den Verhältnissen des Geldmarktes, desgleichen den Vorständen, namentlich den Kassenbeamten, angemessene Remunerationen für ihre Mühewaltung gewährt werden; c) entweder durch sofortige Vollzahlung oder allmählig durch fortlaufende kleine Beisteuern der Mitglieder sind Geschäftsantheile (Guthaben) in der Vereinskasse zu bilden, nach deren Höhe der Geschäftsgewinn vertheilt und ihnen bis zur Erreichung der festgesetzten Normalsumme zugeschrieben wird, wodurch man, wie durch Aktien, ein stets wachsendes Stammkapital für das Vereinsgeschäft erhält; d) außerdem wird durch Eintrittsgelder der Mitglieder und Gewinnantheile ein Gesammtvermögen des Vereins als Reserve angesammelt, das vorzugsweise zur Deckung von Verlusten dient; e) die fernerweit zum vollen Geschäftsbetriebe erforderlichen fremden Gelder sind anlehnsweise auf gemeinschaftlichen Kredit und unter solidarischer Haft aller Mitglieder aufzunehmen, und f) die Zahl der Mitglieder ist unbeschränkt und der Eintritt steht Allen, welche den allgemeinen Bedingungen des Statuts genügen, ebenso wie der Austritt offen, letzterer nur unter Innehaltung gewisser Kündigungsfristen. — Der Zahl und dem Geschäftsumfange nach nehmen von allen deutschen, zur Zeit, d. h. am Schluß des ersten Halbjahres 1871, auf circa 3210 zu schätzenden Arbeitergenossenschaften die Vorschuß- und Kreditvereine vorläufig noch die oberste Stelle ein; namentlich bekannt waren zu Ende des Jahres 1868 im Ganzen 1558 solcher Vereine; von diesen hatten jedoch blos 666 ihre Rechnungsabschlüsse an Schulze-Delitzsch, als den jetzigen

Anwalt des Verbands der deutschen Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften, eingesandt. Zum Beweis ihrer Blüte, die auch durch die Kriegszeit nicht beeinträchtigt worden ist, seien hier folgende vergleichende Notizen mitgetheilt:

Jahr.	Zahl der Vereine, welche Abschlüsse eingesandt haben.	Mitgliederzahl.	Gewährte Vorschüsse und Prolongationen.		Eigner. Fond.		Auf Kredit entnommene Gelder.		Durchschnittlicher Prozentsatz des eignen zum fremden Fond.
			Gesammtsumme.	Durchschnittsbetrag f. die einz. Vereine.	Gesammtsumme.	Durchschnittsbetrag für die einz. Vereine.	Gesammtsumme.	Durchschnittsbetrag für die ein. Vereine.	
1859	80	18,676	4,131,436	51,642	276,846	3,460	1,014,145	12,676	27 5/10 %
1864	455	135,013	48,147,495	105,818	3,252,757	7,148	12,756,582	28,036	25 4/10 %
1868	666	256,337	139,247,793	209,080	10,231,457	15,362	33,709,037	50,614	30 3/10 %

Schnellen Eingang und starke Verbreitung haben sodann in Deutschland die Rohstoff-Genossenschaften gefunden. Dies liegt in unseren Gewerbeverhältnissen, welche freilich andererseits ihr Gedeihen wesentlich erschweren und sie, wo es den Betheiligten an der rechten Energie fehlt, die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, zu keinem gesicherten Bestande kommen lassen. Gleichwol ist der Nutzen, welchen der gemeinsame Einkauf der von den Mitgliedern zu verarbeitenden Rohstoffe im Großen aus erster Hand und deren Ablaß an die Mitglieder in kleinen Partien zu den Engrospreisen, namentlich für unbemittelte Kleinindustrielle, die nicht im Stande sind, sich auf andere Weise die Vortheile des Engros-Bezugs zu verschaffen, bietet, sehr bedeutend, indem sie bessere Waare zu billigerem Preise — oft mit Ersparung von 10 bis 20 Prozent — erhalten. Nebenbei ergiebt sich auch noch ein Geldgewinn, der für die solide Begründung des Vereinsgeschäfts sehr wichtig ist. Unter den Hauptpunkten ihrer Organisation sind folgende hervorzuheben: a) das zum Ankauf der Rohstoffe erforderliche Kapital wird gegen solidarische Haft der Mitglieder aufgenommen, oder die Waaren werden unter Gesammthaft derselben auf Kredit gekauft; b) der Verkauf der Waaren aus dem gemeinschaftlichen Lager an die Mitglieder erfolgt mit einem Aufschlage von durchschnittlich 4 bis 8 Prozent über dem Einkaufspreis. Von dem durch diesen Preisaufschlag erzielten Ueberschusse werden sämmtliche Geschäftsunkosten, als: die Zinsen an die Gläubiger, die Verwaltungskosten, einschließlich Lokalmiethe und Gehalte der Beamten, gedeckt, und außerdem in der Regel ein nicht unbedeutender Nettogewinn erzielt, welcher an die Mitglieder nach Höhe Dessen, was jedes einzelne im Laufe des Rechnungsjahres für entnommene Waaren in die gemeinschaftliche Kasse gezahlt hat, vertheilt wird; c) durch Innebehaltung der Gewinnantheile der Mitglieder, bei vielen, meistens neueren Vereinen, aber noch außerdem durch Einzahlung von Monatssteuern der Mitglieder, wird (ganz wie bei den Vorschußvereinen) ein eigner Vereinsfond in Geschäftsantheilen der Mitglieder und Reserve (Gesammtvermögen) des Vereins gebildet; und d) die Beamten, besonders der Lagerhalter, Kassirer und Kontroleur, werden durch eine Tantième vom Verkaufserlöse entschädigt.

Naturgemäß schließen sich den Rohstoff- die Werkgenossenschaften an, indem hier wie bei jenen das Unternehmen darauf gerichtet ist, durch die Vereinigung Mehrerer für die Theilnehmer günstigere Vorbedingungen zur Produktion zu schaffen, als jeder Einzelne für sich allein dazu im Stande wäre.

Die Thätigkeit der Rohstoffgenossenschaft wie diejenige der Werkgenossenschaft beschränkt sich auf das Studium der Produktion und unterscheidet sich dadurch sowol von der der Magazingenossenschaft, welche die Verwerthung des fertigen Produkts (in einem gemeinschaftlichen Verkaufsladen) zum Gegenstande hat, als auch von der der Produktivgenossenschaft, welche vom Beginn an gemeinschaftliche Produktion und gemeinschaftliche Verwerthung des Produkts bezweckt. Höchst empfehlenswerth ist auch die Gründung von Maschinengenossenschaften behufs gemeinsamer Anschaffung und Benutzung von Maschinen, namentlich Dampfmaschinen. Diese Genossenschaften sind nicht allein für die Landwirthschaft, wo dergleichen bis jetzt ausschließlich ins Leben gerufen wurden, von großer Bedeutung, sondern können auch in vielen Gewerben den kleinen Industriellen, welche für sich allein nicht die Mittel haben, kostbare Maschinen anzuschaffen, einen erheblichen Nutzen gewähren. Billige Rohstoffe und gute Arbeitswerkzeuge und Maschinen bedingen eine vortheilhafte Produktion, welche die Konkurrenz auf dem Weltmarkte aushalten kann. Als Beispiel von den Erfolgen der Maschinengenossenschaften sei erwähnt, daß die aus 26 Mitgliedern bestehende Dampfdreschmaschinen-Genossenschaft zu Münstereifel in Rheinpreußen zwei Maschinen bezog, von denen die eine vom 9. Juli bis zum 22. Dezember in 22 Dörfern an 124½ Tagen 1001¼ Stunden oder im Durchschnitt pro Tag 8,04 Stunden, die andere vom 27. Juli bis 2. Dezember an 103½ Tagen 844½ Stunden oder durchschnittlich pro Tag 8,16 Stunden thätig war; dafür nahm die Genossenschaft bei der ersten Maschine 1501 Thlr. 26 Gr. 3 Pf., bei der anderen 1266 Thlr. 22 Gr. 6 Pf., oder in Summa 2768 Thlr. 18 Gr. 9 Pf. ein und erzielte somit nach Abzug der Kosten des Betriebs, der Reparaturen ꝛc. im Gesammtbelauf von 1260 Thlrn. — Gr. 9 Pf. einen Reingewinn von 1598 Thlrn. 18 Gr. oder in runder Summe 25 Prozent des Anschaffungskapitals ad 6000 Thlr.

Die Rohstoff-, die Werk- und Maschinen-, sowie die Magazin-Genossenschaften bilden die eigentliche Vorstufe zu den Produktivgenossenschaften im engern Sinne, d. h. zu solchen Produktivgenossenschaften, welche nur aus Mitgliedern eines, bez. der bestimmten Gewerbe bestehen, die beim Betriebe des kooperativen Geschäfts in Anwendung kommen, so zwar, daß die Beschäftigung aller im Dienste der Genossenschaft und damit die Vereinigung des Arbeitgebers und Arbeiters in Einer Person das Ziel, sowie der Verkauf der produzirten Waaren an das Publikum die Hauptsache bildet. Die Volksbanken helfen sowol zu dieser als zu der anderen Art von Produktivgenossenschaften den Weg bereiten, welche man passend produktive Verbrauchsgenossenschaften nennen darf. Diese Art läßt die Genossenschaft lediglich als Unternehmer oder Arbeitgeber erscheinen, läßt deren Mitglieder nebenbei ihrem eigenen Gewerbe nachgehen, welches ein ganz anderes als das der Genossenschaft sein kann, und macht in der Regel den Verbrauch der von ihr produzirten Waaren durch die Mitglieder zur Hauptsache. Man kann daher die produktiven Verbrauchsgenossenschaften gewissermaßen als erweiterte Konsumvereine ansehen; jedenfalls sind diese die beste Vorschule und Vorstufe für sie.

Die Konsumvereine verfolgen durch ihre Verbindung atomistischer Elemente der arbeitenden Klassen den Zweck, die im Kleinhandel vertheuerten und meist auch verschlechterten Lebensbedürfnisse (Nahrungsmittel, Bekleidungsstoffe, Heiz- und Beleuchtungsmaterial) durch Einkauf im Großen billig und gut für ihre Mitglieder zu beschaffen und dadurch deren Lage zu verbessern. Bei ihrer Organisation sind folgende allgemeine Regeln zu beobachten: a) Das zum Ankauf der Waaren erforderliche Kapital wird durch Ansammlung eines eigenen Vereinsfonds an Geschäftsantheilen der Mitglieder und Reserve — und soweit dieser nicht ausreicht, durch Aufnahme von Darlehnen oder Kauf der Waaren auf Kredit unter solidarischer Haft aller Mitglieder beschafft; b) durch sofortige Vollzahlung oder durch fortlaufende kleine Beisteuern der Mitglieder werden denselben Geschäftsantheile in der Vereinskasse gebildet, welche einen festen Zins erhalten, der ihnen sammt der Dividende bis zur Erreichung der festgesetzten Normalsumme zugeschrieben wird; c) durch Gewinnantheile, bisweilen auch noch durch Erhebung eines Eintrittsgeldes, wird ein Gesammtvermögen des Vereins als Reserve angesammelt, welches vorzugsweise zur Deckung von Verlusten dient; d) der Verkauf der Waaren aus dem gemeinschaftlichen Lager an die Mitglieder (dritte Personen sind ausgeschlossen) erfolgt mit einem angemessenen Aufschlage auf den Einkaufspreis. Von dem dadurch erzielten Ueberschusse werden sämmtliche Geschäftsunkosten gedeckt und der außerdem meist noch sich ergebende Nettogewinn als Dividende oder Diskonto an die Mitglieder nach Höhe dessen, was jedes einzelne im Laufe des Rechnungsjahres für entnommene Waaren in die Vereinskasse gezahlt hat, vertheilt; e) die Beamten, besonders die Lagerhalter, werden durch eine Tantième vom Verkaufserlöse besoldet, und f) bei Entnahme von Waaren vom Vereinslager ist die Baarzahlung die Regel und wird Kredit nur gegen ausreichende Deckung und einen angemessenen, nicht zu niedrigen Zins gewährt.

Trotz ihrer großen Verbreitung in der jüngsten Zeit, namentlich in Deutsch-Oesterreich, Sachsen und Süd-Deutschland — 1867 waren im Ganzen 316, 1870 schon 750 deutsche Konsumvereine bekannt — hat diese so fruchtbare Klasse der distributiven Genossenschaften bei uns noch immer nicht die Ausdehnung gefunden wie in England. Dies liegt in der Verschiedenheit der maßgebenden Verhältnisse. Zunächst fehlt es bei uns mehr oder minder an einer so dichten und unternehmenden Arbeiterbevölkerung wie in den dortigen großen Fabrikdistrikten, und sodann sind die Lebensmittel bei uns weit wohlfeiler und bei weitem nicht so sehr der Verfälschung ausgesetzt wie dort, wenn man sie von Zwischenhändlern bezieht. So ist es zu erklären, daß in England, bei dem gebieterischen Bedürfniß der zahlreichsten und bedrängtesten Bevölkerungsklassen, gerade von den Cooperative stores (Konsumvereinen) die Assoziationsbewegung recht eigentlich ausging und bald zur Produktion der Hauptartikel für gemeinsame Rechnung überging. Der erste englische Konsumverein, der nicht blos gedieh, sondern auch zum Leviathan unter seines Gleichen werden sollte, war der der Pionniere in Rochdale. Seine Geschichte ist oft genug erzählt worden, als daß sie nicht als bekannt vorausgesetzt werden dürfte; eingehende Mittheilungen enthalten u. a. das schon wiederholentlich angeführte Werk W. Th. Thornton's über die Arbeiterfrage und die 2. Sammlung des „Buchs berühmter Kaufleute". Hier sei nur erwähnt, daß der Verein, durch dessen Gründung im J. 1844 achtundzwanzig blutarme Flanellweber das Ei des Kolumbus fanden und sich wirklich zu Bahnbrechern für den Arbeiterstand machten, im J. 1867, nachdem er wiederholentlich sich als ein Fels im Meere zu bewahren gehabt hatte, 6823 Mitglieder zählte, ein Grundvermögen von 128,435 Pfd. Sterl. besaß, einen Umsatz im Belaufe von 284,910 Pfd. Sterl. machte und einen Reingewinn von 41,619 Pfd. Sterl. erzielte! In demselben Jahre hatten die Pionniere, die sämmtlich einfache Arbeiter — workingmen — geblieben sind, in Rochdale 11 Läden für Gewürzwaaren und Viktualien, 11 Läden für Fleisch und Mehl, 3 Läden für Schuhe, ebenso viele für Pantoffeln und 1 Niederlage für Manufakturwaaren. Sämmtliche Häuser, in denen sich die Läden befinden, sind Eigenthum der Genossenschaft. Ein großer Central-Store der Genossenschaft, ein Palast, der ungefähr 10,000 Pfd. Sterl. zu bauen gekostet hat, enthält im ersten und zweiten Stockwerke großartige Magazine, Werkstätten, Verkaufsläden und die Vereinsbureaux, im dritten Stockwerke eine Bibliothek von circa 7000 Bänden und ein großes Lesezimmer, und im vierten Stock einen Versammlungssaal, der bequem 1500 Personen fassen kann. Außerdem ist der Verein an verschiedenen großartigen industriellen und anderen genossenschaftlichen Unternehmungen mit Aktienkapitalien betheiligt. Die betreffenden Unternehmungen — eine Kornmühle, eine Spinnerei und Weberei mit 50,000 Spindeln und 633 mechanischen Webstühlen, eine Baugenossenschaft, wie dergleichen in England zur Beschaffung billiger und gesunder Arbeiterwohnungen und Erwerbung eines eigenen Herdes viele bestehen, ein Kohlenhandelsgeschäft 2c. — sind auch fast sämmtlich begründet und unterhalten von solchen Mitgliedern, welche in dem Konsumvereine so viel erspart hatten, daß sie an anderweitige Unternehmungen denken konnten. Angesichts solch' wunderbarer und doch natürlicher Resultate ist es nur noch eine Frage der Zeit, daß die Konsumvereine, welche in denselben Verhältnissen gedeihen, auch dahin gelangen, ihren Bedarf nicht einmal mehr vom Produzenten beziehen zu müssen, sondern ihr Getreide 2c. auf eigene Rechnung erzeugen zu lassen. Und wie weit ist es von diesem Stadium zum nächsten, wo sie auch ihren Kaffee, ihren Zucker und vielleicht ihre Baumwolle selbst erzeugen? . . . In Deutschland besitzen Hamburg und Stuttgart die bedeutendsten Konsumvereine. Die „Neue Gesellschaft zur Vertheilung von Lebensbedürfnissen von 1856" in Hamburg zählte Ende 1868 an 2870 Mitglieder, hatte in demselben Jahre einen Verkaufserlös von 136,584 Thlrn. und machte einen Reingewinn von 2244 Thlrn. Der 1864 zu Stuttgart in Verbindung mit einem Sparverein gegründete Konsumverein hatte Ende 1868 an 1121 Mitglieder, erzielte in dem nämlichen Jahre einen Verkaufserlös von 105,003 Thlrn. und erfreute sich eines Reingewinns von 7631 Thlrn. Ueberhaupt bestanden 1870 in Deutschland 750 Konsumvereine.

§ 81. **(Schluß.)** In den Konsumvereinen erwerben die Arbeiter die wichtigsten Bedingungen der Selbsthülfe: Schulung in der Selbstverwaltung, genossenschaftlichen Geist und Kapital; infolge dessen lassen sie sich nicht blos, wie erwähnt und wie insbesondere das Beispiel der Rochdaler Pionniere lehrt, zu produktiven Verbrauchsgenossenschaften erweitern, sondern ermöglichen

auch den Lohnarbeitern die Gründung von Produktivgenossenschaften im engern Sinne, welche den Gipfel des ganzen assoziativen Systems bilden. Natürlich haben die großen, dem Gedeihen derselben im Wege stehenden Schwierigkeiten in der kurzen Zeit, daß die Genossenschaftsbewegung einen kräftigen Anlauf genommen, sowol in England wie in Deutschland nur wenig kooperative Unternehmungen fabrikmäßiger Großproduktion hervorrufen lassen. Auch sind von denselben die übereilt gegründeten bald gescheitert und haben so die Mahnung einsichtsvoller Rathgeber der Arbeiter, nur mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung hierbei zu Werke zu gehen, leider bestätigt. Dagegen zeigen sich die solid fundirten und auch sonst besser vorbereiteten Produktivgenossenschaften vollkommen lebensfähig und berechtigen ohne Frage theils zu der Hoffnung, daß diese Art von Arbeiter-Assoziationen das hervorragendste und entschiedenste Mittel zur Lösung der Arbeiterfrage bilden, theils zu der Annahme, daß ihre Vermehrung allmählig einen vollständigen Umschwung auf dem Gebiete der Produktion mit sich führen wird, insofern sie die Arbeiter zugleich zu Unternehmern machen. Allerdings lassen sie nicht blos den vollen, sonst dem einzelnen Unternehmer, beziehungsweise den Aktionären zufallenden Geschäftsgewinn nunmehr den Arbeitern zu Gute kommen, sondern geben denselben auch den etwaigen, aus Geschäftsstockungen und dergleichen entstehenden Verlust zu tragen; derartige ungünstige Konjunkturen werden sich aber bei ernstlichem Willen und Sparsamkeit überstehen lassen, und eben diese Eigenschaften sind der ungleich werthvollere sittliche Gewinn solcher Geschäftsverbindungen. Die bisherige Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapital, von der Konjunktur, der unsichere und nur zu oft ungenügende Verdienst, wie das Bewußtsein, daß etwaige Ersparnisse ihm später kaum zu Gute kommen, zur Begründung einer unabhängigen Stellung nicht ausreichen würden, ist wenig geeignet, besonnene und haushälterische Charaktere zu bilden, und es ist ebenso begreiflich wie verzeihlich, wenn viele Arbeiter bei günstigen Konjunkturen, aber meistens auch angestrengterer Arbeit geneigt sind, ihren reichlicheren Verdienst, gleichsam als Ersatz der ausgestandenen Entbehrungen, in materiellen Genüssen zu vergeuden. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß die sich unabhängig fühlenden Mitglieder der Produktivgenossenschaften jener Versuchung nicht mehr unterliegen, vielmehr sich jede mögliche Entbehrung auferlegen, um von dem, wenn auch anfänglich knapp bemessenen Tagelohne noch Etwas ersparen und damit ihren Geschäftsantheil vergrößern zu können, andererseits aber einen regen Gemeinsinn bekunden und ernstlich bemüht sind, sich und ihre Kinder auf eine höhere Bildungsstufe zu heben. Endlich verhüten natürlich die Produktivgenossenschaften, wie auch schon die Konsumvereine, die so beklagenswerthen, nicht selten mit groben Exzessen verbundenen Arbeitseinstellungen (Strikes), und dies dürfte nicht ihr geringster Nutzen sein. Die Strikes können den Arbeitern niemals wirklichen Vortheil bringen, laufen vielmehr auf einen Selbstbetrug hinaus, ja ziehen sogar den Arbeitern Nachtheile zu, die noch viel empfindlicher werden für ganze Klassen von Mitarbeitern, welche überhaupt keine Strikes in Scene setzen können. Dies gilt wenigstens durchaus für Deutschland. Höchstens liegen in England die Sachen hinsichtlich der Arbeiter-Koalitionen zur Organisation von Strikes etwas günstiger,

weil dort deren Unternehmer über gewaltige Geldkräfte gebieten, weil sie einen Weltmarkt vor der Thüre haben und weil sich bei der dortigen Massenproduktion die Unkosten leichter vertheilen.

Daß eine mangelnde Vorbereitung zur Gründung von Produktivgenossenschaften auch durch keine Staatsunterstützung zu ersetzen, diese im Gegentheil nur verderblich wird, lehrt das Beispiel Frankreichs. Beiläufig erwähnt, kann sich daselbst das Genossenschaftswesen gewissermaßen historischer Würde und mittelalterlichen Ursprungs rühmen. Die älteren Genossenschaften dieses Landes hielten sich aber durchaus in den Grenzen des ländlichen Arbeitsgebietes, wohin die Bewegung der neuesten Zeit erst jetzt, wenigstens in England und Deutschland, wieder vorzudringen beginnt. Es waren nämlich im 15. Jahrhundert im mittleren Frankreich viele Tausende von bäuerlichen Genossenschaften und Meliorationsgesellschaften vorhanden, ja, es gab eine Zeit, wo sie geradezu die Regel, die überwiegende Form bildeten. Sie bestanden aus Vereinen von je 20 bis 100 Hausvätern, welche den Landbau gemeinsam betrieben und den Ertrag desselben dann, nach Bedürfniß, zum Unterhalt der Genossen verwendeten. Allein diese Wirthschaften geriethen allmählig in Verfall und kamen in fremde Hände. In irgend bemerkenswerther Anzahl, doch nur weit zerstreut, erhielten sich einzelne Genossenschaften noch bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zuletzt nur noch als alterthümliche Merkwürdigkeiten, mit denen die Revolution gründlich aufräumte. Bei dem revolutionären Ausbruch von 1848 war dann das französische Volk mit Keimen aller Art, und zum Theil mit solchen, welche zu lebensfähigen Gestaltungen führen konnten, noch mehr aber mit krankhaften Bildungstrieben angefüllt, welche nun alle plötzlich zu Tage brachen und nach Gestalt und Wesen strebten. Nachdem die Julikämpfe den Sieg der „blauen" Republik über den Sozialismus entschieden hatten, brach die Vegetation mit Macht hervor. Zu ihrer anfänglich raschen und krankhaften Entwicklung trug sehr wesentlich die vorübergehende Begünstigung jener mehr oder minder sozialistischen Unternehmungen bei, mit denen die siegreiche Bourgeoisie den auf den Straßen besiegten, aber in der Nationalversammlung selbst noch immer mächtigen Sozialismus abzufinden und die Massen zu versöhnen hoffte. In diesem Sinne erfolgte im Juli 1848 die Bewilligung einer Staatsunterstützung von drei Millionen Francs, um die produktiven Genossenschaften zu fördern. Was war die Folge? Die große Mehrzahl der Genossenschaften, welche einen Antheil am Staatskredit erhielten, ging noch schneller unter als die, welche zwar schlecht fundirt waren, aber blos auf eigenen Füßen standen; manche der letzteren entwickelten sich sogar zu schönster Blüte. Von etwa 300 Produktivgenossenschaften, welche bis Mitte 1849 zu Paris ins Leben traten, hielt sich schon 1851 kaum noch ein Drittel über dem Wasser, und auch von diesen konnten es die meisten als ein Glück ansehen, daß ihnen der Staatsstreich vom Dezember 1852 durch polizeiliche Maßregeln die Schande des Bankerotts ersparte. Im Sommer 1854 konnte man im Ganzen nur noch 27 wirklich arbeitende Produktivgenossenschaften in Paris entdecken, in den Provinzen nur noch drei. (Es ist fast unglaublich, daß sich nach 20 Jahren ähnliche Erfahrungen wiederholen konnten, daß in Preußen einer Genossenschaft eine bedeutende·

Staatsunterstützung verliehen wurde, die dennoch und trotz aller staatlichen Oberaufsicht — gänzlich fehlschlug. (Siehe die Geschichte der Meliorationsgenossenschaft der Bocker Heide in der „Norddeutschen landwirthschaftlichen Zeitung" vom Jahre 1868, Nr. 50.)

In Deutschland zählte man im J. 1869 267 und im J. 1870 275 Produktivgenossenschaften. (So besteht z. B. eine solche für Spinnerei und Weberei in Crimmitschau [Sachsen]. Von Arbeitern geleitet, hat dieselbe im J. 1869 höchst erfreuliche Fortschritte gemacht. Ihr Reingewinn, der zur Hälfte dem Grundkapital zufließt, zur andern Hälfte zur Zahlung des Arbeitslohns verwendet wird, betrug 1524 Thlr.; die Forderungen für verkaufte Waaren beliefen sich auf 12,436 Thlr.) Dagegen glaubte *Schulze-Delitzsch* schon Ende 1868 die Summe *aller* auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften auf etwa 2600 schätzen zu dürfen. Und wie groß deren innere Verkehrssteigerung ist, erhellt daraus, daß sich blos nach den ihm bekannt gewordenen Rechnungsabschlüssen die Summe der gemachten Geschäfte aller zusammen in dem genannten Jahre auf circa 210 bis 220 Millionen Thaler, der Kassenumsatz auf mehr als das Doppelte, und die Mitgliederzahl auf nahezu 1 Million belief! Ferner war das eigene Kapital der betreffenden Genossenschaften auf mindestens 15 Millionen Thaler, die Summe der ihnen anvertrauten fremden Gelder und des gewährten Waarenkredits auf 40 bis 42 Millionen Thaler zu schätzen. Inzwischen hat sich die Zahl der Vereine auf circa 3250 und ihr eigenes Kapital auf circa 27 Millionen vermehrt!

In diesen gewaltigen Zahlen liegt der Aufschwung des deutschen Genossenschaftswesens unverkennbar ausgesprochen. Und nicht zum kleinsten Theile verdankt es denselben der eigenthümlichen *Organisation* unserer Assoziationsbewegung, wie sie sich ganz von selbst aus der Initiative der Vereine heraus entwickelt hat. Nachdem *Schulze-Delitzsch* als Gründer und Leiter der ersten Vereine dieser Art in Delitzsch und Umgegend bereits thatsächlich eine Reihe von Jahren der Berather der darnach sich weiter bildenden gewesen war, stellten sie ihn aus freiem Vertrauen an ihre Spitze und ermöglichten es ihm, sich ganz ihrer Sache zu widmen. So leitet derselbe seit einiger Zeit als Anwalt die Geschäfte eines „Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthülfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften", der einen jährlich stattfindenden Allgemeinen Vereinstag durch Deputirte der dazu gehörigen Vereine beschickt, um durch diesen als oberste Instanz, ohne irgend in die Selbständigkeit der Vereine hinsichtlich ihrer speziellen Angelegenheiten einzugreifen, die gemeinsamen Angelegenheiten ordnen zu lassen. Als Zwischenglieder zwischen diesen Centralorganen und den einzelnen Vereinen sind sogenannte Unter- oder Provinzial- oder engere Landesverbände gebildet, welche die Vereine einzelner deutscher Länder, Provinzen oder gewisser Branchen der Genossenschaften umfassen und die Wahrnehmung von deren Sonderinteressen sowie die Vermittelung mit den Centralstellen zu ihrer Aufgabe haben. Indem sie dem allgemeinen Vereinstage durch besondere Versammlungen einestheils vorarbeiten, anderntheils in ihrem Bereiche dessen Beschlüsse zur Geltung bringen, greifen sie lebendig in das Getriebe ein, und die von ihnen gewählten Vorstände bilden als engerer Ausschuß eine Körperschaft,

welche dem Anwalte zur Seite steht, um die Verbandsangelegenheiten in der Zwischenzeit zwischen den Vereinstagen zu leiten. So ist, ohne in die freie Bewegung der einzelnen Vereine einzugreifen, ein Mittelpunkt geschaffen zum Austausch der gemachten Erfahrungen, zur Läuterung und Kritik des sich immer mehr anhäufenden Materials, zu Rath und Hülfe jedem Angriff, jeder Verlegenheit der einzelnen Glieder gegenüber, zu machtvollem Zusammenfassen der Einzelkräfte behufs Verfolgung und Wahrung gemeinsamer Interessen, endlich auch zur Abwehr und zu geschlossenem Zusammenstehen in drohenden Lagen und Gefahren. —

Enthalten die besprochenen Formen der Arbeitergenossenschaften, die seit einigen Jahren auch in Italien, in der Schweiz, in Belgien und sogar in den russischen Ostseeprovinzen, in Odessa und Aegypten Anklang und Nachahmung gefunden haben — in Aegypten ward am 29. Mai 1864 eine Volksbank (Société de crédit populaire) gegründet —, selbst schon erzieherische, geistig und namentlich sittlich bildende Momente, abgesehen davon, daß einzelne Genossenschaften (besonders in England und zwar hier vor allen wiederum die Rochdaler Pionniere) auch unmittelbar Einrichtungen getroffen haben, welche dieser Richtung angehören, so genügt dies doch noch nicht, um dem Mangel an Arbeitern abzuhelfen, die das Zeug zur *organisirenden Initiative* besitzen und die Geschäfte tüchtig *leiten* können. Um solche Leute zu bilden, dazu bedarf es besonderer *Bildungsgenossenschaften.* Auch mit deren Gründung ist uns England auf rühmenswerthe Weise vorangegangen, ohne daß wir natürlich zurückgeblieben wären, und heute besteht schon eine große Anzahl kooperativer Arbeitergenossenschaften zum Zweck einer Fortbildung, die wesentlich als kooperative Selbsterziehung und Selbstbildung nicht nur durch Unterricht, sondern auch durch geselligen Verkehr bezeichnet werden kann, wenngleich der Unterricht selbst nicht nothwendig durch Mitglieder der Genossenschaft gegeben zu werden braucht.

Bereits haben die freien Arbeiterassoziationen, namentlich in England und Deutschland, die materiellen und moralischen Zustände der arbeitenden Klassen in ungeahnter Weise verbessert, und liegt der segensreiche Einfluß, den dadurch das Genossenschaftswesen nicht blos auf die Produktion, sondern auf das ganze Wirthschaftsleben übt, offen zu Tage. Kein Wunder daher, daß sowol das der Bewegung vielfach entgegengebrachte Mißtrauen und Mißwollen immer mehr schwindet, als auch die bisher vorhandenen Hemmnisse weichen. Es steht zu erwarten, daß das preußisch-norddeutsche Genossenschaftsgesetz, dessen Erlaß die wichtigste Errungenschaft mehrjähriger zäher Kämpfe um eine gesicherte Existenz der Arbeiterassoziationen bildete, wenigstens in seinen wesentlichen Bestimmungen bald in ganz Deutschland gelten wird. Finden außerdem, wie zu hoffen steht, die gesunden volkswirthschaftlichen Ansichten der neueren Zeit auch unter den Kapitalisten, unter den Großunternehmern, den „Herren", mehr und mehr Anklang und Verbreitung, erkennen sie immer mehr, daß eine humane Fürsorge für ihre Arbeiter in ihrem eigenen Interesse liegt, suchen auch die Industriekönige Frieden mit ihrem Volke, den Arbeitern, zu halten, dann wird sich auch hinsichtlich des Kapitals und der Arbeit das Dichterwort bestätigen:

„Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund!"

§ 82. **Assoziation des Kapitals und der Arbeit.** Wie unvortheilhaft und nachtheilig es für die Produktion ist, wenn die wechselseitigen Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern „kühl bis ans Herz hinan" sind, mußte u. A. auch der Pariser Stubenmaler Leclaire erfahren, der beim Beginne seines Geschäfts den landläufigen Irrthum theilte, daß es am klügsten sei, einen möglichst niedrigen Lohn zu zahlen und seine Arbeiter bei der geringsten Nachlässigkeit zu entlassen. Bald jedoch sah er, daß es damit nicht ging, und erkannte er, daß vielmehr ein innigeres, auf gegenseitigem Wohlwollen gegründetes Verhältniß Platz greifen müsse, sollte er auf ein rechtes Gedeihen seines Geschäfts hoffen dürfen. Leclaire versuchte infolge dessen, seine Arbeiter zunächst dadurch an sich zu fesseln, daß er ihren Lohn erhöhte, und dies hatte denn auch insofern eine günstige Wirkung, als sie einen so freigebig gewordenen Herrn ungern verließen; allein dahin brachte er es nicht, daß sie sich bei ihrer Arbeit mehr Mühe gegeben hätten, als sie für nöthig hielten, um nicht entlassen zu werden. So lange er persönlich die Aufsicht führte, stellten sich seine Leute wol ziemlich fleißig an, dies währte aber eben nur so lange, als er selbst zugegen war; sobald er den Rücken gewendet hatte, ließ der Eifer seiner Gehülfen nach, und am Abend zeigte es sich, daß sie höchstens zwei Drittel der Arbeit verrichtet hatten, die man billig von ihnen verlangen konnte. Indessen schreckte das Fehlschlagen seines ersten Versuchs Leclaire nicht ab, ein Mittel ausfindig zu machen, seine Arbeiter zu größerem Eifer anzuspornen. Er überlegte sich, daß es ihnen deshalb an dem hinlänglichen Antriebe fehle, sein Streben zu fördern, weil sie kein naheliegendes Interesse mit ihm gemein hätten; sie erhielten ja ihren, zudem verhältnißmäßig guten Tagelohn, ob sie mehr oder weniger zu Stande brachten. So verfiel er schließlich darauf, Denjenigen, durch deren Fleiß und Tüchtigkeit ein größerer Reingewinn erzielt werden würde, außer dem üblichen Lohn noch eine besondere, dem Werthe ihrer Leistungen angepaßte Gratifikation zuzugestehen. Und zwar beabsichtigte Leclaire, dies in der Weise auszuführen, daß er die gewöhnlichen Löhne unter den Kosten verrechnete und die einer solchen Auszeichnung würdigen Arbeiter an dem, nach Abzug der Zinsen des Geschäftskapitals zu fünf Prozent und eines Gehaltes von 6000 Francs für sich selbst als Aufseher und Betriebsführer sich noch ergebenden Ueberschusse des Reingewinns zur Hälfte und nach Maßgabe der von den Einzelnen bereits im Laufe des Jahres verdienten Löhne betheiligte. Obgleich er dabei Niemandem das Recht einräumen wollte, die Bücher einzusehen, und Alles von seinem eigenen Ermessen abhängig machte, gingen doch die Arbeiter aus ganzem Herzen auf seinen Plan ein; die neue Einrichtung trat zu Anfang des J. 1842 ins Leben und hatte auch wirklich den von ihr erhofften Erfolg. Sehr bald hörte die Zeitvergeudung, die früher Leclaire so sehr geärgert hatte, fast gänzlich auf; seine besten Gehülfen gaben sich doppelte Mühe, und wie sie so thätig waren, schämten sich die alten Müssiggänger, mit verschränkten Armen umherzulungern. Schon beim ersten Jahresschlusse gab es einen so beträchtlichen Ueberschuß zu vertheilen, daß unter den bevorrechteten Antheilhabern kein Einziger, der an 300 Tagen gearbeitet hatte, sich befand, dessen Quote weniger als 450 Francs betrug, während sich der höchste Lohn, den Leclaire

zahlte (im Sommer 4, im Winter 3 Francs den Tag) für diese 300 Tage zusammen nur auf etwa 1050 Francs belaufen konnte. Daß aber der Ueberschuß, der solchergestalt ihr Einkommen um fast zwei Fünftel vermehrte, ihrem größeren Fleiße zu danken war, darf man aus der Genugthuung schließen, mit der Leclaire stets von seinem Experimente gesprochen hat. So versicherte er 1848 Michel Chevalier, der vermehrte Eifer seiner Arbeiter entschädige ihn vollständig für die Summen, die er ihnen abtrete, und 1857 berichtete Villiaumé, daß, obgleich Leclaire auf einen so beträchtlichen Theil seines Gewinnes Verzicht leiste, er sich doch durchweg eines reichlichen Einkommens erfreue, wegen der ungewöhnlichen Arbeitsamkeit seiner Gehülfen und der wachsamen Aufsicht, die sie über einander ausübten.

Dieses sogenannte Kommissionssystem, das die Arbeiter gewissermaßen zu kleinen Assoziés ihrer Arbeitgeber macht und, indem es sie ebenso das eigene wie das Wohl dieser fördern läßt, den betreffenden Unternehmungen ungemein zu Statten kommt, ist neuerdings von den praktischen Engländern derartig verbessert worden, daß es den Arbeitern möglich wird, auch Theilhaber am Geschäftskapitale selbst zu werden. Dies verbesserte System ist unter dem Namen „Industrial Partnership" oder das System der aktionären Genossenschaften zwischen den Kapitalisten und Arbeitern bekannt und wurde in England zuerst von den Herren Henry Briggs, Sohn u. Comp., Eigenthümern mehrerer Kohlengruben bei Normanton in Yorkshire, eingeführt. Nachdem der Betrieb der Gruben unter steten Feindseligkeiten der Arbeiter gegen ihre Herren viele Jahre hindurch gelitten hatte, und es auch hier nicht gelungen war, die Beziehungen zur Zufriedenheit zu gestalten, verstand sich endlich die Firma im J. 1865 zu einem Versuche mit dem erwähnten Systeme. Die Herren Briggs ermittelten nämlich den Preis, zu dem ihnen ihr ganzes Unternehmen zu Buche stand, und betrachteten diese Summe als ein Aktienkapital, das sie in eine entsprechende Anzahl von kleinen Antheilen zerlegten; zwei Drittel derselben behielten sie selbst in der Hand, doch die übrigen Aktien, zu 10 Pfd. Sterl., boten sie dem Publikum an, indem sie besonders ihre eigenen Beamten und Arbeiter aufforderten, sich an der Zeichnung zu betheiligen, und es den letzteren überließen, die Einzahlungen allmählig, in kleinen Raten, zu machen. Zugleich aber bestimmten sie, daß, sobald der zur Vertheilung kommende Reingewinn, nach Abzug einer nach Billigkeit und Gebrauch bemessenen Summe für die Verzinsung des Kapitals und andere berechtigte Ansprüche, mehr als zehn Prozent des Anlagekapitals betragen würde, alle Betriebsführer, Agenten und Arbeiter der Gesellschaft die Hälfte des Ueberschusses als Gratifikation erhalten und unter sich nach Prozentsätzen ihres Verdienstes in dem betreffenden Jahre vertheilen sollten. Die Herren Briggs machen keinen Anspruch auf das Lob reiner Uneigennützigkeit. Im Gegentheil, sie gestehen zu, daß sie es als eine Geschäftsspekulation betrachteten und aus Zweckmäßigkeitsgründen dazu übergingen, in dem sich auf eine sorgfältige Berechnung der Chancen gründenden Glauben, es werde allen Betheiligten zum Segen gereichen. Während der Reihe von Jahren, in denen sie durch Arbeitseinstellungen und ähnliche Verdrießlichkeiten so viel Mühe und Aerger

gehabt hatten, befand sich nur Eines, in welchem sie es auf 10 Prozent ihres Kapitals gebracht hatten, dagegen zwei Jahre, in denen nur 5 erzielt worden waren. Das neue Verfahren konnte daher ihre Einnahmen nicht unter das bisherige Maß herabdrücken, während es sie höchst wahrscheinlich steigern durfte. Allerdings konnte unter Umständen – ein Fall, den A. Emminghaus im Schlußworte zum „Buch berühmter Kaufleute" (2. Samml., S. 854) gegen das reine Kommissionssystem geltend macht, — der Gewinn durch Ursachen, die nichts mit den Arbeitern gemein hatten, über 10 Proz. hinaus wachsen, und in diesem Falle erlitten freilich die Herren des Bergwerks durch die Gratifikation eine wirkliche Einbuße. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Konjunktur war indeß zu gering, als daß sie ihr im Vergleiche zu den besseren Chancen auf der anderen Seite ein großes Gewicht hätten beilegen dürfen. Und die Folgezeit hat den genannten Unternehmern Recht gegeben. Ihr Versuch hat die glänzendsten Resultate gehabt. Nicht nur sind die davon gehegten Erwartungen in Erfüllung gegangen, es sind auch noch einige unvorhergesehene Vortheile dazu gekommen. Beim ersten Jahresabschlusse stellte sich der Gesammtgewinn auf 14 Prozent heraus, von denen die Aktionäre 12 erhielten und 2 als Gratifikation vertheilt wurden. Im dritten Jahre betrugen die entsprechenden Zahlen 17 und 3½. Im Ganzen wurden während der ersten drei Jahre 1800, 2700 und 3150 Pfd. Sterl. als Gratifikation unter die Bergleute vertheilt, so daß im Durchschnitt ein Jeder im ersten Jahre 3 Pfd. 9 Schill. 2 P., im zweiten 3 Pfd. 3 Schill. 2 P. und im dritten 4 Pfd. 3 Schill. 7¼ P. als Zuschlag auf den Lohn erhielt. Die höchste Gratifikation ward im ersten Jahre auf einen Lohn von 109 Pfd. 8 Schill. 9½ P. mit 10 Pfd. 18 Schill. 10½ P., im zweiten auf 108 Pfd. 15 Schill. 5½ P. mit 9 Pfd. 17 Schill. 9½ P. und im dritten auf 106 Pfd. 4 Schill. 11 P. mit 11 Pfd. 9 Schill. 5 P. ausgezahlt. Im Oktober 1868 betrug die Gesammtzahl der Aktien 9767, von denen 6393 in den Händen der ursprünglichen Eigenthümer, 192 im Besitze von 48 Häuern und Steigern, 262 in dem von 21 Agenten und Bureaubeamten waren und die übrigen in den Händen von Kunden 2c. sich befanden. Auf dem Geldmarkte galt damals eine Aktie 14 Pfd. 10 Schill.

Diese materiellen Ergebnisse wurden aber auch von sittlichen Erfolgen begleitet, die sich auf mancherlei Weise, aber gleich deutlich, den Arbeitgebern, dem Geistlichen, dem Schullehrer, dem Schenkwirthe und dem Polizisten bemerkbar machten. Aus einer Brutstätte ewigen Haders und unaufhörlicher Gehässigkeiten zwischen Herren und Arbeitern ist das betreffende Arbeiterdorf ein Muster von Eintracht und gutem Einvernehmen geworden. Ehemals konnte man sich nicht darauf verlassen, daß die Leute zwei Tage hintereinander bei der Arbeit blieben; jetzt aber haben sie das „Blaumontag-Machen" ganz eingestellt. Eines Tages hatten sie sich, wie Thornton in „Die Arbeit 2c." berichtet, vorgenommen, zu feiern, um einer Versammlung beizuwohnen, für die sie sich interessirten, als eine große Bestellung auf Kohlen eintraf, mit dem Beifügen, dieselben müßten sofort beschafft werden, sonst sei der Auftrag zurückgenommen. Darauf wagte es ein Betriebsführer, obschon nicht ohne Zagen, den Häuern vorzustellen, wie wichtig es sei, daß sie ihren freien Tag darangäben. Früher wäre der bloße Umstand, daß der Betriebsführer Etwas dringend wünschte, ein hinlänglicher Grund gewesen, es nicht zu thun: so entschieden waren die Leute der Ansicht, was gut für ihre Herren sei, könne ihnen nicht taugen. Allein bei dieser Gelegenheit gingen sie ohne Weiteres auf das Verlangen ein. Sonst kam es ferner vor, daß Arbeiter, die ein Schienenstück einzusetzen hatten, eine Schiene entzwei brachen, um die richtige Länge zu bekommen, und bekamen sie sie nicht, dann vergruben sie die Stücke im Schlamme und zerbrachen eine neue. Auch dergleichen kommt jetzt nicht mehr vor. Jeder weiß, daß jedes Stück Eisen oder Bauholz, das er verdirbt, so und so viel weniger im Gratifikationsfond läßt. Nach der ersten Auszahlung der Gratifikationen vertranken drei Männer ihre Lohnzulage, aber unter beinahe Tausend sind sie die Einzigen geblieben, wenigstens ist nie wieder ein derartiger Fall bekannt geworden. Und als diese Drei mit Schimpf und Schande entlassen wurden, brachen andere Arbeiter, die gerade in der Nähe waren, als Jenen ihr Urtheil angekündigt ward, sammt und sonders in Beifallsgeschrei aus. Das Geld, das die Leute sonst für Branntwein hingegeben, verwenden sie jetzt auf die Erziehung ihrer Kinder, oder sie kaufen sich neuen Hausrath dafür, und ein Klavier ist bei ihnen keine Seltenheit mehr. Thornton führt noch eine Menge anderer Belege für die hocherfreuliche Wirkung des in Rede stehenden Systems auf; wir begnügen uns mit den mitgetheilten und wollen nur noch bemerken, daß dasselbe auch in anderen Fällen, wo es bis jetzt, unter verschiedenen Modifikationen, zur Anwendung gekommen ist, die besten Erfolge gehabt habt.

§ 83. **(Fortsetzung.)** In Deutschland ist man leider bis jetzt nur sehr wenig geneigt, den Arbeitern eine Betheiligung am Reinertrage zuzugestehen. Nur hin und wieder erst ist dies vorgekommen: so wurde z. B. in Anerkennung der außerordentlichen Leistungen und besonders rücksichtlich des das angenommene Maß im J. 1868 um das Vierfache übersteigenden Reingewinns der Königl. Porzellan-Manufaktur zu Meißen „hohen Ortes" eine namhafte Summe zur Vertheilung als Gratifikation an die unteren Beamten, die in festem Lohne stehenden Arbeiter und einen Theil der Stückarbeiter gewährt; ebenso haben sich schon einzelne Privatunternehmer dazu verstanden. Unter diesen hat 1868 den unseres Wissens ersten Versuch mit der Partnerschaft-Institution in Deutschland der Besitzer des Neuen Messingwerkes in Berlin, Wilh. Borchert jun., gemacht. Derselbe nahm auf Grund der letzten Inventur und Bilanz an, daß seine Fabrik, inkl. Gebäude, Maschinen, Utensilien, Materialienvorräthe, Waaren, Kasse und Außenstände, nach Abzug der geringfügigen Passiva, einen Werth von 300,000 Thlrn. repräsentire. Diese zerlegte er in 6000 vollgezahlte, auf den Namen lautende Antheilscheine à 50 Thlr., indem er seinen Beamten und Arbeitern anheimstellte, sämmtliche Antheile nach und nach käuflich von ihm zu erwerben. Zu diesem Zwecke gestattete Borchert im ersten, im Probejahre (1868), denjenigen seiner Beamten und Arbeiter, welche zu Anfang desselben bereits über ein Jahr in seinem Geschäfte thätig und ihm als ordentliche, strebsame Männer bekannt waren, im Maximum und insgesammt ein Zehnt des Kapitals von 300,000 Thlrn., also 600 Antheile, an sich zu bringen, während die übrigen Antheile bis auf Weiteres in seinem Besitze, ohne jede Einschränkung seiner

Disposition über dieselben, verblieben. Das Erwerben von Antheilen suchte er durch einen entsprechenden Zahlungsmodus möglichst zu erleichtern. Sämmtliche, namentlich eingetragene Erwerber von Antheilen sollten eine Genossenschaft bilden, welche aus sich heraus einen Vorstand von drei (Vertrauens-) Personen wählten. Obgleich bisher alleiniger Besitzer und später unstreitig wol der meistbetheiligte Eigenthümer der Fabrik, betrachtete sich *Borchert* von Anfang 1868 an nur als den Dirigenten und somit ersten Arbeiter derselben, als welchen er sich einen Lohn von 3000 Thlrn. ausmachte. Ein Ueberschuß der Einnahmen, ein Produktionsgewinn, sollte der Arbeit und dem Kapital zu gleichen Theilen — als „*Bonus*“ und „*Dividende*“ — zu Gute kommen, die Dividende auf sämmtliche 6000 Antheile gleichmäßig, d. h. pro rata des Einschusses, vertheilt, vom Bonus nur die gewissen Beamten bereits zugesicherten Tantièmen in Abzug gebracht, aber bei dessen Vertheilung auch ein Unterschied zwischen Akkord- oder Stücklöhnen und festen Zeitlöhnen, bez. Gehalten gemacht werden, denn jede Akkord- oder Stückarbeit ist schon eine Tantième und zwar eine Brutto-Tantième. Die Umrisse der Satzungen und die Schilderung der möglichen Schicksale der auf gegenseitiges Vertrauen gegründeten Gesellschaft legte *Borchert* in einer Vorlage in die Hände seiner Beamten und Arbeiter. Und bis jetzt sind die Schicksale der jungen Gesellschaft nur erfreuliche gewesen; der Versuch glückte so vollständig, daß 1869 das Provisorium in ein Definitivum umgewandelt wurde, und am 30. April 1871 konnte die dritte Bonusvertheilung erfolgen. Trotz des Krieges war es nämlich möglich gewesen, den Betrieb des Werkes in seinem ganzen Umfange fortzuführen, so daß außer den zwei Beamten und 20 Arbeitern, welche dem Rufe des Vaterlandes gefolgt, das gesammte Personal aktiv blieb; 10 der zu den Fahnen geeilten Arbeiter haben ihren Arbeitsplatz bereits wieder eingenommen, einer fiel auf dem Felde der Ehre. Trotzdem waren die Opfer des Krieges nicht gering. Für die Armee im Felde wurden aus der Geschäftskasse 1128 Thlr. angewiesen; ferner erhielten die Eingezogenen einen Zuschuß von 1 Thlr., jede Frau derselben 1 Thlr., jedes Kind 15 Sgr. Beisteuer pro Woche, so daß insgesammt für Kriegszwecke 2126 Thaler aufgewendet worden sind. Die Summe aller im Jahre 1870 gezahlten Gehalte (exkl. das der Oberbeamten) und Löhne betrug 22,865 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf. Von genannten 22,865 Thalern 10 Sgr. 3 Pf. waren zum Bonus berechtigt 16,384 Thlr. 10 Sgr. 9 Pf., welcher sich nach der Berechnung auf 1380 Thlr. 11 Sgr. oder 8,4 pCt. bezifferte. Dieser Bonus vertheilte sich 1) mit $10\frac{1}{2}$ pCt. auf die Unterbeamten und die während des ganzen Jahres beschäftigten Lohnarbeiter und betrug 943 Thlr. 12 Sgr. auf 8934 Thlr. 21 Sgr. 6 Pf. Arbeitslohn; 2) mit $7\frac{1}{4}$ pCt. auf die Lohnarbeiter, welche kein volles Jahr beschäftigt waren oder von den Fabriksmeistern direkt höheren Lohn empfingen, im Betrage von 156 Thlrn. 10 Sgr. auf 2202 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf. Arbeitslohn, und 3) mit 5,4 pCt. auf alle Akkordarbeiter in Höhe von 280 Thlrn. 19 Sgr. auf 5197 Thlr. 6 Sgr. 9 Pf. Arbeitslohn. — Auf *Antheilschein-Conto* waren Ende 1870 im Ganzen 25,313 Thlr. 5 Sgr, d. h. 5155 Thlr. 21 Sgr. 6 Pf. mehr als im Vorjahr eingelegt worden. Die Einlagen hatten sich mit 13,2 pCt. verzinst. Die zur Fahne

Einberufenen partizipirten selbst am Bonus mit ihrem im Jahre 1870 verdienten Lohne, resp. Gehalt, und es kam ihren Einlagen selbstredend die Gesammtdividende zu Gute.

Hoffen wir, daß dieser noch sehr vereinzelt dastehende, aber von glänzenden Erfolgen begleitete Versuch mit dem Partnerschaft-Prinzip ermunternd wirke, denn die Betheiligung der Arbeiter am Reinertrage in Deutschland mit seiner *ängstlichen* Gewissenhaftigkeit und Neigung zum Tüfteln begegnet noch allerhand Einwendungen. Die Sache ist zu wichtig, als daß nicht auch hier Etwas zur Entkräftung der wesentlichsten derselben gesagt werden sollte.

Ein Hauptbedenken geht dahin, daß die Betheiligung der Gehülfen am Gewinne gerechter Weise auch deren Betheiligung am Verluste des betreffenden Unternehmens und diese wiederum auch eine Betheiligung an der Geschäftsleitung voraussetze. Wäre dieser Einwurf begründet, so wäre allerdings damit bei der Bildung der Arbeiter, wie sie heute leider noch ist, eine „volkswirthschaftliche Störung und Erschwerniß“ verbunden. Indessen beweist der Einwurf nur die irrige Auffassung der Frage. Aus dem vorher hinsichtlich der Betheiligung der Arbeiter am Reingewinne Mitgetheilten erhellt, daß sie nicht *umsonst* geschehen darf; sie muß eben so sehr das Interesse der Arbeitgeber wie das der Arbeitnehmer fördern; sie muß also ein Aequivalent für eine Gegenleistung der Arbeiter sein. Und worin besteht diese Gegenleistung? Der Unternehmer sagt zu seinen Arbeitern: „Seit so und so viel Jahren verdiene ich durchschnittlich so und so viel. Schafft, daß ich mehr verdiene, und von jedem Tausend, um das Ihr durch erhöhten Eifer meinen Reingewinn vermehrt, gewähre ich Euch am Jahresschlusse eine Tantième.“ Die Arbeiter sollen demnach blos an einem Fond partizipiren, den *sie selbst* erst schaffen müssen, und von dem auch der Unternehmer sein Theil erhält. Wie nun aber, wenn schlechte Zeiten kommen? Dann ist die Antwort diese: So lange die Arbeiter einen Mehrgewinn schaffen, erhalten sie davon ihre Quote. Gelingt ihnen die Schaffung eines Mehrgewinns nicht, so erhalten sie nicht mehr als ihren bedungenen Lohn, ja sie werden sich eventuell sogar eine Herabsetzung dieses Lohnes gefallen lassen müssen. Der Vorwurf der Ungerechtigkeit ist also hinfällig, sobald die Arbeiter nur an dem *Mehr*gewinne betheiligt werden, den der Unternehmer ihrem vermehrten Fleiße und ihrer größeren Gewissenhaftigkeit verdankt.

Ebenso irrelevant sind die übrigen Bedenken: „Würde die Gewinn-Betheiligung aber ohne Verlust-Betheiligung zugestanden, so daß die Mitbetheiligung der Gehülfen an der Geschäftsleitung sich von selbst ausschlösse, so bliebe doch immer noch auf der einen Seite für die Arbeiter die wirthschaftlich störende Ungewißheit ihrer Einnahme des erst am Jahresschlusse zu berechnenden Gewinn-Antheils, auf der anderen Seite der volkswirthschaftliche Schaden einer nicht völlig freien und unbefangenen Geschäftsleitung. Welcher Fabrik- und Geschäftsleiter würde nicht mehr oder weniger zaghaft mit seinen Verfügungen und Spekulationen vorgehen, hätte er am Schlusse des Jahres Klagen und Vorwürfe seiner Gehülfen über keinen oder einen ungenügenden Gewinn zu fürchten, selbst wenn diese Klagen nur in den Mienen Letzterer ausgedrückt, vielleicht sogar nur in seiner eigenen Besorgniß vorhanden wären? — Ein mangelhafter Geschäftsgang brächte dann

wol neben dem volkswirthschaftlichen Nachtheil den Gehülfen auch noch dadurch Schaden, daß er die ihnen wöchentlich zu berechnenden und ihrer Wirthschaftlichkeit einen sichern Anhalt bietenden Löhne verminderte, wären letztere ihnen nicht vielleicht, statt des in Aussicht gestellten unsicheren, schließlich vielleicht als Seifenblase sich ergebenden Gewinnes, ganz versagt. Vom praktischen Standpunkte aus dürfte mithin die Betheiligung der Arbeiter am Gewinne des Geschäfts eine große, für alle Theile nachtheilige Verirrung unserer Zeit zu nennen sein!" Auf diese Ansichten eines Fabrikbesitzers ist zu erwiedern: Freilich wissen die Arbeiter nicht mit Sicherheit vorher, ob sie überhaupt auf eine Gratifikation beim Jahresschlusse rechnen können. Sie werden sich daher so einzurichten haben, daß sie ohne dieselbe zurechtkommen. Fließt ihnen dann mit einem Male eine für sie bedeutende Summe zu, so werden sie diese, wie das Beispiel der Grubenarbeiter der Herren Briggs zeigt, bald auf Einkäufe für ihren Haushalt verwenden oder sie gewinnbringend — also vielleicht, wo das System der Industrial partnership eingeführt ist, in dem betreffenden Unternehmen selbst — anlegen können: sie werden sparen lernen und sich eines höheren Wohlstandes erfreuen. Ueberdies hat das Arbeiten mit der Aussicht auf einen Extralohn, der den festen Lohn um eine vorher nicht genau zu bemessende Summe erhöhen kann, einen besonderen Reiz. Genug, die Erfahrung, die allein in solchen Fragen den richtigen Weg weist, hat wie gesagt gelehrt, daß die französischen und englischen Arbeiter, und ebenso diejenigen deutscher Unternehmer, welch' letztere sich bereits über alle Vorurtheile hinweggesetzt haben, durch ihre Tantième nicht „wirthschaftlich gestört", sondern wirthschaftlich und sittlich gefördert worden sind. Die „wirthschaftliche Störung", die darin besteht, daß vielleicht alljährlich eine kleine runde Summe zu dem oft kärglichen Lohne der Arbeiter hinzutritt, deren Höhe größtentheils von diesen selbst abhängt, können sie sich schon gefallen lassen. — Was soll man ferner zu dem „zaghaften" Geschäftsleiter sagen? Daß die Welt ihre Einrichtungen nicht nach Nerven solcher Schwachköpfe bemißt. Von jedem Offiziere, von jedem Schiffskapitäne erwarten wir, daß sie in der Schlacht, im Sturme, wo es um Leib und Leben geht, ihre Anordnungen sachgemäß treffen und sich durch das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit nicht beirren lassen. Ja, an einen jeden Menschen, der für sich und Andere thätig ist, erheben wir den Anspruch, daß er die Regel für sein Verhalten lediglich aus den Umständen schöpfe, nach bestem Wissen und Ermessen. Und der Fabrikant, der bisher Tausende für sich und die Seinen kaltblütig aufs Spiel zu setzen gewohnt war, soll nun plötzlich ängstlich werden, weil möglicherweise eine seiner Maßnahmen seine Arbeiter nicht etwa um ihren Lohn verkürzen, nicht etwa schlechter stellen kann, als sie bisher standen, sondern sie höchstens um eine Zulage bringen könnte, die er ihnen freiwillig, aber nur unter der Bedingung zugesagt hat, daß die Fabrik sich künftig besser rentirt?! Und mit solchen Bedenken soll nun dargethan sein, daß „die Betheiligung der Arbeiter am Gewinne des Geschäfts eine große, für alle Theile nachtheilige Verirrung unserer Zeit zu nennen ist"! Wäre es eine, so hat sich jedenfalls nicht einmal erst „unsere Zeit" dieselbe zu Schulden kommen lassen. Die Chinesen, die für den Handel in einem großen Theile des Orients dasselbe bedeuten, was bei uns die

Juden, bedienen sich schon längst des nämlichen Verfahrens. Und überall, wo es anwendbar war und durchgeführt worden, auf den griechischen Kauffahrern wie in den Kaufläden der Philippinen, in den Kohlengruben und bei den fliegenden Buchhändlern Englands so gut wie in manchem Großunternehmen unter den wandelbaren Franzosen, überall ward — wir wiederholen es — die „Verirrung" mit Erfolg gekrönt. Die den günstigen Resultaten gegenüberstehenden Mißerfolge sind nicht dem Verfahren an und für sich, als vielmehr besonderen Verhältnissen und namentlich dem noch näher zu berührenden Umstande zuzuschreiben, daß sich die betreffenden Gewerbe nicht dazu qualifizirten. Selbst der Oberbergrath W. Runge kam in seinem, am 25. Januar 1869 im Breslauer Gewerbeverein gehaltenen Vortrage „Ueber die Betheiligung der Arbeiter am Reingewinne industrieller Unternehmungen", obgleich er dieselbe prinzipiell durchaus nicht für nothwendig hält, wenn nur der Arbeiter vollständig entschädigt wird, zu dem Schlusse: „daß aber eine Betheiligung des Arbeiters am Unternehmergewinn allerdings wirthschaftliche Vortheile verspricht, und daß sie segensreich wirken muß durch die engere Knüpfung des Vertrauensbandes, welches sich neben dem Rechtsbande um Arbeiter und Arbeitgeber schlingen muß", und es unleugbar ist, „daß ein starres Rechtsverhältniß die gegenseitigen Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber nicht erschöpft, daß dies Verhältniß auch ein Vertrauens- und Pietätsverhältniß nothwendig sein muß".

Aus alledem folgt, daß wir das in Rede stehende Verfahren auch bei uns vorsichtig und wenigstens versuchsweise einzuführen haben. Es ist so sehr der menschlichen Natur angepaßt, daß es uns nicht wundert, wenn wir es schon in Asien bei einem Volke uralter Kultur eingebürgert finden. Es hat sich in Europa bisher so gut bewährt, daß es sich nur durch die Erfahrung, nicht durch einige kritiklose Phrasen zu den Todten werfen ließe. Mögen solche Unternehmer, die sich mit ihrer Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit hinter allerhand leere Bedenken verschanzen, daran denken, daß nur

„Die Sümpfe steh'n, die muth'gen Bäche rinnen!"

Nur Eins ist hinsichtlich der Betheiligung der Arbeiter am Reingewinne zu beklagen. So vortrefflich das Prinzip, nach welchem die Unternehmer den Arbeitern für jede Vermehrung der Arbeitsmenge und für jede Verbesserung der Qualität eine entsprechende Gratifikation zuzubilligen haben, an und für sich ist, so kann es doch nicht allen Produktionszweigen zu Gute kommen. Denn, wie schon angedeutet wurde, ist es nicht überall anwendbar. Es läßt sich, nach Thornton, nur da anwenden, wo das Verhältniß der Arbeitskosten zu den gesammten Produktionskosten sehr beträchtlich ist, und dies Verhältniß variirt in den verschiedenen Produktionszweigen sehr bedeutend: von etwa 70 oder 80 Proz. bei den Bergleuten in den Kohlengruben bis zu einem bloßen Prozentbruchtheile bei den Diamantschneidern. Wo der Prozentsatz hoch ist, kann die vermehrte Anstrengung der Arbeiter den Geschäftsgewinn leicht wesentlich erhöhen, denn die Arbeiter in den Kohlengruben z. B. werden im Hinblick auf die daraus resultirende bessere Bezahlung mehr Körbe zu Tage fördern, sie auch voller machen und zwar mit besseren Kohlen. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß etwa der Koh-i-noor merklich besser geschnitten worden

wäre, hätte der betreffende Steinschneider Aussicht auf einen Antheil an der Erhöhung des Verkaufswerthes gehabt, die der Vortrefflichkeit seiner Arbeit zuzuschreiben gewesen sein würde. Immerhin jedoch giebt es genug Produktionszweige, in denen das Verfahren zulässig ist und ungemein ersprießlich sein kann. Und von den Unternehmern in solchen Produktionszweigen, die einsichtsvoll genug sind, es bei sich einzuführen, läßt sich erwarten, daß sie auch im Uebrigen ihr Verhältniß zu den Arbeitern im beiderseitigen Interesse als ein Verhältniß treuer, hingebender persönlicher Fürsorge auffassen, daß sie also nicht blos ihre Schuldigkeit nach dem Buchstaben des Kontraktes thun, sondern auch ihr Augenmerk schon auf die Form des Kontraktes selbst sowie auf die Höhe des Arbeitslohns richten, dann aber auch auf die Arbeitszeit, deren Herabsetzung auf zehn Stunden allenthalben der Produktion förderlich gewesen, auf die Frauen- und Kinderarbeit, auf die Gesundheit und Sicherheit, auf die Sittlichkeit, auf die Wohnungsverhältnisse und auf die Sparsamkeit der Arbeiter. Alle Opfer, welche in diesen Beziehungen die Arbeitgeber zum Wohle der Arbeiter bringen, sind nur scheinbar, sie tragen reiche Zinsen und entziehen dem widernatürlichen, so verderblichen Streite, dem Bruderkampfe zwischen Arbeit und Kapital, den Boden.

E. Fortschritte in den Realwissenschaften.

§ 84. **Geschichtlicher Rückblick.** Ein Grundfehler und der eigentlich schadhafte Punkt der antiken Civilisation war außer der unwirthschaftlichen Konstruktion der Gesellschaft und des Staates der, übrigens damit zusammenhängende Mangel realistisch-technischen Sinnes bei den Menschen. Der Technik, deren höherer Ausbildung auch der Umstand hinderlich sein mußte, daß das Prinzip der persönlichen Arbeitstheilung unbegriffen blieb — Cato und Varro warnten geradezu vor derselben! —, kam in dem Naturell der Alten keine verwandte Richtung entgegen. Die natürliche Realität der Dinge unbefangen beobachten, sich ihrer zweck- und werkmäßig bedienen, sich durch solches Rüstzeug befreien, entsprach nicht dem antiken Charakter. Die Alten lebten im Traume religiöser Phantasie, in idealem Schein, beherrscht vom Hange künstlerischer Darstellung, befangen im Zauber des Schönen, als ein adliges Geschlecht. Sehen wir uns in den pompejanischen Resten die Geräthe, die Werkzeuge &c. an, wie schön und edel sind sie gezeichnet, obgleich vielleicht von Sklavenhand gearbeitet, aber auch meistens wie kindlich! Was uns daran durch rationelle Technik erfreut, war nicht Ergebniß nüchterner Beobachtung und verständiger Berechnung, sondern alte Tradition, bei der es blieb, und die als solche von Menschenalter zu Menschenalter sinken mußte. Wie stationär die mechanischen Künste bei den Römern blieben und wie fern ihnen die Natur als Objekt verständiger Forschung lag, lehrt insbesondere die Geschichte der römischen Seefahrt und des römischen Ackerbaues. Umfang und Grenzen des großen Reiches boten Anlaß genug, sich auf der hohen See zu versuchen. Die Weltherrscher waren im Besitze der iberischen, lusitanischen und mauritanischen Küsten, aber die nahe gelegenen Kanarischen Inseln mußte Plinius nach den Aufzeichnungen des Königs Juba beschreiben: römischen Schiffern oder Handelsleuten war es nicht eingefallen,

sich so weit zu wagen. Die Insel Hibernia, an der vielleicht schon Pytheas drei Jahrhunderte vor Chr. gelandet war, blieb den Römern wie im Halbnebel zur Seite liegen; sie verbarg sich hinter dem schwierigen Biscayischen Meerbusen und dem stürmischen, klippenreichen irisch-englischen Kanal. Die römischen Schiffe waren und blieben Küstenfahrer, die mit herannahendem Winter die Häfen aufsuchten und die umbrausten Vorgebirge fürchteten. Winde, Wellen und Jahreszeiten wurden mythisch angeschaut; der Schnabel des Schiffes war zierlich und künstlerisch geschnitzt, das Schiff selbst jedoch unvollkommen konstruirt. Vom Rothen Meere ging ein alter, lebhafter Handelsverkehr nach Indien, und Strabo erfuhr, daß aus dem dortigen Hafen Myos Hormos jährlich 120 Schiffe nach diesem Lande ausliefen; aber weder das indische Zahlensystem, noch die Magnetnadel gelangte von dort in den römischen Westen, der, in den eigenen engen Kreis gebannt, gegen das Neue unempfindlich war und vom Orient nicht, wie später in der Epoche der Araber, Bereicherung und Anregung erfuhr. Und wie mit der Seefahrt, so stand es mit dem Ackerbaue. Die Werkzeuge waren und blieben die durch Ueberlieferung gegebenen unvollkommenen; so lernten die Römer erst, nachdem Cäsar durch die Eroberung Galliens und Belgiens die Schranken der antiken Kultur geöffnet hatte, den rheda genannten Räderpflug von den keltischen Einwohnern des zu Gallien gehörenden Rhätiens kennen, wie sich überhaupt eine ganze Reihe von Erfindungen aufzählen ließe, die von Gallien den Römern zukamen, von diesen aber, die bereits abgeschlossen hatten, mehr notirt als verwerthet wurden (die von Liebig zu den Kulturmessern gerechnete Seife z. B., das linnene Hemd u. a. m.). Düngung und Fruchtwechsel waren den römischen Landwirthen wohl bekannt (denn wie sich in letzterer Beziehung bei uns an den Namen Schubart v. Kleefeld die Verbreitung des Kleebaues und dessen Verbindung mit dem Getreidebau knüpft und hauptsächlich dadurch die Fruchtfolge und Feldeintheilung zum Bessern verändert worden ist, so dürfen wir auch ähnliche landwirthschaftliche Folgen an die Namen vieler der ältesten römischen Familien, z. B der Fabier, Lentuler, Pisonen, Ciceronen, Lactucinen, Hortensier &c., knüpfen), allein das Düngungsprinzip und Wechselsystem wurden nicht allgemein nach Gebühr gewürdigt und nicht in ihren Konsequenzen entwickelt. Der Boden versagte zuletzt, Aecker verwandelten sich in Weidegrund, häufig herrschte Hungersnoth und die Zufuhr von Getreide bildete eine Hauptsorge der Regierung; Italien trug durchschnittlich nur das vierte Korn (vgl. Vikt. Hehn's meisterhafte histor.-linguistische Skizzen über „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa" [Berlin 1870] S. 361 und die freilich von Rodbertus im II. Bde. der Hildebrand'schen „Jahrb. für Nationalökonomie und Statistik" [Jena 1864] S. 215 ff. mannichfach widerlegte Schilderung Dureau de la Mall's in dessen „Economie politique des Romains", II., S. 121 ff.). Lag auch der eigentliche Grund des steigenden Mißerfolgs in der Höhe der Arbeitskosten, so beruhen diese doch auf dem volkswirthschaftlich-technischen Ungeschick und der Gleichgiltigkeit gegen reelle Naturkenntniß.

Das Mittelalter, wenn es auch nichts weniger als ein stummer Sumpf war, wie es so oft fälschlich geschildert wird, hatte doch erst andere, gleich-

sam vorbereitende Aufgaben zu lösen, als daß es den realen Wissenschaften eine große Förderung hätte zu Theil lassen werden können. So blieben auch die mancherlei, durch das Klima, die Vegetation und den Boden sich von selbst ergebenden Vortheile, welche die mitteleuropäische oder cisalpinische Technik des Lebens, so unentwickelt sie noch an und für sich sein mußte, vor der griechisch-römischen voraus hatte, ohne weiteren Verfolg. Nur die Araber, die mit dem 7. Jahrhundert, um den Untergang der alten Welt vollständig zu machen, gleich einem Sturmwind über Syrien und das noch blühende Nordgestade Afrika's hereingebrochen waren, vermehrten, nachdem der erste fanatische Paroxismus verflogen, das von den Aegyptern und Griechen ererbte Kulturkapital durch höchst bedeutsame Beiträge: den Kompaß, die sogenannten arabischen, aber aus Indien stammenden Zahlen, die Anfänge der Chemie und Pharmazie, der Kaufmanns- und Hafenpraxis u. s. w. Die arabische Kultur selbst verschwand freilich wie eine Episode, aber das von ihr Zugebrachte ging nicht verloren. Nicht umsonst namentlich hatten die Araber das Experiment zum Ausgangspunkt und Prüfstein ihrer Schlüsse genommen; dadurch hatten sie der Naturforschung den Weg angedeutet, auf welchem dieselbe als auf dem einzig richtigen bis heute gewandelt ist. (S. das von Otto Spamer herausgegebene „Buch der Erfindungen“, I. Bd., S. 119.) Und als die italienischen Seestädte aufblühten und Banken und Wechselgeschäfte einrichteten, und als das Schießpulver und das Linnenpapier erfunden waren und allgemeiner angewendet wurden, konnte endlich wieder da angeknüpft werden, wo das Alterthum in seiner Erschöpfung den Faden hatte fallen lassen. Die Welt öffnete sich dem Auge, das sehen gelernt hatte, der Mensch begann nach Erkenntniß der Gesetze der Natur und ihres geheimnißvollen Innern sich zu sehnen.

Das Zeitalter der großartigen geographischen Entdeckungen wurde die Schwelle, über welche die neue Zeit zu den Völkern der Erde kam. Aber nicht die grönländischen Ansiedlungen in dem schon um das Jahr 1000 durch die Normänner entdeckten Amerika (s. „Die alten Isländer. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Hugo Schramm“ im „Illustr. Familienbuch“ [Triest 1865], V. Bd., Neue Folge, S. 344 ff.), nicht der spärliche frühere Verkehr der nördlichen Kontinente, sondern vernünftige, allein auf rationelle Forschungen gegründete Spekulationen bestimmten dem Steuer die Richtung. Albertus Magnus, Roger Bacon und Petrus von Alliaco hatten dazu den Horizont gelichtet: der Erstere durch seine physische Geographie, der Andere durch die Reform, welche er, in Uebereinstimmung mit den arabischen Gelehrten, der Methode des Naturstudiums gegeben (s. die biogr.-kulturhistorische Skizze „Zum 650sten Geburtsjahr Roger Bacon's“ von Dr. Hugo Schramm in der Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 3., 4. und 5. September 1864), der Letztere durch sein Bild der Welt, aus welchem Kolumbus die Ansichten der alten Schriftsteller über die Nähe des östlichen Asiens zu den Herkulessäulen erfuhr, und welche ihn hauptsächlich zu seinen Entdeckungsreisen anregten. Die dann durch die Verbindungen mit der Neuen Welt nach Europa gelangenden Reichthümer erhöhten nicht blos — mit Ausnahme Spaniens — den Volkswohlstand und das Volksbewußtsein, sondern vermehrten auch durch freiwillige Gewährung der Hülfsmittel die

Volksbildung. Der Gemeinsinn errichtete öffentliche Anstalten und beschenkte bestehende auf das Reichlichste. Vorzüglich leuchteten hervor Deutschland und Holland, das letztere durch den Gewürzhandel der Molukken mit Schätzen überfüllt. In Deutschland allein wurden von 1502, aus welchem Jahre die Gründung der Universität Wittenberg datirte, bis 1631 nicht weniger als 14 Universitäten errichtet, alle übrigens, bis auf eine, in protestantischen Ländern. In Holland entstanden reichhaltige Bibliotheken, kostbare Sammlungen, botanische Gärten u. s. w., in denen sich die wissenschaftlichen Ergebnisse der überseeischen Verbindungen vereinigten und nützlich vergleichen ließen. Mit jugendlichem Eifer regten sich nunmehr die Mathematik, Physik, Mechanik, Astronomie, Anatomie und Botanik, und wenngleich die Kirche sie mißtrauisch bewachte, konnte sie die exakten Wissenschaften doch nicht mehr ersticken; mit Hülfe von Messer und Wage, Schmelztiegel und Retorte, Hebel und Pumpe, Thermometer und Barometer, Teleskop und Mikroskop, Pendel, Logarithmen und Infinitesimalrechnung bereitete sich die vollere und umfassendere Befreiung der Menschheit vor. Was den hervorragendsten Geistern der Vorzeit als Geheimniß der göttlichen Weisheit erschien, ist heute zu einem Wissen gewöhnlicher Geister geworden. Wo Jene Wunder erblickten, sehen wir Kräfte wirken. Wo sie Glauben forderten, forschen wir nach Erkennen. Wo sie sich in Ahnungen ergingen, stellen wir Messungen an. Wo sich ihre Phantasie erschöpfte, bahnt uns der Geist der Wissenschaft die Wege lichterer Offenbarungen an. „Die Gebirge der Urwelt, welche die Erde tragen“, öffnen sich dem Laufe unserer Schienenwege. Die Felsen, welche nach dem Wahne unserer Vorfahren „die Geister der Urwelt einschließen“, werden durchbrochen zu Bahnen unseres Dampfrosses (man denke an den Mont-Cenis-Tunnel!). Schneller als das Licht, welches „die Enden der Erde erhellt“, fliegt heute die Botschaft der Menschen, in heimischen und „fremden“ Zungen sprechend, von Welttheil zu Welttheil. Die Sagen der Vorzeit und die Thaten der Gegenwart, die Mythen der Vorfahren und die Werke unseres Geschlechts, sie liegen weit ab von einander, wie die Kindheit und das Mannesalter einer Menschenwelt. Wer noch vermeint, in Formen und Formeln alter Anschauungen die Gegenwart zu beherrschen, der verwechselt Traum und Wirklichkeit. Wer damit noch die Geister zu regieren wähnt, versucht mit Spinngeweben die Macht des Dampfhammers zu fesseln. Daß die Kirche theils aus politischen Gründen, theils auf Grund einer falschen Meinung von der dem alten Glauben innewohnenden Trostkraft im Unglück die Wissenschaft, welche allein im Stande ist, die Menschen zum solidarischen Kampfe gegen das Uebel tüchtig zu machen, noch heute, ja sogar heftiger denn je bekämpft, — daß wir den Syllabus erlebt und das, so lange die Welt steht, ganz einzige Schauspiel haben anstaunen müssen: wie der blinde Wahn Solcher, die zu Lehrern der Menschen berufen waren, das Gutfinden eines alten Mannes oder seiner jesuitischen Ohrenbläser zum obersten Gesetz für Thun und Forschen des Menschengeistes aufstellte, dies beweist nur, daß das Salz der Erde dumm geworden.

§ 85. **Wirkungen der wissenschaftlichen Errungenschaften auf die Produktion.** Nach zwei Richtungen hin sind dieselben vornehmlich bemerkbar: Einestheils steigern die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissen-

schaften und Technologie, indem sie die Produktionsmethoden vervollkommnen, die Produktion selbst (so ist z. B., wie Mill einmal bemerkt, der Fortschritt der Baumwollfabrikation seit den Erfindungen von Watt und Arkwright so riesenhaft gewesen, daß das darin angelegte Kapital sich in einem Zeitraume, den die Bevölkerung zu ihrer Verdoppelung erfordert, vielleicht vervierfacht hat!); sie verbessern aber auch dabei, wo dies möglich, die Qualität der Produkte und verringern doch zugleich die Produktionskosten (daher hat u. A. der Sammet seinen monarchischen Vorrang verloren und ist nicht mehr klassisch für Dogen- und Krönungsmäntel; er wärmt heute als Kragen und als Futter unsere Winterröcke oder als Weste wol gar Brust und Magen der vergnügten Schrannenkönige), — anderntheils erweitern sie die Grenzen der Produktion durch das Heranziehen und Verwendbarmachen immer neuer Stoffe, durch das Auffinden neuer Methoden, mit deren Hülfe die gleichen Stoffe verschiedenen Zwecken dienstbar gemacht oder bereits abgenutzte Erzeugnisse immer wieder verwerthet werden können. Gestützt auf Entdeckungen der Wissenschaft, verklärt gewissermaßen in letzterer Beziehung die Industrie auch das Niedrigste und Verachtetste und läßt es zu einer neuen Quelle des Reichthums werden. Des Bettlers Lumpen wandern in die Papiermühle und werden hier zu jenen weißen Blättern, auf denen sich die Werke des Geistes in sichtbarer und bleibender Form niederschlagen, um auf so gebrechlicher Basis doch vielleicht um Jahrtausende die Gebilde des Eisens zu überdauern, wenn sie der Erhaltung werth sind. Und wiederum sammelt die Industrie, gleich dem ährenlesenden Proletarier, auch die Papierschnitzel. Sie weiß wohl, daß im Pfennige der Groschen, im Groschen der Thaler steckt, und daß letzterer endlich auch in unbeachteten, mit Füßen getretenen Papierschnitzeln ruhen müsse, wenn sie in einer Papiermaché-Fabrik ihre Auferstehung feiern. Als um das Jahr 1836 die Gründung von Rübenzuckerfabriken in Deutschland auftauchte, kam plötzlich ein Artikel zur Geltung, den vorher nicht einmal ein Hund mehr angesehen hatte: die Knochen. Die bis dahin die Anger und Dörfer bis zum Skandale besudelten, waren auf einmal gesuchter als werthvolle Erze. Ohne sie wäre ja das Geld des Fabrikanten nichts gewesen, erst mit ihnen trug das Kapital in der Zuckerbereitung seine reichlichen Zinsen. Ueberhaupt gehört die Runkelrüben-Zuckerfabrikation in unseren Breiten zu den größten Wundern der heutigen Industrie. Während im Verhältniß zum Zuckerrohr die Runkelrüben nicht nur weniger Zucker enthalten — den größten Zuckergehalt haben, beiläufig erwähnt, Rüben mit starken Wurzeln und dicken Köpfen —, sondern auch der Zucker aus unseren Rüben viel schwieriger zu gewinnen ist wegen der weiteren im Safte enthaltenen organischen und salzigen Theile, so war doch nicht einmal ein Vierteljahrhundert nöthig, um den indischen Zucker bei uns ganz aus dem Felde zu schlagen. In dem Betriebsjahre vom 1. September 1846 bis Ende August 1847 wurden im Zollverein 1,264,000 Ctr. indischen Zuckers versteuert, zehn Jahre später aber nur noch 229,000 Ctr. oder $81,_{88}$ Proz. weniger! Und dabei ist nicht allein die Bevölkerung, sondern auch der Zuckerverbrauch pro Kopf von Jahr zu Jahr wesentlich gestiegen. Im Jahre 1825 belief sich der Zuckerverbrauch pro Kopf nur auf $2,_{6}$ Pfd., 1835 auf $3,_{8}$ Pfd., 1845 auf $5,_{2}$ Pfd., 1855 auf $7,_{5}$ Pfd. und 1864 sogar auf $8,_{5}$

Pfd., so daß sich also schon mit diesem Jahre, demnach in einem Zeitraume von blos 40 Jahren, der Zuckerverbrauch um mehr als das Dreifache gesteigert hatte. Daher konnten die im Betriebsjahre 1866 bis 1867 im Zollvereine bestehenden 296 Runkelrüben-Zuckerfabriken (gegen 295 im Vorjahre) zusammen 50,712,709 Ctr. 1 Pfd. rohe Runkelrüben oder 7,259,936 Ctr. 12 Pfd. mehr als im vorhergehenden Jahre verarbeiten! Und wenn auch zu diesem Siege des einheimischen Zuckers über den indischen die höhere Besteuerung des letzteren beigetragen hat, so verdanken wir ihn doch vor Allem den großen Errungenschaften der Mechanik und Chemie. Insbesondere ist die Chemie die Verkündigerin und Predigerin eines der höchsten Naturgesetze: der weisen Sparsamkeit, der Oekonomie der Natur. Ihm nachstreben heißt: sich vollenden, und daher ruft sie der Industrie fortwährend die Mahnung des Dichters zu:

„Was der Mensch mit Füßen tritt,
Das sei künftig deine Liebe!"

Diese Mahnung würde freilich ungehört verhallen, die wissenschaftlichen Erfindungen und Erdenkungen müßten für die Produktion gegenstandslos werden, ginge mit der Massenerzeugung nicht auch stets ein entsprechender Massenverbrauch Hand in Hand, hielte mit der Verbesserung der Produkte und der Vermehrung ihrer Mannichfaltigkeit nicht auch immer das Steigen der an dieselben zu machenden Ansprüche und die Zunahme in der Mannichfaltigkeit der Bedürfnisse gleichen Schritt, ja eilte nicht sogar die Fähigkeit zum Verbrauchen der Fähigkeit zum Erzeugen wie der Schatten seinem Körper voraus. Jene Fähigkeit aber hat keine Grenzen. In den Wäscheschränken vieler tausend Familien findet sich heute eine größere Dutzendzahl Hemden, als ein König von Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert besaß, denn wir dürfen aus alten uns erhaltenen Rechnungen auf die Anzahl jenes Artikels in dem königlichen Besitzstande schließen. In England wechselt jeder wohlhabende Mann die Wäsche täglich dreimal, in unserm Vaterland je nach den Reinlichkeitszonen ein- oder zweimal! Wie wäre ein solcher Verbrauch möglich, ohne daß Leinwand, Shirting, Zwirn und Seife beträchtlich wohlfeiler, ohne daß die Herstellungs- und Reinigungskosten niedriger geworden? Die Bevölkerung der Goldküsten des Stillen Meeres verbraucht die Leibwäsche, ohne daß Seife sie berührte, weil das frische Hemd billiger zu kaufen ist, als der Wäscherlohn betragen würde! ... Ist das Bedürfniß und die Fähigkeit, sich überhaupt anständig zu kleiden, jetzt bei einer weit größeren Quote der Bevölkerung verbreitet, als selbst noch vor 25 Jahren, so hängt u. A. auch der Umstand, daß eine große Reihe von Repräsentanten jener so vielseitig bedeutungsvollen Körperklasse, welche die Fette in sich begreift, erst seit Kurzem zu allgemeiner Geltung gekommen ist, mit dem Fortschritte in der Qualität der Befriedigung des Beleuchtungsbedürfnisses zusammen. Denn nur eine immer größer werdende Konkurrenz der einzelnen Konsumquellen lenkte darauf hin, die Produktion von Fett zu vermehren, oder doch durch Ersatzmittel ergiebiger zu machen. Jede Steigerung des Verbrauchs eröffnete daher eine neue Zufuhr, und sicher und gewiß würde das Gleichgewicht zwischen dieser und dem Bedarfe wiederholentlich eine empfindliche Störung erlitten haben, hätte nicht immer der Erfindungsgeist, sowie die Handels-

spekulation rechtzeitig „intervenirt". Waren doch alle neuen Hülfsmittel trotz ihrer großen Ausdehnung — man denke nur an das Leuchtgas — nicht im Stande, den Marktpreis der Fette merklich herabzudrücken, ja sie reichten kaum zu, eine Steigerung des Preises zu verhindern. Die ganze, durch sie gebotene Erleichterung wurde eben Schritt für Schritt mit der vorangehenden, ungeahnten Entwicklung der gewerblichen und industriellen Thätigkeit absorbirt, so daß fortwährend das Bedürfniß nach neuen Hülfsquellen blieb, welches schließlich auch den sogenannten Mineralölen zu der ihnen so lange versagten Würdigung verhalf und dadurch das betreffende Gebiet der Volkswirthschaft selbst wiederum einer neuen Phase entgegenführte.

Genug, an dieser Stelle sollte das dem Kreislaufe des Lebens in der Natur auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete entsprechende ewige Gesetz, nach welchem die Früchte jeder Arbeit immer wieder aufgezehrt werden, jeder Verbrauch aber wieder Arbeit gebären muß, nur angedeutet werden, um aus der Konstatirung dieses steten Wechsels die Beruhigung zu schöpfen, daß nirgends dem Fortschritte eine Grenze droht, daß die Bedürfnisse den Leistungen immer vorauseilen werden.

§ 86. **(Fortsetzung.)** Ein Mittel nun, die jeweiligen Resultate des technischen Fortschritts zu überblicken oder wenigstens zu sehen, was in den verschiedenen Industrie- und Gewerbszweigen geleistet werden kann, bieten die periodischen Industrie- oder Gewerbe-Ausstellungen. Anfänglich nur provinzial und national, und die Hebung des Absatzes durch genauere Bekanntmachungen mit den Leistungen der einzelnen Gewerbsbranchen bezweckend, fanden dergleichen schon seit 1798 unter Napoleon I. in Frankreich statt; dann wurden sie auch in vielen Einzelstaaten Deutschlands, sowie (seit 1842) auch vom gesammten Zollverein, ferner in Polen (1818), Rußland (1825), Spanien (1841) und England, welches am längsten widerstrebte, ins Werk gesetzt und seit 1851 gipfeln sie in Weltausstellungen, deren Idee und Plan von einem deutschen Prinzen, dem verstorbenen Gemahle der Königin Viktoria von England, ausging, und die einen Wendepunkt im Lebensgange der Industrie bezeichnen. Was erdacht und ausgeführt worden, was den Höhezustand jedes Produktionszweiges bei der einen und der anderen Nation zur Anschauung bringt, vereinigt sich aus allen Theilen der Erde unter dem Dache ihrer Riesenhallen, die zu einem Friedenstempel werden. Erlauben die Weltausstellungen einerseits prüfende Vergleichung in ausgedehntester Weise, lassen ihre Schätze oft durch einen einzigen Augenblick direkter Betrachtung jahrelange Anstrengungen überflüssig werden, helfen sie neue Methoden, geschmackvolle Formen und Muster verbreiten, so rufen sie andererseits einen förderlichen Ehrgeiz unter den Nationen und den einzelnen Produzenten hervor. Mögen auch manche ausgestellte Gegenstände nur Utopien sein, — fast jedes höhere Erzeugniß war zuerst eine Chimäre; selbst das Getreidekorn hielt einst der Eichelesser für eine Abgeschmacktheit. Aber aus der Nebeneinanderstellung und Verbindung aller neuen Entdeckungen, die noch als Ueberspanntheiten gelten, ergiebt sich für das betrachtende Auge des Denkers das verschwommene Bild der fernen Wirklichkeit. Der Träumer ist der Vorläufer des Denkers. Die erste Erscheinung des Möglichen erfolgt vielfach in der Form einer scheinbaren Unmöglichkeit. Alle Erfinder haben

heute Unrecht, morgen Recht. Für eine Masse von Ideen ist dieses Morgen schon gekommen; aus ihnen setzt sich der Reichthum der Kulturvölker, ihr öffentlicher Wohlstand zusammen. Was einen Mann noch im vorigen Jahrhundert vielleicht ins Irrenhaus gebracht hätte, verschafft ihm heute einen Ehrenplatz im „Palaste" einer Weltausstellung, deren Areopag alle civilisirten Völker der Erde bilden. Alle Dinge, auf die unser Jahrhundert stolz ist, es sind zur Thatsache verdichtete Träume... Werden ferner auf die Ausstellungen selbstverständlich nur die besten Erzeugnisse ihrer Art gesendet, sind sie also vor Allem ein glänzendes Abbild der industriellen Produktion, so fordern doch dessen vielfach geschmeichelte Züge lebhaft auf, das Original in seiner ungeschminkten Wahrheit kennen zu lernen.

Ein getreues Abbild des Originals, d. h. alles Dessen, was im gewöhnlichen Geschäftsleben wirklich geleistet wird, liefern zwar die Märkte und Messen, am besten aber kann man den Reichthum und den Fortschritt der Industrie eines Landes danach beurtheilen, daß bei seinem Verkehre mit dem Auslande der Eingang der Rohprodukte und Halbfabrikate sich steigert, dagegen derjenige der fertigen Fabrikate abnimmt. Ein solches Bild bietet z. B. im Großen und Ganzen eine Vergleichung der eingegangenen Waaren im Zollverein während des dritten Quartals 1869 mit dem gleichen Zeitraume des Vorjahres. Während da der Eingang von Fabrikaten, wie Baumwollengarn (um 18,000 Ctr.), von Hutzucker (um 17,000 Ctr.) u. A., abgenommen hatte, war gestiegen die Einfuhr von Roheisen von 780,000 auf 2,629,000 Ctr., von Eisenerz, Eisen und Stahlsteinstufen von 2,456,000 auf 3,601,000 Ctr., von Galmei und Zinkblende von 308,000 auf 511,000 Ctr., von Farbenerden von 142,000 auf 218,000 Ctr., von anderen Erden von 3,017,000 auf 4,442,000 Ctr., von Steinkohlen von 24 Mill. auf 27 Mill. Ctr., von Braunkohlen von $7^3/_4$ auf $8^1/_2$ Mill. Ctr., von Rohzucker von 31,000 auf 238,000 Ctr., von Thierblut, Thierflechsen 2c. von 1,433,000 auf 1,841,000 Ctr., von künstlichen Düngmitteln von 205,000 auf 248,000 Ctr.

Bei den letzteren müssen wir etwas verweilen; das Steigen ihrer Einfuhr ist ganz besonders bemerkenswerth.

Mag auch die Industrie des Zollvereins, da sie hauptsächlich große Billigkeit und Brauchbarkeit der Artikel im Auge hat, wenig Werth auf Geschmack legen, namentlich im Verhältniß zur französischen Industrie, welche darin bis zum Raffinement geht, so hat doch die deutsche einen großen, gewaltigen Vortheil, der sie allen anderen Ländern überlegen sein läßt: den nämlich, daß sie ganz besonders auf die Wissenschaft fundirt ist. Alle Industrievölker wissen die deutsche Wissenschaft zu benutzen, in Mitteleuropa aber ist sie heimisch, und wenn die äußeren Verhältnisse günstig sein sollten, wenn Friede bleibt, die staatlichen Zustände sich wieder mehr und mehr konsolidiren, und mehr konstitutionelle Freiheit an die Stelle des starren Soldatenwesens tritt, dann wird die Zeit bald gekommen sein, wo das große Deutschland, gestützt auf seine Wissenschaft, auch in industrieller Beziehung an der Spitze der Völker einherschreitet. Der Wissenschaft verdankt nun der Zollverein in erster Linie einen seiner blühendsten Geschäftszweige: die Chemikalien-Industrie. Württemberg allein zählt circa 60 Anstalten für die Fabri-

kation chemischer Erzeugnisse. Ein einziges Staßfurter Etablissement liefert täglich 1000 bis 1200 Ctr. jener trefflichen Kali- und Magnesia-Präparate, welche für die Landwirthschaft und insbesondere für den Ackerbau von Zuckerrüben von höchster Wichtigkeit sind. Daß dabei auch noch die Einfuhr der künstlichen Düngmittel steigt, daß deren Produktion im Inlande den Bedarf noch nicht zu decken vermag, zeigt, wodurch sich das Jetzt von dem Ehemals in der Landwirthschaft vornehmlich unterscheidet: die Gegenwart hat das Gesetz gefunden, durch Beherrschung der Naturkräfte diese bei der Erzeugung menschlicher Lebensmittel in der Landwirthschaft zu verwenden, und so nimmt dieselbe heute mehr denn je Theil an der hohen Mission des Menschengeschlechts, „das Werk der Natur zum Werke der Vernunft zu vollenden".

Bis zum Jahre 1840 hatten die Vermittler der Wissenschaft mit der Praxis nicht gewagt, die vielfachen Vorurtheile der Landwirthe in der allgemeinen Auffassung der Grundbedingung pflanzlicher und thierischer Ernährung mit Entschiedenheit zu bekämpfen. Erst dem seither auch in England ungewöhnlich populär gewordenen deutschen Forscher Justus v. Liebig gelang es, nach langem, vielem Lehren die Landwirthe vom Werthe der echten Wissenschaft zu überzeugen, durch welche das Können zu potenzirter zehn- und hundertfacher Kraft erhoben wird. Der Landwirth arbeitet jetzt nicht mehr nach Rezepten, sondern nach Grundsätzen und wissenschaftlichen Vorschriften. Aus dem spanischen Apatit, dem Sombrero-Phosphat, dem Staßfurter Abraumsalze, dem Feldspath und dem Ammoniak der Gasfabriken lassen sich, unter den Einflüssen des Wassers, der Atmosphäre und des Sonnenlichts, alle Kulturpflanzen wie auf dem gewöhnlichen Ackerboden erzeugen. „Stein wird in Brot verwandelt!" Das Wunder ist so groß wie je; aber es ist, nach den Anschauungen der jetzigen Landwirthe, ein alltägliches Wunder, wie tausend andere in der Natur. Der Mergel ferner wirkt heute nicht mehr durch jene geheimnißvolle und unheimliche Kraft, welche „reiche Väter und arme Enkel" macht, sondern durch seine Bestandtheile, und wenn dem Boden wiedergegeben wird, was ihm genommen wurde, macht der Mergel reiche Väter und noch reichere Enkel. Die Ueberzeugung von den enormen Vortheilen, die aus der Naturwissenschaft der Landwirthschaft zufließen, hat die sogenannten landwirthschaftlichen Versuchsstationen ins Leben gerufen. Sie suchen in erster Reihe die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Landwirths für die Kultur seiner Pflanzen und die Ernährung seiner Thiere zu befriedigen. Es sind heute etwa dreißig solcher landwirthschaftlichen Versuchsstationen über Deutschland verbreitet. Und nicht gering sind die Ergebnisse, welche wiederum diese besondere landwirthschaftliche Nachforschung als Gewinn für die reine Naturwissenschaft abgeworfen. Die Phytochemie (Pflanzenchemie, die vor fünfzehn Jahren noch kaum eine Wissenschaft genannt werden konnte, verdankt ihren gegenwärtigen Stand nicht zum kleinsten Theil den Arbeitern jener Versuchsstationen.

Der Spielraum, welcher sich dem Landwirthe in der Steigerung des Bodenertrages darbietet, ist sehr groß, nach mancher Richtung hin noch gar nicht einmal gemessen. Versuche, welche im Königreiche Sachsen zur Ermittlung des physisch möglichen Maximums angestellt worden sind, haben z. B. für Runkelrüben einen Maximalertrag von 600 Ctrn. auf den Magde-

burger Morgen, also etwa das Dreifache eines gewöhnlich für gut angesehenen Ertrages ergeben; Fütterungsversuche mit Kälbern ließen das Leibesgewicht eines Kalbes in Einem Jahre auf 1000 Pfd. und darüber steigen, etwa um die Hälfte höher als ein gewöhnlich zu erreichendes gutes Gewicht — Zahlen, welche Jedem, der dem Wachsen der Bevölkerung mit Besorgniß entgegensieht, einigen Trost gewähren dürften. Er ersieht daraus, daß die Erde noch für Viele Raum hat nicht nur in Urwäldern und Prärien, sondern für lange auch auf dem Boden alter Kulturländer. In diesen macht der höhere Betrieb der Landwirthschaft ein noch dichteres Zusammenleben der Menschen und damit noch höhere Civilisation möglich. Die wissenschaftliche Bodenkultur wird so zur Trägerin der höchsten Bildung. Ja, es liegen überhaupt die Ziele der Gegenwart von den Errungenschaften der Zukunft noch ferner ab, als die Gegenwart von der Vergangenheit!

Dürfen wir die Offenbarungen des Wissens eine Ausgießung neuen Geistes nennen, so ist es in anderem Sinne gemeint, als vordem, wo man mit den Offenbarungen des Glaubens den „Anfang und das Ende" erobert zu haben wähnte. Die Offenbarungsquelle der Wissenschaften ist eröffnet, aber keineswegs erschöpft in der Reihe der erforschten Erscheinungen. Die Priester dieser Offenbarungen stehen nicht still auf dem Wege und rühmen sich nicht, das Ziel schon erreicht zu haben. Unendlich, wie der Blick in die Weltenräume, die unsere Teleskope erschließen, ist die Forscherbahn und die Forscheraufgabe selber. Wie sich ehedem die Andacht in die Mythen der Vergangenheit vertiefte, so blickt der Forschergeist mit Andacht in die unbekannte Zukunft hinaus. Was der Glaube hinter der Zeiten Lauf suchte, sucht die Wissenschaft, die kein Unmöglich kennt, nur in kommenden Zeiten, die nach und nach sich enthüllend nahen. In diesem ewigen Entgegenstreben einer lichten Zukunft liegt aber auch zugleich das Heiligende in der Ausgießung des neuen Geistes.

Wenn wir, um das hier Gesagte noch durch ein eklatantes Beispiel zu illustriren, den jüngst verstorbenen schwedischen Mechaniker Ericsson, den Erfinder der kalorischen Maschine, verkünden hörten, daß es möglich sei, mittels nicht sehr komplizirter Einrichtungen die Sonnenwärme in der Art zu konzentriren, um Wasserdampf- und Warmluftmaschinen damit zu heizen, — eine Möglichkeit, deren Erkenntniß auch Mouchot, Professor in Tours, als Resultat neunjähriger Untersuchungen dargelegt hat (s. „La chaleur solaire et ses applications industrielles", Paris 1869): welche Ausblicke eröffnet dann die Erwägung einer ausgedehnten Anwendung der projektirten Sonnenmaschinen! Wenn Aegypten, ungeachtet seiner Bemühungen, es so schwer findet, sich aus den Ruinen zu erheben, so ist es nicht so sehr die Erschöpfung der alten Hülfsquellen, die ja in Gestalt der kräftigen Sonne und der fruchtbaren Nilüberschwemmungen beständig geblieben sind, als vielmehr der Mangel eines billigen Brennmaterials für nothwendige Maschinen. Die Handarbeiter reichen nicht hin, und können bei einem Steinkohlenpreis von 50 bis 100 Francs für die Tonne nicht leicht durch Maschinenarbeit ersetzt werden, und das Brennholz fehlt bekanntlich in Aegypten so sehr, daß man meist mit getrocknetem Kameelmiste heizt. Hier könnten die Sonnenmaschinen wirksam werden unter einem Himmel, an welchem „die Sonne in

einer Eruption auf- und in einem Flammenmeere untergeht", wo monatelang keine Wolke den „Herrn des Himmels", den alten Schutzgott des Nillandes, verdunkelt. Das Gleiche gilt von den Tropen, unter denen die Sonnenhitze eben so groß, wie das Brennmaterial selten und die Arbeitskraft des Menschen und der Thiere gering ist. Auch wird einst allerdings die Zeit kommen, wo die Industrie in Europa nicht mehr diejenigen Hülfsquellen findet, die ihr nothwendig sind. Steinkohlen und Petroleum z. B. sind keine unerschöpflichen Schätze, sondern gehen an manchen Orten schon stark zur Neige. Wird man dann zur Kraft des Wassers und des Windes, des Menschen und der Thiere zurückkehren, oder wird man dahin auswandern, wo die stärkste Wärmequelle Jedem ihre Strahlen zuwirft? ... Wol schon die nächste Zeit wird lehren, inwiefern die „Sonnenmaschine" in praktische Wirksamkeit überzuführen ist, und vielleicht würde mit der Verwirklichung der übrigens uralten Idee — schon Heron von Alexandrien beschreibt eine Sonnenpumpe — eine große Veränderung der heutigen kulturgeographischen Situation stattfinden. Unsererseits jedoch können wir ruhig warten, und das Staunen haben wir längst verlernt.

F. Die Benutzung von Maschinen.

§ 87. **Die Maschinen und deren Wichtigkeit.** Eine Maschine unterscheidet sich hauptsächlich dadurch vom bloßen Werkzeug, daß bei ihr die wirkende Kraft nicht unmittelbar vom menschlichen Körper ausgeht, sie auch nicht einmal während ihrer Thätigkeit der speziellen Führung des Menschen bedarf. Ja, durch geistreiche und scharfsinnige Erfindungen ist man heute sogar dahin gekommen, daß sich manche Maschinen selbst beaufsichtigen, daß sie stillstehen, sobald ein Fehler eingetreten, und durch ihr Stillstehen ihre „Bedienung" herbeirufen. Durch die Maschinen sind die Elementarkräfte in unsere Knechtschaft gefallen und hat sich jene Märchenwelt verwirklicht, in der, zu unserem nicht geringen Ergötzen in der Kinderzeit, abenteuernde Königssöhne von freundlichen Hexenmeistern dienstbare Geister von eben solcher Riesenstärke wie wunderbarer Geschicklichkeit und Emsigkeit als Gefolge erhielten, und Leibniz, der größten Denker einer, verknüpfte die Erfindung von Maschinen mit der Wiederkehr des goldenen Zeitalters.

Die Ausbildung des Maschinenwesens ist eine Frucht der Arbeitstheilung, ja mit Nothwendigkeit führte diese jene herbei, um dann wiederum selbst durch den Aufschwung des Maschinenwesens zu einer fast unendlichen Ausdehnung gebracht zu werden.

Wir sprachen, als von der Arbeitstheilung die Rede war, nur von deren Lichtseiten. Allein sie hat auch eine unverkennbar nachtheilige Rückwirkung auf die Personen, sie macht die Arbeiter selbst gewissermaßen zu Maschinen. Die monotone Wiederholung eines und desselben Prozesses, ohne Ende und ohne Aussicht auf Veränderung, hat für die menschliche Vorstellung jenes Gefühl des Unerträglichen, das die Mythe vom Stein des Sisyphus erschuf. Das Faß der Danaiden erscheint aber als keine Sage mehr, wenn man u. A. an den Mann denkt, der Woche für Woche zwölftausend Nägel schmiedet. Nirgends zeigen sich die Folgen solcher Einflüsse so auffallend wie in England. Der englische Arbeiter verläßt das Gewerbe, zu dem er erzogen worden, eben so selten, als der englische Landwirth seine ererbte „Farm" aufgiebt. Wenn die Eltern einer werdenden Stütze englischer Industrie in ihrem Sprößling einen regen Formensinn wahrnehmen und ihn deshalb vielleicht bei einem Hutmacher in die Lehre geben, so ist es höchst wahrscheinlich, daß nach Ablauf eines halben Menschenalters die Naturanlagen eines Canova in der gewordenen lebendigen Filzglättemaschine erstickten. In Nordamerika dagegen sind die Verhältnisse anders, und — „Verhältnisse bestimmen die Menschen". Für einen ihm günstig erscheinenden Preis ist dem Amerikaner Haus und Hof und Gewerbe oder Landgut in jedem Augenblicke feil, und wenn immer eine Veränderung vortheilhaft erscheint, ergreift man einen neuen Lebensberuf. Einer der größten Ingenieure Amerika's war urspünglich — Schuhmacher; in seinem dreißigsten Lebensjahre hatte er aber seinen Leisten zum Fenster hinausgeworfen und dem Handwerke, zu dem er erzogen worden, auf immer Lebewohl gesagt. Mit diesen Verhältnissen hängt es zusammen, daß im Allgemeinen die englischen Arbeiter ihre Konkurrenten jenseit des Ozeans in manueller Fertigkeit übertreffen, und daß ihre Produkte einen höheren Grad der Vollkommenheit haben; allein die Arbeiter in Amerika stehen als Menschen auf einer höheren Stufe, ihre Fähigkeiten sind nicht blos einseitig entwickelt, sondern die Beweglichkeit und Veränderlichkeit in ihrem regen industriellen Leben macht ihnen allgemeines Wissen, eigenes Nachdenken und aufmerksame Beobachtung zur unerläßlichen und wohlerkannten Nothwendigkeit. Und der ganze Mensch, sagt der Evangelist Lucas, ist wichtiger als die Summe seiner Leistungen!

Der Herabwürdigung des Menschen zu einem bloßen Mechanismus wird glücklicher Weise durch die vortheilhaftere Anwendung von Maschinen an seiner Stelle eine Grenze gesetzt. Wenn immer eine Operation so weit vereinfacht worden ist, daß zur Verrichtung derselben fast der Aufwand denkender Beobachtung entbehrlich ist, so hat sie jenen Punkt erreicht, wo eben die Verdrängung der Menschenhand durch die Maschine zur unausbleiblichen Nothwendigkeit wird, sobald nur ein hinlänglicher Bedarf für das betreffende Produkt vorhanden ist. Führt doch bisweilen die fortdauernde Richtung des Verstandes auf ein einzelnes Geschäft bei den betreffenden Personen selbst schon auf das Aussinnen von Mitteln, welche die Arbeit abkürzen, ihren Erfolg verstärken oder Unfälle verhüten. A. Smith erzählt, wie die Dampfmaschine durch einen Knaben, welcher der langweiligen Besorgung der Ventile überhoben sein wollte, vervollkommnet worden. Ein ähnliches Beispiel gab ein armer Knabe, der mit der Besorgung einer Gasflamme beauftragt war und dieselbe oft wieder anzünden mußte, wenn sie der Luftzug bei Oeffnung einer nahen Thüre verlöschte. Er verfiel dadurch auf die Erfindung, einen Spiraldraht über der Flamme anzubringen, welcher glühend wird und dieselbe wieder entzündet, sobald sie verlischt. Wie dabei auch der „Zufall" zum Urheber zweckentsprechender Erfindungen werden kann, zeigt die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls. Nach einer Version soll nämlich William Lee schon als Student mit einer jungen Strickerin verheirathet gewesen, deshalb aber von der Universität Oxford weggewiesen worden sein.

Das junge Ehepaar war mittellos und die Frau verwerthete daher ihre Strickkunst und strickte, um für ihren und ihres Mannes Unterhalt zu sorgen, Strümpfe. Dabei nun achtete Lee auf die Fingerbewegungen und ersann (1589) die Maschine, die er selbst später in hohem Grade noch vervollkommnete. Sind dadurch den Frauen die Stricknadeln entbehrlich geworden, — sind ferner, um noch einige andere Beispiele anzuführen, die Spinnräder in das Gebiet der Sagenwelt übergegangen, — hat sich in unserer Zeit dem Strumpfwirkerstuhl und der Spinnmaschine die Nähmaschine würdig an die Seite gestellt — scheint der gleichfalls leicht mit den Füßen zu tretende, 170—180 Bewegungen in der Minute machende und alle Arbeiten des Webers selbst besorgende Fußwebstuhl, eine neue englisch-österreichische Erfindung, einen mächtigen Umschwung in der Weberei bewirken zu sollen, indem er dem einzelnen Weber die Mitbewerbung mit den mechanischen Webstühlen in den Fabriken wieder ermöglicht, — krümelt und mengt auch der neue amerikanische Spatenpflug (Rotary Spader) den Boden, statt ihn blos, wie dies alle bisherigen Pflüge thaten, zu mengen, so enthebt heute sogar eine Maschine die Frauen von der zwar nicht schweren, aber einförmigen Arbeit des Drehens der Trommel beim Rösten des Kaffees. Man hat nämlich die Achse des gewöhnlichen Kaffeerösters mit einem Uhrwerk in Verbindung gebracht, welches, nachdem es aufgezogen, während des Brennens die Arbeit des Drehens verrichtet. Da das Drehen hier ein vollkommen gleichmäßiges ist, so wird auch ein viel gleichmäßigeres Rösten erzielt als mit der Hand, was bekanntlich für den Wohlgeschmack des beliebten Getränkes sehr wichtig ist.

Die dem vorhin angegebenen Zwecke entsprechenden Maschinen nennt man im Allgemeinen Arbeitsmaschinen. Außerdem giebt es sog. Kraft- und Zwischenmaschinen. Die Kraftmaschinen dienen zur Umwandlung der Naturkräfte in nützliche Arbeitskräfte, und die Zwischenmaschinen übertragen die in jenen produzirte Kraft auf die Arbeitsmaschinen oder verbinden auch einzelne Theile irgendwelcher Maschinen miteinander. Die Arbeitsmaschinen sind so verschieden und mannichfaltig wie die auszuführenden Arbeiten selbst. Sie geradezu rastlos nach Zahl und Art zu vermehren und zu vervollkommnen, sie gewissermaßen zum Gemeingut zu machen, war aber nur erst von dem Augenblicke an möglich, da man mit Hülfe der von dem englischen Schlosser und Kunstschmied Maudsley zu Ende des vorigen Jahrhunderts gemachten Erfindung des Supports oder des sich selbst verschiebenden Eisenmeißels die Maschinen selber durch Maschinen bauen lassen konnte. Der Support ward das Element des Maschinenbauers, der Anfang aller mechanischen Triumphe. Fast zahllos sind heute die auf das Maudsley'sche Supportprinzip begründeten Werkzeugmaschinen, die erst wirksam in die Praxis einführten, was vorher nur in der Theorie bestand, oder was doch vorher nur ungenau, mühsam und theuer durch unexakte Handarbeit wenigen Bevorzugten übermittelt werden konnte. Es verging seitdem buchstäblich kaum ein Jahr, wo nicht die eine oder die andere neue, auf das Supportprinzip gestützte Erfindung dem Konstrukteur die Arbeit erleichterte. Während einerseits der mechanische (Dampf-) Hammer und der Hüttenprozeß das Eisen stärker, gleichartiger, mit einem Worte gediegener lieferten, so daß es in Bezug auf Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit den stets sich steigernden Anforderungen

Rechnung trug, konnte man andererseits mit Beihülfe neuer Konstruktionen bald den Mechanismus einer Dampfmaschine auf das geringste Maß beschränken und so die wichtigsten Maschinen dem kleinen Gewerbebetrieb zugänglich machen. Wer zählt nun heute alle die Maschinen, die dem Range und der Bedeutung nach zwischen der stampfenden, herkulischen, nach Hunderten von Pferdekräften zählenden Dampfmaschine und der fast geräuschlos arbeitenden zierlichen Nähmaschine liegen, die bald in einer mittelmäßigen Hutschachtel Platz hat, und die alle in ihren wichtigsten Theilen von auf dem Supportprinzipe begründeten Werkzeugmaschinen geschaffen werden? Den kraftvollen, selbstthätigen Stahlmeißel sehen wir in einer Maschinenfabrik jetzt nach den verschiedensten Richtungen hin thätig. Er ist nicht nur mit dem Drehen von Achsen, Wellen, Kolbenstangen geringeren und größeren Durchmessers beschäftigt, sondern er arbeitet auch an Räderdrehbänken, um Trieb- und Laufräder, klein und groß, unter seine scharfe Schneide zu nehmen.

So ist durch die Maschinen selbst wieder ein neuer Industriezweig geschaffen worden, der heute außerordentlich viel Menschen beschäftigt. Schon im Jahre 1841 betrug die Arbeiterzahl in den Maschinenfabriken Englands 16,000 bis 17,000.

Mit der Entwicklung des Maschinenwesens hängt ferner, wie schon früher bemerkt, der riesenhafte Aufschwung der Fabrikindustrie zusammen, in der theils die Arbeitstheilung die höchstmögliche und günstigste Ausdehnung erhält, theils die Produktivität des Kapitals mit der Größe der einzelnen industriellen Anlage ungemein gesteigert wird. So erzeugt 1 Thaler Anlagekapital in den sächsischen Baumwollspinnereien von einer Spindelzahl bis mit 1000 jährlich 17 Ngr. $0,_9$ Pf., in denen von 1001 bis mit 2000 Spindeln 28 Ngr. $4,_8$ Pf., von 5001—6000 Spindeln 31 Ngr. $4,_7$ Pf., von mehr als 12,000 Spindeln 36 Ngr. $4,_6$ Pf. Allerdings erfordert und fixirt die Fabrikindustrie auch ein größeres Anlagekapital, wie denn überhaupt bei der Benutzung von Maschinen das Kapital die erste Rolle spielt. Aber eine Maschine arbeitet billiger. Eine hundertpferdige Maschine z. B. ersetzt 300 Pferde, wenn man 8 Stunden schwerer täglicher Arbeit auf ein Pferd rechnet. In England nimmt man auf Grund von Erfahrungen an, daß die Maschinen nur den fünften Theil der Unterhaltung von Pferden kosten. Und wie ungleich wohlfeiler ist die Maschine zu beaufsichtigen! Während man auf zwei Pferde einen Knecht zu rechnen hat, vermag eine hundertpferdige Maschine von 5 bis 6 Arbeitern gut bedient zu werden. Dabei dient sie auch weit länger als Pferde: man hat Maschinen, welche bereits über 40 Jahre im Gange sind. Ihre große Kraft bringt ferner bedeutende Ersparnisse an Stoffen zuwege, sowol an Haupt- als an Hülfsstoffen. Ein Bret von 1 Zoll Dicke z. B. kann mittels der maschinenartigen Fournirsäge in 12 bis 16 Blätter zerschnitten werden, ja in England hat man Eisenblech so dünn gewalzt, daß davon 4800 Blätter auf 1 Zoll gehen! Ebenso in die Augen fallend ist bei der schnellen und massenhaften Maschinenarbeit die Ersparniß an Brennmaterial. (Hierbei sei erwähnt, daß während Griechen und Römer von Steinkohlen nichts wußten, und auch die Inder sie nicht brannten, obwol die Engländer jetzt schon bedeutende Massen der bereits 1814 in Indien entdeckten Steinkohlen dort gewinnen, haben zwar die Chinesen —

offenbar durch das kältere Klima und den Mangel an Holz auf die Benutzung der Fossilien gebracht — schon seit vielen Jahrhunderten die enormen Steinkohlenlager, die sich in den Westhügeln von Peking finden, ausgebeutet, aber ohne Anwendung von Maschinen, und daher ist die Gewinnung nicht nur äußerst mühsam, sondern auch gegen den europäischen Maßstab geradezu kleinlich; auch sind die Steinkohlen in China sehr theuer.) Ein anderer Vorzug ist schließlich, daß die Maschine eine nie widerwillige Dienerin ist; sie löst ihre Aufgabe stets auf das Stetigste und Gleichmäßigste. So druckt z. B. die von Howe und Marinoni erfundene, bez. verbesserte Presse von dem ersten Momente an, da ihr vielfältiges Räderwerk in Gang gesetzt ist, bis zu dem letzten, wo ihr der Dampf entzogen wird, unaufhörlich ganz von selbst, ob sie nun hinauf oder hinab läuft. Die beiden, um ihre eigene Achse sich bewegenden, von Druckwalzen umgebenen Cylinder, die in der Maschine angebracht sind, werden oben und unten mit den betreffenden Satzplatten (Clichés) umlegt, und sobald die Maschine ihre Thätigkeit aufgenommen, läßt sie aus vier, theils auf der Vorder-, theils auf der Rückseite befindlichen Oeffnungen, die fertig gedruckten Bogen in reißender Schnelle und doch mit sanfter Ruhe, man könnte fast sagen, mit Grazie, herausschlüpfen. Mit Hülfe dieser Maschine kommt das Morgenblatt der „Neuen Freien Presse", die eine Auflage von 27,000 Exemplaren hat, bei einem Umfange von zwei großen Doppelbogen in 2 Stunden 40 Minuten, das Abendblatt (1 großer Bogen) in nur 50 Minuten zu Stande! Um ein solches Blatt abzuschreiben, hätte es ehemals vielleicht einer halben Million Abschreiber bedurft. Aehnlich verhält es sich mit der Mehlbereitung. Zur Zeit des Odysseus machte ein Mann im Tage für 25 Menschen den Mehlbedarf fertig. Unsere Kunstmühlen stellen mittels der nöthigen Maschinen und durchschnittlich 20 Arbeitern den täglichen Mehlbedarf je für 24,000 bis 40,000 Menschen her. Doch es hieße Eulen nach Athen tragen, sollten noch mehr Beispiele angeführt werden, um die enorme Ersparung kostbarer Menschenkräfte darzuthun, welche durch die Maschinen erzielt wird. Sie sind mit einem Worte wegen der Ersparung an menschlicher Arbeit und an Zeit, wegen der Steigerung der Menge und Beschaffenheit der Erzeugnisse, die ihre Anwendung bewirkt, sowie durch den Umstand, daß sie den Menschen gerade von den einförmigsten, ekelhaftesten und physisch anstrengendsten Arbeiten befreien, für die Produktion wie für die Volkswirthschaft und Kultur im Allgemeinen von höchster Bedeutung, von unschätzbarem Werthe.

§ 88. **Die Vorurtheile hinsichtlich der Maschinen.** Ueber diese noch ein Wort zu verlieren, erscheint vielleicht manchem Leser für ganz überflüssig. Sind dieselben aber auch heutzutage nicht mehr so verbreitet wie früher, so sind sie doch noch immer nicht ganz überwunden. Ja, statt den Wahn, der die Maschinen als Feinde der Arbeiter betrachtet, zu zerstören, wo er sich noch findet; statt zu zeigen, daß, wenn irgend Etwas die Summe der Genüsse, und zwar gleichmäßig in allen Klassen, vermehren kann, wenn irgend Etwas dem Arbeiterstande ein gemächlicheres Dasein verheißt, dies gerade die Maschinen sind, deren Einführung schon Aristoteles, der größte Geist des Alterthums, geweissagt hat, giebt es noch hie und da gewissenlose Menschen, welche diese kostbaren Werkzeuge verlästern und das geistige Phlegma vor den angeblichen Folgen der Einführung und Verbreitung von Maschinen schaudern machen. Am Ende aber sind solche Menschen gar nicht so gewissenlos, wie es den Anschein hat; am Ende haben sie wol gar Recht, wenn sie vornehmlich die Ersparniß an Menschenkräften den Maschinen zum bittern Vorwurf machen? Ist nicht die Ersparniß an Menschenkräften gleichbedeutend mit Verminderung der Nachfrage nach menschlischen Arbeitskräften? Wohin soll sich denn der Rest fleißiger Hände flüchten, der täglich abgedankt wird und nun unbeschäftigt umherliegt? Nach Amerika? Aber wenn man nun einmal drüben, am anderen atlantischen Ufer, die Ankömmlinge nicht mehr annehmen, wenn auch dort Alles besetzt und vergeben sein wird, wenn unterdessen die Maschinen ihre heillose Ersparniß an Menschenkräften fortgesetzt haben, wenn man vielleicht für 100 Ellen Zeug, die man gewebt, nur noch so viel Arbeitslohn erhalten wird, um ein Pfund Brot zu kaufen, wenn Tausende ihre Hände emporstrecken werden, um für diesen Lohn zu arbeiten — was dann, ihr Staatsmänner, die ihr der Entwicklung des Maschinenwesens keinen Halt geboten, was dann, — ihr Volkswirthe, die ihr sie nach Kräften befürwortet habt? Ist es nicht schon heute an der Zeit — wenn es überhaupt noch Zeit ist — diese schwarzen Ungeheuer ohne Sprache, die den Arbeitern mit eisernen Knöcheln und Bändern Konkurrenz machen, diese Geschöpfe des frevelhaften menschlichen Geistes durch eine männliche That zu beseitigen? Zerschlagt Eine Maschine und ihr schafft hundert Arbeitern Brot! ... „Wenn ihr die Maschinen zerstört", sagt ein geistreicher Franzose, „dann werden die Völker wieder die pharaonischen Pyramiden auf ihren Schultern schleppen müssen!" Und wahrlich, dem ist so!

Jedes Kind weiß, daß nicht mehr konsumirt werden kann, als erzeugt wird, denn das Erzeugen muß der Konsumtion vorausgehen. Was aber selbst mancher Erwachsene nicht begreift, ist, daß auch nicht mehr erzeugt als konsumirt wird, ja daß niemals so viel erzeugt wird, als möglicherweise verbraucht werden kann. Dabei können allerdings bisweilen Märkte überfüllt, einzelne Gewerbe zu sehr unfreiwilligen Ferien gezwungen, ganze Arbeitszweige dem Untergange geweiht werden. Aber trotzdem ist der Begehr nach menschlicher Arbeit ein unbegrenzter und wächst, worauf bereits hingewiesen wurde, unser Verzehrungsvermögen in gleichem Verhältniß mit unserer Fähigkeit massenhafter Erzeugung. Und dies ist sehr leicht zu erklären. Fassen wir einen konkreten Fall ins Auge!

In Großbritannien, dem Schooße, der das meiste Eisen geboren, ist die Erzeugung des Eisens vom Beginn bis zur Mitte dieses Jahrhunderts um das Fünfzehnfache gestiegen. Und dennoch wird in Großbritannien der Bedarf an Eisen gegenwärtig nur ungenügend gedeckt; man verbraucht jetzt vielleicht 1 Pfund, während man zu Anfang des Jahrhunderts mit 2 Loth Haus hielt. Wie kommt dies nun eben? Es rührt einfach daher, daß sich zugleich der Marktpreis des Rohstoffes geändert hat. Jedes Produkt aber verändert seine volkswirthschaftliche Natur, d. h. seine Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, sobald sein Marktpreis sinkt oder steigt. Der gelehrte Roger Bacon behauptete einst mit Zuversicht: er halte das Gold für eine Legirung des Kupfers

mit Quecksilber. Hätte er Recht gehabt und die chemische Formel zur Kombination des Goldes gefunden, so würde dasselbe längst seine unermüdlich güterbewegende Gewalt verloren haben, und schwerlich würden wir noch viel Nelken und Muskatnüsse von den Gewürzinseln nach unserem winterlichen Welttheil mit der klingenden und glänzenden Komposition herlocken, sondern wir deckten vielleicht die Dächer unserer Paläste mit Platten aus jenem zusammengesetzten Metall, wie dies heute schon mit Platten aus bloßem Kupfer geschieht. Und ebenso verhält es sich mit dem Eisen. Solange die Tonne Eisen 16 Pfund Sterl. galt, erzeugte man aus Eisen blos Pflüge, Scheren, Messer, Sägen, Ketten, Anker, Ringe, Schlösser, Waffen und Kugeln. Seitdem aber das Eisen um 60 Schill. und noch niedriger verkauft wird, ist es ein ganz anderes Ding, ist es zugleich ein Baumaterial geworden. Man baut jetzt eigene Straßen damit, die Eisenbahnen; es hat sogar angefangen, Holz und Stein zu verdrängen oder, wo Mangel daran ist, zu ersetzen, denn wir bauen heutzutage „Industrie-Paläste", Bahnhöfe, Häuser und Möbel aus Eisen; wir legen Treppen aus Eisen an, wir überspannen Abgründe mit Eisen, ja in England dienen bereits eiserne Röhren als Eisenbahnbrücken. Dies Alles würde sich verbieten, hätte das Rohprodukt seine alten Preise behalten. Hätte z. B. im Mittelalter, wo das Eisen dem Gewichte nach wol mehr als das Zehnfache des Weizens kostete, während heute umgekehrt ein Centner Weizen theurer ist als ein Centner Eisen, eine Reihe von Zufällen dahin geführt, daß man, schon etwa in dem geistig angeregten 13. oder 14. Jahrhundert, unsere Art von Lokomotiven zu bauen verstanden, so wären deshalb im Mittelalter doch keine Eisenbahnen errichtet worden, denn das Eisenwerk am Bahnkörper wäre so theuer zu stehen gekommen, daß die Bahnen nie Gewinn abgeworfen haben würden. Und selbst zur Erlustigung hätte man keine längere Eisenbahn angelegt, aus dem einfachen Grunde, weil nicht Eisen genug erzeugt wurde für die Pflugscharen, nicht einmal Eisen genug, um die kleinen Heere der damaligen Zeit mit Schußwaffen zu versehen, — weil es wegen seiner geringen Erzeugung zu theuer war. Daraus erhellt also wol zur Genüge, daß der Verbrauch eines Erzeugnisses durch seinen Marktpreis begrenzt wird, und daß, wenn dieser sinkt, der Verbrauch beinahe in geometrischer Progression sich steigert. Da nun die Maschinen durch Ersparniß an menschlichen Arbeitskräften jedes Erzeugniß wohlfeiler darstellen, so befördern sie zugleich den massenhaften Verbrauch, und dieser zieht natürlich die Arbeiter, welche durch die Maschinen „brotlos" geworden, wieder heran. Ja, der erhöhte Bedarf erheischt nicht selten eine so lebhafte Thätigkeit auf dem betreffenden Gebiete und seinen Nebengebieten, daß auf Zeit selbst ein drückender Mangel an Arbeitskräften eintreten kann.

Es giebt nun freilich einzelne Produktionszweige, in denen der Verbrauch nicht rasch genug wächst. Da ist die Sache einfach die, daß die „ums Brot gekommenen" Arbeiter in ein nächst verwandtes Produktionsgebiet, durch das höhere Ansprüche befriedigt werden, oder in einen der inzwischen neu entstandenen Industriezweige übergehen. Auf die durch die Entwicklung des Maschinenwesens selbst hervorgerufene Maschinenindustrie ward bereits aufmerksam gemacht. Natürlich zerfällt diese wiederum in die verschiedenartigsten Branchen, je nach den verschiedenen Arten von Maschinen. Als es dem Deutsch-Amerikaner Isaak M. Singer mit seinem Talente und seiner praktischen Energie gelungen war, der von Elias Howe (geb. 1819 zu Massachussets) 1844 erfundenen und von ihm verbesserten Nähmaschine Geltung zu verschaffen, brachten ihm die Schneider New-Yorks eine etwas gefährliche, aber gewiß sehr originelle Ovation dar. Da sie nämlich damals nichts Geringeres glaubten, als daß sie durch die Verbesserung und Verbreitung der Nähmaschine zu Grunde gerichtet werden würden, stürmten sie ihm in einem förmlichen Arbeiteraufstande das Haus und demolirten es fast gänzlich; Singer selbst war genöthigt, auf einige Zeit aus New-York zu fliehen. Indeß trotz der aufsässigen Schneider drang er durch und rief einen neuen Nutzen für die Nähmaschinenwelt hervor: sein Beispiel und sein Reussiren erweckte Nachahmung. Es entstanden verschiedene Nähmaschinensysteme, Wetteifer entstand, Konkurrenz, eine ungeheure Fabrikation und damit eine Nähmaschinenindustrie, welche mit gewaltigen Kapitalmitteln die neue Erfindung ausbeutete, bereicherte und verbreitete. Seine eigene Fabrik erreichte dabei eine sogar nach den Begriffen amerikanischer Großindustrie ungeheure Ausdehnung. Mit Einschluß der Beamten in den verschiedenen Bureaux beschäftigt sie gegenwärtig circa 6000 Personen und umfaßt eine großartige Holzschneiderei, eine eigene Eisengießerei, eine Nähseidenspinnerei, die eigentliche Maschinenfabrik selbst und eine Bretschneidemühle im Urwalde, von welcher ganze Karavanenzüge mit dem Holzrohmaterial nach New-York gehen. Die Fabrik zahlt jetzt jährlich 1,400,000 Dollars (circa 1,867,000 Thlr.) an Salärs und liefert per Jahr circa 110,000 Maschinen, die in 63 Hauptdepots und in zahllose Unterdepots vertheilt werden; selbst Japan und China haben ihre Depots von Singer'schen Nähmaschinen. — Zahlreich sind auch die Fälle, in denen die menschliche Arbeit, welche an der Darstellung des Rohstoffes erspart worden ist, zu seiner weiteren Veredelung benutzt wird, und die durch die Maschine verdrängten Arbeiter in ein Gebiet übergehen, wohin ihnen die Maschine noch nicht zu folgen im Stande ist. So gingen die bedrängten Baumwollenspinner der Schweiz und Sachsens zur Baumwollstickerei über, die „brotlos" gewordenen Weber ordinärer Zeuge zum Weben feinerer Sorten. In der sächsischen Lausitz wurden die hart bedrängten Leinweber zum Uebergange in die Hosenzeugfabrikation gezwungen, in welcher der öftere Schützenwechsel je nach der Farbe des Quarrés und die große Anzahl der Trittschemel — ein solcher Weber hat oft ein förmliches Orgelspielpedal unter seinen Füßen — der Maschine eine Grenze setzte. Genug, das letzte Ergebniß der Maschinen, die überdies nie plötzlich eingeführt werden — wie manche trübe Lebensgeschichte eines Erfinders haben die Blätter der Weltgeschichte aufzuweisen, welche Zeugniß geben kann, ob neue Erfindungen überhaupt „plötzlich" eingeführt werden, oder ob während der langsamen Verbreitung neuer Maschinen die betreffenden Arbeiter Zeit haben, andere Beschäftigungen zu ergreifen! — das letzte Ergebniß der Maschinen ist nicht eine Einschränkung im Verbrauche von Menschenarbeit, sondern eine Veredelung derselben; Menschenhände sollen nicht herabgewürdigt werden, Arbeiten zu verrichten, denen leblose Maschinen gewachsen sind, Menschen — die edelsten und kostbarsten Werkzeuge in dem großen irdischen

Haushalte — sind für höhere Zwecke bestimmt, als durch die Anwendung überwiegend physischer Kräfte mit leblosen Räderwerken zu konkurriren. Es ist eine Verschwendung der Menschenkraft, eine schlimmere, als wenn man das Getriebe einer Terzienuhr zum Drehen eines Bratspießes verwenden wollte. Sobald ein Mensch sich anstrengt, um im Schweiße seines Angesichts ein Hufeisen zu schmieden, das bei alledem minder schön und minder vollkommen geräth, als eines von denen, deren eine einzige Maschine 180 in einer Minute vollenden kann! Die Erfinder und Verbreiter von Maschinen machen sich mithin um die Volkswirthschaft wie um die ganze Menschheit gerade hochverdient, denn *je mehr die Maschinen die rohe Arbeit verrichten, desto mehr werden sich die Gewerbe den Künsten nähern!* Und dazu trägt wesentlich bei, daß *gleichzeitig der National-Reichthum wächst.*

Wie kolossal das Volksvermögen in England z. B. seit der Einführung der Maschinen gewachsen ist, erhellt aus der einzigen Notiz, daß England von 1756 bis 1815 nicht weniger als 33 Kriegsjahre hatte, deren enorme Kosten von dem englischen Volke allein bestritten worden sind. Man kann aber ohne Wagniß behaupten, daß die großen Erfinder des Landes, *Watt*, *Hargreaves*, *Arkwright*, *Crompton* u. A. die Durchführung dieser gewaltigen Aufgabe ermöglicht haben.

Noch ein Umstand darf als ein den Fabrikarbeitern günstiger nicht übersehen werden: Der Besitz kostbarer Maschinen nöthigt den Fabrikanten, auch in Zeiten schlechten Absatzes wenigstens in gewissem Masse fortarbeiten zu lassen. Denn häufig entsteht dadurch, daß der Fabrikant mit der Produktion fortfährt, obgleich die Waaren ohne Profit verkauft werden, ein geringerer Verlust, als wenn er seine Maschinen lange stille stehen läßt. *Thornton* (s. „Die Arbeit ꝛc." Aus dem Englischen von Dr. Hugo *Schramm*, S. 366) setzt den Fall, daß 100,000 Pfd. Sterl. in einer außer Thätigkeit gesetzten Fabrik angelegt sind; dann entsteht dadurch jährlich ein Verlust von 5000 Pfund oder 5 Prozent des Kapitals. Wird aber die Fabrik wieder in Betrieb gesetzt und werden 20,000 Pfund auf Arbeitslohn und Material verwendet, um z. B. Tuch zu fabriziren, das für 25,000 Pfd. verkauft wird, dann beträgt der Verlust nicht mehr 5000, sondern blos 1000 Pfd. oder 5 Prozent von nur 20,000 Pfd. Selbst wenn das Tuch nur für 22,000 Pfd. verkauft werden könnte, würde der Verlust wenigstens von 5000 Pfd. auf 3000 Pfd. sinken. —

Am meisten stößt leider noch immer bei uns die Einführung von Maschinen in der *Landwirthschaft* auf Vorurtheile. Der Landwirth war von jeher am allerkonservativsten und allen Neuerungen am abgeneigtesten. Die Maschinenfeinde auf dem Lande fürchten sich vor den Dreschmaschinen, weil diese eben auch etwas Neues sind. Denn warum zerstören sie sonst nicht die Wasser-, Wind- und Dampfmühlen? Vielmehr giebt Jeder zu, daß diese eine Wohlthat sind, Keiner will sie wieder abschaffen; der Gedanke an Handmühlen und Steine, zwischen denen in Afrika das Mehl zerrieben wird, erscheint auch ihnen geradezu lächerlich. Ebenso aber werden spätere Generationen den Dreschflegel mit Verwunderung betrachten, ja er wird mit der Zeit die Archäologen in große Verlegenheit setzen, weil sie sich fragen

werden, ob man jemals mit diesem Werkzeuge etwas ausgerichtet habe, denn seine Führung erfordert längere Uebung und Handgriffe, die sich verlieren werden, sobald das Handdreschen aus dem Gebrauche kommt.

Glücklicherweise drängt vor Allem ein Umstand zur Einführung und Verbreitung landwirthschaftlicher Maschinen, die in Amerika und England schon seit längerer Zeit zur Geltung gekommen sind, auch bei uns hier. In einer großen Anzahl von Bezirken, deren örtliche Lage der Anlage von Fabriken günstig ist, und deren arbeitsfähige Bevölkerung bis dahin zum großen Theil ihre Thätigkeit der Bodenkultur zuwandte, wird dieselbe natürlich der letzteren entzogen und der bedeutend lukrativeren Fabriksarbeit zugeführt. So tritt ein Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitskräften ein, und dieser zwingt dazu, das Ersatzmittel, welches die Maschinen bieten, zu ergreifen. So werden diese denn auch der Landwirthschaft immer mehr ihre großen Vortheile bieten. Vornehmlich wird dann auch ihr die große Zeitersparniß zu Statten kommen. Für deren Schätzung giebt keine Gelegenheit einen besseren Maßstab, als ein Jahr der Mißernte. Nicht allein daß in einem solchen der Landwirth eine größere oder geringere Differenz im Ernteerträgniß zu erleiden hat, so muß auch den Mähern und Dreschern, deren Lohn meistens in einem Prozentsatze desselben besteht, dieser Satz namhaft erhöht werden, um den Ausfall, welcher durch das sog. schwache Schütten des Getreides bei Aufrechthaltung des gebräuchlichen Antheils entstehen würde, zu decken. Die Steigerung der Preise, welche jede Mißernte im Gefolge hat, würde zwar dem Landwirthe die Möglichkeit bieten, seine Verluste einigermaßen auszugleichen, indem er die Konjunktur benutzt und seine Produkte früher zu Markte bringt; nur aber die Zeitersparniß, welche die überdies die Regiespesen nicht erhöhenden Maschinen erzielen lassen, könnte ihn in die Lage setzen, diese Möglichkeit auszunutzen. Die rationelle Verwendung von Maschinen wird aber auch dazu beitragen, die Bodenproduktion besser und ergiebiger zu machen, und den Landwirth bis zu einem gewissen Grade selbst von den Naturereignissen und den daraus oft resultirenden Mißernten unabhängiger zu machen. Welcher erfahrene Landwirth kann läugnen, daß eine gute Umarbeitung des Bodens, eine tiefe, gleichmäßige und sichere Unterbringung der Saat gewaltige Präventiv-Maßregeln gegen eine der Landwirthschaft ungünstige Witterung sind und das Ernteerträgniß sichern und erhöhen! Solche Kraftmittel sind jedoch mittels der Handarbeit nur unvollkommen und kostspielig durchzuführen und deren rationelle Anwendung bleibt immer dem Betriebe mit Maschinen vorbehalten. Die Einführung und zweckmäßige Anwendung geeigneter Maschinen hat sich demnach der Befolgung agrikultur-chemischer Grundsätze an die Seite zu stellen. —

„Eines Tages" — sagt *Thornton* (a. a. O., S. 364 flg.) wird vielleicht jeder zugängliche Zoll auf der Oberfläche der Erde auf das Vortrefflichste bebaut sein, werden ihre Minen und Fischgründe gleichzeitig auf das Vollkommenste ausgebeutet werden. Wenn dieser Tag anbricht, dann wird eine weitere Vermehrung der Stoffe, welche die Industrie zu verarbeiten hat, kaum noch denkbar sein. Jede weitere Ausdehnung des Arbeitsfeldes wird beinahe eine Unmöglichkeit sein, und von dieser Zeit an werden die Arbeiter sich nicht zu entschuldigen brauchen, wenn sie zu ihrer Selbsterhaltung

ihr Möglichstes thun, um der Einführung neuer arbeitssparender Maschinen vorzubeugen. Indessen ist dieser Tag noch in zu weitem Felde, als daß wir auf ihn große Rücksicht zu nehmen hätten, und vorläufig beruht der Widerwille der Arbeiter gegen die Verwendung von Maschinen auf einem großen Irrthume. Ganz abgesehen noch von dem Nachtheile, den dieses Vorurtheil den allgemeinen Interessen bringt, welche die Arbeiter mit allen übrigen Klassen gemein haben, fügt dasselbe häufig den Arbeitern selbst einen besonders großen Schaden zu. Denn überall, wo kein Ueberschuß an Arbeitskraft vorhanden ist, da macht jede Ersparniß an Arbeitskräften — es mag dies nachdrücklichst wiederholt werden! — für andere produktive Zwecke frei, wodurch die Produktivität der gesammten Arbeitsmasse (quantitativ und qualitativ) erhöht und die Anhäufung von neuem Kapitale, das dann seinerseits wieder Arbeitskräfte beschäftigt, erleichtert wird. Auf diese Weise fördern oft dieselben Maschinen, welche die Verwendung der menschlichen Arbeitskraft einschränken, zuletzt dennoch Das, was der Arbeitskraft einen größern Markt schafft, so daß also die Maschinen allen Schaden, den sie der menschlichen Arbeitskraft direkt zufügen, indirekt wieder aufwiegen, ja ihr zuletzt noch sehr wesentlich zu Statten kommen!"

G. Die Hebung der Volksbildung.

§ 89. **Allgemeine Volksbildung das wichtigste Mittel zur Macht und zum Wohlstand.** Treffend sagte Adam Smith in seiner Schrift über den Wohlstand der Völker, daß Unwissenheit die theuerste Sache in einem Lande und ein unterrichtetes und verständiges Volk immer sittlicher und fleißiger sei als ein unwissendes und ungebildetes. In der That, mit dem Durchschnittsgrade der geistigen und sittlichen Bildung eines Volkes hält die produktive Thätigkeit nach Richtung, Mannichfaltigkeit und wirthschaftlichem Erfolge, hält der Wohlstand und die Macht eines Volkes gleichen Schritt. Rohe, uncivilisirte Völker produziren wenig und sind auch im Ganzen arm und verhältnißmäßig machtlos; je mehr die allgemeine Volksbildung zunimmt, in demselben Grade steigert sich auch die allgemeine Wohlfahrt. Die klassischen Länder der Bettler, des Proletariats sind heute die der romanischen und slavischen Völker. Bei ihnen florirt zum Theil sogar noch das Räuberwesen. Und dies hängt hauptsächlich mit der gänzlich mangelnden oder verwahrlosten Volksbildung zusammen. In Italien z. B. gab es nach der Volkszählung von 1861 unter den 21,777,334 Bewohnern der damals zum Königreiche gehörigen Provinzen nicht weniger als 16,999,701 Menschen, die nicht einmal lesen und schreiben konnten, d. h. 78 oder, wenn man die Kinder unter 5 Jahren außer Rechnung läßt, 71,75 Prozent der Bevölkerung ermangelten jedweder Schulbildung! Im J. 1866 konnten von den 241,504 Personen, welche Civilehen schlossen, 167,755, also fast 70 Prozent, nicht lesen und schreiben. Und wie sieht es im nunmehr ehemaligen Kirchenstaate aus, in jenem Lande, welches das reichste der Welt sein könnte, das sich in einen Garten verwandeln ließe, da in seinem Grund und Boden die reichsten Hülfskräfte

schlummern, dessen Hafen mit Fahrzeugen bis ins Innere der „heiligen" Stadt bedeckt sein könnte! Rom selbst würde faktisch seine geringe Bevölkerung haben verhungern lassen, wären nicht jedes Jahr unzählige Fremde dahin gekommen, um die prachtvollen Ruinen zu besuchen, die Kunstschätze einer ruhmreichen Vergangenheit zu bewundern und — sich den Segen des Papstes zu holen, den er Allen ertheilt, die darum bitten, den er aber seinem eigenen Lande vorenthalten hat. Die römische Industrie hat in einem halben Jahrhundert so gut wie gar keine Fortschritte gemacht. 1813 gab es in Rom 37 Wollenwebereien, jetzt giebt es deren 39; die einheimischen Webereiartikel sind aber trotz der Schutzzölle nicht gesucht. Dasselbe läßt sich hinsichtlich der Baumwollenweberei sagen. Die Seidenweberei macht qualitativ Fortschritte, dient aber lediglich der Kirche, d. h. dem Luxus der kirchlichen Würdenträger; eine Zunahme der Seidenwebereien hat seit 1826 nicht stattgefunden, 47 existirten damals und heute. Die Handschuhfabriken haben sich seit 1816 um 8 vermindert. Wie in den angegebenen Fällen, so ist beinahe überall der Stand der Industrie derselbe geblieben, und wie diese, so bleibt auch die Landwirthschaft, als Sklavin der Kirche, stationär. Die römische Ebene ist, mit Ausnahme eines Kreises um die Stadt und die Hügel, verödet; höchstens baut man Getreide und Mais, wo selbst Baumwolle und Tabak kultivirt werden könnten. Am charakteristischsten für die ökonomische Lage des Landes ist, daß dagegen die öffentliche Wohlthätigkeit in Rom die höchste Blüte erreicht. Es giebt eine so große Zahl von Wohlthätigkeitsanstalten, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, ein Siebentel der Bevölkerung (also etwa 30,000 Menschen) erhält öffentliche Unterstützung. Trotzdem, wenn nicht gerade zum Theil infolge dessen, sind die Straßen massenhaft von Bettlern belagert, von hungernden und lungernden Menschen, die keinen Beruf haben und Betteln als die sorgenfreieste Nahrungsquelle betrachten. Statt eben das Volk seiner Trägheit, seinem Elend durch Unterricht zu entreißen, läßt man es ruhig in seiner Versumpfung. Die furchtbar hohe Besteuerung dient hauptsächlich dem Luxus des hohen Klerus, findet aber auf dem segensreichsten Gebiete, dem des öffentlichen Unterrichts, keine Verwendung. Die Lehrer resp. Lehrerinnen in den wenigen Volksschulen sind wegen der niederen Besoldungen meist Mönche und Nonnen, die oft selbst schlecht genug unterrichtet sind; es fehlt jegliche Methode und die Unterrichtsgegenstände sind sehr beschränkt; an technische und industrielle Schulen für Laien ist gar nicht zu denken; im ganzen System des römischen Unterrichts fehlen die modernen Wissenschaften. Wie sehr aber Armuth und Unwissenheit die öffentliche Moral beeinträchtigen, zeigt Rom aufs Schlagendste. Freilich eine Verbrecherstatistik giebt es für die „heilige" Stadt nicht. Indeß kann u. A. die Thatsache, daß i. J. 1853 wegen Verbrechen gegen das Eigenthum 607 und gegen Personen 1344 Individuen verurtheilt wurden, während in demselben Jahre in ganz Frankreich die Verbrechen gegen die Person blos 1921 betrugen, einen Maßstab liefern. (In Italien überhaupt wurden 1869 allein 3068, in Frankreich dagegen 1868 nur 794 und in England 1867 nur 508 Morde begangen, bez. gerichtlich behandelt.)

Eine gute Volksbildung verwandelt aber nicht blos die Armuth in Wohlstand, sondern beseitigt auch die Gefahren des

Reichthums. In Massachusetts, dem nordamerikanischen Staate, in welchem die Bevölkerung sich fast mit dem Ellenbogen drängt, der Rauch der Fabriksschlote in Wolken über Feld und Wiesen zieht, wo die Freiheit in ihrer schönsten Blüte, Grund und Boden im höchsten Werthe steht, — in Massachusetts, dem Idealstaate Carey's und seiner Schüler, hatte vor mehreren Jahren eine Kommission aus Senatoren und Mitgliedern des Repräsentantenhauses über das Gesetz wegen Einführung der Acht-Stunden-Arbeit zu berichten und ging dabei von dem richtigen Grundsatze aus, daß es gebieterische Pflicht der Legislative sei, so weit es an ihr ist, durch gesetzliche Maßregeln für die Beschützung, Erhaltung und Entwicklung des Menschen und des Menschlichen einzutreten. In dem Berichte hieß es unter Anderem:

„Das Komité war gewiß mit Recht betreten bei der Wahrnehmung, daß inmitten eines beispiellosen Wohlstandes, eines entschiedenen Fortschrittes der Künste und Wissenschaften, der Vervollkommnung aller Maschinen, welche die Arbeit vereinfachen, inmitten aller möglichen neuen Erfindungen, der Mensch, der Schöpfer, die Ursache aller dieser Dinge, allein zurückgeblieben ist. Denn eben der Wohlstand, dessen wir uns rühmen, und der sich auf Alle erstrecken sollte, ist im Begriffe, aus den Arbeitern selbst Maschinen zu machen, Menschen ohne Denken, ohne höheren Trieb, als wie er auch den Sklaven gestattet ist. Führen wir einfach die eigenen Worte eines Arbeiters an, welcher sagte: „Wir sind Sklaven, erschöpft von der Arbeit, abgenutzt und entkräftet, und da wir keine Zeit haben, Geist und Herz zu bilden, ist es da überraschend, daß wir herabgekommene, unwürdige Nichtswisser sind?“ — Ein Anderer sagte: „Ich habe einen Sohn, den ich lieber im Sarge sehen würde als in einer Fabrik, um Alles zu leiden, was ich gelitten, und mehr zu erdulden als ein Sklave in dieser verdorbenen und erniedrigenden Umgebung.“ — Es war peinlich, von allen Denen, die uns aufzuklären bereit waren, über die reißend fortschreitende Entsittlichung unseres Arbeiterstandes, der die Grundlage unseres nationalen Lebens bildet, das Nämliche hören zu müssen; peinlich war es, einen bestätigenden Blick thun zu müssen in das Herabgekommensein, in den immer tieferen Ruin und Verfall des Menschengeschlechts, das doch unvergänglich und unsterblich sein soll. Die männliche und stolze Unabhängigkeit des Arbeiters von ehemals hat einer sklavischen und feilen Gesinnung Platz gemacht; an die Stelle der Selbstachtung und Intelligenz sind Mangel an Selbstvertrauen und wachsende Unwissenheit getreten; statt des ehrenwerthen Stolzes auf die Würde der Arbeit hat das Gefühl völliger Unterordnung (Unterwerfung ist eben, wie Viktor Hugo sagt, der Unwissenheit eigenthümlich), statt des Triebes, sich in der Mechanik zu vervollkommnen, der Ekel an einer untergeordneten Beschäftigung allgemein platzgegriffen. Statt eines Adelsdiploms haftet an der Arbeit das Brandmal der Sklaverei. — Die Mitglieder der Kommission sind daher vollkommen überzeugt, daß, wenn unsere Nation vor sicherem Unglück und Untergang bewahrt; wenn der industriellen Wissenschaft ihre praktische Anwendung gerettet; wenn der Gesundheit, dem Leben und der Sittlichkeit des Volkes Rechnung getragen werden soll; wenn wir endlich unseren Nachkommen die kostbaren Güter der Freiheit und Selbstregierung sichern und hinterlassen wollen: wir die Wichtigkeit der Frage begreifen und

ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen — wenn nicht aus Menschenliebe, so doch aus — Eigennutz. Denn wehe dem Volke, dessen Reichthum steigt, während der Mensch sinkt!“

Dieser Bericht der menschenfreundlichen Repräsentanten von Massachusetts liefert zugleich ein sehr schlagendes Beispiel zur Erläuterung des Satzes, daß entgegengesetzte Ursachen nicht selten gleiche Wirkungen haben. Zu reichliche wie zu mangelhafte Ernährung kann Tuberkulose erzeugen. Das Mittel aber, sowol dem Reichthum die Gefahren zu benehmen, die er für Leib und Seele mit sich führen kann, als auch die Armuth mit allen ihren Gefahren in Wohlstand zu verwandeln, ist eben einzig und allein der Unterricht, die Hebung der allgemeinen Volksbildung in intellektueller und ethischer Beziehung. „Die Volkswirthschaftslehre“, sagt Komers, „erkennt als unbestreitbar, daß der Unterricht eine unerschöpfliche Quelle der Vervollkommnung und Hebung der wirthschaftlichen Thätigkeit und ihrer Erfolge sei, und zur potenzirten Wirksamkeit ihrer allgemeinen Bedingungen, so zur Assoziation, zu Erfindungen, zu neuen Unternehmungen und zur Vervollkommnung bestehender führe.“ Als die wahren Grundlagen des Gesammtwohls der Staaten und Völker sind daher diejenigen Anstalten zu betrachten, welche die Heranbildung eines intelligenten und sittlich tüchtigen Geschlechts bezwecken, und Jules Simon sprach eine große Wahrheit aus, als er behauptete: der beste Staat sei derjenige, der die besten Schulen hat. Wie dies selbst hinsichtlich der Kriegstüchtigkeit seiner Männer zutrifft, haben unsere Kriege im J. 1866 und 1870—71 schlagend bewiesen. In ihnen siegten zugleich die deutschen Schulmeister.

Während sich aber einerseits die Schule, soll sie den Anforderungen unserer Zeit entsprechen, von der Kirche zu emanzipiren hat, denn das pädagogische Prinzip der Entwicklung ist unvereinbar mit dem theologischen der Autorität, so gesteht andererseits selbst Stuart Mill, der das Laisser faire die allgemeine Regel sein läßt und jede Abweichung davon als ein sicheres Uebel betrachtet, dem Staate die Berechtigung zu, ja hält es für eine Nothwendigkeit, daß er die Volkserziehung und den Volksunterricht zu seiner Sorge mache, ohne daß er natürlich ein Monopol dafür beanspruche. Der Ungebildete, motivirt Mill seine Ansicht sehr richtig, kann kein kompetenter Richter über Bildung sein. Diejenigen, denen es am meisten noth thut, weiser und besser zu werden, begehren daher gemeiniglich am wenigsten danach, und begehrten sie danach, so wären sie doch unfähig, den Weg dazu durch eigene Einsicht zu finden. Bei dem System der Freiwilligkeit (in England besteht nicht wie bei uns ein Schulzwang) wird es beständig geschehen, daß, weil das Ziel nicht erstrebt wird, auch für die Mittel ganz und gar nicht gesorgt oder doch das durch die Nachfrage des Marktes hervorgerufene Angebot ein völlig ungenügendes sein wird, aus dem Grunde, weil die der Bildung bedürftigen Menschen über Das, was sie bedürfen, nur unvollkommene oder ganz verkehrte Vorstellungen haben. Eine wohlgesinnte und leidlich civilisirte Regierung wird nun aber ohne Anmaßung annehmen können, daß sie einen höheren Bildungsgrad besitzt oder besitzen sollte, als der Durchschnitt ihrer Unterthanen, und daß sie daher im Stande

sein müßte, dem Volke eine bessere Erziehung und Belehrung zu bieten, als der größere Theil desselben aus eigenem Antriebe begehren würde.

Die Erziehung ist daher einer der Gegenstände, hinsichtlich deren es prinzipiell zulässig ist, daß die Regierung im Interesse des Volkes dafür sorge. Sie hat gleichsam, setzen wir hinzu, den Grundpfeilern des Menschenthums den Stempel der höchsten Würde offiziell aufzudrücken.

§ 90. **Die Volksschule und die Anstalten zur Förderung der Gewerbtreibenden.** Obwol der „Bericht über die Schulbildung der im Ersatzjahre 1869—1870 eingestellten Ersatzmannschaften" selbst in Preußen noch immer 2703 Mann oder $3,_{37}$ Prozent der Gesammtsumme (80,028 Mann) als ohne alle Schulbildung aufzählt (davon kommen die meisten auf die Provinz Posen mit seiner vorwiegend slavischen Bevölkerung, nämlich von 5577 Mann 802 oder $14,_{38}$ Prozent, die wenigsten auf die Provinz Hessen-Nassau, nämlich von 4359 nur 10 oder $0,_{22}$ Proz.), so dürfen wir doch ohne Ueberhebung sagen: „Deutschthum und Schulbildung sind Begriffe, die sich gegenseitig decken" (R. Andree). Unter den vielen Regimentern, welche die Nordamerikanische Union zur Unterdrückung der Rebellion errichtete, gab es nur vier, in denen jeder einzelne Mann seinen Namen eigenhändig schreiben konnte, und diese Regimenter bestanden (nach der in einer Rede, welche W. F. Prosser, der Repräsentant von Tennessee, am 25. Jan. 1870 im Kongresse zu Gunsten der Volksschulen hielt, gemachten Angabe) ausschließlich aus Deutschen. Es kann sich daher bei uns nicht mehr um die Frage handeln, ob die Kinder lesen, schreiben und rechnen lernen müssen, sondern darum, wie die Volksschule wirklich ein Vorbereitungsinstitut für den „Kampf ums Dasein" ist, wie sie am besten ihrer gegenwärtigen hohen Aufgabe gerecht wird.

Es ist das Schicksal großer Männer, daß die neuen Ideale, welche sie der Menschheit geben, von ihren Jüngern einseitig aufgefaßt und oft bis zur letzten Konsequenz in beschränkter Richtung ausgebildet werden. Der Anspruch, die volle, unbedingte Wahrheit zu besitzen, der mit solchem Thun stets Hand in Hand geht, erweckt zwar Opposition, aber der Eifer der Gegner vertieft sich nur zu leicht wieder in eine, wenn auch jener entgegengesetzte, doch einseitige Auffassung, und erst in einer folgenden Periode gelingt es, durch Verbindung jener Gegensätze zu einer höheren Einheit, die durch jene Ideale angeregte Entwicklung, den Zeitgenossen befriedigend, zu schließen. So erging es Pestalozzi. Seine unmittelbaren Schüler und Nachfolger ergriffen einseitig die Bildung des Verstandes als den Inbegriff der Pestalozzi'schen Ideen; ihnen gegenüber traten die Aesthetiker, die Gefühlspädagogen auf. So wenig wie jene den ganzen Menschen, den Pestalozzi im Auge hatte, berücksichtigten, sondern eben nur die Intelligenz desselben, eben so wenig thaten es diese, die nur das Gefühl, die ästhetische und sittliche Seite im Menschen, kultiviren wollten. Beiden gegenüber stellte sich in neuerer Zeit die Partei der praktischen Erziehung. Was der Verstand erkannt hat, das Herz gefühlt, das soll der Wille ausführen. Jene ersten beiden Richtungen bleiben in ihrem Rechte. Nicht einseitige Erziehung zu Gewerbe, Handel und technischen Zwecken, sondern Bildung des Geistes, des Gemüthes und Willens in harmonischer Gleichmäßigkeit: das ist die Parole dieser Schule, und es ist erfreulich, daß ihre zwischen jenen

beiden in der Mitte liegende Richtung immer mehr in den Vordergrund tritt. Kenntnisse und Fertigkeiten sind gut, sie sind unentbehrlich im Leben, aber sie sind nicht das Einzige, nicht das Erste, nicht das Höchste. Die Volksschule der Gegenwart hat den Geist zu wecken und das Herz zu bilden, die Kräfte zu stärken und die Gesinnung zu tüchtigen; sie hat keinen Augenblick zu vergessen, daß sie künftige Bürger des Vaterlands erzieht, daß die Massen — wie Viktor Hugo gesagt — die Kraft, seit 1789 auch der Wille sind (daher das allgemeine Stimmrecht), und daß das Geheimniß der Civilisation darin liegt, Alles handelnd zu machen, Nichts leidend sein zu lassen. Man lasse daher nicht blos aus-, sondern vor Allem auch inwendig lernen. Man lege es nicht sowol darauf an, dem Kinde die für das Leben nöthigen Kenntnisse zu geben, als auch die Kraft, diese Kenntnisse selbst sich zu erwerben, die Fähigkeit, sie zu verwerthen, und die Lust, Beides zu thun.

Keine leichte Aufgabe freilich ist dies für die Volksschullehrer, und — sie macht deren Stand zu dem wichtigsten. Selbst die militärische Disziplin gründet sich nur auf die Disziplin in der Familie und in der Gesellschaft; sie ist daher in der deutschen Armee deshalb eine so vortreffliche, weil die jungen Leute schon disziplinirt, d. h. seit ihrer Kindheit zum Gehorsam im Allgemeinen, zur Achtung gegen die Autorität, zur Treue gegen ihre Pflichten angehalten, in den Militärdienst treten. „Wenn Sie" — schreibt in dem seinen „Militärischen Berichten" vorausgeschickten Briefe an einen Freund der französische Oberst Stoffel — „wie ich, in Preußen gelebt hätten, so würden Sie erkennen, wie viel Wahres der Satz (trotz seiner etwas absoluten Form) enthält: „Es ist der preußische Schullehrer, welcher die Schlacht von Königgrätz gewonnen hat" . . . Ich werde niemals vergessen, daß, als ich mich im September 1869 in Varzin bei Hrn. v. Bismarck befand, der Bundeskanzler sich eine Freude daraus machte, den Schullehrer eines kleinen, benachbarten Ortes, begleitet von seinen beiden Söhnen und mir, zu besuchen. Stellen Sie sich die guten Wirkungen eines solchen Zeichens der Achtung von Seiten eines Mannes, wie Hrn. v. Bismarck, gegen einen bescheidenen Lehrer vor!" . . . Und trotzdem noch immer eine so unglaublich kärgliche Besoldung unserer Lehrer?! Selbst in Sachsen ist die Minimalgrenze des „zu Geldwerth angeschlagenen Gesammteinkommens eines ständigen Lehrers" blos — 200 Thlr. Also 200 Thlr. jährlich erhält angesichts der Anforderungen, die heute das tägliche Leben an den allereinfachsten Hausstand stellt, und während in der deutschen Armee 225 Thlr. auf den Mann kommen, 200 Thlr. jährlich erhält der Mann, der die heranwachsende Generation Tag für Tag lehrt und unterrichtet in Geduld, in Aufopferung und Hingabe seiner selbst, der den Grund legen soll zu all' den nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, die ihr Fortkommen in der Welt bedingen, der aber auch ihr Herz für das Gute, Edle und Ewige erwärmen und sie in der rechten Weise für die Kämpfe des Lebens ausrüsten soll! — „Und wie groß ist die Kinderzahl, die so ein Lehrer unterrichtet?" Nun, man läßt sie steigen bis 200, und jedes fördert er, soweit die Verhältnisse es gestatten und die Anlagen des Kindes im Bunde mit der Erziehung daheim ihn unterstützen, in derselben Weise, damit es schließlich als ein nützliches und brauchbares Glied in die Staatsfamilie eingereiht werden könne. Also

bis 200 Kinder und 200 Thaler macht à Kind 1 Thaler im Jahre! Man vergegenwärtige sich noch die Mühe und Arbeit, die jedes erfordert tagtäglich, die Liebe und Treue, die jedes von dem Lehrer erfährt Stunde für Stunde, und man wird etwas von dem grellen Widerspruche ahnen, der hier waltet zwischen der Wichtigkeit der Leistung und dem Lohne; man wird erkennen, daß die soziale Frage nicht blos in die Arbeiter- und in die Frauenfrage zerfällt, sondern daß auch die Lehrerfrage zu ihr gehört, und man wird sich zum Theil erklären können, warum es heute an Volksschullehrern vielfach fehlt, namentlich auf dem Lande, das bezüglich seiner Opferbereitwilligkeit für sein Schulwesen hinter der Stadt zurückbleibt und daher sowol nicht genügende Schulen, als auch die meisten Minimalstellen hat. Jener Widerspruch aber läßt sich durch Nichts rechtfertigen und vertheidigen, er läßt sich auf geschichtlichem Wege nur begreiflich machen, indem man sich erinnert, wie mühsam und unter wie schweren Kämpfen das Schulwesen und die bedeutungsvolle Stellung der Lehrer im Laufe der Jahrhunderte gerechte Würdigung sich errungen haben. Aber an den Regierungen ist es, statt immer nur die schwersten Opfer für den mark- und blutsaugenden Militarismus zu fordern, jenen trübseligen Widerspruch möglichst zu beseitigen, in den Gehaltsverhältnissen unserer Volksschullehrer eine endlich entsprechende Besserung eintreten zu lassen, auf daß diese Männer ihr schweres Amt mit Freudigkeit und nicht mit Seufzen thun! „Cedant arma togae!“ —

Einen erfreulicheren Eindruck erhalten wir, wenn wir danach sehen, was zur Förderung der Gewerbetreibenden geschieht. In dieser Beziehung haben die wachsende Einsicht von der Bedeutung gediegener Kenntnisse für den Gewerbebetrieb, die steigenden Anforderungen der Industrie, die Macht der freien Konkurrenz und mancherlei Bestrebungen zur Lösung der Arbeiterfrage an sehr vielen Orten in ganz Deutschland Anstalten hervorgerufen, welche den Zweck verfolgen, den Gewerbetreibenden für seinen Beruf geschickter zu machen. Abgesehen von den polytechnischen und den eigentlichen Gewerbeschulen sind hier vor allen Dingen die Arbeiterbildungsvereine, Handwerkervereine und Handwerkerschulen zu nennen, in denen in der Regel durch Vorträge und direkten Unterricht gewirkt wird. Auf einer etwas höheren Stufe stehen die Gewerbevereine (oft mit straffer Organisation über das ganze Land) und die polytechnischen Gesellschaften, die durch Vorträge belehren und zugleich Anfragestellen bilden. Vorbilder für die Produktion schaffen die Musterlager, welche vom Staate, von Gemeinden oder Vereinen unterhalten werden. Es liegt auf der Hand, daß nur durch die Verbindung derartiger vielseitiger Anstalten bedeutende Resultate erzielt werden können, aber es ist noch nicht gelungen, überall dem entsprechend vorzugehen. Unter den wenigen vollständigen und eine gedeihliche Wirksamkeit entfaltenden Anstalten dieser Art ist besonders die Centralstelle für Gewerbe und Handel für das Königreich Württemberg in Stuttgart zu nennen. Diese im J. 1848 errichtete, ein Handelsministerium vertretende und mit einem Etat von 90,000 rhein. Gulden bedachte Anstalt soll die Bedürfnisse des Gewerbe- und Handelsstandes des Landes erforschen, für Unterricht, Belehrung, Verbreitung technischer Literatur, Bekanntmachung neuer Methoden, Ausstellungen und Preisvertheilungen sorgen und bei der Gesetzgebung berathend mitwirken.

Die Centralstelle unterhält eine Zeichnen- und Modellirschule mit Centraldepot von Zeichnungswerken und Gipsmodellen, welche ausgeliehen werden, eine Webelehrerschule, eine chemische Probiranstalt mit Laboratorium, eine Bibliothek und Lesezimmer, sowie einen Saal zu öffentlichen Vorträgen. Der Direktor giebt das „Gewerbeblatt für Württemberg“ heraus, in welchem auf alle neuen Bücher und dergleichen aufmerksam gemacht wird. Die größte Anerkennung im Lande findet aber das technische Musterlager, welches nur Gegenstände des Gewerbfleißes enthält, die nicht in Württemberg produzirt wurden, und den speziellen Zweck verfolgt, den Gewerbtreibenden des Landes Vorbilder und Muster der auswärtigen Industrie zu liefern. Die Gegenstände des Musterlagers werden zur Nachbildung an Gewerbtreibende ausgeliehen und den Gewerbevereinen des Landes zur Ansicht und Besprechung übersandt. Periodisch sich wiederholende Fortschrittsausstellungen führen die gewerblichen Fortschritte des Landes vor; auf denselben werden nur Gegenstände zugelassen, die auf einer früheren Ausstellung noch nicht ausgestellt waren und einen Fortschritt der Industrie repräsentiren.

Ein mit Geschmack gearbeiteter Gegenstand des täglichen Gebrauchs steht freilich vielleicht um einige Groschen höher im Preise als ein unzierlicher, wird aber doch gekauft, und jene Groschendifferenz erwächst bei tausendfältiger Wiederholung zu einer ansehnlichen Summe, um welche die geschmackvollere Leistung ihre Urheber bereichert. Hier nur ein paar Beispiele für die wirthschaftlichen Erfolge künstlerischer Bildung der Arbeiter, die wir zum Theil einem Vortrage des Professors Dr. Stegmann in Weimar über die volkswirthschaftliche Bedeutung der Kunstindustrie entnehmen: Einige vor 20 Jahren aus Frankreich durch den Erbprinzen von Weimar mitgebrachte Papiermaché-Figuren gaben Hrn. Adolph Schmidt zu Sonneberg in Thüringen Veranlassung zur Begründung einer bedeutsamen Industrie. Von Karikaturen ging man zur Nachahmung klassischer Figuren, ja ganzer Gruppen über, dehnte den Kreis der Arbeiten später auch auf die großen Männer der Zeit aus und gelangte zu so glänzenden Erfolgen, daß gegenwärtig in 19 Modellirwerkstätten in Sonneberg männliche und weibliche Kräfte unausgesetzt thätig sind und diese Industrie auf ein Kapital von 947,000 Gulden sich stützen kann. In Waltershausen ferner bestanden schon früher Porzellanmalereien, welche sich aber auf das Anstreichen gewöhnlicher Geschirre und Puppenköpfe beschränkten. Da nun die Porzellanfabriken in Gotha und Wolkenberg die an sie gestellten Forderungen nicht zu befriedigen vermochten, so wandten sie sich nach Waltershausen um Porzellanmaler. Hier zog man infolge dessen einen geschickten Maler aus München herbei, welcher die Kunst in Waltershausen nicht nur auf eine höhere Stufe, sondern auch dermaßen in Schwung brachte, daß jetzt 250 Porzellanmaler daselbst thätig sind. Freilich wird jetzt auch das Bemalen von 1 Dutzend Tassen mit 9 Sgr. bezahlt, während es vor 9 Jahren nur 1 Sgr. eintrug; nicht das Arbeitsmaß also hat sich vermehrt, sondern der Geschmack, welcher so eine sichere Quelle bedeutenden Gewinnes, des Wohlstandes eines ganzen Ortes geworden ist. Noch bedeutender erscheinen natürlich die volkswirthschaftlichen Segnungen der Kunstindustrie in größeren Industriebezirken, und eine Nation, welche auf der Höhe des Geschmacks steht, wird auch immer die ansehnlichste

Ausfuhr aufzuweisen haben. Das bezeugt der gewaltige Umschlag, welcher in den letzten 10 Jahren zu Ungunsten der Franzosen und zu Gunsten der Engländer in mehreren Industrieartikeln eingetreten ist. So führte Paris noch im J. 1862 nach England für 300 Millionen Francs an Glas= und Metallwaaren aus; 1867 betrug die Ausfuhr nur noch 19 Millionen, die englische Mehreinfuhr dagegen 17 Millionen. Seit 1867 trat auch die deutsche Industrie mit der französischen in wirksamen Wetteifer, zumal in Papiertapeten, Porzellan und Wollwebereien, lauter Artikeln, deren Vertrieb nach Frankreich auch jetzt, nach einem Kriege, der Frankreichs industrielle Kräfte schwer geschädigt hat, die günstigsten Bedingungen findet und am meisten zu empfehlen ist, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie den feineren Geschmack befriedigen. Ein anderer, hier zu nennender Artikel sind die Portemonnaies. Im Jahre 1848 wurden die ersten aus Frankreich nach Deutschland gebracht, und Offenbacher Fabrikanten ließen nicht lange auf sich warten, dieselben nachzuahmen. Trotz des ansehnlichen Preises, welcher für das neue Fabrikat anfänglich gefordert wurde und es nur für das wohlhabende Publikum berechnet erscheinen ließ, fand es doch schon damals einen belangreichen Absatz. Auch Berlin blieb nicht zurück, und die befähigten Portefeuille=Fabrikanten hielten es für angezeigt, sich auch auf die Fabrikation dieses Erzeugnisses zu werfen. So lieferten sie bald nicht allein verbesserte Portemonnaies, sondern waren auch darauf bedacht, dieselben billig herzustellen und sie auch den ärmeren Klassen zugänglich zu machen. Durch die neu erfundenen Lederpreß=Maschinen, Faltenbrech=Maschinen und dergleichen mehr erreichten die Berliner Fabrikanten unvorhergesehene Vortheile, durch die sie in den Stand gesetzt wurden, nicht allein jeder Konkurrenz die Spitze zu bieten, sondern auch den Zwischenhändlern so billige Engrospreise zu stellen, daß bei gegenseitigem Gewinn auf den Messen ein bedeutender Verkehr in diesem Artikel sich gestalten konnte. Es währte nicht lange, so arbeiteten darin nahe an 600 Fabrikarbeiter; die einzelnen Theile, als Stahlbügel, Beutel, Vernietungen u. d. m., wurden einzelnen Arbeitern übergeben, einer arbeitete dem anderen in die Hände und in kurzer Zeit gestaltete sich dieser Fabrikationszweig zu einem großen und bedeutenden Handelsartikel. Die Beutel bestehen aus Schafleder (Spaltleder), Saffian, sogenannten Moutons, Juchten, Kalbleder, sämisch Leder, in den verschiedensten Farben; die Bügel werden größtentheils in Solingen, Offenbach, Ruhla, Paris und Berlin en gros fabrizirt. Laut authentischer Mittheilung eines bewährten Fachmanns werden in Berlin jetzt jährlich über eine Million Groß Portemonnaies in den verschiedensten Qualitäten fabrizirt, welche nicht allein nach allen Theilen Europa's, sondern auch zum Export nach dem Orient, nach Nord= und Südamerika und fast nach allen Theilen der Erde versendet werden. Mächtige Fortschritte hat die deutsche Industrie auch in Waaren aus Zink, Bronze, Christoffle, Messingguß, besonders in Lampen und Gasbeleuchtungsgegenständen gemacht; früher auf Mainz beschränkt, wird sie jetzt namentlich in Berlin durch bedeutende Firmen (Scheffer u. Häuschler, Scheffer u. Walker u. A.) repräsentirt, welche durch die Einrichtung der Theater in Turin und in Madrid zu einer großen Exportbewegung, auch nach Rußland, den Anstoß gegeben haben. An diesem Um= bez. Aufschwung

hat die schöpferische Thätigkeit des Berliner Gewerbemuseums auf dem Gebiete selbständiger Modellzeichnung einen merklichen Antheil.

Durch die politischen Siege Deutschlands werden auch wirthschaftliche Siege angebahnt werden. Infolge der Konsolidation Deutschlands wird der Unternehmungsgeist der Deutschen einen weiteren Flug nehmen und die steigende Achtung, welche ihnen die Völker entgegenbringen, wird ihren Produkten den Weg öffnen. Durch die ungeheuren Kriegskosten, durch die Losreißung Elsaß=Lothringens, die nur allein für die Staatseinnahmen Frankreichs eine Einbuße von 90 Millionen Francs jährlich zur Folge hat, sowie durch die Austreibung der Deutschen aus den industriellen Etablissements Frankreichs — eine Maßregel, welche man in ihren wirthschaftlichen Folgen der Ausweisung der Reformirten im siebzehnten Jahrhundert an die Seite stellen darf — sind der Gewerbthätigkeit der Franzosen tiefe Wunden geschlagen worden. Andererseits stimmen die Berichte deutscher Handelskammern über den Handel und die Industrie des Jahres 1870 darin überein, daß der für uns so siegreiche Krieg einen vortheilhaften Einfluß besonders auf unsere Rübenzucker=, Maschinen=Lokomotiven und Wagenfabrikation geübt, auch die Fabrikation von Möbeln und Kurzwaaren, die Teppich=Industrie, den Seidenhandel, die Herstellung künstlicher Blumen und ähnlicher Luxusartikel in Deutschland belebt hat; selbst die Quellen von Vichy hat der Krieg vollständig vom Markte verdrängt: Belgien, England und der Orient importiren jetzt die Mineralwässer von Bilin. Dennoch stehen den Franzosen im Vergleich mit uns noch bedeutende äußere und innere Hülfsmittel zu Gebote: ein fast unerschöpflicher Nationalreichthum, eine Fülle technischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Kapazitäten; die ihnen fast angeborene Feinheit und Grazie, die Neigung zum Prunk, zum Luxus, zum Genuß, welche der Förderung des Geschmacks ebenso Vorschub leistet, wie das alle bedeutende Kräfte der Hauptstadt zuführende Centralisationssystem und wie der Katholizismus, welcher die Richtung auf die Sinnenwelt begünstigt und in der Ausbeutung des natürlichen Schönheitsgefühls der Menge eine seiner Hauptstützen findet. Diesen Verhältnissen gegenüber waltet bei uns eine zur Sparsamkeit, zur Nüchternheit und Verständigkeit mahnende und erziehende politische und religiöse Weltanschauung, mit welcher die kargere Ausstattung unseres Landes in nur zu gutem Einklange steht. Immer ist das deutsche Volk der eigenartigen Entwicklung seiner Stämme ergebener gewesen als der Konzentration seiner Kräfte; immer hat es der Wahrheit mehr nachgerungen als der Schönheit. Vielleicht gelingt es ihm in der neuesten Phase seiner Geschichte, durch Versöhnung der sich gegenseitig hemmenden Anschauungen und Strebungen zu neuen herrlichen Schöpfungen auch auf dem Gebiete der Industrie zu gelangen.

Viertes Kapitel.

Das Verhältniß der Produktion zur Konsumtion.*)

§ 91. **Wesen und Arten der Konsumtion.** In der ganzen Natur begegnen wir einem ewigen Wechsel. Was zu einer Zeit hervorgebracht wird, wird zu einer anderen vernichtet. Steine überziehen sich mit Flechten und Moosen und verwittern. Pflanzen und Thiergattungen entstehen und vergehen, neue Schöpfungen wurzeln auf den vorangegangenen. Ueberall und überall die nämlichen Urstoffe, welche immer wieder in neuen Gestaltungen auftreten, um in ihre Ursprünglichkeit zurückzukehren und, nimmer müde, aufs Neue den Kreislauf zu beginnen (vgl. § 86). Von der Entstehung gelangen wir zur Vernichtung, von der Produktion zur Konsumtion. Ebenso wie der Mensch nicht vermag, die Menge der Stoffe zu erschaffen, so besitzt er auch nicht die Gewalt, sie zu zerstören, und wie unter Produktion nur Werthserhöhung verstanden wurde (§ 39), so verstehen wir unter Konsumtion nur Werthsvernichtung, Aufhebung einer Brauchbarkeit. Sie ist das Gegenbild der Produktion. Beide bedingen einander gegenseitig. Je umfangreicher und vollkommener die Erzeugung der Güter ist, um so größer und vollkommener kann auch die Konsumtion (Verzehrung) sein. (Roscher.)

Die Konsumtion wird Verbrauch genannt, wenn die Benutzung derselben Gutsmasse und derselben Gutsquantität nur eine einmalige ist; Gebrauch, wenn sie in wiederholten Akten geschieht.

Die gewöhnlichste Art der Konsumtion ist diejenige durch menschlichen Gebrauch, welcher wesentlich vom Nationalcharakter bedingt ist. So trägt z. B. die Ordnungsliebe und Sauberkeit der Holländer sehr dazu bei, ihre Bauwerke und Geräthe viel länger in brauchbarem Zustande zu erhalten. In Deutschland bleiben die Pferde ceteris paribus länger dienstbar, als in Frankreich, weil der deutsche Fuhrmann mehr Sinn für sein Thier hat als der französische.

§ 92. **(Fortsetzung.) Produktive und unproduktive Konsumtion.** Jede Konsumtion, welche das nothwendige Mittel zur Befriedigung eines wahren volkswirthschaftlichen Bedürfnisses bildet, wird als fruchtbar oder produktiv bezeichnet; unfruchtbar oder unproduktiv ist sie, sobald sie der Befriedigung von Bedürfnissen gar nicht oder übermäßig dient und schädlichen Zwecken geopfert wird.

Es ist die Aufgabe unserer Wissenschaft, die Grenzen zwischen beiden Arten von Konsumtion zu ermitteln und anzugeben, und durch Belehrung zu verhindern, daß anders konsumirt werde, als zu den großen Zwecken des

*) Das Streben nach möglichster Kürze veranlaßt uns, abweichend von Say's Vorgange (§ 21), die wichtigsten Regeln der Konsumtion hier einzuschalten. Auch Rossi, Ricardo, Malthus u. A. betrachten die Güterkonsumtion nicht selbständig, sondern im Zusammenhange mit der Produktion und Gütervertheilung.

Fortschritts der Menschheit. Zu diesem Ende ist es überall, wo von Konsumtion die Rede ist, nothwendig, sich klar zu machen, was denn eigentlich konsumirt worden, d. h. an Werth verloren hat. So hat irrthümlicher Weise der übergroße Luxus und die Verschwendung an den Höfen unbeschränkter Fürsten zahlreiche Vertheidiger gehabt, welche sie für unschädlich erklärten, falls nur das verschwendete Geld im Lande bliebe. (Auf diese Art sind z. B. von Voltaire die verschwenderischen Bauten zu Versailles entschuldigt worden; von Schröder — Fürstliche Schatz- und Rentenkammer — meint sogar, der Fürst könne eben so viel, ja mehr verzehren, als „das ganze Kapital" des Landes beträgt; nur müsse er es schnell wieder „unter die Leute gehen lassen". Er ist für die äußerste Kleiderpracht; wenn nur die Polizei darauf hält, daß nichts im Lande getragen wird, das nicht im Lande gemacht ist.)

Auf ähnliche Weise giebt es Anlaß zu den größten Mißverständnissen, wenn man so oft von Produzenten und Konsumenten redet, als wenn dies verschiedene Volksklassen wären. Jeder Mensch ist Konsument vieler Güter; mit Ausnahme der Diebe, Tagediebe ꝛc. ist aber auch jeder Mensch zugleich Produzent.

Als unproduktive Konsumtion muß übrigens nicht blos, wie Roscher betont, jeder wirthschaftliche Verlust, jeder Aufwand zu schädlichem Behufe, sondern auch jeder überflüssige Aufwand zu nützlichen Zwecken bezeichnet werden. Um da immer richtig zu rubriziren, bedarf es freilich der historischen Unbefangenheit und Vielseitigkeit, welche allem Menschlichen nachempfinden kann. Wer z. B. in Städten, wie Regensburg oder gar Rom, die zahllosen Kirchen sieht, oftmals dicht neben einander, dem wird der Unterschied klar werden zwischen den heutigen Bauten für erwerbliche, politische, Bildungs- oder Vergnügungszwecke und den mittelalterlichen für geistliche Bedürfnisse. Die letzteren mögen auf ihrem Gebiete und zu ihrer Zeit auch in der Regel produktiv gewirkt haben, sowie die ersteren ausnahmsweise oft genug unproduktiv wirken. (Verfehlte Eisenbahn- oder Kanalspekulationen.)

§ 93. **Werthszerstörung durch die Natur.** Wie die Natur uns alle Stoffe umsonst darbietet und nur der Mensch Anstrengungen zu machen hat, um dieselben in seinen Besitz zu bekommen, so übt die Natur wiederum ihren zerstörenden Einfluß auf die erzeugten Güter aus. In dieser Beziehung bemerkt Roscher weiter: „Die unerfreulichsten Konsumtionen erfolgen durch die Natur, und zwar ist diese in den Tropenländern ohne Frage am konsumtivsten. Während der Regenzeit schießen am obern Ganges in den Stubenwinkeln Pilze hervor; im Fach stehende Bücher schwellen dermaßen auf, daß wol je drei Bände so vielen Raum einnehmen, wie sonst vier; Bücher, die auf dem Tische liegen, bedecken sich in zwei Tagen $^1/_8$ Zoll hoch mit Schimmel; der Salpeter muß alle paar Tage von den Mauern körbevoll abgekehrt werden, er zerfräße sonst die besten Backsteine. Dazu eine Unzahl von Motten, welche die Kleider zerstören. In Guyana fand Schomburgk, daß eiserne Instrumente, welche am Boden lagen, während der Regenzeit binnen wenig Tagen völlig unbrauchbar wurden, Silbergeld oxydirte ꝛc.: offenbar ein gewaltiges Hinderniß für die Anwendung von Maschinen! Und im Sommer wird der wurzelreiche Boden desselben Landes

von der Hitze so gedörrt, daß Erdbrände häufig die furchtbarsten Verwüstungen anrichten. Im spanischen Amerika sind so viele Termiten und andere zerstörenden Insekten, daß man äußerst selten Papiere von mehr als 60jährigem Alter findet." Die kälteren Gegenden der gemäßigten Zonen sind von den schädlichen Einflüssen der Natur verhältnißmäßig am freiesten; aber auch sie sind in ihren Hochgebirgen dem Schaden durch Bergstürze und Lawinen (Schweiz), an ihren Strömen durch Eisgang, in manchen Ebenen durch Flugsand, an ihren Küsten durch Ueberschwemmungen heimgesucht. Ueberall entsteht für das gesammte Volksvermögen ein Verlust, und es ist daher eine wichtige Aufgabe der Menschen, Anstrengungen zu machen, um dieser Vernichtung nach Umständen zu begegnen.

§ 94. **Oeffentliche Konsumtion.** Eine besondere Erwähnung beansprucht noch die Gemeinschafts- oder öffentliche Konsumtion von Produkten und Diensten im Interesse des Staates. Auch sie ist theils produktiv, theils unproduktiv. Die Frage über die zu vielen Beamten, die Größe der Heere und die volkswirthschaftlich richtigste Armeeorganisation würde an dieser Stelle zu weit führen. Gewiß ist, daß bei den öffentlichen Ausgaben nicht immer die wahren Bedürfnisse des politischen und sozialen Körpers richtig abgewogen werden. Wie im Einzelnen die Sparsamkeit der wichtigste Hebel der Wohlfahrt ist, so ist der übermäßige Luxus, die Verschwendung im Staatshaushalte die Grundlage alles staatlichen Verderbens und bezeichnet den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verfall. Schon Adam Smith hebt mit Recht hervor, daß große Nationen in der Regel nicht sowol durch Verschwendung und Unklugheit der Privaten, sondern durch die öffentliche staatliche Verschwendung verarmen, indem nämlich der größte Theil des Staatseinkommens dazu verwendet werde, unproduktive Menschen zu erhalten und unproduktive Arbeiten auszuführen.

Da jede öffentliche Konsumtion, an und für sich betrachtet, eine Beeinträchtigung der Privatkonsumtion ist, so kann ein Aufwand der Regierung nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn er für eine Einrichtung nöthig ist, deren Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit jenen Nachtheil überwiegen. „Die Regierungen vor Verschwendung zu warnen und zur Mäßigkeit zu ermahnen, ist um so nöthiger, da sie nicht eigenes, sondern fremdes Vermögen verwalten, auch nicht aus eigener Erfahrung die Mühseligkeiten des Gütererwerbes kennen." (F. G. Schulze.)

Diesem Grundsatze steht die schon erwähnte Ansicht entgegen, mit welcher Ludwig XIV. seine ungeheuren Verschwendungen rechtfertigte: „ein König giebt Almosen, wenn er großen Aufwand macht." Mit Recht sagt Say: „Dieses entsetzliche Wort jenes Königs zeigt, wie man das Verderben auf Grundsätze bringen kann. — Schlechte Grundsätze sind noch kläglicher als die Verkehrtheit selber, weil man sie gegen sein eigenes, aber übel verstandenes Interesse befolgt und weil man sie längere Zeit ohne Gewissensbisse, ohne Umsicht und unbedingt befolgt. Hätte Ludwig XIV. durch seinen Prunk blos seine eigne Eitelkeit und durch seine Eroberungen blos seinen eignen Ehrgeiz zu befriedigen geglaubt, so wäre von seiner Rechtlichkeit wol zu hoffen gewesen, daß die Reue ihn endlich doch auf bessere Wege führen werde; oder es hätte wenigstens sein eignes Interesse ihn zum

Einhalte bewegen können; allein er lebte in dem festen Glauben, daß seine Verschwendungen dem französischen Volke und mithin auch ihm selber zum Nutzen gereichten, und so bekehrte er sich denn nicht eher, als bis er in Elend und Erniedrigung versunken war."

§ 95. **Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion.** Damit die Volkswirthschaft gedeihe, müssen Produktion und Konsumtion im Einklange stehen. Das, was gesucht wird, muß geschaffen werden; das, was erzeugt wird, muß begehrt werden. Wird dieses Gleichgewicht aufgehoben, so treten höchst nachtheilige Schwankungen und Stockungen ein; so z. B. in einem ackerbautreibenden Lande, das sein für die Ausfuhr bestimmtes Getreide nicht mehr abzusetzen vermag, oder in einer Waldgegend, deren Bevölkerung ausschließlich von dem Holzhandel lebt, und welche ihre Holzwaaren nicht mehr an den Mann bringen kann. Die dadurch entstehenden Folgen können die Thätigkeit der Bewohner lähmen, die produktive Wirksamkeit gefährden oder doch bedeutend herabsetzen. Die schädlichen Wirkungen solcher Stockungen (Produktions- und Handelskrisen) beschränken sich äußerst selten auf den einen Zweig, worin die Krankheit ihren ursprünglichen Sitz hatte, sondern die entlegensten Glieder des großen Volkswirthschaftskörpers können dadurch berührt und die ganze Volkswirthschaft tief erschüttert werden: wie z. B. so häufig eine Absatzstockung der Baumwollfabriken von Lancashire dahin führt, daß „ganz England einem Kranken gleicht, welcher sich auf seinem Schmerzenslager hin- und herwälzt". (L. Faucher.)

Aus dem Vorausgegangenen folgt jedoch keineswegs, daß es der günstigste Standpunkt der Volkswirthschaft sei, wenn die Produktion der Konsumtion zeitlich völlig gleichkommt. Das gedachte Gleichgewicht muß auch die Zukunft im Auge haben; es soll also die fortschreitende Bevölkerungszunahme und die stetig steigenden Bedürfnisse angemessen berücksichtigen. Hierzu ist aber eine neue Kapitalansammlung durchaus nöthig. — Nur auf diese Weise ist es möglich, die allgemeine Wohlfahrt bleibend zu erhalten, den Wohlstand, wo möglich, noch zu fördern und nachtheiligen Rückschritten vorzubeugen, kurz ein für den Volkswohlstand günstiges Verhältniß der Erzeugung zur Konsumtion herzustellen. Dabei dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß der Gütergebrauch wie das gesammte Wirthschaftsleben eines Volkes mit seiner Bildung im engsten ursachlichen Wechselverhältniß steht. Wo wahre Bildung herrscht und die Zwecke des wirthschaftlichen Volkslebens richtig begriffen werden, da wird sich das fragliche Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion, so weit es überhaupt möglich ist, von selbst einfinden. (Da das wirthschaftliche Gesammtleben einem fortwährenden Wechsel unterliegt, weil dessen einzelnen Elemente keine konstanten Größen sind, so wird das Gleichgewicht zwar niemals vollkommen erreicht, aber ununterbrochen mit absoluter Nothwendigkeit gesucht. Jede Störung ruft wieder die Tendenz hervor, in das natürliche Gleichgewicht zu gelangen.) Je aufgeklärter die Völker über die Bedingungen der Volkswohlfahrt sind, um so eifriger sorgen sie für die Gründung, Vervollkommnung und Verbreitung von Sparkassen, Lebensversicherungsinstituten, von Anstalten für Versicherung der Vermögensstände gegen Feuer, Hagelschaden, Viehseuchen etc. Die Bemühungen, dem Versicherungswesen, dessen wir an dieser Stelle nur kurz

gedenken konnten, immer größere Ausdehnung unter der Bevölkerung zu verschaffen, verdienen unbestritten die größte Beachtung.

§ 96. **Der Luxus.** Der Begriff Luxus, über welchen sich sowol die Grammatiker als auch die Nationalökonomen streiten, ist durchaus relativ. Was in früheren Zeiten für den Arbeiter, für den Bürger Luxus war, ist jetzt allgemeines Bedürfniß geworden; ja was einst selbst Luxus der Reichen war, ist heute Bedürfniß der Mittelklassen, welches aber auch infolge der Produktions- und Civilisationsfortschritte befriedigt werden kann. Garnier erzählt: „Nach Briefen der Mad. Maintenon, Ende des 14. Jahrhunderts, klagte man über den Luxus der Königin von Frankreich (Isabella von Bayern), weil sie zwei Leinenhemden hatte. Karl der VII. († 1461) erhielt als Geschenk von der Stadt Rheims die ersten in Frankreich erzeugten Servietten. Heinrich III. von Frankreich gab als Gegenstand von Luxus seiner Schwester, Herzogin von Savoyen, zum Brautgeschenke die ersten Seidenstrümpfe. Geschichtlich zeigt sich der Luxus in drei Gestalten:

1. Luxus mittelalterlicher und roher Zeiten.
2. Luxus blühender Zeiten.
3. Luxus verfallender Nationen.

Im Mittelalter, als die technischen Gewerbe und der Handel sich noch wenig entwickelt hatten, bestand der Luxus der reichen Grundbesitzer hauptsächlich in der Konsumtion der Erzeugnisse ihrer Landgüter in großen Massen. Folgende Beispiele sind um so schlagender, weil sie intellektuell hochstehende Personen betreffen. Als der Herzog Ludwig von Bayern-Landshut im J. 1451 seine Vermählung feierte, erschien unter vielen andern Gästen der Markgraf Albrecht von Anspach-Bayreuth mit einem Gefolge von 1300 Menschen; 14 Tage lang wurden 9000 fremde Pferde gefüttert. — Der Graf Eberhard von Württemberg bewirthete im J. 1474 in den Tagen seines Beilagers 14,000 Fremde. — Bei der Vermählung des Herzogs Ulrich von Württemberg im J. 1511 wurden verzehrt: 136 Ochsen, 1800 Kälber, 2759 Krammetsvögel. — Zu dem Beilager des Prinzen Wilhelm von Oranien, der sich im J. 1561 zu Leipzig mit einer kursächsischen Prinzessin verheirathete, erschienen die Gäste mit 5647 Pferden; der Bräutigam allein kam mit einem Gefolge von 1100 Pferden, der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg mit 812. Es wurden dabei verbraucht: 4000 Dresdner Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Roggen, 3600 Eimer Wein, 1600 Faß Bier, 13,000 Scheffel Hafer. — Im J. 1596 hielt sich der Landgraf Moritz von Hessen zehn Tage lang zu Berlin auf mit nicht weniger als 3000 Pferden*). — Wenn der „king-maker" (Königmacher) Warwick nach London kam, durfte jeder Bekannte sich täglich so viel zubereitetes Fleisch holen, als er auf seinem langen Dolche wegtragen konnte (siehe Schlosser's „Weltgeschichte" X. S. 339). Dergleichen Zustände, freilich bei viel weniger Reichthum, findet man bei den schottischen Clans. Daran erinnert, daß selbst in sehr gesitteter Zeit Kimon, Miltiades' Sohn, seinen sämmtlichen

*) Vgl. Hüllmann, Geschichte der Domänenbenutzung in Deutschland. Frankfurt a. d. O. 1807, S. 37.

Dorfgenossen (allen Λακιάδαις, Aristot. bei Plut., Kimon 10) seine Tafel ohne Vergütung offen hielt und ihnen selbst Oberkleider gab.

Mit dem Steigen der Kultur und dem Aufblühen der städtischen Gewerbe schwindet diese Art des Luxus. Der reiche Grundbesitzer verkauft die Erzeugnisse seiner Landgüter gegen baares Geld und kauft dafür schöne Kleider, zierliche Hausgeräthe und andere Gegenstände eines gesunden und geschmackvollen Lebensgenusses (comfort). Ganz besonders findet sich der Luxus der Reinlichkeit, wie Roscher hervorhebt, eigentlich nur bei wohlhabenden und hochkultivirten Völkern. Wie früher schon in Holland, so ist er gegenwärtig in England aufs Höchste entwickelt, wie denn überhaupt dort der Luxus der zweiten Periode seine schönste Entwicklung gefunden hat. (Die furchtbarste Unreinlichkeit herrscht wol bei den Polarvölkern, die sich wegen des Klimas nie baden, jede Lüftung vermeiden, sich gern mit Fett beschmieren ꝛc. Im Alterthum war die Unreinlichkeit der Spartaner an Körper und Kleidung für die höher kultivirten Athener sehr auffallend.)

Wie das sittliche Verderben eines Volks sich im Luxus offenbart, zeigt das Beispiel des römischen Volks. Die durchsichtigen Gewänder, welche die wollüstigen Römerinnen zu Seneca's Zeit aus Ser im östlichen Asien bezogen (vestes, sericae), beschützten, wie dieser Philosoph sagte, weder den Leib noch die Schamhaftigkeit. Je kostspieliger eine Speise war, um so höher wurde sie von den Reichen geschätzt. Caligula ließ die theuersten Perlen in Wein auflösen, nur um ihn recht kostbar zu machen. Der Schauspieler Aesopus setzte seinen Gästen eine Schüssel vor zum Preise von 6000 Louis-d'or, aus lauter geschlachteten Singvögeln, welche zum Singen und Sprechen abgerichtet gewesen waren. (Plin. Hist. nat. X. 72.) Hortensius begoß seine Bäume mit Wein, Andere färbten ihre Schafherden mit den kostbarsten Purpurfarben; auf den Häusern und Dächern legte man nicht blos Gärten, sondern auch Fischteiche an; man mischte Salben unter den Wein, so sehr dessen Geschmack dadurch verdorben wurde, nur in der Absicht, aus allen Oeffnungen des geschändeten Leibes wohlzuriechen. Ja, das Uebermaß dieses unklugen und unsittlichen Luxus ging selbst so weit, daß man von einem Apicius sogar erzählt, er habe sich vergiftet, weil er nur noch centies sestertium, d. h. mehr als eine halbe Million Thaler besessen! Dazu gesellten sich noch die rohesten Laster. Selbst geringfügige Städte hatten ihren tribunus voluptatum. Zuletzt war, nach Gibbon's Ausdruck, diese unnatürliche Schwelgerei nur noch der Verzweiflung jenes Matrosen zu vergleichen, der sich noch einmal berauschen will, als er seinen Schiffbruch vor Augen sieht.

§ 97. **(Fortsetzung.)** Die Frage, ob es besser wäre, wenn gar kein Luxus wäre, muß verneint werden. Mit Recht sagt Roscher: „Wenn ein Volkswirth sich für oder gegen den Luxus schlechtweg erklärt, so ist das ungefähr ebenso, als wenn sich ein Arzt für oder gegen die Nerven erklären wollte." — Im Allgemeinen läßt sich die Regel aufstellen, daß bei einem gesunden Volksleben auch ein gesunder Luxus, bei verfallenden Nationen meistens nur ein unsittlicher Luxus anzutreffen ist. — Soll der Luxus von wohlthätiger Wirkung begleitet sein, so darf er nicht auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Menschen eingeschränkt bleiben. Die Schwelgerei Weniger, wie wir sie in der Verfallszeit Roms kennen lernten, bildet zu dem Elende

vieler Anderer einen zu auffallenden Kontrast, als daß hierdurch nicht die gefährlichsten Ereignisse hervorgerufen werden sollten. Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse da, wo die Vertheilung der Güter eine gerechte ist. Jedermann nimmt sodann an dem Genusse des Ueberflüssigen mehr oder weniger Theil. Was als Nahrungsmittel verzehrt wird, ist nahrhafter und wohlschmeckender; dem Wohlbefinden und somit auch der Arbeitslust wird überall Vorschub geleistet. Wohnungen, Hausgeräthe, Kleidungen, bildliche Darstellungen werden kunstvoller, ästhetischer eingerichtet und wecken daher den Sinn für das Große, Schöne und Erhabene. Der Besitz eines besseren Anzuges für den Sonntag setzt den Arbeiter in den Stand, die Kirche zu besuchen, und erhöht seine Selbstachtung. — Auch die Produktion wird in ihrem inneren Treiben davon erfaßt und wirkt dadurch wieder mächtig auf alle Diejenigen zurück, welche den unteren Arbeiterkategorien näher stehen oder ihnen unmittelbar angehören. Eine schön gebaute, reinliche Fabrik wird selbst dem niedrigsten Fabrikarbeiter lieb und werth. Wie fühlen wir uns ferner gehoben, wenn die Wirthschaftshöfe eines Gutes nett und sauber gehalten sind, wenn das ganze Landgut einem Garten gleicht und uns durch seine Schönheit ebenso fesselt, wie durch das daselbst waltende nützliche Schaffen und Wirken! Auch der Waldgefilde herrlicher Schmuck darf nicht unbeachtet bleiben. Welchen Eindruck macht es auf Jeden, der für Naturschönheit Sinn hat, wenn er Wälder durchstreift, wo die größte Ordnung und Nettigkeit herrscht, wo die Waldstraßen nicht blos gut, sondern auch kunstvoll gebaut sind; wo man Waldbestände in gefällige Formen bringt und die Holzarten eben so schön als nützlich mit einander zu mischen sucht; wo man also nicht blos gewinnbringendes Schaffen bemerkt, welches niemals die alleinige Tendenz des Lebens sein darf! Es giebt etwas Höheres, dem der Mensch nachstreben soll. Das Gefühl für Schönheit mit seinen wohlthätigen Einwirkungen auf das gesammte wirthschaftliche Volksleben muß vor Allem gepflegt werden, und wir müssen es unserer Zeit Dank wissen, daß sie bei allem materialistischen Streben jenen ästhetischen Sinn anerkennt und pflegt. Besonders ist uns durch die Kultur ausländischer Hölzer ein Mittel gegeben, unsere Umgebungen freundlich zu machen, unsere Waldungen zu verschönern. — Wie die Jugend in den Schulen neben der wissenschaftlichen Bildung auch eine ästhetische erlangen und so nach dieser Richtung das Volksleben veredeln könne, hat Bernhard Stark nachgewiesen in seiner Schrift: „Kunst und Schule. Zur deutschen Schulreform. Jena 1848." Auch Schiller hat uns bereits in mehreren Abhandlungen über die Wichtigkeit der ästhetischen Erziehung für die sittliche und religiöse Volksbildung die gründlichste Belehrung ertheilt. Vgl. Schiller, 1) Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, 2) Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, 3) Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. (Sämmtliche Werke, 18. Bdchn.)

§ 98. **Luxusgesetze.** Um dem übertriebenen Luxus zu steuern, wurden schon bei den Griechen und Römern Gesetze gegeben. Solon's Gesetzgebung war besonders gegen die Putzsucht der Frauen und gegen die Leichenpracht gerichtet; Lykurg verbot, anderes Gewürz als Salz und Essig zu gebrauchen, und anderes Hausgeräth, als mit Axt und Säge verfertigtes. In Rom erschienen Luxusgesetze in großer Zahl (leges sumptuariae), z. B. den Aufwand bei Gastmählern, den Begräbnißluxus, die Kleiderpracht betreffend. Auch das Mittelalter hat eine lange Reihe derartiger Ordnungen hervorgerufen. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts sehen wir Philipp den Schönen mit der strengsten Genauigkeit die Zahl und die Beschaffenheit der Kleider für die verschiedenen Klassen seiner Unterthanen festsetzen. (Die 1294 erlassene Ordonnanz bestimmte unter andern Dingen, daß Herzöge, Grafen und Barone, die eine Jahresrente von 6000 Livres hatten, vier Anzüge im Jahr haben dürften, ebenso ihre Frauen. Ritter mit 3000 Livres Rente durften drei haben. Niemand aus der Mittelklasse durfte einen Schmuck von Gold oder Edelsteinen oder irgend ein grünes oder großes Kleid tragen.) Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erließ ein Parlament Eduard's III. nicht weniger als acht Gesetze gegen die französischen Moden. Selbst in Florenz war zu Anfang des 14. Jahrhunderts unter den Beamten der Republik einer dazu besonders angestellt, den Luxus der Frauen in Schranken zu halten. Brügge, welches damals zu großem Wohlstande emporgewachsen war, wurde in dieser Hinsicht sehr berühmt, und es wird berichtet, daß nach einem Besuche des Königs und der Königin von Frankreich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts letztere sich nicht der Thränen enthalten konnte; denn, wie sie klagte, „befand sie sich in einer Gesellschaft von 600 Damen, die königlicher gekleidet waren, als sie selbst."

Auch in Deutschland haben die Regierungen in den vergangenen Jahrhunderten vielfach versucht, den Luxus durch Gesetze zu beschränken. Dahin gehören die Kleider-, Leichen-, Trauer-, Kindtaufen- und Hochzeitsordnungen. — Das Merkantilsystem hielt solche Gesetze auch deshalb für nöthig, weil der Luxus zu viel Gold und Silber aus dem Lande führen könne.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß Luxusgesetze ihren Zweck gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen erreichen. (Gesetze sollen für Alle gleich sein; was man aber Luxus nennt, ist sehr relativ und hängt von eines Jeden Vermögen ab.)

Der Tabak, Kaffee und Branntwein haben sich in allen Kreisen des Volks verbreitet, obgleich dagegen die härtesten Verbote, in Rußland sogar Androhung der Todesstrafe gegen das Rauchen, erschienen waren. (In der Türkei bestand 1610 das Gesetz, daß jedem Raucher die Pfeife quer durch die Nase gestoßen werden sollte.)

„Ein in kräftiger Blüte stehendes Volk", bemerkt mit Recht Roscher, „bedarf solcher Gängelbänder nicht. Wo vielleicht ein Auswuchs zu beschneiden ist, da sorgt es selbst dafür." Von entschiedenem Nutzen sind in dieser Beziehung die Mäßigkeitsvereine, um den Gebrauch des Branntweins, dessen Genuß leicht zur Gewohnheit wird und ins Uebermaß geht, ganz zu verbannen. Der erste Verein dieser Art in den nordamerikanischen Staaten entstand 1826 in Massachusetts.

Ebenso entsprechen Luxussteuern weder einer gesunden Finanzpolitik, noch einer verständigen Volkswirthschaft. Sie bringen verhältnißmäßig wenig ein und wirken nachtheilig auf die Gewerbsthätigkeit zurück.

Für die Befreiung des wirthschaftlichen Volkslebens von dem unsittlichen Luxus ist das Beispiel der Vornehmen und Reichen, nächst der Volksbildung, am wichtigsten. Verwenden sie ihr Einkommen größtentheils auf Zwecke der Wissenschaft und Kunst, auf Verschönerung der Gegend, auf schöne Gärten und dergl., so fördern sie nicht blos das Leben in ihrer nächsten Umgebung, sondern sie wirken auch durch ihr Beispiel veredelnd auf das ganze Volksleben.

Bei einem Volke, in welchem ein echter Schönheitssinn herrscht, erzeugt dieser Gebräuche und Formen, welche die Sittlichkeit schützen.

Hinsichtlich der Modesucht dürften besonders Frauenvereine wirksam sein, deren Mitglieder sich verbindlich machen, in ihrer Kleidung und bei Tischgesellschaften nicht sklavisch der Mode zu dienen. Auch in dieser Beziehung hat der jüngste Deutsch-französische Krieg eine erfreuliche Folge gehabt: die deutschen Frauen haben sich von der Mode, den ebenso kostspieligen wie der Sittenlosigkeit dienenden Narrheiten und Extravaganzen der französischen Mode mehr oder weniger emanzipirt.

Schließen wir diese Betrachtungen mit den eben so schönen als wahren Worten Schäffle's: „Produktion und Konsumtion sind nicht Selbstzweck für sich, sondern Mittel zur Ausbildung der menschlichen Persönlichkeit; je mehr sie diesem höhern Zweck dienen, desto besser; der Volkswirthschaft, und das ist ihr Adelsbrief, stellen wir die Aufgabe, daß sie für die möglichst hohe und harmonische geistlich-sinnliche Ausbildung des Organismus von Persönlichkeiten, welcher Volk heißt, die Mittel mit den geringsten Opfern der Menschen schaffe."

Viertes Buch.

Die verschiedenen Produktionsarten.

Erstes Kapitel.

Die Urproduktion.

§ 99. **Vorbemerkung.** Die große Mannichfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse und das wirthschaftliche Streben nach deren Befriedigung hat in jedem Gemeinwesen verschiedene Zweige der Erwerbsthätigkeit hervorgerufen. Die lange Reihe derselben läßt sich der Hauptsache nach in drei natürliche Gruppen eintheilen. Die Produktion ist nämlich, wie bereits § 40 bemerkt wurde, im Wesentlichen Urproduktion (Stoffgewinnung) oder Manufaktur-Industrie (die sogenannte technische, industrielle Produktion, obschon man auch die Bergleute, sowie die Land- und Forstwirthe, Techniker nennt) und kommerzielle Industrie. Die besondere Darstellung dieser Produktionsarten in ihren volkswirthschaftlichen Beziehungen ist nicht allein der Erläuterung der allgemeinen volkswirthschaftlichen Gesetze förderlich, sondern sie bietet auch Anknüpfungspunkte für die fördernde Einwirkung der Autorität auf die wirthschaftliche Betriebsamkeit, indem sie den Nihilismus des laissez faire et passer, jener verbreiteten Lehre, die das Zusehen und Geschehenlassen als die Summe der Weisheit darstellt, unverkennbar an den Tag legt. Es ist allerdings, wie in neuerer Zeit anerkannt wird, richtig, daß in Bezug auf die Fortschritte einer Nation zum Reichthum der Einfluß der Regierungsgewalt größtentheils negativer Natur sein soll. Sowie der Arzt die Heilung der Krankheiten der eigenen Naturkraft überlassen und sich bez. darauf beschränken muß, die ihrer Wirksamkeit entgegentretenden Störungen zu beseitigen, so muß die Obrigkeit das wirthschaftliche Leben des Volkes der ihm innewohnenden eigenen Kraft möglichst überlassen, und hat nur da mit ihrer Hülfe einzugreifen, wo ein äußeres Hinderniß dieser selbständigen Thätigkeit entgegentritt. Demnach darf der Staat die ihm beiwohnende Zwangsgewalt nur da anwenden, wo die freien Bewegungsprinzipien nicht ausreichen, oder wo die Freiheit in Zügellosigkeit auszuarten Gefahr läuft. Denn es kann auch zu viel regiert, verwaltet

und bevormundet werden; und wenn dies nach einseitigen Prinzipien, ohne Kenntniß des Gesellschaftslebens geschieht, dann ist die Wirkung unendlich lebensverkümmernder und vernichtender, als wenn in den gesellschaftlichen Bewegungen eine freiheitzerstörende Zügellosigkeit herrscht. (Man kann in der Geschichte der Staaten viele Beispiele sowol eines zu weit getriebenen Eingreifens, als einer zu geringen Sorgfalt der Regierung auf diesem Gebiete nachweisen.)

Welcher Art nun die Staatsthätigkeit sein muß, um ein gesundes, fruchtbringendes Gesellschaftsleben zu sichern, dies zu beurtheilen ist keineswegs so einfach, wie viele Schriftsteller der Neuzeit anzunehmen geneigt sind. Staatliche und soziale Zustände, Bevölkerungsdichtigkeit, Kapitalansammlung, moralische Eigenschaften und Bildung der Gewerbetreibenden, hohe oder niedere Kulturstufe und vieles Andere ist dabei zu berücksichtigen. Ein zartes Pflänzchen ist ein anderes Ding als eine hundertjährige Eiche. „Das Gängelband des Kindes, die Krücke des Greises würden für den Mann eben nur die ärgste Fessel sein." (Roscher.)

Man wird besonders nie vergessen dürfen, daß gewisse Klassen der Gesellschaft, gewisse Kreise der Volkswirthschaft viel langsamer sich entwickeln. Das Handwerk, der Kleinhandel, der Detailverkehr ist etwas total Anderes, als die Großindustrie und der Großhandel. Es handelt sich um andere Menschen, um andere Wirkungen, um andere Möglichkeiten der Entwicklung. (Vgl. G. *Schmoller*, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Halle 1870, S. 42.)

§ 100. **Begriff und Bedeutung der Urproduktion.** In nationalökonomischer Hinsicht wird die Urproduktion am einfachsten und zweckmäßigsten als *Bergbau*, *Forstwirthschaft* und *Landwirthschaft* unterschieden. Die Viehzucht, der Gartenbau, die Seidenzucht, die Bienenzucht und die landwirthschaflichen Nebengewerbe überhaupt werden hierbei zur Landwirthschaft gerechnet. Die Jagd dagegen wird der Forstwirthschaft zugezählt. Die Fischerei reiht sich jedoch nach Umständen bald mehr der Landwirthschaft, bald wieder mehr der Forstwirthschaft an.

Die Urproduktion hat durch das Bedürfniß der Industrie nach den Stoffen, welche die Natur bietet, ungeahnte Dimensionen angenommen und sich zu einem mächtigen Faktor der Volkswirthschaft aufgeschwungen. Hunderttausende haben durch die Urproduktion einen lohnenden Erwerb gefunden, und die gesammte Volkswirthschaft hat so durch sie, besonders im Hinblick auf die Vermehrung der Bevölkerung, einen mächtigen Impuls erhalten.

Eine blühende Urproduktion ist somit eine der Hauptquellen der Kraft und Macht eines Staates. Sehr richtig bemerkt in dieser Beziehung *Raoul Ritter v. Dombrowski* in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Die Urproduktion und Industrie der Land- und Forstwirthschaft" (Prag 1869): „Das Alpha unserer Existenz ist die Urproduktion und die rasche Entwicklung auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit und menschlichen Wissens zwingt uns mehr denn je, diesem wichtigen Soll und Haben des Individuums wie der Gesammtheit unsere volle Aufmerksamkeit und Sorge zuzuwenden. Für die Gesammtheit, für das Volk, für den Staat muß die Urproduktion, deren Hebung und Kräftigung die Basis der Volkswirthschaft

sowol als auch der Politik bieten. Sie allein ist die natürliche Grundlage derselben. Die Blätter der Geschichte haben uns hinlänglich Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung überliefert. Dem Beispiele der Römer und Griechen folgten die politisch-ökonomischen Prinzipien eines Heinrich IV., Philipp IV., Friedrich des Großen, Joseph II., einer Maria Theresia und endlich Englands riesiger volkswirthschaftlicher Aufschwung. — Sie bedürfen keines weiteren Kommentars. Sie bilden Grundfesten materiellen Wohlstandes, die sich auch in politischer Beziehung fest genug erweisen werden, um allen sich überstürzenden nationalen und sozialen Springfluten einer-, als auch äußeren Einflüssen andererseits wirksamen und unverrückbaren Widerstand zu leisten. Weder die rohe Gewalt noch diplomatische Winkelzüge sind heute mehr die dominirenden Faktoren staatlicher Existenzen; — der geistigen und materiellen Entwicklung des Volkes gehört die Zukunft. Die Riesenkraft der schaffenden Natur im Vereine mit der physischen und geistigen Arbeit des Menschen — die Urproduktion — fordert klare Ziele, und sind diese gefunden, so bieten sie die sicherste Gewähr materiellen Wohlstandes und voller Machtentwicklung des Staates."

A. Bergbau und Hüttenwesen.

§ 101. **Begriffserklärungen.** Unter *Bergbau* versteht man die kunstmäßige Gewinnung unterirdischer Mineralien, unter *Verhüttung* die nächste Behandlung derselben, um aus ihnen, insbesondere durch Schmelzen, dasjenige von dem Gestein zu scheiden, worauf eigentlich gebaut wird, so daß die Hütten, welche meistens mit den Bergwerken in Verbindung betrieben werden, die Stoffe liefern, die dann durch andere Industriezweige weiter zur Verarbeitung kommen. Wo die Mineralien nahe an der Erdoberfläche liegen, wie das z. B. bei Kalk- und Sandstein, Gips, Marmor u. s. w. der Fall zu sein pflegt, spricht man nicht von Bergwerken, sondern von *Brüchen* (Steinbruch, Gipsbruch, Marmorbruch) und demnach auch nicht von Bergbau, sondern von *Tagebau*. Die Stellen, wo die Mineralien sich befinden, heißen *Lagerstellen*. Hinsichtlich ihres Vorhandenseins führt die Geologie oder Lehre von der Erdbildung zu Schlüssen, deren Bestätigung dann durch Untersuchungen zu erfolgen hat; die Anstellung letzterer wird *Schürfen* genannt. Sind die Lagerstellen weit ausgebreitete Schichten, wie die der Steinkohlen z. B., so nennt man sie *Lager*, *Gänge* (die größern) und *Adern* (die kleinern sind die Zwischenräume anderer Gesteinsmassen mit ihnen angefüllt, so nennt man sie *Stöcke* (die größern); *Nester* oder *Nieren* heißen solche kleinere, und kleinste die Lagerstellen, welche für sich abgesondert in unregelmäßigen Formen zerstreut angetroffen werden. *Bauwürdig* nennt man die Lagerstellen, wenn Reinerträge zu erwarten sind; die Bezeichnung Bauwürdigkeit entspricht also hier der allgemeinen Benennung Produktivität oder Ausgiebigkeit. *Nesterweise* vorkommende Mineralien versprechen am wenigsten Bauwürdigkeit, weil ihre Auffindung mehr dem Zufalle überlassen bleibt, als auf bestimmten Voraussetzungen beruht. Ein *Schacht* ist eine senkrecht oder etwas geneigt in die Erde gearbeitete Oeffnung (einem Brunnen vergleichbar), ein *Stollen* ist ein Gang, welcher horizontal oder doch wenig

aufsteigend in das Gestein gearbeitet (getrieben) ist. Die Arbeiten, welche der Bergbau mit sich bringt, lassen sich im Allgemeinen in solche eintheilen, welche sich auf Anlegung von Schächten und Stollen zur Gewinnung der Mineralien erstrecken, in solche, welche deren Herausschaffung (Förderung) bezwecken, und in solche, welche die Beseitigung von Wasser (Grubenwasser) und gesundheitsschädlichen Luftarten (bösen Wettern) bez. die Einströmung frischer atmosphärischer Luft bewirken.

Wegen des Bedarfs bedeutenden Kapitals — für die Bauten im Innern des Bergwerks, der Schachte und Stollen, für die Gebäude auf der Oberfläche u. dergl. — ist für den Bergbau der Gesellschaftsbetrieb besonders geeignet (vgl. § 77), und man hat Bergbaugesellschaften, welche in der Weise gebildet sind, daß die Mitglieder nach Maßgabe des Kostenaufwandes zusammenschießen. So lange die Kosten noch größer als die Ausbeute sind, muß also zugesetzt werden (ist „Zubuße“ erforderlich, man „zecht“ oder „baut auf Zubuße“); später werden in demselben Maße die Ueberschüsse vertheilt; ein solcher Antheil und der Schein über diese Betheiligung wird Kux genannt. Gegenwärtig ist die üblichere Form die der Aktiengesellschaft. Die Aktiengesellschaft kauft gewöhnlich dem Schollenbesitzer die erforderliche Fläche ab; bei der ersten Form der Vergesellschaftung erhält der Schollenbesitzer in der Regel eine Anzahl Freikuxe, d. h. Beiträge für die Zubuße werden von ihm nicht gefordert, während er hingegen später an den Ueberschüssen Theil hat. Bergbaugesellschaften werden auch wol Gewerk- oder Knappschaften genannt. Die bergmännischen Arbeiter heißen Knappen, die Aufseher Steiger und Obersteiger.

§ 102. **Eigenthümlichkeiten.** Die bergmännischen Arbeiten haben viel Eigenthümliches. Sie erfordern nicht blos Geschicklichkeit, Erfahrung, Ausdauer und beträchtliche Körperstärke, sondern setzen auch die Arbeiter vielfältigen Beschwerden und Lebensgefahren aus, gegen die man mit Muth und Vorsicht ausgerüstet sein muß. So lange der Bergbau im Aufblühen ist, kann der Lohn sehr hoch sein, indem der Zufluß neuer Arbeiter mehr aus anderen Gegenden als aus anderen Beschäftigungen zu erwarten ist. Findet keine Erweiterung des Betriebes mehr statt, so pflegt der Lohn nur eben zureichend zu sein, bei einer Einschränkung der Unternehmungen wird er niedrig, denn die Bergleute hängen durch Gewöhnung und Vorliebe an ihrem Gewerbe und der damit verbundenen Lebensweise, weshalb auch die Söhne ungern den Stand und Wohnsitz der Väter verlassen und daher das Angebot von Arbeitern leicht den Begehr übersteigt. Dieselben sind dann oft zu übermäßiger Anstrengung genöthigt, selbst schon im kindlichen Alter. Durch Genügsamkeit und Fleiß können sie sich ungeachtet eines knappen Lohnes in ihrer Lage zufrieden finden. Diese Umstände machen aber Vereine unter den Bergleuten zur Unterstützung von Verwundeten, Arbeitsunfähigen, Wittwen und Waisen mit Hülfe von regelmäßigen Beiträgen zu einem dringenden Bedürfniß.

§ 103. **Die Wichtigkeit des Berg- und Hüttenbetriebes.** Der Berg- und Hüttenbetrieb bildet ohne Zweifel die Grundlage der wichtigsten Industriezweige, welche er mit den erforderlichen Metallen und metallischen

Erzeugnissen versieht. Eisenbahnen und Maschinenbau, sowie die Bewaffnung des Landes gegen Kriegsgefahr, sind in gleichem Maße vom Berg- und Hüttenbetriebe abhängig, sowol von der Stufe der Entwicklung, auf der dieser Betrieb steht, als auch von der Stellung, welche er im Lande selbst einnimmt. Es liegt daher am Tage, wie mächtig der Einfluß ist, den er auf die Produktionskraft des Landes ausüben muß. Ohne eine den Bedürfnissen des Landes entsprechende Entwicklung des Berg- und Hüttenbetriebes ist weder eine Blüte der Industrie noch auch die Möglichkeit denkbar, die wichtigsten nationalen Unternehmungen auf solchen Grundlagen auszuführen, daß dem Lande der volle Nutzen davon erwachse. Je mehr daher ein Land aus dem Schoße der Erde Steinkohlen, Eisen und andere Metalle fördert und diese durch eigene Arbeit in die verschiedenartigsten Erzeugnisse, Maschinen und Mechanismen verwandelt, desto mehr verbreitet sich über dasselbe Blüte und Wohlstand, entwickeln sich die geistigen Kräfte der Nation, bildet sich praktische Erfahrung, Selbständigkeit und Erfindungsgabe in allen Zweigen der Industrie aus, während die Bevölkerung leicht und zugleich produktiv für das Land selbst die Mittel zur Deckung seiner Steuern und Obliegenheiten findet. Ein Blick auf die Vertheilung der Metalle über die verschiedenen Welttheile giebt über das Gesagte den Beleg. Der hohe Aufschwung, dessen sich gewisse Regionen der Erde schon in den ältesten Kulturepochen zu erfreuen hatten, beruht zum Theil auf der Entdeckung mineralischer Schätze, welche den Bewohnern solcher bevorzugten Länder ein gewisses Uebergewicht über die weniger begünstigten Gegenden verlieh und gesteigerten Zufluß von Tauschmitteln veranlaßte.

Die große Nützlichkeit des Bergbaues in unserem gegenwärtigen industriellen Jahrhundert springt insbesondere in die Augen, wenn wir die verschiedenartigsten Erzeugnisse desselben näher ins Auge fassen.

Die edlen Metalle liefern uns das für den Verkehr (Güterumlauf) so überaus nöthige Metallgeld. Besonders besitzt das Gold die Eigenschaften, welche zur Herstellung eines allgemein giltigen Tauschmittels nöthig sind, in ganz hervorragender Art. Einmal menschlichen Zwecken gewidmet, also zum Gute erhoben, erhält es sich als solches fast ewig. Bei keinem der übrigen, von der Natur dargebotenen Stoffe (Edelsteine ausgenommen) hält die Unterwerfung unter die Herrschaft des Menschen schon dadurch für längere Zeiten oder gar für immer an, daß der Akt nur einmal an ihm vollzogen worden ist. Gewöhnlicher Stoff hat vielmehr, nach dem Grade seiner Gewöhnlichkeit, das Bestreben, durch Eingehung wahlverwandtschaftlicher Verbindungen mit den ihn umgebenden Elementen, in seine ursprünglichen Bestandtheile sich wieder zu zersetzen. Eisen oxydirt an feuchter Luft, rostet und zerfällt, Steine verwittern, Holz wird morsch, Speisen und Getränke schlagen um und werden durch den Gährungsprozeß allmählig aufgelöst. So währt der Dienst dieser Güter immer nur eine kurze Spanne Zeit, oft nur kurze Augenblicke. Sie kehren dann in das Reich elementarer Stoffe zurück, um erst neuer Arbeit des Menschen zu harren, die sie aus dem Banne wieder lösen und zum Gute erheben soll. Nicht so das Gold. Rein dargestellt, hält es sich unangefochten in seiner Art von den ihm aus seiner Umgebung angebotenen Verbindungen; kein Rost zernagt es, kein Sauerstoff zersetzt es, es morscht

nicht und fault nicht. Darum heißt es vornehmlich das edle (odit profanum vulgus et arcet). Reines Gold thut ferner dieselben Dienste unter der Zone, wie am Pole, dasselbe Gold vor tausend Jahren wie nach tausend Jahren. Rein dargestellt ist es übrigens sich selbst gleich, auch in allen seinen Theilen. Dadurch wird es besonders fähig, getheilt und in seinen Theilen eben zum Tauschmittel verwendet zu werden. Seine Schmelzbarkeit gestattet zugleich die vollkommene Zerlegung in beliebig große und kleine Stücke, ganz nach der Bestimmung des Menschen. Immer ist der kleinste Theil völlig gleichartig dem Ganzen, und Nichts büßt es durch diese Operation von seiner Reinheit und Brauchbarkeit ein. Die Schmelzbarkeit gestattet ferner, die Theile wieder zu größeren Ganzen zu vereinigen und ihnen neue Formen zu geben, sie neuen Zwecken dienstbar zu machen. Endlich nimmt das edle Metall vergleichungsweise einen geringen Raum ein, hat ein starkes spezifisches Gewicht und bei kleinem Umfang schon bedeutende Brauchbarkeit.*)

§ 104. **(Fortsetzung.)** Das Eisen, dessen Bedeutung ebenfalls bereits (§ 49) hervorgehoben wurde, ist ein unersetzlicher Stoff für Werkzeuge, Maschinen, eine Unzahl von Geräthen für das Bauwesen, die Schiffahrt und alle Kommunikationsmittel. Wenn auch das Eisen den Menschen schon in den ältesten Zeiten, bis zu welchen die historischen Quellen reichen, bekannt gewesen ist, so hat sich doch erst in neuerer Zeit, als der immer fühlbarer werdende Mangel an Holz zur Aufsuchung anderer Quellen für die Wärmeentwicklung und damit auf die Benutzung der Steinkohlen führte, die Eisenindustrie auf eine solche Weise entfaltet, daß unser heutiger Kulturzustand ohne das Eisen undenkbar wäre. Aus Eisen ist der Kessel, welcher den Dampf erzeugt; aus Eisen die Dampfmaschine, welche die Wärme des Dampfes in Arbeit umsetzt. Aus Eisen ist der Schaar des nährenden Pfluges, aus Eisen das die Industrie gleichzeitig beschützende und zerstörende Geschoß. Die Verkehrswege, welche die schnelle Reise des Dampfwagens ermöglichen, haben vom Eisen, aus dem sie gebildet sind, ihren Namen und der Draht, welcher den Gedankenaustausch mit der Geschwindigkeit des Blitzes vermittelt, ist aus Eisen.

Die Wichtigkeit und Bedeutung der Steinkohle für den Verkehr und Industrie ist allgemein anerkannt. England, Belgien, Frankreich &c. verdanken ihren Wohlstand und ihr Gedeihen zum größten Theil diesem werthvollen Material, ohne welches gewisse Industriezweige weder hätten entstehen noch ihr Dasein fristen können. Bedenkt man aber dabei noch, welche Schwierigkeiten sich der anfänglichen Einführung der Steinkohlen als Brennmaterial entgegenstellten, so muß man um so mehr staunen, daß der Verbrauch in verhältnißmäßig kurzer Zeit solche Dimensionen annehmen konnte. Mit dem 19. Jahrhundert begann die Aera der Industrie, die unter Benützung der Steinkohle ihre nützlichen und sinnreichen Maschinen in Bewegung setzt und durch Beschäftigung zahlreicher Hände stets wachsenden Wohlstand verbreitet. Die Vorsehung hat jetzt auch dafür gesorgt, daß dieses Material

*) v. Nordenflycht, Einleitung in das Studium der Nationalökonomie. Berlin 1864, S. 59; Contzen, Geschichte des Geldes und über Goldwährung. Leipzig 1869.

in ausgiebiger Fülle vorhanden sei; der Reichthum an Steinkohlen, abgesehen von den zahlreichen noch jungfräulichen Reservoirs, die als Vorrathskammern für die Zukunft betrachtet werden können und die noch der Ausbeutung harren, ist ein so bedeutender, daß die Bedürfnisse auf Jahrhunderte hinaus gedeckt erscheinen.

Eisen, Kohle und Dampf haben sich zur gemeinschaftlichen Riesenarbeit verbunden; sie wirken Wunder; sie machen, wie mit einem Zauberschlage, in öden Wüsteneien ein reges Leben entstehen, und unablässig arbeitet ihr mächtiger Einfluß an einer gänzlichen Umgestaltung unserer sozialen Verhältnisse. Kein Theil der menschlichen Gesellschaft, kein Gebiet menschlicher Thätigkeit kann sich ihrer Einwirkung verschließen; Meere und Länder werden durchfurcht und mit Windeseile durchflogen, die Ferne vernichtet, der Mensch dem Menschen näher gerückt in gleichem Maße, wie die eisernen Riesenarme sich spannen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Wie könnte der Einfluß des modernen Transportwesens für die Gesammtheit ein anderer sein, als ein segenbringender! Jeder Einzelne hat ihm Gewinn zu danken; die Gefahren, welche früher in argen Mißjahren ganzen Völkern drohend entgegentraten, sind nahezu verschwunden, und auch in anderer, sittlicher Beziehung ist die vollzogene Umwandlung des Verkehrswesens eine so segenvolle und heilbringende, daß wir diese Errungenschaft unseres Jahrhunderts mit Stolz zu betrachten berechtigt sind.*)

Unzählige Bedürfnisse werden ferner durch die aus Kupfer, Blei, Zink, Zinn, Quecksilber und allen übrigen Metallen erzeugten Gegenstände befriedigt. In großen Massen und zu sehr vielen Dingen werden desgleichen der Schwefel, Alaun und Vitriol gebraucht. Welch unentbehrliches Lebensbedürfniß endlich das Kochsalz ist, dessen Gewinnung wir ebenfalls dem Bergbau verdanken, ist so allgemein bekannt, daß eine genaue Erörterung gewiß nicht nöthig erscheint.

Noch bedeutender tritt jedoch die Nützlichkeit des Bergbaues hervor, wenn man ihn im weitesten Sinne in Betracht zieht; wenn man also bedenkt, daß er als Tagebau uns alle Bausteine, die unzählbare Masse der erforderlichen Ziegel, die übergroße Menge des nöthigen Sandes, den so äußerst schätzbaren Kalk, den Gips, Mergel, Marmor, die Schieferplatten, die lithographischen Steine, alle Edelsteine u. s. w. darbietet und in theilweise wirklich unerschöpflichen Quantitäten hinzunehmen gestattet.

§ 105. **Geschichtliches.** Weil Völker und Regierungen seit Einführung des Geldes den Reichthum eines Landes vorzugsweise im Besitz von Edelmetall sahen (vgl. §§ 9—11), so ward die Erzeugung desselben durch den Bergbau schon in den ältesten Zeiten sehr gehegt. Die Phönizier und die Athener besaßen Silberbergwerke, und Eisen wurde selbstverständlich überall gewonnen, weil es zur Anfertigung der Werkzeuge und Waffen unentbehrlich war. Die frühesten Bücher der Bibel erwähnen die kunstfertige Bearbeitung des Eisens bereits als eine Thatsache; ägyptische Alterthümer lassen auf seine Anwendung vor mehr als 5000 Jahren schließen. Obwol in jenen frühen Zeiten die Benutzung des Eisens zu einfachen Waffen und Werk=

*) Jechl, Auswärtige Revue in Komers' „Jahrbuch österr. Landw." 1870.

zeugen wol am ausgedehntesten gewesen sein mag, so wurden doch auch zusammengesetztere Gegenstände hergestellt; denn schon ums Jahr 900 v. Chr. benutzte Sisera, der Feldhauptmann Jabin's, Streitwagen aus Eisen.

Auch die Römer hatten bedeutende Bergwerke, wovon neuerdings in Baden aufgefundene Gruben wieder Zeugniß ablegen. Besonders gepflegt wurde der Bergbau auch schon im frühesten Mittelalter in Deutschland. Derselbe läßt sich im Fichtelgebirge bis ins achte Jahrhundert zurück verfolgen, und im zehnten Jahrhundert, als der Franke *Gundekarl* die Bleiminen bei Goslar entdeckt hatte, zogen Bergleute aus Franken nach dem Oberharze, wo sie heute noch, nach neunhundert Jahren, einen von den Niedersachsen getrennten Volksstamm mit eigenen Sitten und altfränkischer Mundart bilden.

Wer die Geschichte des Bergbaues näher studirt, der wird bald entdecken, daß er und sein Zwillingsbruder, das Hüttenwesen, schon seit Jahrhunderten die Lösung fast aller schwebenden sozialen Fragen darbieten, freilich nur in den engen Grenzen ihrer Wirksamkeit. Die Sicherung der Existenz durch die Bestimmung der Lohnsätze seitens Unparteiischer, der sogenannten Geschwornen, den Normal-Arbeitstag in der sogenannten Schicht, die Fürsorge für kräftige Nahrung, resp. für wohlfeiles Brot in theuren Zeiten durch die Berg-Magazine, die Hülfe und wirksame Unterstützung in Krankheit, Unglück und Tod durch Knappschaftskassen, ja selbst für Gruben und Hütten, in Krisen und Stockungen, bei vorübergehendem Erzmangel, bei Elementarschäden und sonstigen Nöthen durch die Revier- oder Bergbau-Hülfskassen, — dies Alles boten der Bergbau und das Hüttenwesen und bieten sie theilweise noch heute ihrem Personal.

§ 106. **Beförderung des Bergbaues durch die Regierung.** Der Bergbau kann von der Regierung auf mehrfache Weise gefördert werden und zwar:

1. durch Verbreitung der erforderlichen Kenntnisse, damit es an wohlgebildeten Bergbauunternehmern und Beamten nicht fehle. Dies wird bewirkt durch Anlegung von montanistischen Schulen, Bergbau-Akademien, in welchen theoretischer und praktischer Unterricht in allen den Bergbau betreffenden Haupt- und Hülfswissenschaften gegeben wird, die mit den nöthigen instruktiven Sammlungen ausgestattet und so geleitet werden sollen, daß sie stets den Fortschritten der Zeit folgen und hinter jenen des Auslandes nicht zurückbleiben.

2. Durch Unterstützung bildungsfähiger Individuen in Betreff von Reisen nach solchen Ländern, in welchen der Bergbau in größerer Vollkommenheit betrieben wird, um dort an Ort und Stelle ihre Kenntnisse zu erweitern und die besseren Verfahrungsarten nach der Heimat zu verpflanzen.

3. Durch Aufstellung von Bergwerksbehörden, sowie durch Erlassung zweckmäßiger Bergwerksordnungen, in welchen die auf den Bergbau sich beziehenden Vorschriften vollständig und systematisch zusammengestellt und so die sich dabei ergebenden besonderen Rechtsverhältnisse gehörig geregelt werden. Dabei ist insbesondere zur Gründung von Knappschafts- oder Bruderschaftskassen aufzumuntern, welche das Loos der Arbeiter verbessern, indem sie ihnen die Aussicht auf Unterstützung im Falle der Hülfsbedürftigkeit gewähren.

Bei dieser Gelegenheit möge es uns gestattet sein, einige Notizen über

die Entwicklung des deutschen Knappschaftswesens einer Abhandlung vom Bergassessor *Hiltrop* (im Separatabdruck bei Karl *Heymann* in Berlin erschienen) auszugsweise zu entnehmen.

Während in der ältesten Aufzeichnung des weit verbreiteten, von den nach Böhmen gezogenen Harzer Bergleuten niedergeschriebenen „Iglauer Bergrechts vom Jahre 1429" Bestimmungen über das Knappschaftswesen nicht enthalten sind, erwähnt die „Kuttenberger Bergordnung von 1300" dasselbe bereits als bestehend. Die „Rummelsberger Bergordnung vom Jahre 1539" enthält, der Blüte des Bergwesens in dieser Zeit entsprechend, bereits außerordentlich entwickelte Bestimmungen über die *Organisation des Knappschaftswesens*. An der Spitze der Vereinsverwaltung stehen vier, zum Theil dem Arbeiterstande angehörige *Vormünder*; Darlehne aus der Kasse können an Vereinsmitglieder gegeben werden: ein besonderes *Krankenhaus*, ja selbst ein besonderer *Bergprediger* wird aus der Vereinskasse unterhalten. Neben einem nach der Ausbeute schwankenden gewerkschaftlichen Beitrage haben die Arbeiter wöchentlich 1 *Pfennig* zur Kasse zu zahlen; unterlassen sie dies, so erhalten sie keinen Talg mehr, d. h. die Arbeit im Bergwerke wird ihnen unmöglich gemacht, sie werden aus der Werksarbeit entlassen.

Die späteren Bergordnungen lassen erkennen, daß man sich auf diese Bestimmungen nicht beschränkte, daß vielmehr die genossenschaftliche Fürsorge für das Wohl der Knappschaftsmitglieder sich stetig weiter entwickelte und sich selbst auf weitere Kreise ausdehnte.

Die „Nassau-Katzenelnbogen'sche Bergordnung von 1559" verordnet im 65. Artikel, daß der *Bergwerksbesitzer* dem Arbeiter, der bei der Werkarbeit verunglücke und Schaden nehme, *auf vier Wochen seinen Lohn und das Arztgeld* entrichten solle. Nach der „Kurtrier'schen Bergordnung von 1564" sollen die Gewerke ferner ein Prozent der Rohproduktion zur Kasse liefern, und der Ertrag hiervon soll zu jeder gelegenen Zeit, mit Beirath der Bergaufsichts-Beamten, angelegt und aus der jährlichen Rente *sollen in theuren Jahren die dürftigen Knappschaftsmitglieder unterstützt werden*. Die Bergbehörde soll einige zuverlässige, von ihr dazu vereidigte Männer berufen, der Kasse vorzustehen und alle Vierteljahre Rechnung zu legen; die *Brudermeister* sind berechtigt, den Knappschaftsmitgliedern, dann aber auch andern bedürftigen Leuten, Almosen auszutheilen. Die „Henneberg'sche Bergordnung von 1566" ordnet an, daß dem erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter *ein Haus* errichtet und unterhalten werden soll. Nach der „Kurkölnischen Bergordnung von 1669" hat die Gewerkschaft einen *Freikux* zu berechnen, es sollen den *Wittwen und Waisen* Gnadengelder oder extraordinäre Unterstützungen gezahlt werden. Reicht die Kasse noch weiter, so können den Bergleuten *zum Hausbau* oder zu ähnlichen Zwecken Vorschüsse gegen Zins bewilligt werden.

Die von *Friedrich dem Großen* erlassene revidirte „Cleve-Märkische Bergordnung von 1766" und die späteren Bergordnungen seiner Regierung enthalten sehr detaillirte Bestimmungen über alle das Wohl der Bergleute betreffenden Verhältnisse. Die Bergbehörden sollen streng darauf halten, daß der Gnadenlohn von dem *Bergwerks-Besitzer* prompt gezahlt

werde; könnten jedoch Gewerke erweisen, „daß der Krankgewordene oder Schadengenommene sein Malheur durch seine unordentliche Lebensart oder durch dessen Mitarbeiter vorsätzliche Nachlässigkeit oder Bosheit erhalten habe," so soll die Bergbehörde die Sache untersuchen und den schuldigen Theil nach Befinden in Strafe ziehen. Die Strafgelder fließen zur Knappschaftskasse; den Bergleuten wird Freiheit vom Militärdienst, von persönlichen Kommunaldiensten, von Accise und Einquartierung bewilligt und ihnen in der Bergbehörde ein privilegirter Gerichtshof gewährt. Das „Allgemeine Landrecht von 1794" steht in wesentlicher Uebereinstimmung mit den revidirten Bergordnungen und erweitert zugleich die Verpflichtungen der Bergwerksbesitzer in Betreff der Unterstützung der Bergleute.

Das Generalprivilegium Friedrich's des Großen für die westphälischen Bergleute wurde während der französischen Besitzergreifung des Landes am Anfange dieses Jahrhunderts aufgehoben, und, da eine fernere Bevorzugung des Bergarbeiterstandes mit dem Geiste der neueren Gesetzgebung in Widerspruch stand, von der preußischen Regierung nicht wieder in Kraft gesetzt. Aber die Knappschaftsverfassung wurde in den Jahren 1823—24 durch das Oberbergamt Dortmund auf umfassender Grundlage hergestellt; auch in den anderen Provinzen erfuhr das Knappschaftswesen eine weitere Entwicklung, bis endlich durch das Gesetz vom 10. April 1854 das Knappschaftswesen für den ganzen Umfang der Monarchie einheitlich, nach wesentlich neuen Grundsätzen, den Anforderungen des modernen Gewerbebetriebs im Allgemeinen, sowie der Lage der Bergwerks-Industrie im Speziellen entsprechend, völlig reorganisirt wurde. Endlich war nach vierzigjährigen Vorarbeiten i. J. 1865 die einheitliche Kodifikation der gesammten preußischen Berggesetzgebung vollendet, und es trat am 1. Oktober das Allgemeine Berggesetz vom 24. Juni 1865 in Kraft, durch welches das Gesetz von 1854 aufgehoben, jedoch die Bestimmungen desselben mit einigen Modifikationen beibehalten wurden. Durch die Verordnung vom 22. Februar 1867 wurde die Einführung des Allgemeinen Berggesetzes in den neuen Provinzen geregelt.

Es ist hiernach Sache des Bergwerksbesitzers, eine Arbeitsordnung zu erlassen, durch welche er die Bedingungen feststellt, unter welchen er Arbeiter auf seiner Grube beschäftigen will. Die Bestimmungen derselben betreffen entweder die wesentlichen und gewöhnlichen Bedingungen des Arbeitsvertrages, z. B. die Dauer und die Zeit der Schichten, die Höhe des Schichtlohns oder des Gedinges rc.; oder sie enthalten Nebenbestimmungen, welche die pünktliche Erfüllung des Vertrages sichern sollen, namentlich durch Konventionalstrafen, deren Erlös ganz allgemein den Knappschaftskassen überwiesen ist. Wir ersehen ferner, daß für das gesammte Gebiet der preußischen Monarchie die Konstituirung von Knappschaftsvereinen obligatorisch ist, deren Statuten von der Aufsichtsbehörde verordnet werden sollen, sofern die Betheiligten sich mit deren Aufstellung säumig erweisen. Die Arbeiter sollen auf Kosten des Vereins ärztlich behandelt werden, auch Krankenlohn erhalten, im Falle einer ohne eigenes grobes Verschulden entstandenen Krankheit; sie sind unter derselben Voraussetzung zu einer lebenslänglichen Invalidenunterstützung berechtigt und auch für den Unterhalt ihrer Wittwen und Kinder resp. für die Beerdigungskosten ist Vorsorge getroffen;

deren Kompetenzen richten sich nach der Klasse, der sie unter den Mitgliedern des Vereins angehörten rc. Nicht allein die Arbeiter sind zu Beiträgen an die Knappschaftskasse verpflichtet, dieselbe Pflicht auch ist den Werkbesitzern auferlegt, und zwar sollen sie mindestens die Hälfte der Summe steuern, welche alljährlich von ihren Arbeitern aufkommt; sie müssen selbst für die Zahlungen ihrer Arbeiter in subsidio haften und unterliegen dieserhalb der administrativen Exekution.

Nicht minder ist durch das Allgemeine Berggesetz die Organisation der Knappschaftsvereine nach Bestimmungen vorgezeichnet, die durch eine Reihe von Jahrhunderten sich bewährt haben. Danach liegt die Verwaltung der Vereinsangelegenheiten in der Hand des Knappschaftsvorstandes, dem die Knappschaftsältesten zur Seite stehen. Letztere gehen aus der Wahl der Arbeiter und der Beamten hervor. Die Mitglieder des Vorstandes werden zur Hälfte von den Werkbesitzern, zur Hälfte von den Aeltesten gewählt; dessen Administration unterliegt der Kontrole des Staates, der zur Ausübung derselben einen besonderen Kommissar bestellt, dem die Verpflichtung beiwohnt, jeden statutenwidrigen Beschluß zu suspendiren. Diese Verfassung entspricht insofern den Anforderungen der organischen Staatslehre, als mittels derselben jedes Interesse vertreten und in der Lage ist, sich geltend zu machen, welches bei der bergmännischen Bevölkerung überhaupt obwaltet; weil die Arbeiter, die Unternehmer und der Staat sich zur Lösung einer für alle Theile gleich wichtigen Aufgabe vereinigt finden. Denn es bedarf wol keines näheren Nachweises, daß auch die dauernden Interessen der Bergwerksbesitzer durch einen intelligenten, sittlichen und zufriedenen Arbeiterstand wesentlich bedingt werden, daß durch deren Beitragspflicht zur Knappschaftskasse zugleich das eigene Interesse derselben gefördert wird.

Wenn für die Hütten-Industrie die Bildung von Knappschaftsvereinen nicht obligatorisch ist, die Besitzer und Arbeiter von Hüttenwerken, welche einem Knappschaftsverein bereits angehören, nach § 166 berechtigt sind, auf ihren gemeinschaftlichen Antrag aus dem Verein auszuscheiden, so erklärt sich dies durch den gewerblichen Charakter des Hüttenbetriebes, und daß dieser durch die Konkurrenz mit gleichartigen Gewerbsanstalten gefährdet werden muß, so lange diese von genossenschaftlichen Beiträgen frei sind.

§ 107. Das Bergwesen im Verhältniß zur Forstwirthschaft.

Um das Hüttenwesen, besonders die Eisenfabrikation, in Aufnahme zu bringen, und aus dem — für unerschöpflich gehaltenen — Holzreichthum mehr Einkünfte zu erlangen, ist in früheren Zeiten die Anlage von Hütten- und Hammerwerken auf Kosten der Forste allzusehr begünstigt worden. Nicht eingedenk möglicher Abnahme der Waldungen, wurden dabei den Werken Holzbezüge im reichlichsten Maße für immer kontraktweise zugesichert. Sogar das Verbot der Abgabe von Holz an industrielle Unternehmungen wurde durchgesetzt, der Holzverkauf für anderweitige Zwecke untersagt, der Holzhandel nicht gestattet.

Diese Thatsachen fanden wenigstens in der Mehrzahl der Fälle statt. Sie waren also Regel; nur hatte auch diese ihre Ausnahme, zu denen z. B. der Harz gehörte. Auch stellen sich die Schattenseiten der eben erwähnten Verhältnisse nicht überall in gleicher Ausdehnung und Stärke dar. Selbst manches Gute ist durch die innige Verbindung des Berg- und Forstwesens

zu Stande gekommen. Namentlich hat der Holztransport in den meisten Bergwerksbezirken eine Einrichtung erhalten, die für viele andere Gegenden maßgebend wurde. Ueberhaupt wurden die Fortschritte des Bergwesens in der Mechanik und im Maschinenwesen auch für das Forstwesen mittelbar nützlich, und selbst im Holzverkohlungswesen und mehreren anderen Dingen hat der Forstbetrieb in Bergbaubezirken einen vortheilhaften Aufschwung genommen. — Desgleichen darf man nicht übersehen, daß die Aufklärung, die bessere Einsicht, das richtige Verständniß sich allenthalben immer mehr und mehr die Bahn brechen mußte, und eben darum hat man bereits in vielen Bergbaubezirken auf eine bessere Gebarung mit dem Holze, auf die Wiederaufforstung der kahlen Gebirge und auf eine günstigere Stellung des Forstpersonales hinzuwirken getrachtet. Die alten Uebel beginnen immer mehr zu schwinden, das Bessere tritt wenigstens theilweise ins Leben und der Fortschritt wird und muß allmählig Platz greifen.

Die günstigsten Verhältnisse für Volkswirthschaft sind offenbar dort gegeben, wo der Bergbau- und Hüttenbetrieb seine Bedürfnisse an Holz und Holzkohlen zwar sicher und leicht (ohne übermäßige Kosten) befriedigen kann, wo jedoch jede Produktion, also auch die Forstwirthschaft, die ihr nöthige freie Bewegung erhält, um der Nation das örtlich erreichbare, möglich größte, nachhaltige Einkommen zu verschaffen. Die Alles belebende Konkurrenz (vgl. § 73) muß also Wurzel schlagen können, um die Thätigkeit zu heben, die Arbeitskraft zu steigern, die Produktion auf allen ihren Gebieten zu entfesseln. Allerdings muß hierbei ein gegenseitig aufreibender Wettkampf vermieden werden, denn wo Alles auf das Höchste gespannt wird, muß früher oder später auch eine allgemeine Abspannung, ein Herabsinken der Kräfte eintreten.

Aufgabe der Regierung ist es daher, die Verhältnisse des Berg- und Forstwesens so zu ordnen, daß die aus ihrer innigen Verbindung entspringenden Nachtheile möglichst beseitigt, die damit beabsichtigten Vortheile aber nach Thunlichkeit dennoch erreicht werden können. Hierzu ist die zeitgemäße Abänderung der älteren Berg- und Waldordnungen, die Beseitigung einer ausschließlichen Widmung der Waldungen für Bergwerkszwecke, insoweit sie gesetzlich ausgesprochen wurde und nicht die Sache einer jederzeit veränderlichen, freiwilligen, administrativen Bestimmung ist, sowie die Regulirung und Ablösung unbestimmter Holzabstockungs- und Holzlieferungsverträge, endlich eine kluge Leitung des Gewerbswesens, insoweit dieses in volkswirthschaftlich nachtheilige Kämpfe zu gerathen scheint, erforderlich. (Man vergl. R. Feistmantel, „Die politische Oekonomie mit Rücksicht auf das forstliche Bedürfniß.“ Wien 1856, S. 141—149; überhaupt F. Schneider, „Lehrbuch des Bergrechts.“ 2. Aufl, worin auch die nationalökonomische Seite der Berggesetzgebung berücksichtigt ist.)

B. Die Landwirthschaft.

§ 108. **Begriff des landwirthschaftlichen Gewerbes.** Wir verstehen unter Landwirthschaft dasjenige Gewerbe, dessen Zweck vorzugsweise auf die Erzeugung von, zu Lebensmitteln dienenden, Rohstoffen gerichtet ist.

Zwar erzeugt der Landwirth in der Regel auch andere Güter, z. B. Wolle, Häute, Knochen, Pflanzenfasern zu Gespinnsten, offizinelle Kräuter, Oelsaat u. s. w. Allein vorzugsweise sind es doch die Lebensmittel im engeren Sinne, und zwar in unseren Himmelsgegenden die wichtigsten Lebensmittel, für welche die Landwirthschaft die Rohstoffe zu liefern hat.

Ob die Landwirthschaft nur bei einer Verbindung von Ackerbau und Viehzucht und bezüglich Viehhaltung mit Erfolg betrieben werden kann, das ist eine rein technische, mit Hülfe der Naturwissenschaften zu lösende, bis jetzt aber noch nicht gelöste Frage.

Nach dem allgemeinen Sprachgebrauche versteht man unter Landwirthschaft indeß unzweifelhaft eine Verbindung dieser beiden Zweige gewerblicher Thätigkeit. Man kann sich bei unserem heutigen Kulturstande das landwirthschaftliche Gewerbe im Großen und Ganzen nicht ohne Viehzucht und bezüglich Viehhaltung denken, und andererseits würde man einen Viehzüchter, der nur Viehzucht triebe und das dazu nöthige Futter nicht selbst baute, sondern kaufte, nicht einen Landwirth nennen.

Selbstverständlich kann aber bei der Landwirthschaft der eine oder der andere Zweig zu einer sehr untergeordneten Stellung herabsinken. Es giebt Landwirthe, welche vorzugsweise Viehzucht treiben, und deren sonstige landwirthschaftliche Thätigkeiten nur diesem einen Zwecke dienen (z. B. Schäfereigüter mit bloßer Weidewirthschaft, Alpengüter u. s. f.), und es giebt andererseits Güter, auf denen Vieh gar nicht gezüchtet, sondern nur als Arbeitsvieh und des Düngers wegen gehalten wird.

Die kulturliche Vorstufe der Landwirthschaft bildet die Wirthschaft der Hirten-, Jäger- und Fischervölker (§ 42).*) Gegen die Vorstufe gehalten, bezeichnet die Landwirthschaft einen mächtigen Kulturfortschritt. Bei ihr erst tritt die Arbeit in das richtige Verhältniß zu den übrigen Gewerbsmitteln; durch sie erzeugt sich erst der Begriff des Grundeigenthums und der Heimat. Die Landwirthschaft ist von der Natur minder abhängig als die blos okkupatorische Wirthschaft.

§ 109. **Wichtigkeit des landwirthschaftlichen Gewerbes.** Daß eine blühende Landwirthschaft eine der wichtigsten Grundlagen des Wohlstandes, der Kraft- und Machtentfaltung des Staates bildet, lehrt uns die altrömische Geschichte. Der blühende Ackerbau der Römer schuf die Künste, rief die schlummernden Keime geistiger Entwicklung wach —, das Volk kräftigte sich physisch, vermehrte sich rasch und aus seinem Schoße gingen die Legionen tapferer, weltbezwingender Krieger hervor. Muth und Kraft war ihre unüberwindliche Waffe — die Vaterlandsliebe ihr gewaltiges Schild.

> „Häupter, vom Pflug oft her oder vom Herde geholt,
> Kamen, erretteten, siegten, vernichteten oder bezähmten,
> Und dann kehrten sie heim still zu dem Rindergespann.“
>
> A. W. Schlegel.

Mit dem Verfall des Ackerbaues hielt der Verfall jenes gewaltigen Reiches

*) Vgl. die interessante Abhandlung von Prof. V. Jacobi in den Jahrbüchern für Volks- und Landwirthschaft Bd. 9, H. 2: „Bildete nicht vielmehr die Viehzucht statt der Jagd den Anfang der Kultur?“

gleichen Schritt, eine Lehre, die heute noch so unerbittlich in ihren Konsequenzen bleibt, wie damals.

Ist doch nach Mirabeau der Staat ein Baum, von dem der Ackerbau die Wurzel, die Bevölkerung der Stamm, die Fabriken und Manufakturen die Aeste, die Künste und Wissenschaften aber die Zweige, Blätter und Blüten sind. So sagt ferner Niebuhr in seiner „Römischen Geschichte" (Th. 1, S. 378): „Nicht mit Unrecht hielten die Politiker des Alterthums nur den Landmann für einen ganz zuverlässigen Bürger . . . der freie Landmann, der sein eignes Feld bestellt und erntet, genießt durch den Lauf der Jahreszeiten und die Natur seiner Geschäfte eine abwechselnde liberale Muße, ohne die es fast unmöglich ist, Leib und Seele in unverdorbener Gesundheit zu erhalten. Der städtische Arbeiter erholt sich kaum an Festtagen und er erholt sich nicht durch Ausruhen. Ihm fehlt das ruhige Selbstvertrauen, welches bleibendes Eigenthum gewährt. Den Städter verwirren dunkle Begriffe und Mißbrauch des Gesprächs. Auf dem Lande erhält sich der Volksstamm; in den Städten ergänzen sich Einwohner aus allen Völkern und Ländern."

In ähnlicher Weise bemerkt Schmitthenner in seinen „Zwölf Büchern vom Staate" (I, S. 215): „Das Eigenthum am vaterländischen Boden kittet den Menschen an denselben und im Bauernstande schlägt der Staat seine tiefsten Wurzeln. Ruhiger Ernst und Festhalten am Althergebrachten ist der Charakter des Landmannes. Im Umgange mit den Geistern der Natur und stets abhängig von ihren Mächten, verliert er nimmer die Gottesfurcht aus dem Herzen, so daß Cato mit Recht sagt, der Landmann habe die wenigsten bösen Gedanken. Ebenso giebt ihm der Prozeß seiner Produktion, der sich nur in längeren Zeitkreisen vollendet, den Sinn für den Frieden, wie denn Plutarch sehr schön sagt: Numa habe mit dem Ackerbau den Römern den Liebestrank des Friedens gereicht. — Auch ist der Bauer, da seine Subsistenz weniger durch die Gesellschaft vermittelt ist, selbständiger als der Bürger." Natürlich ist hier nur von freien Bauern die Rede, die zugleich Eigenthümer einer Quote des von ihnen bebauten Bodens geworden sind und dadurch das Selbstgefühl ihres Berufs erlangt haben. Daß diese Selbständigkeit namentlich bei den deutschen Landwirthen vorauszusetzen sein möchte, folgt schon aus der im klassischen Alterthum bekannten, von Tacitus, Lucanus und Florus geschilderten Charakteristik des deutschen Volksthums.

Gewiß sind die genannten Eigenthümlichkeiten des Standes der Landwirthe eben so unbestreitbare als beneidenswerthe Vorzüge, die nur mehr und besser von ihnen gewürdigt und praktisch verwerthet werden sollten, was schon der alte Spruch Virgil's (Georg. II. 458) andeutet

„Wahrlich! allzu beglückt, wenn nur sein Gutes er kennte,
Wäre der ländliche Mann!"

§ 110. **Die Natur und die Aufgabe des landwirthschaftlichen Gewerbes.** Die Produktion materieller Güter läßt sich auf drei Bedingungen zurückführen: Arbeit, Kapital und Natur (§ 41). Während bei der Industrie die beiden ersten Faktoren die Hauptagentien bilden, ist bei der Agrikultur vorzugsweise die Natur (der Boden) thätig. Die landwirthschaftliche Produktion unterscheidet sich demnach wesentlich von der Industrie und dem Handel. Der Kaufmann wie der Industrielle befinden sich in der Lage, ihr Geschäft in unbestimmbare Grenzen auszudehnen, wenn sie die Geschicklichkeit dazu besitzen und die Verhältnisse ihnen günstig sind. Der Landwirth vermag dies nicht zu thun. Durch den Flächenraum, den er ausbeutet, ist ihm die Quantität der Güter vorgeschrieben, die er im glücklichsten Fall erzeugen kann. Die Gewinnsucht bildet für ihn ein weit minder kräftiges Motiv, als für den Kaufmann und Industriellen. Die beiden letzteren sind im Stande, ihren Gewinn durch richtige Beurtheilung der Marktverhältnisse, durch rasche Benützung jeder sich darbietenden Gelegenheit unbestimmbar zu erhöhen. Der Landwirth erfreut sich dieses Vortheils nicht, wenigstens nicht in demselben Grade. Die Nachfrage nach seinen Produkten ist ihm zwar gesichert, aber wie er ihre Erzeugung nicht über eine gewisse Grenze zu bringen vermag, ist ihm auch nicht die Gelegenheit geboten, die wechselnden Bedürfnisse der Menschen zu seinem Vortheile auszubeuten. Ein sehr kurzer Theil des Jahres ist bestimmt, ihn für seine Mühe zu entschädigen. Die ganze übrige Zeit liegt sein Gewinn in der Hand der Witterung, gegen deren Gewalt sein Fleiß, sein Scharfsinn und seine Kenntnisse machtlos sind. (Vgl. v. Podstatzky, Die Landwirthschaft vom Standpunkt des Volkswirths. Wien 1857.)

Es ist eine schwierige, keineswegs zu unterschätzende Aufgabe, leitende Prinzipien für den Betrieb der Landwirthschaft aufzustellen. Ihre Bahnen dürfen heutigen Tags nicht beschränkt gewerbliche bleiben, sie müssen zugleich höhere, sie müssen allgemein volkswirthschaftliche werden. Der Landwirth muß seinen Betrieb in die verschiedenen Faktoren zerlegen, das Wesen jedes einzelnen, die Zusammengehörigkeit aller klar und vollständig erfassen. Während ihm einerseits bei der mechanischen Bodenbearbeitung ꝛc. die Naturwissenschaften, insbesondere die Agrikulturchemie, als Leuchte und Führer dienen, bietet ihm andererseits bei der Organisation des Gesammtbetriebes die Nationalökonomie die wichtigsten Fingerzeige (§ 18).

Die rasche Ausbreitung der Schienenwege ist es, welche den Landwirth zwingt, die traditionelle Bahn veralteter Systeme zu verlassen, und es ist für das Individuum wie für die Gesammtheit von Wichtigkeit, daß dies rechtzeitig geschehe, daß man klar und bewußt in die neuen Bahnen einlenke.

Die Wahl der Kulturpflanzen muß das Ergebniß sorgfältigster Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse sein. Dem Gelingen wird dann am sichersten Rechnung getragen, wenn man der Ackerfläche nur jene Frucht anvertraut, für deren Gedeihen die Bodenkraft, Bodenmischung und das Klima von vornherein gewisse Garantien bieten. Es ist kein Befähigungszeugniß für den Landwirth, wenn er die Kultur des Weizens dort forciren will, wo die natürlichen Verhältnisse den Roggenbau begünstigen!

Die Lehre, welche uns zeigt, was für Pflanzen der Boden am besten ernähren kann und welche Bestandtheile ihm durch Düngung gegeben werden müssen, um die eine oder andere Feldfrucht hinlänglich zu ernähren, wie also das Gleichgewicht zwischen den vom Boden zu liefernden und von den Pflanzen geforderten Nahrungsstoffen zu schaffen ist, nennt man die Statik der Landwirthschaft. Wenn ein Landwirth nur seinen augenblicklichen Vortheil

im Auge hat, ohne Rücksicht auf die Nachhaltigkeit der Ernährungsfähigkeit des Bodens zu nehmen, so sagt man, er treibe Raubbau. Ein solcher Landwirth ist einem Kapitalisten zu vergleichen, welcher von seinem Kapital zehrt, statt dasselbe produktiv anzulegen und von dessen Ertrag zu leben; wie das Kapital unproduktiv vernichtet, so wird auch die Tragkraft des Bodens vernichtet. Justus von Liebig stellt folgenden einleuchtenden Satz auf: „Ein jeder Landwirth, der einen Sack Getreide nach der Stadt fährt, oder einen Centner Raps, sollte, wie der chinesische Bauer, eben so viel (wo möglich mehr) von den Bodenbestandtheilen seiner Feldfrüchte wieder aus der Stadt entnehmen und dem Felde geben, dem er sie genommen hat; er soll eine Kartoffelschale und einen Strohhalm nicht verachten, sondern daran denken, daß die Schale einer seiner Kartoffeln und der Halm einer seiner Aehren fehlt."

§ 111. **Die landwirthschaftlichen Systeme.** Frucht auf Frucht gleicher Art, so lange sie der Boden trägt, war das Motto unserer Vorväter. Es war dies der ungeschminkte Raubbau, und dennoch mag er die Brücke gebildet haben, welche die Nomadenvölker allmählig zu festen Wohnsitzen führte. Er lehrte Vergleiche anstellen und in der Produktivität des Bodens Unterschiede finden; — er lehrte die fruchtbare Scholle schätzen.

Die allmählige Erschöpfung des unter dem Pfluge gehaltenen Bodens einerseits und die zunehmende Bevölkerung andererseits schufen ein neues Moment des Ackerbaues: das zeitweilige Ruhenlassen (Brachen) des Bodens, eine Zweifelderwirthschaft im weiteren Sinne.

Der theilweise Rückersatz der Bodenkräfte, die Düngung des Bodens als eine weitere Phase der Entwicklung, läßt sich bis auf nahezu dritthalbtausend Jahre (Theophrastos) zurückführen, und Cato stellte schon die klassische Regel=de=Tri auf, an deren Grundsätzen: „Pflügen, Düngen und Säen", wir noch heute festhalten. (Vgl. v. Dombrowski a. a. O. und A. E. Komers, Der heutige Standpunkt der Bodenerschöpfungsfrage. Prag 1868.)

In Belgien finden wir die Fruchtwechselwirthschaft schon seit 400 Jahren ausgebildet. Roscher sagt darüber in dem zweiten Bande seines „Systems der Volkswirthschaft", welcher die Landwirthschaft vom Standpunkte des Volkswirthschaftswesens behandelt: „Wie gründlich man in Flandern der natürlichen Weide abgesagt, bezeugt die Versicherung eines Pächters gegen den großen rationellen Landwirthschaftslehrer Schwerz, daß er bei allen Nachbarn für bankerott gelten würde, falls er seine Kühe Sommers auf die Weide gehen ließe. Wohlgekleidete Frauenzimmer sammeln unbedenklich Pferdeäpfel zum Verkauf; die menschlichen Exkremente, zum Theil vom Ausland bezogen, werden in großen Handlungen aufs feinste sortirt (schon im 17. Jahrhundert wurden die Belgier wegen ihres „Dreckhandels", ihrer „bonus odor lucri", ihres guten Geruchs im Gewinn, verhöhnt). Das Hausgesinde reißt sich um die zu verkaufenden Exkremente. Während es ein deutsches Bauernsprüchwort nach der Saat ist: „Nun wachse selber", bejätet der Flamänder sein Getreide so, daß man kaum ein Unkraut sieht. Die zu üppige Saat walzt er, bestreut sie mit Kalk und Ruß, um dem Halm Steifigkeit zu geben, er hält eigene Pflanzschulen, um die von Schnecken kahl gefressenen Stellen mit neuem Getreide zu besetzen." — „In China wird mit abrasirten Haaren

gedüngt, werden Küchen frisch geweißt, blos um den berußten Kalk als Dünger zu gebrauchen."

Die intensivste Wirthschaft ist der Gartenbau; hier wird mit dem Spaten gearbeitet, statt mit dem Pfluge, sorgsam und viel gedüngt, gehörig gegossen, die Pflänzlinge geschützt, kurz viel Arbeit und Kapital aufgewendet, um auf einer kleinen Fläche viel zu erbauen.

§ 112. **Größe der Landgüter.** Im Allgemeinen berührt die Frage, ob großer oder kleiner Grundbesitz für die Prosperität einer Nation vortheilhafter sei, nicht blos das Gebiet der Nationalökonomie allein, sondern die ganze soziale Ordnung, indem mit der zu weit getriebenen Bodenzersplitterung das konservative Element des Staates verschwindet, eine überwiegende Aristokratie des Bodens aber der Entwicklung der übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft hemmend entgegentritt. Aus dem Gesichtspunkte der Moral und Politik erscheint eine größere Bodenvertheilung vortheilhaft, da der Grundbesitz dem Charakter mehr Festigkeit, Ruhe und Anhänglichkeit an die bürgerlichen Institutionen giebt. In diesem Sinne sagt ein Dichter:

> Der Grundbesitz ist das edelste Gut!
> Wie die Erd' in Gottes Händen ruht —
> Ob Feinde schnauben, ob Stürme toben,
> Der Grund bleibt unten, der Himmel oben!

Die französische Revolution hat eine sehr große Parzellirung des Bodens gesetzlich bewirkt; daher die Aeußerung in den französischen Kammern, daß das Grundeigenthum in Staub verwandelt (pulvérisé) und der Pflug von dem französischen Boden verbannt worden sei.

In technischen Beziehungen wird die Frage, ob große oder kleine Güter am vortheilhaftesten sind, zunächst von der Bodenbeschaffenheit bedingt, indem namentlich Gebirgsgegenden im Verhältniß zur Bevölkerung sich mehr für kleine Kulturen eignen, außerdem aber auch Kapital, Zinsfuß, Arbeitslohn und andere auf den Betrieb inferirende Momente maßgebend sind. Läßt sich demnach die vorliegende Frage nicht für alle Gegenden gleichmäßig beantworten, so wird doch immer entscheidend sein, unter welchen Umständen für den Wirthschafter der größte Reinertrag erzielt wird.

§ 113. **Einfluß der Regierung auf den Zustand der Landwirthschaft.** Da die Landwirthschaft im Allgemeinen das natürlichste und wichtigste Gewerbe ist, indem sie die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse liefert und den Magen versorgt, so soll ihr auch von Seiten der Regierung die größte Aufmerksamkeit und Vorsorge zu Theil werden. Was zu ihrer Beförderung und Unterstützung mit Vortheil und ohne übermäßige Kosten geschehen kann, darf eine weise Staatsverwaltung nicht unterlassen. Nach der Berücksichtigung der natürlichen Beschaffenheit der Bodenfläche erscheint die zweckmäßige Vertheilung derselben (Arrondirungssystem) als die wesentlichste Vorbedingung des landwirthschaftlichen Erfolgs und als die nächste Aufgabe, welche eine Regierung zu lösen beflissen sein sollte. Die Zerrissenheit, in welche durch die Sorglosigkeit früherer Geschlechter die großen und kleinen Landgüter so vieler europäischer Staaten trauriger Weise gerathen sind, hat nicht nur eine fortwährende Lähmung des landwirthschaftlichen Betriebes zur Folge, sie erschwert auch außerordentlich jeden Fortschritt, der

durch Veränderungen in den Besitzverhältnissen bedingt ist. Die Arrondirung der Landgüter jeder Art zu bewirken stellt sich daher als das oberste und allgemeinste Augenmerk dar, welches in Bezug auf die Bodenvertheilung zu beachten ist. Viele arme Gegenden gelangten blos mittels durchgeführter Arrondirungen zu blühendem Wohlstande, zu völliger Verbannung der Armuth.

Unter den staatlichen Einrichtungen und Zuständen, welche auf den Bestand und die Beschaffenheit der Landwirthschaft von wesentlichem Einflusse sind, machen sich die Eigenthumsverhältnisse in hohem Grade bemerklich. Wo die Eigenthumsverhältnisse dem Grundbesitzer die größte Freiheit in der Benützung und Verbesserung seiner Grundstücke gewähren, pflegt thatsächlich die beste Wirthschaft zu bestehen. Alles, was diese Freiheit mehr oder weniger beschränkt, muß in gewissem Grade nachtheilig auf den Wirthschaftsbetrieb einwirken. Nur das volle Eigenthum des Bodens garantirt dem Bebauer und seinen Nachkommen die ungeschmälerten Früchte seiner Arbeit. Mit Recht haben daher alle Kulturstaaten, zur größten Genugthuung für Volkswirthschaft und Humanität, über die in Bezug auf das Grundeigenthum einst verbreitet bestandenen Verhältnisse der Leibeigenschaft, der Frohne (Robot), sowie über die sogenannten bäuerlichen Lasten u. dergl., — früher oder später — den Stab gebrochen.

§ 114. **Mittel zur Beförderung der Berufsbildung der Landwirthe:** So sehr wir uns der Kürze befleißigen, so würde doch unsere Darstellung eine wesentliche Lücke enthalten, wollten wir die Hülfsmittel übergehen, welche eine Regierung besitzt, um den Fortschritt der Berufsbildung ihrer Landwirthe zu bewirken. Vor Allem muß ein entsprechender landwirthschaftlicher Unterricht geschaffen und dadurch dem Aufschwunge der Landwirthschaft der möglichste Vorschub geleistet werden. Wo die landwirthschaftlichen Stände zur Erkenntniß ihrer wahren Interessen gelangt und von der Würde und Bedeutung ihres Berufes beseelt sind, werden sie nicht ermangeln, selbst auf die Einrichtung landwirthschaftlicher Unterrichtsanstalten in zweckmäßiger Weise bedacht zu sein; wo jedoch dieser Geist noch schlummert, wird die Einrichtung der erwähnten Schulen die umsichtige Sorgfalt einer erleuchteten Staatsregierung in hohem Maße erheischen.

Als ein weiteres Hülfsmittel, dessen sich eine Regierung bedienen kann, um den landwirthschaftlichen Fortschritt zu fördern, erwähnen wir die Einführung von Prämien, welche, wenn ihre Vertheilung mit Takt und Umsicht erfolgt, oft die segensreichsten Wirkungen haben. (Vgl. § 90.)

Sehr vortheilhaft können endlich die landwirthschaftlichen Vereine wirken, durch welche die Erfahrungen der Einzelnen rasch zum Gemeingute werden und der Körperschaftssinn stete Anregung findet. Insbesondere in Deutschland haben diese Vereine nicht nur eine große Verbreitung erhalten, sondern auch eine reiche Wirksamkeit entfaltet. Den Centralpunkt für ihr geistiges Leben bildet die große Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche zu Dresden im Jahr 1837 gestiftet wurde. Auf sie ist besonders anzuwenden, was Alexander von Humboldt auf der Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte zu Berlin im Jahre 1828 über solche Versammlungen sagte: „Deutschland offenbare sich darin gleichsam in seiner geistigen Einheit."

Ueber die Bedeutung der landwirthschaftlichen Wanderversammlungen sprach sich der sowol als Landwirth wie als Nationalökonom so verdiente F. G. Schulze (zu Jena) dahin aus: „Das Vereinsleben der deutschen Wanderversammlungen nahm seinen Anfang mit der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Leipzig im Jahre 1822. Bei den düstern Wolken, welche damals über den geselligen Verhältnissen unsers Volks schwebten, Mißtrauen einflößend, Furcht erregend, wagten es nur Wenige, an den Versammlungen Theil zu nehmen; aber diese Wenigen, acht an der Zahl, ließen sich nicht einschüchtern. Sie setzten sich, ihrer reinen Absicht bewußt, zusammen in ihr Kämmerlein und pflanzten das junge Pflänzchen, das in den vergangenen Jahren zu einem Baume herangewachsen ist, der seine Zweige über das ganze deutsche Vaterland ausbreitet."

„Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte fanden überall die freundlichste Aufnahme und zahlreichen Besuch. Eines gleichen Gedeihens erfreuen sich die übrigen Wandergesellschaften, welche durch jene veranlaßt worden sind, namentlich die der deutschen Land- und Forstwirthe."

„Die Hauptvortheile, welche durch solche Versammlungen in eigenthümlicher Weise erreicht werden, bestehen darin, daß sie die persönliche Bekanntschaft der Deutschen fördern und zum gemeinsinnigen Vorwärtsstreben anregen. Je mehr die Wissenschaft von solchen Gesellschaften gepflegt wird, um so mehr wird in dem Felde derselben, wo man sonst fast nur mit der Schreibemaschine thätig war, mit der lebendigen Persönlichkeit gearbeitet und werden Früchte gebaut, welche den Geist erfrischen und das Gemüth laben."

„Diese Wanderversammlungen regen aber nicht blos an, sondern geben auch den wissenschaftlichen Bestrebungen eine Richtung auf das Höhere und Gemeinsame. Sie bringen in die vereinzelten wissenschaftlichen Bemühungen einen Centralpunkt und verursachen, daß von solchem Punkte aus Licht und Lebenskraft strömt, wodurch jeder Einzelne durchdrungen wird. Sie werden so die Erhalter und Pfleger eines edlen, vorwärtsstrebenden deutschen Gemeingeistes. Schreiten die Wanderversammlungen mit Besonnenheit auf dem Wege vorwärts, den sie seither gingen, so werden sie für unser Vaterland mit der Zeit eine Bedeutung gewinnen, welche einst die griechischen Nationalversammlungen, namentlich die olympischen, nemeischen, pythischen und isthmischen Spiele, für Griechenland hatten."

C. Die Forstwirthschaft.

§ 115. **Verehrung der Wälder im Alterthum und Mittelalter.** Wenn es auch im Alterthum noch keine Forstwirthschaft im heutigen Sinne gab,*) so wurden doch die Bäume und die aus ihnen zusammengesetzten Wälder bereits von den ältesten Völkern der vorchristlichen Zeit hochgeschätzt und zum Theil sogar für heilig gehalten. So hatten bereits die Inder, die Assyrer und Perser ihre heiligen Haine und Bäume, ihre Waldgötter und Waldgöttinnen. Auch bei den Aegyptern bestand ursprünglich ein Baumkultus,

*) Vgl. H. Contzen, Forstliche Zeitfragen. Leipzig 1870.

durch Veränderungen in den Besitzverhältnissen bedingt ist. Die Arrondirung der Landgüter jeder Art zu bewirken stellt sich daher als das oberste und allgemeinste Augenmerk dar, welches in Bezug auf die Bodenvertheilung zu beachten ist. Viele arme Gegenden gelangten blos mittels durchgeführter Arrondirungen zu blühendem Wohlstande, zu völliger Verbannung der Armuth.

Unter den staatlichen Einrichtungen und Zuständen, welche auf den Bestand und die Beschaffenheit der Landwirthschaft von wesentlichem Einflusse sind, machen sich die *Eigenthumsverhältnisse* in hohem Grade bemerklich. Wo die Eigenthumsverhältnisse dem Grundbesitzer *die größte Freiheit* in der Benützung und Verbesserung seiner Grundstücke gewähren, pflegt thatsächlich die beste Wirthschaft zu bestehen. Alles, was diese Freiheit mehr oder weniger beschränkt, muß in gewissem Grade nachtheilig auf den Wirthschaftsbetrieb einwirken. Nur das volle Eigenthum des Bodens garantirt dem Bebauer und seinen Nachkommen die ungeschmälerten Früchte seiner Arbeit. Mit Recht haben daher alle Kulturstaaten, zur größten Genugthuung für Volkswirthschaft und Humanität, über die in Bezug auf das Grundeigenthum einst verbreitet bestandenen Verhältnisse der Leibeigenschaft, der Frohne (Robot), sowie über die sogenannten bäuerlichen Lasten u. dergl., — früher oder später — den Stab gebrochen.

§ 114. **Mittel zur Beförderung der Berufsbildung der Landwirthe:** So sehr wir uns der Kürze befleißigen, so würde doch unsere Darstellung eine wesentliche Lücke enthalten, wollten wir die Hülfsmittel übergehen, welche eine Regierung besitzt, um den Fortschritt der Berufsbildung ihrer Landwirthe zu bewirken. Vor Allem muß ein entsprechender *landwirthschaftlicher Unterricht* geschaffen und dadurch dem Aufschwunge der Landwirthschaft der möglichste Vorschub geleistet werden. Wo die landwirthschaftlichen Stände zur Erkenntniß ihrer wahren Interessen gelangt und von der Würde und Bedeutung ihres Berufes beseelt sind, werden sie nicht ermangeln, selbst auf die Einrichtung landwirthschaftlicher Unterrichtsanstalten in zweckmäßiger Weise bedacht zu sein; wo jedoch dieser Geist noch schlummert, wird die Einrichtung der erwähnten Schulen die umsichtige Sorgfalt einer erleuchteten Staatsregierung in hohem Maße erheischen.

Als ein weiteres Hülfsmittel, dessen sich eine Regierung bedienen kann, um den landwirthschaftlichen Fortschritt zu fördern, erwähnen wir die Einführung von *Prämien*, welche, wenn ihre Vertheilung mit Takt und Umsicht erfolgt, oft die segensreichsten Wirkungen haben. (Vgl. § 90.)

Sehr vortheilhaft können endlich die *landwirthschaftlichen Vereine* wirken, durch welche die Erfahrungen der Einzelnen rasch zum Gemeingute werden und der Körperschaftssinn stete Anregung findet. Insbesondere in Deutschland haben diese Vereine nicht nur eine große Verbreitung erhalten, sondern auch eine reiche Wirksamkeit entfaltet. Den Centralpunkt für ihr geistiges Leben bildet die große Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche zu Dresden im Jahr 1837 gestiftet wurde. Auf sie ist besonders anzuwenden, was *Alexander von Humboldt* auf der Wanderversammlung der Naturforscher und Aerzte zu Berlin im Jahre 1828 über solche Versammlungen sagte: „Deutschland offenbare sich darin gleichsam in seiner *geistigen Einheit*.“

Ueber die Bedeutung der landwirthschaftlichen Wanderversammlungen sprach sich der sowol als Landwirth wie als Nationalökonom so verdiente F. G. *Schulze* (zu Jena) dahin aus: „Das Vereinsleben der deutschen Wanderversammlungen nahm seinen Anfang mit der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Leipzig im Jahre 1822. Bei den düstern Wolken, welche damals über den geselligen Verhältnissen unsers Volks schwebten, Mißtrauen einflößend, Furcht erregend, wagten es nur Wenige, an den Versammlungen Theil zu nehmen; aber diese Wenigen, acht an der Zahl, ließen sich nicht einschüchtern. Sie setzten sich, ihrer reinen Absicht bewußt, zusammen in ihr Kämmerlein und pflanzten das junge Pflänzchen, das in den vergangenen Jahren zu einem Baume herangewachsen ist, der seine Zweige über das ganze deutsche Vaterland ausbreitet.“

„Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte fanden überall die freundlichste Aufnahme und zahlreichen Besuch. Eines gleichen Gedeihens erfreuen sich die übrigen Wandergesellschaften, welche durch jene veranlaßt worden sind, namentlich die der deutschen Land- und Forstwirthe.“

„Die Hauptvortheile, welche durch solche Versammlungen in eigenthümlicher Weise erreicht werden, bestehen darin, daß *sie die persönliche Bekanntschaft der Deutschen fördern und zum gemeinsinnigen Vorwärtsstreben anregen*. Je mehr die Wissenschaft von solchen Gesellschaften gepflegt wird, um so mehr wird in dem Felde derselben, wo man sonst fast nur mit der Schreibemaschine thätig war, mit der lebendigen Persönlichkeit gearbeitet und werden Früchte gebaut, welche den Geist erfrischen und das Gemüth laben.“

„Diese Wanderversammlungen regen aber nicht blos an, sondern geben auch den wissenschaftlichen Bestrebungen eine Richtung auf das *Höhere* und *Gemeinsame*. Sie bringen in die vereinzelten wissenschaftlichen Bemühungen einen Centralpunkt und verursachen, daß von solchem Punkte aus Licht und Lebenskraft strömt, wodurch jeder Einzelne durchdrungen wird. Sie werden so die Erhalter und Pfleger eines edlen, vorwärtsstrebenden deutschen Gemeingeistes. Schreiten die Wanderversammlungen mit Besonnenheit auf dem Wege vorwärts, den sie seither gingen, so werden sie für unser Vaterland mit der Zeit eine Bedeutung gewinnen, welche einst die griechischen Nationalversammlungen, namentlich die olympischen, nemeischen, pythischen und isthmischen Spiele, für Griechenland hatten.“

C. Die Forstwirthschaft.

§ 115. **Verehrung der Wälder im Alterthum und Mittelalter.** Wenn es auch in Alterthum noch keine Forstwirthschaft im heutigen Sinne gab,*) so wurden doch die Bäume und die aus ihnen zusammengesetzten Wälder bereits von den ältesten Völkern der vorchristlichen Zeit hochgeschätzt und zum Theil sogar für heilig gehalten. So hatten bereits die Inder, die Assyrer und Perser ihre heiligen Haine und Bäume, ihre Waldgötter und Waldgöttinnen. Auch bei den Aegyptern bestand ursprünglich ein Baumkultus,

*) Vgl. H. *Contzen*, Forstliche Zeitfragen. Leipzig 1870.

später, in historischer Zeit, freilich vorherrschend ein Thierdienst, und selbst bei den Israeliten finden wir Spuren davon. Bei den Griechen und Römern, deren reicher Geist in der ganzen Natur nur Leben und Bewegung sah, ist dieser Kultus schon bekannter. Man feierte in heiligen Hainen Feste mit Opfern und es wurden hier Orakel befragt.

Auch die Germanen, deren Waldkultus bereits Tacitus in einer ehrenvoll anerkennenden Weise erwähnt, hatten ihre heiligen Bäume und Haine. Hier dachte man sich den Lieblingsaufenthalt der Gottheit; kein Stamm durfte gefällt, nicht einmal ein Zweig gebrochen werden; auch die wilden Thiere standen unter besonderem Schutz, sobald sie den heiligen Wald erreicht hatten. Zitternd sahen die Eingeborenen den Bonifacius die heilige Eiche fällen (bei Geismar, etwa im J. 750) und staunten, als der beleidigte Tonar den Frevler nicht zerschmetterte. (Auch bei den Esthen galt es als ruchlos, in einem heiligen Haine Etwas abzubrechen; nicht einmal Erdbeeren nahm man hinweg. Vgl. Petri, Esthland II., S. 120. — Der berühmte Baumriese, Zamang del Guayra, im Thale von Aragua in Venezuela, wird von den Eingebornen so heilig gehalten, daß, wie Humboldt erzählt, ein Pächter gerichtlich verfolgt und bestraft wurde, weil er gewagt, einen Zweig davon abzubrechen.)

Die Scheu vor dem heiligen Walde und jene Furcht, ihn zu verletzen, erhielt sich an manchen Orten noch das ganze Mittelalter hindurch. Gewisse Bäume pflegte man, bevor die Axt an sie gelegt wurde, mit gebeugten Knieen, entblößtem Haupt und gefalteten Händen um ihr Holz zu bitten; man glaubte an Kobolde, welche in Bäumen wohnten, und entwichen, sobald man einen Ast davon abbrach. Den Elfen weihte man in Schweden nicht nur Bäume, sondern ganze Haine, in denen sie ihre nächtlichen, von süßer Musik begleiteten Tänze hielten.

Auch von Seiten der staatlichen Gesetzgebung wurde schon früh die hohe Wichtigkeit der Waldungen erkannt und für deren Schonung und Erhaltung gesorgt. So gebot bereits Karl der Große, welcher bekanntlich alle Quellen der Staatseinnahmen wohl zu würdigen wußte, in seinem berühmten „capitulare de villis“, die Wälder zu schützen und darauf zu sehen, daß kein Wild daraus gestohlen werde.

Hegte man auch den Wald vorzugsweise der Jagd wegen*), so gab es doch bereits im Mittelalter eine Zeit, in welcher man auch die ökonomische Bedeutung der Wälder erkannte. Ja, im 14. Jahrhundert fing man an, Wälder zum Wiederwuchs zu hegen, Schonungen anzulegen, das Eintreiben der Schweine zur Mast zu regeln ꝛc.; selbst über eine regelmäßige Holzfällung sowol der Zeit nach als in Bezug auf die Holzmasse gab man gesetzliche Bestimmungen.

---

*) Als Beförderungsmittel der Jagd wurde der Wald oft durch die strengsten und grausamsten Strafen geschützt. — Wilhelm der Eroberer soll dreißig Dörfer zerstört haben, um seine Jagdreviere zu erweitern! Die gewaltthätige Ausdehnung des s. g. Jagdrechtes führte oft geradezu zur Entvölkerung und Verödung ganzer Landstriche. Vgl. Bonnemène, Histoire des Paysans depuis la fin du Moyen Age jusqu'à nos jours. 1856. II. p. 200.

Die Aufseher und Besorger der Waldgeschäfte waren fest angestellte Personen, wiewol nach der Größe der Waldungen oder dem Stande der Eigenthümer verschieden beamtet. Die vornehmsten waren die Forstmeister (magistri foresti), welche mehrere Förster (forestarii) unter sich hatten; von ihnen ist schon in dem erwähnten Kapitulare Karl's des Großen die Rede, welches wir als den Embryo der forstlichen Kultur und Bildung betrachten müssen.

Die in den folgenden Zeiten entstandenen Weisthümer, Märkerordnungen und Förstergedinge u. s. w. legten sodann den Grund zu den Forstordnungen, und sind als Institutionen zur Erhaltung und Bewirthschaftung der Wälder der Grund, auf welchem die Gesetzgeber und Forstwirthe späterer Zeiten mit mehr oder weniger Erfolg fortgebaut haben. Die erste landesherrliche Forstordnung war die von Matthäus Lang, Erzbischof von Salzburg, vom Jahre 1524. Mit diesem Gesetze eröffnete sich für das Forstwesen eine neue Epoche, indem dasselbe nur die Aufmerksamkeit der Regierungen in erhöhtem Maße in Anspruch zu nehmen begann, besonders da, wo ausgedehnter Bergbau, Fabriken oder der Holzhandel die Forsten so sehr angegriffen hatte, daß man deren Erschöpfung fürchtete. Selbst der Reichstag beschäftigte sich damit; namentlich begünstigte er die Bemühungen um die Holzsparkunst.

§ 116. Abnahme der Wälder durch Ackerbau und Industrie, sowie durch Naturereignisse, und die daraus erwachsene Forstwirthschaftslehre. So sehr man die hohe Wichtigkeit des Waldes schon frühzeitig hie und da erkannte und auf Schonung und Erhaltung desselben bedacht war, so zeigte sich doch bereits im 16. Jahrhundert in vielen Gegenden eine bedeutende Abnahme des Holzes. Aeußerte doch schon Luther: „Es wird noch vor dem jüngsten Tage an guten Freunden, tüchtiger Münze und wildem Holze großer Mangel sein!“

Handel und Gewerbe waren aufgeblüht, Straßen wurden angelegt und der Ackerbau, dessen Ausdehnung im Mittelalter die vielen Kämpfe und Streitigkeiten verhinderten, bemächtigte sich eines großen Theils der früher mit Wald bestandenen Oberfläche. Es wurden immer mehr Wälder gelichtet, während der Holzbedarf sich gleichzeitig steigerte; reichbevölkerte Städte und Dörfer mit ihren oft unübersehbaren Feldern und Wiesen traten an die Stelle, wo früher des Waldes Schatten geherrscht hatte. Sei es aus Indolenz, sei es aus Gewohnheit, den alten Spruch „Unglück und Holz wächst alle Tage“ vor Augen, dachte man meist nur daran, das Holz zu benutzen. Den augenblicklichen Vortheil berücksichtigend, schlug man, fast ohne Ausnahme, immer die schönsten und stärksten Stämme; — die schön geschlossenen Bestände verschwanden und an ihre Stelle traten durchlichtete Orte.

Bald aber vermochten die Felder und Aecker den an sie gestellten Ansprüchen nicht mehr zu genügen, der Mensch mußte auf Mittel sinnen, den ausgesogenen Boden neu zu kräftigen und seinen Heerden Nahrung zu verschaffen: da war es wieder der Wald, an den er sich wendete. Er beraubte ihn seiner nährenden Bodendecke, um diese den Feldern zuzuführen; er weidete seine Heerden auf den Stellen, die er früher bloßgelegt und für den Graswuchs geeignet gemacht hatte. Daß aber der Wald unter diesen Umständen

seine frühere Produktionskraft allmählig verlieren mußte, das liegt auf der Hand und es ist nur zu bewundern, daß man dieses schon damals nicht sah, und daß man es an vielen Orten noch jetzt nicht sieht, oder nicht sehen will.

So wurde der Ackerbau, der die Grundlage der Gesittung und geordneter Rechtszustände bildet, zur Ursache einer wesentlichen Umgestaltung des ursprünglichen Verhältnisses zwischen Wald und offenem Land. Die Verminderung des Waldareals geht mit der Zunahme der Bevölkerung Hand in Hand und zwar so lange zum Nutzen und Frommen eines Landes und seiner Bewohner, als sich die Rodungen nicht auf Wälder erstrecken, deren Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit oder zur Abwendung der von Seiten der unorganischen Natur drohenden Gefahren, sowie zur Befriedigung der Bedürfnisse des täglichen Lebens nothwendig ist. Schreiten die Waldrodungen weiter vor, so verbreiten sie über Land und Volk Verderben statt Segen, und zwar um so rascher und gefährlicher für die ganze Existenz, je ungünstiger die klimatischen Verhältnisse sind und je weniger Sorgfalt auf die Pflege und Sicherung der noch vorhandenen Wälder verwendet wird. Die Natur ist ein großes organisches Ganze, in welchem jeder Theil ein wichtiges Glied ist, jeder der normalen Erhaltung des großen Ganzen dient; wunderbar ist hier oft die Verkettung der Wirkungen und es ist ernster Betrachtung werth, wie hier die Erhaltung des Einen vom Gedeihen des Anderen bedingt ist. Zu den erwähnten Beeinträchtigungen der Wälder durch die Landwirthschaft, sowie durch den aufblühenden Bergbau (vgl. § 107), kamen unheilvolle Naturereignisse, gewaltige Windbrüche und Waldbrände, so daß die Abnahme der Waldungen in ungebührlichem Maße vorwärts schritt. (Schon im 16. Jahrhundert warnt Sully, im 17. Jahrhundert Colbert vor der Vernichtung der Wälder.) Aber trotz der traurigen Gewißheit der Waldverwüstung gelangte man erst spät zu einer geregelten Wirthschaft, bis endlich „als Helfer in der Noth eine junge Wissenschaft entstand, ein Kind des Mangels, der bösen Zeit, das eine bessere herbeizuführen bestimmt war“. (Cotta.)

Während man vorher der Forstpflege meistens nur beiläufig in Schriften über Jagd, Land- und Staatswirthschaft gedacht hatte, so begann man im 18. Jahrhundert in erhöhtem Grade durch Schriften für das Forstwesen zu wirken. Den Reigen dieser neuen Epoche in der Geschichte der Forstwirthschaft eröffnete Hans Karl von Karlowitz mit seiner Sylvicultura oeconomica (1713). Ihm folgten Flemming, Döbel, Moser, Beckmann, Hartig, König, Hundeshagen, Pfeil, der „Jupiter omnipotens“ der Forstwirthschaft, Wedekind und viele Andere, welche die Forstwirthschaftslehre tiefer begründeten und ausbauten und so ihrer heutigen Entwicklungsstufe entgegenführten. In der Heranbildung der Forsteinrichtungslehre und der Forsttaxation, der Forstbenutzung und der Forstpolizei ist dem deutschen Forstwesen für alle Zeiten der Ruhm gesichert, als Vorbild allen übrigen Ländern Europa's voranzuleuchten. Erst nach dem Vorgange der deutschen Forstwirthschaft hat sich auch in anderen Staaten — freilich leider oft zu spät — das Bestreben geltend gemacht, für eine rationelle Waldpflege Terrain zu gewinnen. Die zum Theil für Deutschland nunmehr endlich wiedergewonnenen Provinzen Elsaß und Lothringen gehören, bez. gehörten zu den waldreichsten Provinzen Frankreichs. Wald- und Rebland

stehen hier im rechten, den natürlichen Bedingungen entsprechenden Verhältnisse zu einander und werden sich noch lange Zeit gut mit einander vertragen. Von der Gesammtfläche Frankreichs waren bisher nur 16,32 % bewaldet, dagegen finden wir von der Fläche

des (jetzt deutschen) Departements Oberrhein . .	33,12 %
des (jetzt deutschen) Departements Niederrhein .	35,5 „
des Departements der Maas	29,0 „
des (jetzt deutschen) Departements der Mosel . .	26,70 „
des Departements der Meurthe	30,08 „
des Departements der Vogesen	32,99 „

noch mit zum Theil herrlichen Waldungen bestanden. Schon dieser Waldreichthum aber ist ein beredtes Zeugniß für das Deutschthum dieser Länder. Denn — so gewagt es auch sein mag, derartige allgemeine Sätze aufzustellen: tausendfältige Erfahrung beweist, daß der Waldbesitz und die Waldschonung den germanischen Völkern ebenso dringendes Bedürfniß ist, wie die romanischen Völker mit diesem edlen Gute verschwenderisch umgehen. Man denke auch an die uralte deutsche Sitte, Linden oder Eichen zur Erinnerung an erfreuliche Zeitereignisse zu pflanzen, so neuerdings Friedensbäume!

§ 117. **Der Wald im Haushalt der Natur.** Wissenschaft und Erfahrung haben es, so viel auch noch darüber gestritten wird, zur unumstößlichen Wahrheit gemacht, daß der Wald eine klimatische Potenz von der hervorragendsten Bedeutung ist. Angemessen vertheilte Waldungen reguliren die Temperatur eines Landes, d. h. sie wirken den Extremen der Hitze und Kälte entgegen. (Vgl. Contzen, Der Einfluß des Waldes. Leipzig, 1868. S. 5 ff.) Bewaldete Gegenden sind ferner reich an Quellen und lassen bei eintretenden Regengüssen das gesammelte Regenwasser allmählig verlaufen, während in entwaldeten Landstrichen, namentlich in Gebirgsgegenden, brausende Gießbäche verheerend der Ebene zustürzen. — Besonders ist das Moos dazu berufen, an seinen Wurzeln die kleinen Wasserrinnen des fließenden Regenwassers und des schmelzenden Schnees in die Erde zu leiten und die Feuchtigkeit zu erhalten. Die Wälder sind somit, wie Simson's Haar, nicht blos Zierde, sondern auch Wahrer der Kraft. Wo der Wald schwindet, wird das Klima ungleichmäßig, Stürme und Gewitter werden heftiger, Hagelschläge und Wolkenbrüche häufiger, und letztere machen den Boden kahl und versanden ihn. Die Vegetation ist daher mit ihrer Blüte an den Wald gebunden, und mit ihm selbstverständlich die Landwirthschaft.

Die Wichtigkeit der Wälder im Haushalt der Natur läßt sich auf negativem Wege leider an zahlreichen Beispielen darthun. So haben viele Gegenden von Kleinasien, Griechenland und Spanien durch Entwaldungen ihre frühere große Fruchtbarkeit des Bodens eingebüßt. Die Ausrodung der Wälder auf dem Karst, die bereits von den römischen Kolonisten zur Bewältigung der am Adriatischen Meere hausenden Räuber begonnen ward, ferner die Vertilgung des Hochwaldes auf den Inseln des Grünen Vorgebirges, haben die Unfruchtbarkeit des dortigen Bodens zur Folge gehabt, da dort die wolkenbildenden Dünste nicht mehr zurückgehalten, sondern von den Stürmen entführt werden. Ebenso bietet Frankreich ein abschreckendes Beispiel für die bösen Folgen leichtsinniger Waldzerstörungen. Ohne irgend

welche Rücksicht für kommende Generationen, selbst nicht für die nächste Zukunft, wüthete jedesmal die Axt in den Waldungen, um für eine kurze Spanne Zeit die nöthigen Mittel zu schaffen. Selbst die aus Gesundheitsrücksichten so wichtigen und unentbehrlichen Parkanlagen im Herzen von Paris waren zeitweilig gefährdet. Ja, wenn das Holz nicht mehr hinreichen wollte, zögerte man nicht, dieses mit Grund und Boden zu veräußern. Schrecklich mahnten aber bald die von Zeit zu Zeit verheerenden Ueberschwemmungen zur Wiedererlangung des verlorenen Gutes.

Auch die Schweiz seufzt unter gleichen Mißhandlungen der Wälder; die jüngsten Ueberschwemmungen, von welchen dieses herrliche Land in erschreckender Weise heimgesucht war, werden von Sachverständigen, z. B. von dem rühmlichst bekannten Kantonsforstinspektor Coaz, der leichtsinnigen Verwüstung der Wälder zugeschrieben. (Vgl. Coaz, Die Hochwasser im September und Oktober 1868 im bündnerischen Rheingebiet vom naturwissenschaftlichen und hydrotechnisch-forstlichen Standpunkt aus betrachtet. Leipzig, 1869.)

Eine interessante Mittheilung macht endlich Dr. Hugo Schramm im „Buch der Welt" (1870, S. 59): In den russischen Ostseeprovinzen findet im Frühjahre ein an das Moorbrennen der Holländer erinnerndes Verbrennen des Strauchwerkes auf den Feldern statt, das dort „Küttisbrennen" genannt wird. Das Küttisbrennen, obwol auf den kaiserlichen Domänen verboten, wird auf allen anderen Gütern systematisch betrieben, weil die Asche des verbrannten Strauchwerkes ein sehr fruchtbares Düngmittel ist. Nun ist aber, seitdem das Küttisbrennen allgemein um sich gegriffen, in den russischen Ostseeprovinzen gerade während der sieben Wochen vom 1. Mai bis 18. Juli, wo dort der Regen dem Ackerbau am meisten noth thut, stets über außerordentliche Dürre geklagt worden, und die meteorolog. Tabellen der Sternwarte zu Dorpat ergeben in der That, daß jedes Frühjahr während der vorgedachten sieben Wochen eine längere Dürre aufzuweisen hat und im Durchschnitt nur der vierte Tag Regen bringt. Eine Ausnahme macht jedoch regelmäßig die Pfingstwoche, wo mindestens jeder zweite Tag schon ein starker Regentag ist. Da nun das Pfingstfest kein feststehendes, sondern ein veränderliches Datum hat, so kann man nicht annehmen, daß der Regen, dort etwas so periodisch und regelmäßig Wiederkehrendes, ein in der Stellung der Erde gegen die Sonne seinen Grund Habendes sei, wie die in den sog. Pankratiustagen wiederkehrende kältere Temperatur der Luft. Es geht vielmehr aus den Aufzeichnungen der Dorpater Sternwarte deutlich hervor, daß die während des Pfingstfestes stattfindende dreitägige Unterbrechung des Küttisbrennens den Regen frei macht, so daß er sich nicht allein durch häufigeres Eintreten, sondern meistens auch durch größere Fülle auszeichnet.

Alle diese Beispiele legen zur Genüge an den Tag, daß die Wälder von der Natur dazu bestimmt sind, die atmosphärischen Niederschläge und den Lauf der Gewässer zu reguliren, wofür sich auch die bedeutendsten Autoritäten, z. B. Boussingault, Arago, Moreau de Jonnès, Alexander v. Humboldt, ausgesprochen haben. Sie brauchen keines weitern Kommentars, um die Wichtigkeit des Waldes im Haushalt der Natur in das rechte Licht zu setzen.

§ 118. **Des Waldes Einfluß auf die Gesundheit.** Mit dem geschilderten Einfluß des Waldes auf Klima und Bodenfruchtbarkeit geht dessen sanitätische Bedeutung Hand in Hand. Es ist seit den ältesten Zeiten ganz im Allgemeinen anerkannt worden, daß Bäume und überhaupt frische Vegetation in der Nähe menschlicher Wohnungen den Luftkreis gesünder machen. Als man seit Priestley anfing, die Atmosphäre chemisch zu untersuchen, schrieb man diese Erscheinung vorzüglich der Verbesserung der Luft durch größeren Sauerstoffgehalt (welchen die Pflanzen ausscheiden) und der Verminderung der Kohlensäure zu. In neuerer Zeit glaubt man aber eine ganz bestimmte Einwirkung der Pflanzenwelt auf die der Gesundheit nicht zuträglichen Bestandtheile der atmosphärischen Luft, insbesondere auf die Sumpfmiasmen, erkannt zu haben. Man fand, daß die großen Sümpfe in Virginien und Karolina in einem Klima, welches dem von Italien ziemlich nahe kommt, selbst für die Europäer ganz ungefährlich sind, so lange dieselben mit Wald bedeckt sind, und daß die Luft erst ungesund wird, wenn der Wald gefällt ist. Nach Rigaud de Lille sind die Gegenden Italiens, die durch eine Waldwand geschützt sind, frei von Fiebern, während dieselben in den ungeschützten Theilen heftig auftreten. Indem Lancisi, einer der bedeutendsten Aerzte, Waldungen anpflanzen ließ, schützte er ganze Landstriche vor dem verderblichen Einflusse der aus Wechselfiebergegenden kommenden Winde. Werden dieselben durch keinen Wald aufgehalten, durch keine Bäume der schädlichen Stoffe, deren Träger sie sind, entledigt, so bringen sie unter Umständen Tod und Verderben, dezimiren die Bevölkerung ganzer Staaten, verkürzen die Lebensdauer und werden so die Quelle des Verderbens, des Untergangs blühender Städte und Länder. „Wo die Laubwälder vertilgt sind", sagt Masius (Naturstudien), „da nehmen die Winde jene Eigenschaften an, welche ihnen Hippokrates zuschreibt: sie streichen trocken über die Flächen, Vampyren gleich das Mark der Erde saugend, und statt, wie die Orphiker von ihnen sangen, Träger des Lebens zu sein, zeugen sie Siechthum und Tod. Neuerdings hat Dr. v. Pettenkofer zu München Mittheilungen veröffentlicht, wonach die Wälder auch insofern günstig wirken sollen, als sie zur Abwehr der Cholera beitragen. Bei dieser Gelegenheit möge noch bezüglich der sanitärischen Bedeutung des Waldes folgende Thatsache erwähnt werden: Im Jahre 1857 wurde der Forstort Reuter bei Ruhla (Thüringen) abgeholzt und seit dieser Zeit hat die Lungenentzündung, die man früher hier kaum kannte, jedes Jahr in diesem sonst so gesunden Orte geherrscht! (Verbürgt durch eine Mittheilung vom Amtsschultheiß Giese zu Ruhla.)

Das Anlegen von Gärten und Promenaden in den Städten und um dieselben hat nicht blos den Zweck, die Gegend zu verschönern und den Spaziergängern Schatten und Kühlung zu geben, sondern es soll durch dieselben zugleich die Luft, die hier am meisten verunreinigt wird, verbessert und der Wald mit seinem wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen gleichsam an und in die Stadt gezogen werden. So pflanzte bereits der Emir Fakr-el-Eddin unter Sultan Murad IV. im 17. Jahrhundert jenseits Berut in Syrien einen Pignolenwald, um das Klima der Stadt zu verbessern. So alt ist die Auffassung und Anerkennung des hochwichtigen Einflusses des Waldes auf die Gesundheit, aber erst spät hat man angefangen,

denselben im Großen zu würdigen. Man schone den Wald in der Nähe großer Städte doppelt sorgsam und baue ihn da wieder auf, wo Unvernunft und Kurzsichtigkeit ihn zerstört haben. — In dieser Beziehung sind die Städte Elberfeld und Barmen, besonders die letztere, anderen Centren der Industrie mit einem nachahmungswürdigen Beispiel vorangegangen. Die das Wupperthal einschließenden Höhenzüge sind mit parzellirten, durch Plaggenhauen und Streunutzung gänzlich devastirten Privatwäldern bedeckt, die vor kaum 20 Jahren den traurigsten Anblick boten. Seitdem sind ausgedehnte, der Stadt gehörige und von derselben angekaufte Ländereien, sowie einzelne von wohlhabenden Privaten zusammengekaufte Komplexe unter der unermüdlichen Thätigkeit des wackeren Stadtförsters Heintzen in rationellster Weise aufgeforstet und gleichzeitig ausgedehnte Parkanlagen ins Leben gerufen worden. Es wird von achtbaren Männern versichert, daß diese Waldanlage von Tausenden von Arbeitern mit Frau und Kind Sonntags besucht werde und daß der die Sittlichkeit hebende Einfluß dieser an reinen Genüssen reichen Gänge in die frische Natur schon jetzt bemerkbar sei, wo Alles noch im Entstehen ist. (Vgl. die treffliche Schrift von A. Bernhardt, Die Waldwirthschaft und der Waldschutz. Berlin 1869.)

§ 119. **Die ethische Bedeutung des Waldes.** Ueber diesen großen Vortheilen, welche die Waldungen uns darbieten, dürfen wir die reichen geistigen Gaben, welche aus dem Walde in die Herzen der Menschen überströmen, nicht vergessen. Ist ja doch nichts mehr geeignet, als gerade der Wald, die Größe und Harmonie der Schöpfung uns wieder und wieder in das Gedächtniß zu rufen! Wo fühlen wir uns höher und wärmer gehoben zu einer frommen Andacht, als im grünen Dome der Natur? Wo ist das geheimnißvolle Wehen des Gotteshauches, unergreifbar, unerforschbar sich schlingend durch die lange Kette alles Erschaffenen, deutlicher zu erkennen, als da, wo der Schöpfer alles Irdischen aus unscheinbaren Samenkörnchen hohe Waldmassen entstehen ließ?

Wem der Waldesodem Frieden in die Seele hauchte, der hält ihn nicht blos für einen äußeren Schmuck der Erde, sondern für ein wichtiges Glied im Reiche der Natur voll tiefer religiöser Bedeutung. Das Angenehme des Schattens, die Kühlung, das wechselnde Hell und Dunkel zieht den durch die Kämpfe des Lebens Ermüdeten an, und fern von dem Treiben der Welt wird das Herz in der Waldeinsamkeit wieder frisch und frei vom Drucke des Lebens. Alle die Wünsche, die Leidenschaften verstummen, aber aus der Tiefe der Seele, wie aus einer geheiligten Flut, hebt sich der Engel des Gebets.

Wenn Kummer dich befallen,
Geh hin zum grünen Wald.
Da triffst du Tempelhallen
In ihrer Urgestalt.

Da waltet Gottes Segen
In stiller Einsamkeit;
Kannst an sein Herz dort legen
Den Kummer und dein Leid.

Er ist die stille Kammer,
Wo Aeolsharfenklang
Verscheuchet jeden Jammer,
Womit die Seele rang.

Dort kann dein Herz gesunden:
Gott wohnt im grünen Hain,
Hast Frieden dann gefunden,
Kehrst neu gestärkt du heim.

Ja, wer im Walde gelebt hat, versteht es, wenn Bernhard von Clairveaux von sich erzählt, daß er in Feldern und Wäldern nachdenkend und betend am meisten gelernt habe und oft keine anderen Lehrer gehabt habe, als Eichen und Buchen, und unterschreibt auch wol den Spruch, der unter dem Bilde des Thomas von Kempen steht: „Ueberall suchte ich Ruhe und fand sie nur in Hoekens und Boekens“ (in Wäldern und Büchern).

Wo die Natur, wie dies besonders im Walde der Fall ist, in ihrer ganzen Größe auf den Menschen wirkt, da spricht sie stets zum Gefühl und Herzen desselben und übt einen mächtigen Einfluß auf seine geistige Entwicklung und seinen Charakter.

§ 120. **Einfluß des Waldes auf die Schönheit eines Landes.** Während große Landstrecken ohne Waldungen einförmig erscheinen und das Auge des Wanderers endlich ermüden, so beruht die Schönheit und malerische Ansicht einer Gegend zum großen Theil auf dem Vorhandensein von Wäldern. Für Gebirgsgegenden sind sie die schönste Dekoration der kahlen Gesteinsmassen; in Flachländern unterbrechen sie die todte Einförmigkeit der Ebene. Einer Gegend ohne Wald fehlt gleichsam die belebende Seele.

Mit Recht eilt der Künstler zur Bildung seines Schönheitssinnes in den Wald, um sich Skizzen zu sammeln für sein idealisirtes Bild. Die Bäume des Waldes, namentlich die stolze Eiche, sodann die ernste Tanne, die züchtige Birke und die trauernde Weide sind es, welche dem Künstler das Material zu seinen Schöpfungen liefern. Die Eichen des Albaner-Gebirges bei Rom, die Baumgruppen bei Interlaken sind bekannt als Wallfahrtsorte der Landschaftsmaler.

Selbst der Winter kann dem Walde seine Schönheit nicht rauben. Schon ehe er die Fluren in seine weiße Decke hüllt, behängt er die Bäume und Sträucher mit den zierlichsten Eiskrystallen und ahmt damit den Frühling in seiner vollsten Blütenpracht nach, und wenn er dann Wald und Feld mit Schnee bedeckt und jeden Farbenwechsel zu beseitigen droht, dann treten die immergrünen Nadelhölzer in ihr Recht und erfreuen das Auge durch ihre vom Weiß des Schnees gar freundlich abstechende Farbe. (Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht überflüssig sein, darauf aufmerksam zu machen, daß Derjenige, welcher sich eine größere Baumkenntniß verschaffen will, wohl daran thut, damit im Winter zu beginnen, weil man in dieser Zeit die Architektur der Bäume, wegen der mangelnden Belaubung, klar und deutlich vor sich sieht.)

Diese wenigen Andeutungen, die nichts mehr als solche sein wollen, dürften an den Tag gelegt haben, daß der Wald nicht blos dazu bestimmt ist, uns materielle Vortheile zu gewähren, sondern daß er auch in hohem Grade geeignet ist, unser Herz zu erfreuen, unseren Schönheitssinn zu bilden und dadurch zur harmonischen Entwicklung der inneren Menschennatur beizutragen.

„Haut den Wald nieder und ihr zerstört die historisch-politische Gesellschaft“, ruft uns warnend der Kulturhistoriker Riehl zu. Auch wenn wir keines Holzes bedürfen sollten, können wir doch den Wald nicht entbehren; brauchen wir das dürre Holz nicht, um unseren äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um

so nöthiger. Erhalten wir darum den Wald: nicht blos, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern damit auch die Pulse des Volkslebens frisch und fröhlich weiter schlagen.

§ 121. **Einfluß der Waldzerstörung auf das thierische Leben im Walde.** Daß die sinnlose Entwaldung eines Landes nicht blos die segenspendenden Quellen versiegen macht und die Schönheit einer Gegend vernichtet, sondern auch die freundlichen, in den Wäldern heimischen Sänger und damit zugleich die treuesten Bundesgenossen des Menschen im Kampfe gegen die Insekten verscheucht, ist eine weitere traurige Thatsache. Wenn neuerlich aus vielen Gegenden Deutschlands so häufige Klagen einlaufen über die Ueberhandnahme schädlicher Thiere, der Getreiderüsselkäfer, der Kohlraupen ꝛc., so hat ohne Zweifel die Waldrodung, sowie die Vermehrung der Ackerflächen, dazu wesentlich beigetragen. Sind wir durch überwiegend wichtige Interessen gezwungen, Wiedehopfen, Staaren, Eulen das schirmende Haus hinwegzunehmen, so müssen wir auf Mittel und Wege denken, diesen überaus nützlichen Thiergattungen ein anderes Unterkommen zu verschaffen. Muß hie und da der Wald der Kultur weichen, so ersetzen einzelne Baumgruppen bei den Dörfern und in den Feldern, Baumpflanzungen an den Wegen und Triften, lebendige Hecken um die Grundstücke gar Vieles in Bezug auf das Thierleben, vor Allem aber wird es von Wirkung sein, wenn von der ersten Jugend an den Kindern in allen Volksschulen Achtung vor Gottes herrlicher Schöpfung und Schonung der Thiere, besonders der Vögel, ernst und tief eingeprägt wird. (Vgl. Gloger, Die nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft.) Auch die moderne Forstwirthschaft, welche die zuwachslose, kernfaule Eiche, in deren Höhlungen früher das zahlreiche und vor Allem nützliche Geschlecht der Höhlenbrüter seinen Aufenthalt fand, nicht mehr duldet, hat auf das thierische Leben im Walde nicht wenig influirt.

In Preußen ist von der Centralstelle an alle verwaltenden Forstbeamten die Anweisung ergangen, hohle, schadhafte Bäume hier und da zu schonen, um den so wichtigen Höhlenbrütern ihre Brutstätten zu erhalten. Es wird ferner von den Staatsforstbeamten erwartet, daß sie im Wege der Belehrung richtige Ansichten über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der einzelnen Thierklassen unter den weniger Gebildeten zu verbreiten suchen. Endlich ist man von Staatswegen mit der Aufstellung zahlreicher Nistkästen vorgegangen, die überall in den königlichen Forsten an geeigneter Stelle angebracht werden. Das Beispiel hat schon jetzt nach wenigen Jahren so günstig gewirkt, daß man auch an manchen Bauergehöften zahlreiche Nistkästen sieht. Die beste Empfehlung wird dann später die Erfahrung sein, daß die Gärten und Felder in der Nähe solcher Gehöfte von Ungeziefer rein gehalten werden. (Vgl. Bernhardt, Waldwirthschaft. S. 49.)

§ 122. **Der Wald in seinen Beziehungen zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens.** Abgesehen von dem Einfluß des Waldes auf Klima und Bodenfruchtbarkeit, auf die Wohnlichkeit und Schönheit eines Landes, auf den physischen und geistigen Zustand des Volkes, tritt uns die große Nützlichkeit desselben schon bei einer bloßen Betrachtung seines Haupterzeugnisses, des Holzes, unverkennbar entgegen. Wer könnte wol in Abrede stellen, daß das Holz zu den unentbehrlichsten Gütern gehört, welche der Mensch besitzt? Holz bedarf er zur Hebung der in der Erde verborgenen Schätze und Holz muß er haben, wenn er dieselben in einen nutzbaren Zustand bringen will. Wenn es auch der fortschreitenden Industrie der Neuzeit schon gelungen ist und ohne Zweifel noch mehr gelingen wird, einen Theil des Bau- und Nutzholzes durch Metalle oder durch andere Mittel zu ersetzen, oder für gewisse Zwecke, zu denen man früher nur die stärksten Hölzer benutzte, sich mit Zusammensetzung aus schwächeren Holzsortimenten zu behelfen, so sind doch einem solchen Ersatze gewisse Grenzen gesteckt, die nicht überschritten werden können. Für das Brennholz giebt es zwar verschiedene Surrogate, z. B. Torf, Stein- und Braunkohlen, Abfälle bei manchen landwirthschaftlichen Produktionen ꝛc., allein theils sind diese Ersatzmittel nicht überall vorhanden, auch erschöpfbar, theils ersetzen sie für manche Zwecke das Holz so unvollkommen, daß die gänzliche Entbehrung des letzteren zu den größten Unbequemlichkeiten für die bürgerliche Gesellschaft führen würde. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Stein- und Braunkohlen nur Erzeugnisse untergegangener, s. g. vorweltlicher Waldungen sind. „Wo wir jetzt aus großer Tiefe die Steinkohle heraufholen, die Grundsäule unseres mächtigen Gewerbfleißes, da standen einst schattige Wälder, halb verwandt, halb unverwandt den unsrigen; unverwandt namentlich auch darin, daß sie nicht durchtönt waren von dem Morgengesang der Vögel, nicht durchduftet und durchglüht von buntblütigen Kräutern, welche jetzt unseren Waldboden durchwirken. Es waren nicht Eichen und Buchen, nicht duftende Linden und weißschaftige Birken, was den Steinkohlenwald bildete, nicht die im leisen Lufthauche erzitternde Espe oder die glattschaftige Esche, überhaupt kein Baum, wie sie jetzt unsere Laubwälder bilden. Und dennoch ist in unseren Wäldern ein Anklang an jene untergegangenen Wälder geblieben." (Roßmäßler, Der Wald. Leipzig 1861, S. 239.) (Für die Ansicht von der Entstehung großer Torfmoore aus ehemaligen Wäldern, die auch Forstleute theilen, lassen sich mehrfach historische Nachweise beibringen. Von Interesse ist in dieser Beziehung die Schilderung, welche Tacitus von dem Bourtanger Moor entwirft. Vgl. Tac. Ann. I, 63 und 64. Siehe ferner v. Pechmann, das Donaumoor in Bayern. München 1832. Festgabe für die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. Prag 1856.)

Je weiter die Civilisation fortschreitet, desto unentbehrlicher wird der Wald mit seinem Haupterzeugnisse, dem Holze. Wenn sämmtliche Edelsteine in ihre Elemente zersetzt würden, die Menschheit würde wenig davon berührt werden; daß aber wirklicher Holzmangel ein großes Unglück ist und auf den ganzen gesellschaftlichen Zustand auf die nachtheiligste Weise durch Lähmung der Industrie und Gewerbe einwirken muß, dafür liefert die Erfahrung eine große Zahl lautredender Zeugnisse.

In Grönland mußten sogar mehrere dort von den Herrnhutern angelegte Kolonien völlig aufgegeben werden, weil das Meer ihnen kein Treibholz mehr zuführte, welches das einzige Holz war, das man in jenem eisigen Lande hatte. (Die Eskimos benutzen zur Erwärmung ihrer elenden Schneehütten den Fischthran, der aber als ein nur unbedeutendes Heizsurrogat für das Holz zu betrachten ist.)

In der alten Chronik meines Heimatstädtchens Baldenburg — bemerkt einmal K. Ruß — fand ich eine Schilderung der Noth, welche die Bürgerschaft zur Zeit einer daselbst herrschenden Pest ertragen hatte. „Alle Leiden und allen Mangeln“, hieß es dort, „konnten wir ertragen und überwinden, allein die Strenge und Unmenschlichkeit, mit der man uns auch vom Holze absperrte, brachte uns mehr Entsetzen und Verzweiflung, als man sich vorzustellen vermag. Die schwerste Noth, geradezu unerträgliches Weh, verursachte uns der Mangel an Brennholz.“

In Mancha und Kastilien fehlt das Brennholz fast gänzlich und wie der Araber mit Kameelmist, nährt der Kastellane sein Feuer mit getrocknetem Rindviehmist. Auch in mehreren Provinzen von Südrußland kennt man nur noch Mist, Stroh und Heideunkraut als Brennmaterial. (Wie sinnlos man lange Zeit in Rußland mit dem Holze wirthschaftete, zeigt die Thatsache, daß zur Zeit Peter's des Großen die nach Petersburg gebrachten Breter nicht gesägt, sondern je eines aus dem Stamm mit der Axt zurecht gehauen war. Auch gegenwärtig ist die russische Waldwirthschaft noch immer sehr mangelhaft.) Ebenso giebt es in Frankreich Gegenden, wo man zum Theil aus Noth mit getrockneten Rasenbatzen kocht. Die Bewohner der höheren Nebenthäler der Flüsse Drac, Romanche und Durance*) leben größtentheils wegen Holzmangels in Höhlen, benutzen das wenige Holz, was sie haben, nur zum Kochen und liegen im Winter, um sich zu erwärmen, zwischen den Schafen. In London soll kein Winter vergehen, ohne daß einige Menschen erfrieren! Diese Beispiele schon genügen, um die allgemeine Wichtigkeit des Holzes für den gesellschaftlichen Zustand, für das Wohlbefinden der Menschen an den Tag zu legen. Der König und der bescheidene Landmann, keiner kann die Wohnung, das gegen Kälte, Sturm und Regen schützende Dach, den wärmenden Ofen entbehren. Auf die im Holze liegende Wärmequelle, ohne welche die Verbreitung des Menschengeschlechtes über die gesammte Erdoberfläche eine Unmöglichkeit sein würde, macht schon Franciscus Patricius († 1494) aufmerksam, dessen Schriften auch sonst manche Bemerkungen über die Forstwirthschaft, insbesondere über den Nutzen der verschiedenen Holzarten, enthalten. (Vgl. H. Contzen, Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. Leipzig 1869, sowie die kleinere Abhandlung desselben Verf. „Franciscus Patricius in der volkswirthschaftlichen, insbesondere forstwirthschaftlichen Literatur“.)

§ 123. **(Fortsetzung.)** Handel, Gewerbe und Industrie ferner verdanken ihr Gedeihen zum großen Theil dem Holze des Waldes. Mag man die unübersehbare Reihe der Handwerke und die verschiedenen Fabriken überblicken, stets wird man den großen Holzverbrauch in den verschiedensten Formen mit Staunen betrachten müssen. Zimmerleute, Wagner, Tischler u. s. w. sind gänzlich auf die Verarbeitung von Holz angewiesen. Alle anderen Handwerker bedürfen wenigstens hölzerner Geräthe, Maschinen, Werkzeuge, der

*) Zu Zeiten der Römer war die Durance ein schiffbarer Fluß mit so bedeutendem Verkehr, daß die Schiffer auf derselben eine eigene Korporation bildeten; jetzt trägt dieser Fluß kaum einen Nachen. Ladouzette, Hist. des hautes Alpes, p. 354.

Holzfeuerung u. dgl. Die vielseitige Verwendung des Holzes für die mannichfaltigen Zwecke des Fabrikwesens, für Eisenbahnbauten u. dgl. ist zur Genüge bekannt, so daß wir uns hierüber nicht ausführlicher auszusprechen haben.

Länder, welche, wie Oesterreich, Süd- und Norddeutschland, Nordamerika 2c., mit großen Wäldern gesegnet sind, ziehen aus diesem Reichthume große Einkünfte und nähren einen ergiebigen Handel, der schon deshalb als ein nutzbringender zu bezeichnen ist, weil er in der Regel ärmeren Waldbewohnern einen lohnenden Erwerb schafft. So ist für Sachsen und Thüringen besonders der Handel mit Holzwaaren (die Sonneberger Spielwaaren allein verbrauchen jährlich etwa 19,000 Klafter Holz), die Fabrikation von Kisten, Schachteln, Schiefertafeln 2c. wichtig.

So ist das Holz auf das Innigste mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens verknüpft. Der Stuhl, auf dem wir sitzen; der Tisch, an dem wir essen; die Bettstelle, auf der wir ruhen, besteht meist aus Holz und eingeschlossen in den aus Bretern zusammengesetzten Sarg wird Reich und Arm zur letzten Ruhestätte getragen. —

Aus dem Gesagten wird der Leser leicht erkennen, daß es eine der wichtigsten Pflichten einer guten Staatsverwaltung ist, die sich immer wieder aufs Neue ersetzende Quelle des Waldreichthums zu erhalten und sich dieselbe für alle Zeiten zu sichern. Namentlich ist zu diesem Behufe Vorsorge zu treffen, daß nicht der Reiz des augenblicklichen Gewinns den gleichmäßigen und hohen Ertrag der Zukunft beeinträchtige. (Vgl. H. Contzen, Die Bedeutung des Waldes und die moderne Spekulationswirthschaft, Forstliche Zeitfragen S. 1—16.)

§ 124. **Nebennutzungen.** (Die Waldstreu.) Außer dem Holze bietet der Wald noch eine Menge anderer Produkte, s. g. Nebenprodukte. Auch bei deren Benutzung finden oft noch große Mißbräuche statt, deren Beseitigung dringend nothwendig ist. Obenan steht die Streunutzung, welche leider auf den meisten Wäldern Deutschlands noch in sehr intensiver Weise lastet und in vielen Gegenden so tief eingewurzelt ist, daß man diesem Unfug nur nach und nach durch belehrendes und aufmunterndes Beispiel entgegenwirken kann. Millionen Menschen betreten noch den Wald, sie vernehmen das Rauschen des Laubes der Buchen und Eichen, sie sehen und bewundern den Moosteppich unter ihren Fußen; aber sie haben keine Vorstellung davon, daß die nachhaltige Entfernung dieser Stoffe gleichbedeutend ist mit dem Ruin der Waldungen, der Verödung der Länder und der Störung des materiellen und geistigen Wohls der Völker.

Die hohe staats- und volkswirthschaftliche Bedeutung der Waldstreufrage rechtfertigt es, wenn wir bei derselben etwas verweilen. Selbst da, wo man unter den günstigsten Wachsthumsverhältnissen der Kulturpflanzen Landwirthschaft treibt, kann dieselbe auf die Dauer nicht bestehen, wenn dem Boden nicht von Zeit zu Zeit Dünger zugeführt wird. Ganz in demselben Falle befinden sich die Waldungen; sie verschwinden, wenn man ihnen fortwährend ihren natürlichen Dünger entzieht.

Es ist ferner bekannt, daß die landwirthschaftlichen Kulturpflanzen den Boden verschieden stark angreifen; dasselbe gilt auch von den Bäumen des Waldes. Buche, Eiche, Esche und Ulme machen die größten Ansprüche an den

Boden, dann folgen Tanne und Fichte und die geringsten Bedürfnisse von allen Holzarten des Waldes hat die Kiefer. Die Chemie hat nachgewiesen, daß die Buche dem Boden etwa die doppelte Menge Aschenbestandtheile entzieht, wie die Kiefer.*) Wird nun in Buchenwaldungen durch anhaltenden Laubentzug die Bodenkraft geschwächt, so sind unsere Bemühungen, auf derselben Stelle wieder junge Buchenbestände zu erziehen, in der Regel erfolglos. Wir müssen die Buchen in die den Boden mehr schonenden Nadelhölzer verwandeln, und so kommt es denn, daß Buchen, Eichen, Ulmen, Eschen immer mehr aus den Waldungen verschwinden, daß die Waldnatur mit jedem Jahre eine eintönigere wird, daß manche von den holzverarbeitenden Gewerben gesuchte Sortimente zum Nachtheil der Industrie immer seltener werden.

Der nachhaltige Entzug der Bodendecke des Waldes führt also zunächst zur Umwandlung werthvoller in die vielen Gefahren ausgesetzten Nadelholzwaldungen und von diesen endlich zur gänzlichen Verödung des Waldgeländes.

Sehr ernste Maßregeln muß man diesen, längst aus ihren forstwirthschaftlichen Schranken herausgetretenen Mißverhältnissen der Urproduktion entgegenstellen, wenn nicht die traurigsten Folgen daraus erwachsen sollen. „Es ist — bemerkt von Dombrowski — ein gewaltiges Armuthszeugniß, wenn der Landwirth den Wald berauben muß, um die Lücken der eigenen Indolenz und Kurzsichtigkeit zu flicken." Die leichte Erwerbung der Waldstreu schwächt die Sorgfalt für die Gewinnung und Benutzung des Düngers, wie dies die Erfahrung in solchen Ortschaften zur Genüge lehrt, welche von der Waldstreunutzung Gebrauch machen dürfen und machen. Von dem Ankauf sonstigen Düngers nicht einmal zu reden, bleiben die Abfallsstoffe unbenutzt und die Mistjauche mit ihren für die Pflanzen so unentbehrlichen Salzen läßt man, und zwar zum Nachtheil der Gesundheit, in Bächen und Flüssen dem Meere zulaufen, Kartoffelkraut, vom Acker entfernte Unkräuter u. s. w. läßt man auf den Wegen herumliegen, statt sie in die Dunggrube oder in den Komposthaufen zu bringen; dagegen raubt man den Wald aus, aus dem die Landwirthschaft schon überdies eine ungeheure Quantität des vorzüglichsten Dungmittels, der Holzasche, bezieht.

Wenn wir bedenken, daß die Waldstreuabgaben in den meisten Fällen höchst nachtheilig auf das Wachsthum der Bäume einwirken und in manchen Gegenden Deutschlands den Bestand der Wälder immer in bedenklicherer Weise in Frage stellen, so erklärt sich der Widerwille, welchen der Forstmann als berufener Sachwalter künftiger Geschlechter gegen jede übertriebene, dem Laien so unbedenklich scheinende Waldstreunutzung empfindet, sowie die Hartnäckigkeit, mit welcher er die Interessen der Zukunft gegen die maßlosen Ansprüche einer selbstsüchtigen Gegenwart vertheidigt.

Wie es dem Einzelnen nicht zur Ehre gereicht, wenn er das von seinen Vätern ererbte Gut seinen Nachkommen verschlechtert hinterläßt oder dasselbe vergeudet, so wird auch ein gebildetes, gesittetes Volk dem Vorwurf der Sorglosigkeit nicht entgehen, wenn es ähnliche Handlungen sich zu Schulden kommen läßt und durch Devastation des Waldes das Wohl künftiger Geschlechter untergräbt. (Vgl. insbesondere die ausführlichen Erörterungen über Waldstreu von K. Gayer, Forstbenutzung. Aschaffenburg 1863.)

*) Auf einem Boden, der durch Streuscharren „buchenmüde" ist, zeigt die Kiefer noch ein freudiges Wachsthum.

§ 125. **(Fortsetzung.)** Nach der Streunutzung ist keine Waldbenutzung so oft dem Walde nachtheilig geworden, als die Waldweide. Besonders in Berglandschaften, wo meist das Acker- und Wiesenland auf beschränkter Fläche vorhanden ist und zur Ernährung des Viehstandes nicht ausreicht, hat das Bestreben, durch Verringerung des Holzbestandes die Weidefläche zu vergrößern, oft zur Verödung der Berge geführt. Die Waldweide ist weder mit einer rationellen Viehzucht, noch mit den Gesetzen einer geregelten Forstwirthschaft vereinbar. Besonders sind es die Ziegen, vor deren Klettertalent fast kein aufkeimender Baum auf dem steilsten Felsen sicher ist. (Ueber den Jammer der Ziegenweiden klagen alle Forstmänner, welche über die Schweiz und Tirol geschrieben haben.) Ebenso richten die Schafe in den Wäldern Spaniens den größten Schaden an.

Die Grasnutzung bietet in günstigen Lagen eine angemessene Rente, obwol die Gräser nicht den Futterwerth repräsentiren als jene des Ackers und der Wiese. — Die Grasnutzung ist in Bezug auf ihre Zulässigkeit verschieden beurtheilt worden. Vonhausen („Die Raubwirthschaft in den Waldungen", 1867) will sie eingestellt wissen und führt mit Recht an, daß dem Boden durch den Grasentzug eine Masse mineralischer Nährstoffe entzogen werde. Dies kann nicht bestritten werden, fällt aber auf mineralisch kräftigem Boden nicht so schwer ins Gewicht, daß man für das unbedingte Aufhören der Gräserei stimmen müßte. Auf eine Stufe mit der Streunutzung läßt sich die Grasnutzung nicht stellen; letztere ist aber da unbedingt unzulässig, wo sie neben der ersteren besteht. In manchen Fällen ist der Grasüberzug lästig und wirkt erstickend auf die Jungwüchse; seine Wegnahme ist aus waldbaulichen Gründen zweckmäßig. Was die Streu physikalisch und chemisch für den Waldboden wirkt, kann vom Waldgras nie erwartet werden. Erstere ist dem Walde fast in allen Fällen absolut unentbehrlich; letzteres kann in vielen Fällen entnommen werden, ohne den Holzzuwachs in irgend bemerkbarer Weise zu alteriren. Dagegen kann auf diesem Wege oft eine sehr bedeutende Futtermenge gewonnen werden, welche geeignet ist, einer Reihe kleiner, unselbständiger Wirthschaften die Ueberwinterung einer Kuh zu ermöglichen. Jede derartige wesentliche Verbesserung des Nahrungsstandes der Waldanwohner aber wird nur günstig für die Sicherheit des Waldeigenthums und die Ordnung im Walde wirken können.

Die Samengewinnung bildet einen unter günstigen Verhältnissen nicht unwichtigen Theil der Nebennutzungen; das Sammeln von Nadelholzzapfen zum Ausklengen des Samens, von Eicheln und Bucheln zur Mast, beschäftigt zahlreiche Menschen.

Die Gewinnung der Baumsäfte, welche durch Anbohren oder Anreißen der Stämme gewonnen werden, bildet einen weiteren, mitunter rentablen Zweig der Nebennutzungen; doch hat sich derselbe leider auch zu einem gewissenlosen, die Waldbestände ruinirenden Frevel Befugter und Unbefugter herangebildet. (Welche Rolle den ätherischen Oelen und dem Harze bei dem Lebensprozeß der Bäume zugewiesen ist, das ist noch eine offene Frage; siehe Gayer, Forstbenutzung, S. 650.)

Die Rindennutzung. Die Baumrinde wird meistens zum Gerben des Leders verwendet und es eignet sich hierzu die Eichen- und Fichtenrinde ganz vorzüglich. Seltener wird hierzu die Rinde der Birke verwendet. In Norwegen wird die Birkenrinde zum Eindecken der Hausdächer benutzt. Von welchem Nutzungswerth die Birkenrinde überhaupt für die Bevölkerung Norwegens ist, beweist der Umstand, daß sie selbst zur Fertigung von Schuhen dient. — Zum Verschluß der Flaschen wird die Rinde der Korkeiche benutzt. Daß auch zu Schwimmapparaten, zu elektrischen Operationen ꝛc. der Kork vielfach dient, ist zur Genüge bekannt. In Spanien, wo die Korkeiche vorzugsweise zu Hause ist, giebt es ein Kloster, dessen Zellenwände mit Kork belegt sind, woher es auch den Namen Korkkloster trägt.

Die Raff- und Leseholznutzung gewährt vielen Tausenden von Familien unentgeltlich den nöthigen Brennholzbedarf. Bei der leider in vielen Gegenden so bedenklich vorgeschrittenen Verarmung liegt in der Einräumung einer geordneten Leseholznutzung gewiß eines der vorzüglicheren und vom nationalökonomischen Standpunkte vorzugsweise gerechtfertigten Hülfsmittel zur Unterstützung der ärmeren Volksklasse. Einiger frevelsüchtiger Personen wegen die Leseholznutzung einstellen zu wollen, wäre eine kurzsichtige Maßregel: denn der Mißbrauch kann nur ausnahmsweise den Werth einer Sache vollständig aufheben.

Unter den eßbaren Beerenfrüchten des Waldes sind die Preißel- und die Schwarz- oder Heidelbeeren hervorzuheben, welche letztere auch zur Fabrikation künstlicher Rothweine dienen; unter den eßbaren Schwämmen des Waldes steht die schwarze Trüffel (Tuber cibarium) am höchsten in Ansehen. — So hoch auch die volkswirthschaftliche Bedeutung dieser Nutzungen anzuschlagen ist, indem Tausende von Familien Monate hindurch ihr Leben dadurch fristen, so wird der Werth derselben doch in der Regel nicht in den aufgestellten Waldwerthberechnungsformeln berücksichtigt. Allerdings ist es immer sehr schwer, oft unmöglich, zuverlässige Zahlen für diese so mannichfaltigen Nutzungen zu gewinnen.

Auch die Torfnutzung, sowie in Gebirgswaldungen die Benutzung der Steine, sind ein wichtiger Gegenstand von nicht geringem Belang für die Forstkasse, wie für die gesammte Volkswirthschaft (die Sandsteinbrüche in der s. g. Sächsischen Schweiz beschäftigen direkt oder indirekt wol mehrere Tausend Menschen).

Endlich muß noch die Jagd zu den Waldnutzungen gerechnet werden, nachdem sie Jahrhunderte lang neben der Mast als Hauptnutzung bestanden hatte. Auf den untersten Stufen der Kulturentwicklung war die Jagd ein mächtiges Kulturförderungsmittel, indem sie den Ansiedelungen Sicherheit gegen reißende Thiere verlieh. Sie war daher eine ehrenvolle Beschäftigung der Freien und Wehrfähigen. Wir sehen in jenen grauen Zeiten den kühnsten Jäger sich oft zur höchsten Macht emporschwingen. Zur Erhaltung und weiteren Ausdehnung der Wälder hat im Mittelalter nichts so stark gewirkt, als die Jagdliebe der Großen. Man zerstörte Dörfer und verwandelte ihre Feldfluren in Wald, um dem Edelwilde weite Reviere zuweisen zu können. Deutsche Kaiser beschäftigten sich mit der Abfassung von Jagdbüchern. (So schrieb Kaiser Friedrich II. im 13. Jahrhundert

ein Buch: De arte venandicum avibus. Auch Ludwig der Heilige, Philipp der Kühne, Karl IV., Karl IX. und Heinrich II. liebten die unter dem heil. Hubertus stehende Jagd leidenschaftlich Die Jäger hatten ihre Waidsprüche und machten gleich den Meistersängern Anspruch auf die sieben freien Künste: „Ein gerechter und gewisser Jäger hat von Fürst und Herren die Vergunst, Er soll genannt werden ein Meister der sieben freien Kunst.") Die altgermanische Rechtsanschauung von der Jagdfreiheit, welche jedem Freien zustand, hat sich in einzelnen Resten lange erhalten und es ist die Geschichte der Jagd wegen dieser Loslösung der Jagdnutzung vom Grundeigenthum besonders interessant. Der Grundsatz, daß das Jagdrecht ein Ausfluß des Eigenthumsrechtes ist, gehört der neuesten Zeit an.

Vor der fortschreitenden Bodenkultur wich mit dem Walde das Wild und im bleibenden Walde durfte die rationelle Forstwirthschaft die Jagd nur in der untergeordneten Stellung einer Nebennutzung dulden. Allein man ging hierbei in neuester Zeit oft zu weit, indem man den wirthschaftlichen Werth dieser Nutzung zu gering veranschlagte, sowie das moralische Element der Jagd übersah. — Für die Beschränkung einer der Land- und Forstwirthschaft schädlichen Ueberhandnahme der verschiedenen Wildgattungen müssen zweckmäßige Gesetze jederzeit und allenthalben Sorge tragen; andererseits ist es jedoch ein gleichgewichtiges Gebot und eine Pflicht der maßgebenden Gewalten, jenen wichtigen Nutzungszweig des Waldes vor gänzlicher Ausrottung zu sichern. Steht ja doch das Thierleben im Wald mit in erster Linie, wenn von der ästhetischen Bedeutung desselben die Rede ist.

Eine reiche Kultur kann auch ohne Schaden einen angemessenen Wildstand ernähren. Dieser Satz wird gewiß an kompetenter Stelle keinen Widerspruch finden, und es wäre vom nationalökonomischen Standpunkt sehr zu wünschen, daß man in dieser Hinsicht vollkommen vorurtheilsfreien Stimmen mehr Gehör schenkte, als dies in der Regel der Fall ist.

§ 126. **Die Servituten und ihre Beziehungen zur Forstwirthschaft.** Die Waldservituten stammen zum größten Theil aus der mittleren Periode der deutschen Geschichte und sind ganz naturgemäß entstanden, weil zur Zeit ihres Ursprungs die Produkte des Waldes einen geringen Werth hatten.

Zum Beweise, wie gering selbst im 12. Jahrhundert das Holz im Werth stand, dient die alte Forstordnung vom Jahre 1144 des Stiftes Mauermünster, nach welcher Jemand so viel Holz in Meilern verkohlen, für sich verbrauchen und verbrennen durfte, als er nur wollte, wenn er nur vor Ostern eine Henne und fünf Eier lieferte; gewiß ein gewaltiger Abstich zwischen sonst und jetzt in der Forstwirthschaft!

Außer der Schweinemast spielte in den Wäldern des Mittelalters, besonders in dem Nürnberger Reichswalde, auf der Württemberger Alp und im Schwarzwalde, die Bienenzucht unter dem Namen Zeidelwesen eine große Rolle. Die Bienenwärter hießen „Zeidler". Sie besaßen im Walde gewisse Güter, „Zeidelgüter", an denen das Recht der Bienenzucht klebte, und es wurden ihnen ihre Gerechtsame von Kaisern und Königen bestätigt, z. B. im Nürnberger Reichswalde von Kaiser Karl IV. in einem förmlichen Privilegium von 1350.

Die Waldservituten waren in jenen Zeiten für den Wald nicht drückend, während eine intensive Forstwirthschaft, wie dieselbe gegenwärtig die Regel ist, durch Servituten im Allgemeinen ebenso gehindert wird, wie eine intensive Landwirthschaft durch drückende Feldservituten. Es ist ein im Allgemeinen völlig richtiger Grundsatz, daß das freie, unbelastete Kapital leichter und erfolgreicher arbeitet, als das belastete und gefesselte. Eine konsequent aus diesem Grundsatz fließende Forderung ist die Befreiung des Bodens von Lasten jeglicher Art, welche das freie Eigenthums- und Dispositionsrecht über denselben beschränken, folglich auch die Befreiung des Forstgrundes von drückenden Dienstbarkeiten. Wo die Wälder mit Servituten belastet sind, da liegen in diesen selbst gar oft Hindernisse für die Ein- und Durchführung einer zweckmäßigen Wirthschaft; sie schwächen die Lust zur Vornahme von Verbesserungen, weil die Vortheile derselben nicht ausschließlich dem Eigenthümer, sondern — und zwar nicht selten zum größeren Theil — dem Berechtigten zufließen, der keinen Beitrag zu den Kosten derartiger Verbesserungen leistet. Vor Allem wird der Waldeigenthümer an der Einführung einer guten Wirthschaft durch unbeschränkte Weiderechte gehindert, weil diese die Schonung der Jungwüchse und in Folge dessen die Erziehung geschlossener, gleichmäßiger Bestände unmöglich machen; ferner besonders durch ausgedehnte Streurechte, indem durch die Ausübung derselben die Bodenkraft geschwächt, die Erziehung kraftfordernder Holzarten unmöglich gemacht und zuletzt sogar die Erhaltung des Waldes gefährdet wird. Es liegt klar am Tage, daß belastete Wälder keine so hohen Geld- und Materialerträge geben können, wie die nicht belasteten. (So vermindert der durch Streurechte verursachte Holzzuwachsausfall, verbunden mit den höheren Kulturkosten der ausgeraubten Waldungen, den Reinertrag derselben.) Es erwächst hieraus die Pflicht des Staates, daß vor Allem die dem Walde so schädlichen Streu- und Weiderechte abgelöst oder doch so regulirt werden, daß sie die Ein- und Durchführung einer rationellen Forstwirthschaft nicht unmöglich machen. Möchten die staatlichen Gesetzgebungsfaktoren auch diesen Gegenstand der Staatswohlfahrt einer eingehenden Würdigung unterwerfen, ehe es zu spät ist, und anerkennen, daß die Wohlfahrt des Ganzen durch die Wohlfahrt der einzelnen Glieder bedingt ist.

Ob die gänzliche Ablösung oder die bloße Regulirung und Fixirung der Servituten vorzuziehen sei, hängt von der Art und Natur der Servitut und von den örtlichen Verhältnissen, zum Theil auch von den Vermögensumständen des Waldbesitzers und der Berechtigten ab. — Wo das Streben nach Einführung einer guten Forstwirthschaft sehr rege ist, da suchen die Waldbesitzer ihr Eigenthum von Servituten ganz zu befreien; wo der Wald dagegen noch einen geringen Werth hat und für die Verbesserung der Bewirthschaftung desselben noch wenig Sinn herrscht, begnügt man sich mit der Regulirung der Berechtigungen, wenn man in dieser Richtung überhaupt Etwas thun will. Servituten, welche nur die dringendsten Bedürfnisse einer zum größeren Theil unbemittelten Bevölkerung decken, werden zweckmäßiger regulirt als abgelöst, weil auf diesem Wege besser für eine rechtmäßige und nachhaltige Befriedigung der Bedürfnisse gesorgt werden kann, als bei der Ablösung. In vielen Fällen hat die bloße Regulirung — gut durchgeführt — der gänzlichen Ablösung gegenüber entschiedene volkswirthschaftliche Vortheile,

wogegen sie den Belasteten nie ganz von den, den Verkehr mit den Berechtigten begleitenden Unannehmlichkeiten und kleineren oder größeren Streitigkeiten befreit.

§ 127. **Forstliche Betriebsarten.** Je nach der Art und Weise, wie die Waldungen verjüngt, gepflegt und benutzt werden, unterscheidet man drei Betriebsarten: Hochwald, Mittelwald und Niederwald. Während bei dem Hochwald der junge Bestand aus Samen oder durch anderwärts erzogene Samenpflanzen, die in den betreffenden Boden versetzt werden, erwächst, geschieht dies beim Niederwald nur durch die aus Stock und Wurzel hervortreibenden Schößlinge (Stock- und Wurzelausschläge). Im Mittelwald ist Beides vereinigt. Die Niederwälder werden entweder blos oder doch vorzugsweise der Holzerzeugung wegen gepflegt und benutzt, oder es wird der Gewinnung der Rinde eine große Aufmerksamkeit zugewendet. Die ersten sind die Niederwälder im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die zweiten bezeichnet man mit dem Namen Eichenschälwälder. Im eigentlichen Niederwald wird noch ein weiterer Unterschied gemacht: zwischen Beständen, in denen die Laubhölzer mit größerer Lebensdauer vorherrschen, und solchen, in welchen die schnell wachsenden, ein geringeres Alter erreichenden, Holzarten den Hauptbestand bilden. Die letzte Bestandesform nennt man, zum Unterschiede vom Niederwald im engeren Sinne des Wortes, Buschholz und die Behandlung derselben die Buschholzwirthschaft. Buschholzwaldungen findet man in der Regel nur an den Fluß- und Bachufern und im Ueberschwemmungsgebiet fließender Gewässer.

Im Hochwalde läßt man die Bäume, die überhaupt auf dem Areal Platz haben, so lange stehen, bis dieselben sich völlig entwickelt haben und den höchsten Ertrag geben, was bei den verschiedenen Baumarten und auch auf verschiedenem Boden zu verschiedener Zeit eintritt. So nimmt man im Mittel an, daß ein Fichtenhochwald im 90. Jahr, ein Buchenhochwald im 120. Jahre geschlagen werden muß. Damit die älter werdenden Bäume immer die zu ihrer Ernährung nöthige Bodenfläche, sowie den erforderlichen Luftraum haben, wird zu gewissen Zeiten ein Theil nach zweckmäßiger Ordnung aus dem zum Hochwaldbetrieb bestimmten Walde weggenommen, d. h. der Wald wird „durchforstet“. Die Einführung der Durchforstungen, welche schon Plinius erwähnt und im Mittelalter bereits Franciscus Patricius empfohlen hatte, ward vorzüglich durch G. L. Hartig gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befördert. Nach den Erfahrungen desselben liefert das wiederholte Herausnehmen eines Theils der Stämme, welche bei einer gewissen Größe zu dicht neben einander stehen, in 100 Jahren beinahe $1/3$ des ganzen Holzertrags und ist der Entwicklung der verschonten Bäume günstig, welche mehr Luft, Licht und Nahrung aus dem Boden genießen.

Wenn in gewissen Fällen der Waldeigenthümer durch bessere Verzinsung sich bewogen fühlt, den Niederwald oder eine kürzere Umtriebszeit vorzuziehen, so ist damit nicht auch schon die volkswirthschaftliche Nützlichkeit dieser Handlungsweise außer Zweifel gesetzt. Ueberhaupt thut man sehr Unrecht, wenn man, wie dies leider in der Gegenwart häufig der Fall ist, das Waldkapital dem Geldkapital des Handels gleichstellen und für das erstere dieselbe Rentabilität beanspruchen will.

In Bezug auf die dauernde Befriedigung des Holzbedürfnisses in einem Volke erscheint der Hochwald volkswirthschaftlich am nützlichsten, und zwar nimmt der Buchenhochwaldbetrieb ohne Zweifel die erste Stelle ein. „Unter den mannichfachen Formen“, bemerkt der um die deutsche Forstwirthschaft hochverdiente Geh. Oberforstrath Grebe zu Eisenach in seiner klassischen Schrift über den Buchenhochwaldbetrieb (Eisenach 1856, S. 1), „welche Natur, wirthschaftliche und unwirthschaftliche Behandlung unseren deutschen Waldungen aufgeprägt haben, steht der Buchenhochwald als eine der naturgemäßesten obenan. Die Buchenhaine waren und sind noch heute die Zierde unseres schönen Vaterlandes, und in der That unvergleichlich erhebend ist der Eindruck, den ihre in voller Kraft und Herrlichkeit prangenden Säulenhallen — die natürlichen Vorbilder der gothischen Spitzbogen*) — auf jedes Gemüth ausüben, das für wahre Naturschönheit Sinn und Verständniß hat. In ihnen fühlt sich der echte Forstmann wohler und heimischer; hier ist es, wo er sich mit den mannichfachen Verkümmerungen seiner Lebenssphäre aussöhnt, wo er, unberührt von dem Treiben der Welt, volle innere Befriedigung in seinem schönen Berufe und in sinniger Naturanschauung und Forschung findet. Stolzer hebt sich die Brust des Försters von echtem Schrot und Korn, wenn er auf seine geliebten Buchenverjüngungen, auf seine liebsten Pfleglinge, hinweisen kann, denn er weiß, daß er sich damit ein schönes und ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.“ Ja,

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Leider können wir uns der betrübenden Thatsache nicht verschließen, daß die soliden deutschen Buchenhochwaldungen ebenso an räumlicher Ausdehnung, wie an innerer Vollkommenheit immer mehr und mehr in Abnahme begriffen sind, wozu vor Allem die moderne Theorie des s. g. Reinertragwaldbaues, auf welche wir in dem nächsten Paragraphen zurückkommen werden, in der bedenklichsten Weise beiträgt

§ 128. **Die Aufgabe der Forstwirthschaft.** Die Forstwirthschaft ist auf die nachhaltige und möglichst vortheilhafte Benutzung des vorzugsweise der Holzzucht gewidmeten Waldbodens gerichtet. Der überall übliche und im Allgemeinen richtige Grundsatz, den Erfolg eines Unternehmens nach der Größe des Reinertrags zu bemessen, darf auch bei der Forstwirthschaft nicht aus dem Auge verloren werden; er erleidet jedoch hier insofern manche Abänderungen, als der Wald, wie wir bereits hervorgehoben haben, auch noch Funktionen, welche mit der Gesundheit und Fruchtbarkeit eines Landes, mit der dauernden Befriedigung der Holzbedürfnisse in naher Beziehung stehen, zu verrichten hat, die uns im Interesse der Gesammtwohlfahrt öfter

*) Fast allgemein schreibt man die gothische Baukunst den Gothen des fünften Jahrhunderts zu, und Bischof Warburton meinte, sie hätten die Idee von den überwölbenden Aesten ihrer Urwälder abgeleitet. Vgl. Lecky, „Geschichte des Ursprungs und des Einflusses der Aufklärung in Europa“. Leipzig und Heidelberg 1868. I, S. 199.

nöthigen, das Streben nach möglichst hohen Reinerträgen aufzugeben. In einem wohlgeordneten Staate, dessen Dauer als verbürgt angenommen werden muß, ist eine Spekulationswirthschaft von heute auf morgen, des bloßen Gewinnes wegen, welche bei dem Waldbau gar zu leicht auf Unterlassen des nothwendigen Holzanbaues, auf Abweichen von strenger Nachhaltigkeit und auf Verkümmerung des Waldwuchses durch Abkürzung der Umtriebe führt, als krämerhaft zu verwerfen. Der Staat, als ein bleibendes Ganzes, als ein lebendiger Organismus, hat nicht blos für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft zu sorgen; er darf dieser die Erfüllung der Staatszwecke nicht unmöglich machen und muß demgemäß die Wälder aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten. Es ist schon schlimm genug, wenn der Privatwaldbesitzer, den man in dem freien Gebahren mit seinem Eigenthum nicht beschränken will, den Wald als reine Finanzquelle betrachtet: wie viel schlimmer aber, wenn auch der Staat sich vom Motiv einer Portemonnaie-Waldwirthschaft wollte leiten lassen, bei der alles Streben allein auf Geld gerichtet ist! Nadelholzanbau, möglichst niedriger Umtrieb, oder vielmehr das gänzliche Rasiren der Wälder würden bei einer solchen Geldwaldwirthschaft das Beste sein, aber die für den Volkswohlstand furchtbaren Folgen würden nicht ausbleiben. Mit vollem Recht sagt in dieser Beziehung Knorr, durchdrungen von der hohen Bedeutung des deutschen Waldes: „Die Spekulationswirthschaft straft sich immer selbst; sie umnebelt den klaren Blick für Gegenwart und Zukunft; sie bleibt immer das von einem bösen Geiste auf dürrer Heide herumgetriebene Thier. Ja, die Erträge aus unseren Forsten sind oft gering. Darum aber die Staatsforstwirthschaft für einen volkswirthschaftlichen Fehler halten zu wollen ist ein großes Unrecht. Sie ist es gewesen, welche unsere Landeskultur vor spanischen Zuständen bewahrt hat und bewahren wird.“ (In alten Zeiten war Spanien eine Kornkammer Europa's, jetzt liegen große Provinzen unfruchtbar und ernähren kaum die Bewohner. Man hat die Wälder niedergehauen, dadurch Quellen und Regen verscheucht und das Land ausgedorrt. Nach den Berichten von Augenzeugen sind die klimatischen und Kulturverhältnisse von Centralspanien besonders traurig. Glücklicherweise bricht sich neuerdings in Spanien eine bessere Einsicht bezüglich der Wälder Bahn, wie das spanische Forstgesetz vom 1. Juni 1863 beweist.)

Am bestimmtesten tritt die Einseitigkeit der modernen Reinertragstheorie bei den sogenannten Schutzwaldungen ins Auge, welche erhalten werden müssen, um das Herabstürzen des Schnees, der Felsen und Eisschollen, das Ablösen des Bodens an steilen Hängen, die Ueberschwemmungen zu verhüten, an den Küsten die Bewohner gegen Stürme und Sandwehen zu schützen u. s. w. Hier bilden die direkten Einnahmen oft einen sehr untergeordneten Werth und doch hat der Staat das Recht und die Pflicht, diese Wälder zu erhalten, weil er darin höhere Zwecke verfolgt, als den bloßen Geldgewinn.

Es kann ferner sehr viel dafür sprechen, alle Servituten abzulösen (§ 126), die nachtheilige Ausdehnung der Berechtigungen ganz zu beseitigen; wenn man aber der ärmeren Volksklasse das letzte unveräußerliche Besitzthum dadurch raubt und sie in das Proletariat recht eigentlich hineintreibt, so kann eine solche Maßregel, so vortheilhaft sie auch für den Wald selbst sein würde, doch in volkswirthschaftlicher Beziehung sehr verderblich wirken.

Wir wollen durchaus nicht, daß der Staat im großen Ganzen beim Waldbau mit Verlust produziren soll, aber wir betrachten es für kein Unglück, wenn die armen Waldbewohner, welche auf so viele andere wohlthätige Einrichtungen des Staates mehr oder weniger verzichten müssen, wenigstens billiges Holz für ihren eigenen Bedarf beziehen können, oder wenn dieselben in den weit ausgedehnten Waldungen Gelegenheit zu Verdienst finden. Sehr richtig sagt einmal in dieser Beziehung der edle Pfeil, welcher sich besonders dadurch auszeichnete, daß er nicht blos den Vortheil, den Geldbetrag im Auge hatte, sondern auch überall die höheren politischen und sittlichen Beziehungen: „Es ist früher so viel über Jagdbarbarei, und zwar mit Recht, geschrieben und gesprochen worden, wo man, um einen feisten Hirsch zu schießen, die Felder der Bauern verwüsten ließ*); die Forstbarbarei, bei der man den Armen das Leseholz entziehen und ihn überall aus dem Walde vertreiben will, wenn er sich darin ernähren kann, ist sicher nicht weniger tadelnswerth. Die Töpfe der Erdbeersammler zu zerschlagen, weil sie ohne irgend einen Schaden angerichtet zu haben, die Beeren an einem verbotenen Orte sammelten, bekundet die Rohheit des Gemüths, die nicht geringer ist als die des Sklaventreibers. Die Ordnung, welche im Walde gehalten werden muß, erfordert dies nicht, eben so wenig als die Verpflichtung, dem Forstgrunde den höchsten Ertrag für das Nationaleinkommen abzugewinnen."

Billige Brennholzpreise begründen theilweise das Glück und die Existenz ärmerer Familien. Wer diese Thatsache leugnen wollte, beweist nur, daß er das Volksleben noch nicht kennen gelernt hat. Wenn der Staat seinen Bewohnern billiges Holz liefert, so erhöht er dadurch ihren Wohlstand, ihre Steuerkraft und dergl.

Alle diese praktischen Beispiele zeigen uns aufs Klarste, daß der Wald dem Staate nicht eine bloße Geldquelle sein darf, daß wir vielmehr in ihm einen der wichtigsten Faktoren im gesammten Haushalte der Natur und Volkswirthschaft besitzen. Aber leider finden wir diese hohe Bedeutung des Waldes selbst von vielen Forstleuten verkannt; nur zu häufig sehen wir, daß der Forstwirth nichts weiter als ein kalter Finanzmann ist, der nur Klaftern im Wald erwachsen sieht und nur nach dem Ruhme eines hohen Abgaben-Etats trachtet und alle anderen Interessen unberücksichtigt läßt.

Soll eine höhere Ansicht von der Aufgabe der Forstwirthschaft allgemeiner werden, so muß sich der Forstmann durch das Studium der Nationalökonomie (§ 18) über die Zwecke des wirthschaftlichen Lebens Klarheit zu verschaffen suchen. Er wird sich dadurch der Pflichten gegen seine Mitmenschen bewußt werden und zur Einsicht gelangen, daß er die Bedürfnisse derselben nicht der Bäume wegen vergessen dürfe, daß er besonders auch das Loos des ärmeren Theils der Bevölkerung möglichst erleichtern müsse. (Vgl. H. Contzen, Die Wichtigkeit der Nationalökonomie für Landwirthe, Forstmänner und Kaufleute. Leipzig 1859, S. 55—57.)

*) Bei dieser Gelegenheit sei auch an den französischen Baron erinnert, der, wenn er auf die Jagd ging, etlichen Bauern den Bauch aufschlitzen ließ, um in ihren Eingeweiden seine Füße zu erwärmen!

§ 129. **Von den besonderen Eigenthümlichkeiten der Forstwirthschaft.** Die charakteristischen Eigenschaften des Waldbaues, im Gegensatz zur Landwirthschaft, beruhen theils in der individuellen Verschiedenheit der forstlichen und landwirthschaftlichen Kulturpflanzen und in den dadurch bedingten ungleichen Erfordernissen der forstlichen und landwirthschaftlichen Produktion, theils aber auch auf der verschiedenen Bedeutung, welche die Erzeugnisse dieser beiden Zweige für die Konsumtion haben.

Der zunächst hervortretende Unterschied ist der, daß die Holzgewächse, vermöge ihres Baues, bei weitem genügsamer in ihren Ansprüchen an Boden und Klima sind, als die landwirthschaftlichen Kulturpflanzen. Wir sind im Stande, dort Holz zu ziehen, wo der Getreidebau, die Wiesenkultur ꝛc. nicht mehr möglich sind; so treffen wir in nordischen Gegenden, in welchen an eine landwirthschaftliche Kultur nicht mehr zu denken ist, noch Fichten, Kiefern, Lärchen und Birken in einigermaßen freudigem Wuchse; dazu kommt ferner, daß der Waldboden in der Regel keiner Bearbeitung, keiner Bedüngung bedarf. Die Wurzeln versorgen sich aus ansehnlicher Tiefe des Untergrundes mit Mineralstoffen, die Blätter starker Bäume haben eine große Oberfläche und ragen in Luftschichten von verschiedener Höhe, so daß sie viel Nahrung aus der Luft einziehen können. Die sog. Düngung durch den Abfall von Blättern und dünnen Zweigen ist kein neuer Nahrungszufluß, sondern der Rückersatz eines Theiles der Gewächse, der zur Bildung von Humus dient. Daß die Forstwirthschaft im Allgemeinen weniger Arbeitskraft benöthigt, als die Landwirthschaft und andere Gewerbe, ist eine weitere wesentliche Eigenthümlichkeit derselben. Die eigentlichen Bestellungsarbeiten, z. B. die Bodenvorbereitung zur Saat, das Pflanzen ꝛc., sind hier in bei weitem kürzerer Zeit abgemacht als in der Landwirthschaft; nach beendigtem Anbau aber bedarf der Wald, außer der Aufsicht, keiner weiteren Arbeit, bis endlich wieder zur Zeit der Haubarkeit die Holzfällung und Aufarbeitung nöthig wird. Diese Arbeiten vertheilen sich demnach auf einen so langen Zeitraum, daß der Betrag für das einzelne Jahr nur sehr gering ist. Günstiger stellt sich allerdings das Verhältniß, wenn der Waldbesitzer auch die Abfuhr besorgt, wenn er zugleich die Fabrikation von Holzwaaren, z. B. Häuserbauten, Schnitthölzer und dergleichen übernehmen, oder Köhlereien betreiben kann — und ganz insbesondere auch dann, wenn mit der eigentlichen Holzzucht ein Zwischenfruchtbau verbunden werden kann, wie dies z. B. beim Hackwalde, beim Röderbetriebe, bei der Baumfeldwirthschaft der Fall ist.

Die Zahl der Arbeiter entspricht daher auch den angestellten Betrachtungen. Nach den Zusammenstellungen in der Staatsforstwirthschaftslehre des Frhrn v. Berg bedarf bei dem Ackerbau im mittleren Deutschland ein Gut von 100 Morgen Größe bei einer mittelguten Bewirthschaftung zur Bearbeitung etwa 9 Menschen. Auf 225 Preuß. Morgen werden bei der Dreifelderwirthschaft 13 Arbeiter, bei der Fruchtwechselwirthschaft 17 Arbeiter, und wenn diese Wurzelgewächse in ihren Turnus aufnimmt, sogar 22 Menschen gebraucht. Beim Baue von Mais, Runkelrüben und Gespinnstpflanzen sind 27 Arbeiter nöthig. Die Graswirthschaft dagegen beschäftigt auf 150 Morgen einen Menschen. Gegen 5 Morgen Rebenland beschäftigen schon eine Familie und in der Nähe großer

Städte genügen sogar 2 bis 3 Morgen gutes Gartenland, um einer Familie von 5 Köpfen Arbeit und Unterhalt zu gewähren. Beim Waldbau dagegen rechnet *Hundeshagen* nur 1 Arbeitskraft auf 500 Morgen Betriebsfläche, und bei sehr intensiver Kultur kamen in Hannover 127 und in Sachsen 206 Morgen auf die Familie. Weil das im Winter gefällte Holz in jeder Hinsicht dauerhafter ist, verlegt man die Ernte gewöhnlich in die Winterzeit, wo überdies die Feldgeschäfte ruhen und der Tagelohn am niedrigsten ist.

Der Landwirth erntet jedes Jahr das, was im betreffenden Jahr gewachsen ist, und zwar — wenige Ausnahmen abgerechnet — vollständig; der Forstwirth kann den Jahreszuwachs nicht unmittelbar ernten; er ist genöthigt, im Walde große Holzvorräthe zu erhalten.

Eine rein ökonomische Thatsache unterscheidet ferner die Waldwirthschaft vom Landbau; bei diesem können alle Produkte nur dann vortheilhaft verbraucht werden, wenn sie völlig reif sind, und kann eine *Raubwirthschaft* nur insofern stattfinden, daß man die Bodenkraft zu sehr anstrengt und aussaugt. Beim Waldbau, der seine wahre Rentabilität erst zeigt, wenn eine richtig festgesetzte Umtriebszeit eingehalten wird, liegt für den Besitzer dagegen der Reiz zum Raubbau zu leicht vor, indem er die Schlagzeit nicht abwartet und des augenblicklichen Gewinnes wegen, ohne die Interessen der Zukunft im Auge zu haben, zu früh abholzt und den Ertrag verwerthet. Ein solcher Schaden ist viel intensiver und auch weniger zu heilen. Eingetretene Zerstörungen der Wälder lassen sich nicht wieder in 3, 4—6 Jahren herstellen, wie beim Acker- und Wiesenbau: beim Waldbau reichen Dezennien nicht aus, sondern es ist oft ein Jahrhundert erforderlich, um das Fehlende zu ersetzen, und in manchen Fällen ist dies gar nicht möglich. Bei dem Waldbau muß daher in ganz vorzüglicher Weise die Sorge für die Zukunft hervortreten, der Eigennutz muß zurücktreten und schweigen vor dem Schreckbild der gänzlichen Verödung eines Landes. Der Vater muß für den Enkel sorgen;

> Denn es gilt ein ewig Recht,
> Wo die hohen Wipfel rauschen,
> Von Geschlechte zu Geschlecht
> Geht im Wald ein heilig Tauschen;
> Was uns noth ist und zum Heil,
> Ward gegründet von den Vätern;
> Aber das ist unser Theil,
> Daß wir gründen für die Spätern.

§ 130. **(Fortsetzung.)** Von nicht geringem Einfluß ist ferner, daß die menschliche Kraft den Gefahren, welchen der Wald während seiner langen Wachsthumsperiode ausgesetzt sein kann, wie Sturm, Insektenfraß, Schneebruch und Feuer, nur ausnahmsweise entgegenwirken kann. Die Landwirthschaft überträgt durch die Versicherungsanstalten den durch unvorhergesehene elementare Ereignisse ihrem Eigenthume verursachten Schaden auf die Gesammtheit der Mitversicherten. Dem Waldbesitzer dagegen ist zur Zeit noch keine Gelegenheit gegeben, sich für derartige Kalamitäten entschädigen zu lassen.

Aus den vorstehenden Eigenthümlichkeiten des Waldbaues folgt, daß der Besitz von Wald vorzüglich für reiche Eigenthümer zweckmäßig ist, welche im Stande sind, *größere, gut arrondirte Waldkomplexe* zu

bewirthschaften und dauernd zu erhalten. Die Waldkultur im Wege der Parzellenwirthschaft ist nicht möglich, weil diese den Bäumen keinen Schutz wider Stürme gewährt, und weil nur größere Waldflächen die Kosten tragen können, welche der Schutz wider Diebstahl und andere Beschädigung erfordert. Beim Feldbau läßt sich über die Vortheile und Nachtheile der Groß- und Kleinkultur streiten, wer aber das Armselige eines ins Kleine getriebenen Waldbaues nicht sehen will, der muß sich geradezu die Hände vor die Augen halten.

In dem Maße, als der Waldbau ins Kleine, d. h. als er ausschließlich darauf hin angelegt wird, aus möglichst geringem Kapital in möglichst kurzer Frist die größtmögliche Rente herauszuschlagen, verliert der Wald seinen historischen Charakter, seine ideelle Wichtigkeit für die soziale und ästhetische Erziehung des Volkes, für die Individualisirung der Gesellschaft, mit einem Wort: seine sozialpolitische Bedeutung.

Die wenigen Waldkulturarten, welche einer Parzellirung günstig sind — wie etwa die lokal vorkommende *Haubergswirthschaft*, wo auf demselben Areal in periodischem Wechsel Waldbau und Ackerbau getrieben wird, oder die im Geldpunkte so rasch ergiebige Eichenschälwaldwirthschaft — heben an sich schon den Begriff des Waldes in unserm Sinne auf. Ein Eichenschälwald, der, sobald er einigermaßen kräftig ins Holz treibt, auch dem Wanderer alsbald nur dünne, abgeschälte Stämmchen mit verdorrten Laubresten entgegenstreckt, unterbrochen von dem dazwischen wuchernden kümmerlichen Raumholz von Haselhecken und Hainbuchen, ein Hauberg, in welchem Feld- und Waldkultur vollständig durcheinander geworfen wird, ist gar kein Wald mehr. (Siehe H. *Contzen*, Forstliche Zeitfragen. IV. Die ethische und ästhetische Bedeutung des Waldes. S. 56.)

§ 131. **Was kann und darf der Staat zur Förderung des Forstwesens thun?** Soll die Forstwirthschaft Fortschritte machen können, so müssen die der Förderung derselben entgegenstehenden Hindernisse weggeräumt und überdies muß dafür gesorgt werden, daß man die Waldbesitzer mit Erfolg an einer den Zuwachs übersteigenden Nutzung hindern und zur Vornahme der unumgänglich nothwendigen Forstverbesserungsarbeiten anhalten kann. Das ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich.

In den süddeutschen Staaten hat die Gesetzgebung der Waldverwüstung schon längst einen festen Damm entgegengestellt. Nicht in gleichem Maße ist dies in Norddeutschland, namentlich in Preußen, der Fall. Hier ist in den meisten Provinzen die Privatwaldwirthschaft gänzlich freigegeben und die nachtheiligen Folgen sind nicht ausgeblieben. Die Gesetzgebung ermangelt auch in Bezug auf die Gemeinde- und Korporationswaldungen der Einheit und es dürfte an der Zeit sein, der Frage näher zu treten, ob die Emanation eines allgemeinen Waldschutzgesetzes nicht zum unabweisbaren Bedürfniß geworden ist. Die Schwierigkeit, auf diesem Gebiete das Richtige zu treffen und den Begriffe des Staates, wie ihn unsere Zeit auffaßt, nicht untreu zu werden, ist unzweifelhaft groß. Es ist die schwere, aber schöne Aufgabe der Regierung, die Freiheit des Volkes in Schranken zu halten, ohne sie zu unterdrücken; seine Entwicklung zu befördern, ohne sie zu übereilen, und die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen in der Gegenwart dergestalt zu

verjüngen, daß nach den Gesetzen der Natur und Vernunft der Zukunft die sichersten Garantien geboten werden. —

Wo dem Staate die Mittel zu Gebote stehen, auch durch das Beispiel belehrend auf die Waldbesitzer einzuwirken, da muß er es thun und zwar um so mehr, als gerade auf dem Gebiete der Forstwirthschaft durch die praktische Ausführung der Vorschläge die Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit derselben am besten widerlegt und die Waldbesitzer am gründlichsten belehrt werden. Der Staat muß demnach in seinen Wäldern eine Musterwirthschaft führen und dafür sorgen, daß die Privatwaldbesitzer Gelegenheit finden, die Erfolge derselben kennen zu lernen.

Endlich kann und soll der Staat, wie bei der Landwirthschaft und andern Gewerben, auch bei der Forstwirthschaft durch Prämiirung ausgezeichneter Leistungen und ganz vorzugsweise durch möglichste Erleichterung des Bezuges von gutem Waldsamen und kräftigen, gesunden Pflanzen die gute Sache zu fördern suchen. Die Erleichterung der Samenanschaffung leistet immer, die Abgabe von guten Pflanzen zu billigen Preisen so lange ausgezeichnete Dienste, als die einzelnen Waldbesitzer über die Erziehung derselben noch nicht hinreichend belehrt oder dazu nicht gehörig eingerichtet sind. Ueber den Nutzen der Prämien kann man zwar verschiedener Ansicht sein, die Erfahrung zeigt aber, daß sie — wenigstens bei der Einführung von Neuerungen — ausgezeichnete Dienste leisten, indem durch sie die Prämiirten zu neuen Leistungen und zu unermüdlichem Fortschreiten auf der betretenen Bahn ermuntert und die Andern zur Nacheiferung angespornt werden. (Vgl. H. Contzen, Einleitung in das staats- und volkswirthschaftliche Studium, S. 210.)

In Ansehung widerrechtlicher Eingriffe in das Waldeigenthum sind alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche dieselben zu vermindern und unschädlich zu machen vermögen. Insbesondere ist die Ausübung des Forstschutzes thunlichst zu erleichtern, durch Belehrung und Ermahnung aber auf die bezügliche Bevölkerung in geeigneter Weise einzuwirken. Um nun hierin zum Ziele zu gelangen, wäre schon in der Volksschule der erste Grund dazu zu legen; sie sollte auf den großen Nutzen des Waldes im Haushalt der Natur und der Menschen aufmerksam machen, die Anerkennung des forstlichen Eigenthums hervorzurufen suchen, den Sinn für die Pflanzung von Holz und eine pflegliche Waldbehandlung zu wecken trachten. Wer im praktischen Leben öfters Gelegenheit gehabt hat, wahrzunehmen, wie die Beraubung des Waldes nicht für etwas Unmoralisches gehalten wird, wie selbst sogar Gebildete, wie die ganze öffentliche Meinung sehr lau in dieser Beziehung urtheilt, wird gewiß die Wichtigkeit einer angemessenen Belehrung über forstliche Verhältnisse nicht verkennen. Vor allen Anderen müßten die künftigen Dorfschullehrer sich die wichtigsten Kenntnisse aus dem Gebiete des Waldbaues aneignen. Die den Dorfschulen etwa zu Gebote stehenden Pflanzstellen wären zum Theil für Forstkultur zu verwenden, und wo möglich in der Nähe befindliche Forstbeamte für eine entsprechende Mitwirkung zu gewinnen. An Sonn- und Feiertagen zu haltende Lehrvorträge hätten sich nach Bedürfniß auf die ersten Anfänge eines forstwirthschaftlichen Unterrichts zu erstrecken, und leichtfaßlich gedruckte Anleitungen über die Holzzucht den Wißbegierigen die nöthige weitere Aufklärung zu geben. (Solche Schriften

müßten insbesondere enthalten: die Hauptgrundzüge der Bewirthschaftung bäuerlicher Waldungen, eine populäre Darstellung des Einflusses der Wälder auf Klima ꝛc.) Es gilt vor Allem, der Bevölkerung Achtung vor und Liebe zu dem Walde einzuprägen. Wir erreichen auf diese Weise nicht nur einen wirksameren Schutz, sondern erleichtern auch die Einführung einer guten Forstwirthschaft und machen dieselbe volksthümlich. Je mehr das Volk den Wald, seine Bedeutung in der Oekonomie der Menschen und die wichtigsten und folgenreichsten Aufgaben, welche derselbe zu lösen hat, kennen lernt, desto eher wird und muß es gelingen, der besseren Behandlung der Waldungen Eingang zu verschaffen, der Forstwirthschaft Freunde zu erwerben und dieselbe zum Gemeingute des Volkes zu machen.

Die Liebe zum Walde und namentlich den fleißigen Besuch desselben fördert man durch Anlegung schöner Waldwege, durch Steigerung der Mannichfaltigkeit in der Holzartenmischung auf viel besuchten Punkten, durch die Erhaltung malerischer und ausgezeichnet starker Bäume und Baumgruppen, durch Anbringung von Ruheplätzen, durch Begünstigung der munteren Sänger und der übrigen unschädlichen Bewohner des Waldes, überhaupt durch jede Maßregel, die darauf hinzielt, den Wald zugänglicher, mannichfaltiger und schöner und den Aufenthalt in demselben angenehmer zu machen.

Daß dergleichen Waldverschönerungen neben dem eigentlichen oder Hauptzweck der Waldwirthschaft bestehen können und die Erreichung des letzteren nicht gefährden, beweisen besonders die schönen Waldanlagen in der Nähe von Darmstadt, welche ihre Ausführung der Thätigkeit und Umsicht des Geheimen Oberforstrathes Zamminer verdanken, ferner die in der Nähe von Eisenach unter König's Leitung ausgeführten Anlagen. Die Forstwirthschaft hat sich in dieser Beziehung ein neues Element angeeignet, die Waldschönheitspflege, welche sich mehr und mehr zur Disziplin ausbildet und mit Recht die Wälder nicht blos nach ihrer materiellen Seite ins Auge faßt, sondern dieselben als einen charakteristischen Zug in dem großen Naturgemälde derjenigen Länder betrachtet, denen sie die Natur zum Geschenk machte.

Wo der Staat die hier vorgeschlagenen Mittel zur Hebung der Waldwirthschaft ergreift und in einer den lokalen Verhältnissen angemessenen Weise zur Ausführung bringt, da wird das Vorurtheil allmählig besserer Einsicht das Feld räumen und der Wald immer als ein Gut geschätzt werden, welches dem Volke als einem unsterblichen Organismus gehört, um zwar von dem lebenden Geschlechte benutzt zu werden, dessen Substanz aber der Nachwelt, soweit es das Gesammtinteresse erfordert, als ungeschmälertes Erbe und Heiligthum überliefert werden muß. (Als orientirende Schriften über die Waldwirthschaft sind insbesondere zu empfehlen: Roßmäßler, Der Wald. Leipzig und Heidelberg 1861; 2. Aufl. 1870. E. Landolt, Der Wald, seine Verjüngung, Pflege und Benutzung. Zürich 1866. Schleiden, Für Baum und Wald. Leipzig 1870. Rentzsch, Der Wald im Haushalt der Natur und Volkswirthschaft. Leipzig 1862. E. Ney, Die natürliche Bestimmung des Waldes und die Streunutzung. Ein Wort der Mahnung an die Gebildeten. Dürkheim 1869. — In diesem Sinne, den

Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen, sind auch die schon mehrfach angezogenen „Forstlichen Zeitfragen“ von H. Contzen, Leipzig 1870, sowie dessen frühere Schrift „Der Einfluß des Waldes“, Leipzig 1868, abgefaßt.)

Zweites Kapitel.

Von der Produktion der Manufakturen und des Handels.

A. Manufakturindustrie (technische Produktion).

§ 132. **Begriff und Bedeutung der Manufakturindustrie.** Die Güter sind so, wie sie uns die Urproduktion liefert, meistens zur Anwendung für bestimmte Zwecke noch nicht geeignet; sie müssen dazu erst bearbeitet und tauglich gemacht werden. Darin besteht die Aufgabe der Manufakturindustrie oder technischen Produktion.

Es ist von großer Wichtigkeit, den ganzen Einfluß, welchen die Entwicklung der Manufakturindustrie auf das ganze ökonomische Wohlsein äußert, kennen zu lernen und richtig zu würdigen. Abgesehen davon, daß durch sie viele Gegenstände der Urproduktion an Brauchbarkeit sehr gewinnen, giebt sie einer großen Zahl von Menschen Unterhalt und Erwerb. Sie unterstützt und belebt ferner aufs Wirksamste die Urproduktion mit Erleichterungsmitteln der Arbeit, mit Werkzeugen, Maschinen ꝛc.; andererseits erhöht die von ihr ausgehende Nachfrage nach Urprodukten den Absatz derselben in weitem Umfange. Sie liefert die Mittel für den Produktionsaustausch verschiedener Länder und Staaten und schürzt mit dem physischen Bande leiblicher Bedürfnisse zugleich den Knoten geistiger, sich gegenseitig bildender Wechselwirkungen zwischen allen Völkern der Erde. (Die von den Physiokraten gegen die Produktivität der Manufakturindustrie vorgebrachten Gründe sind als längst beseitigt zu betrachten.)

§ 133. **Formen des Betriebs der technischen Produktion.** Die Umbildung der Stoffe erfolgt theils unter Anwendung chemischer Agentien und mechanischer Hülfsmittel im Großen, Manufakturen und Fabriken (Großbetrieb), theils durch Verarbeitung der Stoffe im Einzelnen, Kleingewerbe und Handwerke.

Die Grundlagen alles Manufakturbetriebes sind die angewandten Naturwissenschaften und jeder Fortschritt in der Kenntniß der Naturgesetze hat neue, unberechenbaren Fortschritte in der Manufakturindustrie zur Folge. Daher die hohe Wichtigkeit des naturwissenschaftlichen und technischen Unterrichts, die Bedeutung polytechnischer und ähnlicher Lehranstalten für den Aufschwung der Industrie.

Die höchste Stufe der Industrie sind die bildenden Künste, höchst wichtig nicht nur für die geistige Entwicklung eines Volkes, sondern auch in nationalökonomischer Hinsicht, da ihre Erzeugnisse mächtig auf die technische Vollendung und Veredlung vieler anderer Industrieprodukte einwirken. — Bei vielen Arten von Kunstwaaren giebt es von den einfachsten bis zu den zierlichsten und kostbarsten Erzeugnissen eine vielfache Abstufung, so z. B. vom gewöhnlichen Trinkglas zu dem bunten, geschliffenen, geschnittenen Krystallbecher, von grober Leinwand bis zum gestickten Battist, vom groben Wollentuche zum Kaschmirschal, vom gemeinsten Töpfergeschirr zum vergoldeten und bemalten Porzellan. (Vgl. § 90.

§ 134. **Unterschied zwischen dem fabrik- und handwerksmäßigen Betrieb.** Das wesentlichste Merkmal des fabrikmäßigen Betriebes ist die Großartigkeit der Leistungen, begründet durch einen tüchtigen Unternehmer, durch zweckmäßige Arbeitstheilung, Maschinenbenutzung u. dgl. Das Handwerk bildet den Gegensatz hiezu: es arbeitet im Kleinen und verfertigt das einzelne Produkt im Ganzen, oder doch großentheils, durch eine und dieselbe Person. Es benöthigt vergleichungsweise weniger Kapital, minder ausgedehnte Arbeitswerkstätten, weniger Maschinen, und der Unternehmer sieht sich gewöhnlich so gestellt, daß er auch als Arbeiter an der Produktion Theil nimmt. Das Fabrikwesen fördert in höherem Grade die Gütervermehrung. Durch das Schaffen im Großen, durch die ausgedehntere Kapitalverwendung, zweckmäßigere Betriebseinrichtung und Maschinenbenutzung können die bezüglichen Waaren weit billiger zu Stande gebracht werden. Sie werden also wohlfeiler und leichter absetzbar. Beim handwerksmäßigen Betriebe sind die Arbeiten zwar öfter mit größerer Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt, die Waare ist nicht selten dauerhafter und besser; sie wird jedoch häufig auch unverhältnißmäßig theuer.

Der Gegensatz zwischen dem Fabrikwesen und dem Handwerk führt zu manchen Reibungen, aber auch zu einem volkswirthschaftlich nützlichen Wetteifer. Der handwerksmäßige Betrieb sieht sich genöthigt, das Aeußerste aufzubieten, um mit dem Großbetrieb in Konkurrenz treten zu können. Der Fortschritt zum Besseren wird so in hohem Grade gefördert. Endlich schwindet aber auch der Gegensatz zwischen Klein- und Großbetrieb immer mehr und mehr; neben vereinzelt arbeitenden Handwerkern kommen handwerksmäßige Betriebsleitungen in Aufschwung, die in ihren inneren Einrichtungen dem Fabrikbetriebe ziemlich nahe stehen. Die ganze Gewebe-Industrie ist heute mitten im Kampfe zwischen Handwerk und Fabrik begriffen; ähnlich ein Theil der Metallindustrie und der Holzwaarenindustrie. Mit Recht betont G. Schmoller in seiner vortrefflichen Schrift „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert“ (Halle 1870), daß die so landläufige Phrase, die Großindustrie habe das Handwerk verdrängt, die Sache nicht erschöpfe.

„Die Krisis des Handwerks“ — bemerkt der Verfasser — „ist keine Sache für sich; sie ist nur eine Folge der allgemeinen Aenderungen unserer gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse. Ein totaler Umschwung der Technik und des Verkehrswesens, eine außerordentlich rasch zunehmende Bevölkerung, eine vollständige Verlegung fast aller Standorte der Industrie wie der Landwirthschaft, eine ganz andere Organisation der bei der Produktion zusammenwirkenden Kräfte, total veränderte Klassen- und Besitzverhältnisse, eine ganz andere volkswirthschaftliche Gesetzgebung, alle diese Momente zusammen haben die moderne soziale Frage geschaffen. . . . . Da Licht, dort Schatten; da die

größten Fortschritte, dort Stabilität und Mißbehagen — das ist das Bild unserer Zeit. Ein optimistischer Civilisationshochmuth sieht nur, wie herrlich weit wir es gebracht, und es wird sich gar nicht leugnen lassen, daß Großes geschehen und erreicht ist. Nur wird man bei unbefangener Beachtung zugeben, daß wir noch mitten in einem Gährungsprozesse stehen, in einem Kampfe gesunder und ungesunder Elemente."

§ 135. **Volkswirthschaftliche Wirkungen des Manufakturbetriebs.** Eine höchst wichtige Folge des modernen Manufakturbetriebes ist die Erschaffung einer großen, besitzlosen, ausschließend von den Unternehmern abhängigen Arbeiterbevölkerung, als eine Hauptquelle der Zunahme des Proletariats und der Last der Armenernährung. Als hauptsächliches Mittel gegen diese Uebelstände kann man betrachten: Humane Behandlung der Arbeiter; besseres Verständniß des gemeinsamen Interesses der Arbeiter und Unternehmer; Unterstützungskassen, zu denen beide Theile beitragen, aus denen kranke und invalide Arbeiter Unterstützungen erhalten; Arbeitergenossenschaften zum gemeinschaftlichen Ankaufe von Verbrauchsgegenständen im Großen (Konsumvereine), Benutzung von Sparkassen, Vorschuß- und Kreditvereine. Auf diesem Gebiete hat in Deutschland Schulze-Delitzsch, der Vater unzähliger Vereine und Genossenschaften, der Begründer unnennbaren Glückes und Segens, sich die größten Verdienste erworben. Dagegen sind alle weitergehenden Tendenzen, welche das Gebiet des Kommunismus und Sozialismus berühren, unpraktisch und nachtheilig auf die Produktion wirkend. —

Bezüglich des oft haarsträubenden Mißbrauchs der Kinderkräfte im großen Manufakturbetriebe erscheint eine gesetzliche Intervenienz bei jeder Regierung, welcher das Humanitätsprinzip nicht fremd ist, unerläßlich.

Schulpflichtige Kinder müssen für die Schulzeit jedenfalls völlig freigelassen, es muß ihnen der regelmäßige Schulbesuch sogar auf alle Weise erleichtert werden. (Vgl. Emminghaus, Allgemeine Gewerkslehre, Berlin 1868, S. 96 ff.) In dieser Beziehung wird der deutsche Schulzwang in Elsaß-Lothringen höchst segensreich wirken.

Die Wohnungsfrage, insbesondere der Einfluß der Wohnungen auf die Gesundheit, ist in der jüngsten Zeit ein Gegenstand gründlicher und vielseitiger Untersuchungen, indem man ansteckende verheerende Krankheiten auf örtliche, in den Wohnungsverhältnissen zusammenwirkende Ursachen zurückzuführen gelernt und so diese Verhältnisse überhaupt nach allen Richtungen hin einer eingehenderen Beachtung gewürdigt hat, als dies sonst der Fall war. „Die Wohnungsfrage, bemerkt treffend Emil Sax, ist eine der jüngsten, aber auch ein echtes Kind unserer Zeit. Schnell herangereift nach einer raschen und selbst dem scharfen Auge oft verborgenen Entwicklung, drängt sie sich heutzutage überall auf und fordert allenthalben, wo nicht völlige Stagnation oder allmähliger Verfall im Völker- und Güterleben Platz greift, gebieterisch ihre Lösung. Sie ist eine der letzten Glieder in der langen Reihe wirthschaftlicher Fragen der Gegenwart, die der komplizirten Gestaltung und theilweise krankhaften Entfaltung der gesammten Lebensverhältnisse in den Staaten moderner Civilisation ihren Ursprung verdanken, die Jahrzehnte lang bedacht und besprochen, von Hunderten zu beantworten gesucht und endlich nach allseitig befriedigender Lösung als Marksteine auf dem weiten Wege zu der

Menschheit Zielen in den Geschichtsbüchern kommender Geschlechter verzeichnet werden." (Vgl. E. Sax, Die Wohnungszustände der arbeitenden Klassen und ihre Reform, Wien 1869.)

Die sittlichen Gefahren schlechter Wohnungen liegen besonders darin, daß sie die Bewohner der Reinlichkeit und Ordnung entwöhnen, daß sie ihnen die Häuslichkeit verleiden, daß sie, namentlich beim Vorhandensein vieler Wohnungen in einem Hause, vielfachen Anlaß zum Unfrieden geben, daß sie die Bewohner zur Zucht- und Schamlosigkeit erziehen. (Vgl. A. Emminghaus, Allgemeine Gewerkslehre, S. 110 ff., sowie insbesondere die gediegene Schrift von E. Laspeyres, Der Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit. Eine moral-statistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt Paris, Berlin 1869.)

Rücksichtlich der Maschinen (vgl. § 88) endlich muß bemerkt werden, daß die vermeintlichen Nachtheile derselben für den Arbeiterstand sich im Allgemeinen durch die Erfahrung nicht bestätigen. Vorübergehende, zeitliche Verlegenheiten der betreffenden Arbeiter sind eine Kalamität, die durch entsprechende Regierungsmaßregeln immerhin beseitigt werden kann, und gleich jeder andern zeitlichen Erwerbsstockung überwunden werden muß.

§ 136. **Förderungsmittel der Manufakturindustrie.** Einen sehr großen Einfluß auf die gedeihliche Entwicklung der Manufakturindustrie hat vor Allem die schaffende Kraft des Kapitals (§ 57 ff.). Ohne ausreichende Kapitalien kein industrieller Fortschritt! Dieselben müssen deshalb der Industrie ohne Schwierigkeit zufließen können. Dies wird aber möglich sein, wenn den Kapitalisten industrielle Unternehmungen nicht etwa durch gewisse Einrichtungen und Verfügungen zu sehr erschwert werden, wenn sich auch kleine Kapitalien zu einem großen Ganzen vereinigen können, und wenn der Kredit der Manufakturindustrie möglichst befestigt und erweitert wird.

Ferner kann die Manufakturindustrie durch Gewerbe- und Industrievereine in hohem Grade gefördert werden. Es sind dies Vereinigungen von Gewerbtreibenden und Gönnern der Volksbetriebsamkeit mit dem Zwecke, durch zusammenwirkende Kräfte die höhere Entwicklung der Gewerbe zu erstreben. Ihre nächste Aufgabe ist, sich mit dem Zustande und den Bedürfnissen der verschiedenen Gewerbe bekannt zu machen, die obwaltenden Mängel zu erforschen und denselben möglichst abzuhelfen. In dem Bereiche eines Gewerbevereines liegt es auch, auf die Errichtung von Lehranstalten für die Gewerbe hinzuwirken und sich zu überzeugen, ob die bestehenden dem Bedürfnisse der Praxis und den Anforderungen der Zeit entsprechen. Was uns an Bildungsmitteln nach dieser Richtung besonders noch Noth thut, sind eigentliche Fortbildungsschulen und namentlich technische, wie sie z. B. Schwabe in seiner Schrift „Die Förderung der Kunstindustrie, Berlin 1866" so eindringlich empfiehlt. — Für die weitere Ausbildung der Gewerbetreibenden kann der Verein auch durch populärwissenschaftliche Vorträge über wichtige Fragen und Aufgaben der Industrie, durch Einrichtung einer Leseanstalt, die mit klassischen Werken, insbesondere aber mit periodischen Schriften über das Gewerbswesen und seine Hülfswissenschaften wol versehen ist, Sorge tragen. Die Bildung solcher oft höchst

segensreich wirkender Vereine soll daher von Seiten der Regierungen bestens unterstützt werden.

An die Bildung von Gewerbevereinen schließt sich ferner mit Vortheil die Errichtung von Handels- und Gewerbekammern an, welche die Vertretung der gewerblichen Interessen und die Unterstützung der Regierungen in Gewerbsangelegenheiten durch Rath und That zum Zwecke haben. Außerdem werden öffentliche ehrenvolle Auszeichnungen verdienstvoller Gewerbsleute die Ertheilung von Erfindungspatenten, welche jedoch zur Beseitigung eines dauernden Monopols nur für gewisse Zeiträume zu gewähren sind, Erfindungsprämien und vorzüglich Gewerbeausstellungen (§ 86) die Manufakturindustrie in dem Maße unterstützen und heben, als es zur stetigen Beförderung des gedeihlichen Fortschritts der gesammten Volkswirthschaft und der allgemeinen Wohlfahrt nothwendig ist.

Noch müssen wir an dieser Stelle die Wichtigkeit einer klaren, konsequenten, spezialisirten Fabrikgesetzgebung und die Schaffung selbständiger Organe, welche dieselbe handhaben, besonders betonen. Die Bedeutung einer eingehenden Fabrikgesetzgebung, wie der englischen, liegt nicht in den zunächst ergehenden Geboten und Verboten — diese allein können nie helfen, wenn sie nicht dauernd auf die inneren Ursachen der Schäden wirken —; sie liegt vielmehr in dem erziehenden, die sittlichen Anschauungen von Fabrikanten und Arbeitern allmählig ändernden Einfluß, wie er hinsichtlich der englischen Gesetzgebung neuerdings von Ludlow und Jones so schön nachgewiesen worden ist. Besonders empfiehlt sich das Institut der englischen Fabrikinspektoren; selbst die freie Schweiz hat sich dieser Institution bemächtigt. Eine solche maßvolle Staatsthätigkeit, die auf Hebung der arbeitenden Klassen vor Allem durch Bildung und Erziehung, durch Beeinflussung der Sitten und Anschauungen, nicht aber durch gewaltthätige Experimente, zu wirken sucht, wird stets eben so erlaubt wie nothwendig erscheinen.

Was endlich die Streitfrage über Gewerbefreiheit oder Zunftzwang, welche für den Manufakturbetrieb von tief einschneidender Bedeutung ist, betrifft, so ist die Gewerbefreiheit als Regel auf heutigem Standpunkte eine unbedingte Nothwendigkeit geworden. In Frankreich brach die Revolution von 1789, welche mit Blut und Eisen in allen politischen und sozialen Verhältnissen eine Umwälzung von der größten Tragweite hervorrief, auch die starren Formen des allerdings einst so wichtigen Zunftwesens, und in der Gegenwart giebt es glücklicher Weise nur wenige Staaten, wo das Gesetz die Schranken, welche das Zunftwesen mit sich bringt, noch heiligt.

Sehr richtig bemerkt von Kleinschrod: „Die Abgrenzung der gewerblichen Thätigkeit in einzelne Korporationen mit bestimmt zugemessenen Befugnissen der Produktion bedingt, daß fürs Erste durch die Abgrenzung keine Produktionskraft gelähmt werde, daß die festgesetzten Grenzen nicht als Fesseln der Betriebsamkeit wirken, daß daher die Bedeutung und der Umfang eines jeden Gewerbes wissenschaftlich erforscht und erkannt und die Theorie durch praktische Anordnungen verwirklicht werde. Allein in dem Falle, wenn für einen Moment der Gegenwart diese schwierige Aufgabe gelöst erschiene, so würden die festgesetzten Grenzen bei dem steten Fortschreiten

der Industrie im nächsten Moment nicht mehr passend sein; eine neue Erfindung und darauf gegründete Beschäftigung würde genügen, um ein bereits klassifizirtes Gewerbe zu lähmen und mehrere in ihren gesetzlichen Bedürfnissen zu stören. Eine auf Ordonnanzen ruhende Eintheilung der Gewerbe würde daher niemals auf dem Niveau wirklichen Fortschritts stehen, sondern nur als Hemmung der Industrie einwirken. Die Entwicklung der Produktivkräfte in ihrem Fortschreiten auf den Bahnen der Wissenschaft, in ihrem Aneignen der Erfahrungen und neuen Entdeckungen bedarf vom Staate nur Eines: **Die Freiheit!**“

Nur ausnahmsweise erscheinen Beschränkungen bei solchen Gewerben nothwendig, welche bei unumschränkter Freiheit Gefahr für die Gesellschaft bringen.

B. Produktion des Handels.

§ 137. **Bedeutung des Handels im Organismus der Volkswirthschaft.** Der Handel bildet ein sehr wichtiges Glied in der großen Kette jener wirthschaftlichen Kräfte, deren Aufgabe es ist, die Volkswirthschaft zu heben und zu befördern. Die Philosophen des Alterthums und des Mittelalters hatten von der hohen Bedeutung des Handels noch keine Vorstellung. Plato sagte: „Handel verdirbt die Sitten; besser Minotaurus frißt die Athener, als daß sie eine Handel und Schiffahrt treibende Nation werden.“ Ebenso verwerfen Xenophon, Aristoteles und bei den Römern Cicero (vgl. § 3) den Handel. Der heil. Chrysostomus spricht allen Kaufleuten die ewige Seligkeit ab und der berühmte Scholastiker Thomas v. Aquino, der größte Philosoph des Mittelalters, hält den Weg, ein Volk durch Handel zu ernähren, für höchst gefährlich und schlüpfrig, indem derselbe gewinnsüchtig, weichlich und zum Kriege untauglich mache. (Vgl. H. Contzen, Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur, Leipzig 1869, sowie dessen Schrift: Thomas von Aquino als volkswirthschaftlicher Schriftsteller; ein Beitrag zur nationalökonomischen Dogmengeschichte des Mittelalters, Leipzig 1861.) Auch die meisten Schriftsteller der Reformationszeit sind dem Handel nicht günstig. Hutten beklagt die Summen, welche der auswärtige Handel verschlingt, wünscht denen, die ohne Pfeffer nicht leben können, das Podagra und die Franzosen, und bringt dem Pfeffer, dem Safran und der Seide ein Pereat. Selbst noch die Physiokraten sprachen dem Handel die Produktivität ab, obwol sie bereitwillig zugaben, daß er den wirklich Produktiven im Lande sehr nützlich werde. Dank der fortgeschrittenen volkswirthschaftlichen Bildung unserer Zeit sind alle diese Vorurtheile überwunden. Wir wissen, daß sowol Landbau wie Industrie und Handel gleich unentbehrlich im Organismus der Volkswirthschaft sind. Auf diesen Rädern bewegt sich der Wagen unseres Besitzes und Erwerbes, dadurch die ganze Oekonomie der Einzelnen und der Gesammtheit, hier rascher und einträglicher, dort langsamer und minder ergiebig, je nach dem praktischen Takt des Volks oder der Weisheit der Staatslenker.

Prüft man die Aufgabe des Handels, so liegt sie darin, den Uebergang der Güter aus den Händen des Produzenten in jene des Konsumenten zu

vermitteln. Dieser Uebergangsprozeß trägt aber wesentlich zur Erhöhung des Werthes eines Gutes bei.

Der Streit, welcher von beiden Faktoren: ob die ursprüngliche Arbeit oder die Thätigkeit des Handels, produktiver sei, ist gerade so fruchtlos und müssig, als etwa die Frage, welches von den beiden chemischen Elementen, Wasser- und Sauerstoff, an der Bildung des Wassers mehr Antheil hat. — Wie sehr der Handel nach der gedachten Richtung der Volkswirthschaft nützt, dafür genügen einige Beispiele: Der Handel hat es ermöglicht, daß jetzt an den Seen und Teichen Nordamerika's oft mehrere Tausende von Arbeitern durch viele Wochen mit Eishacken beschäftigt werden, daß die Eismassen, welche am Orte ihrer Gewinnung fast gar keinen Gebrauchswerth haben, in Pernambuko und an anderen Orten, ja in Batavia zu Preisen verkauft werden, welche ein Pfund Eis mit einem Pfund Baumwolle aufwägen lassen. — Ein analoges Beispiel bietet das Holz der Urwälder und überhaupt unkultivirter Länderstrecken; in Slavonien, im Banate und in den Donaufürstenthümern soll es noch Wälder geben, in denen man die Eichen fällt, um die Schweine mit den Früchten (Eicheln) zu mästen, während das Holz der Fäulniß überlassen wird. Sobald die Industrie größere Ansprüche an den Wald erhebt und der Holzhandel sich infolge der Anlage von Kommunikationsmitteln u. dgl. hebt, erhält das Holz unmittelbar Gebrauchswerth.

Der Handel ist eine Arbeitstheilung im Großen, er ist das wichtigste Verbindungsmittel der Völker; er enthält das belebende Prinzip der Produktion, der Steigerung der Erfindungskraft und der Talente. Durch seine mächtige Einwirkung werden die Segnungen der Civilisation, die Schätze wissenschaftlicher Kenntnisse nach den entferntesten Gegenden der Erde verbreitet. Viele Wissenschaften, die Künste, die Religion sind den Handelswegen gefolgt; die nächsten und ältesten Stationen des phönizischen Land- und Seehandels waren auch die ältesten Sitze des Christenthums außerhalb Palästina. „Die ersten Sitze des Völkerverkehrs", bemerkt Heeren, „waren auch die Sitze der ersten Kultur."

§ 138. **Arten des Handels.** Die Theilung des Handelsgeschäftes in Groß- und Kleinhandel trägt aufs Wesentlichste zur Erreichung der nationalökonomischen Vortheile des Handels bei; beide sind von gleich produktivem Werthe und unterstützen sich wechselseitig. Der inländische Großhandel eines Volkes verschafft den einheimischen Erzeugern den Absatz ihrer Waaren, erstattet ihnen die aufgewendeten Kosten und setzt sie dadurch in den Stand, den Erlös von Neuem zur Fortsetzung ihrer Geschäfte zu benutzen; durch ihn treten die Stoffarbeiten in ein richtiges Verhältniß zu den Bedürfnissen und dem Einkommen der Bürger, und die ganze Volkswirthschaft erhält erst durch ihn Zusammenhang und Festigkeit. Diejenigen Staaten genießen den höchsten und unerschütterlichsten Wohlstand, in denen der Binnenhandel die größte Lebhaftigkeit erreicht. Nur die Irrthümer des Merkantil- oder Handelssystems (§ 9) konnten zur Geringschätzung des inneren Handels führen; man ließ sich dazu aus dem irrthümlichen Grunde verleiten, weil er die Geldmenge eines Landes nicht vermehren könne. Hierzu kommt, daß man den Belauf dieses Handels

statistisch nicht so leicht schätzen kann, als den in wenigen größeren Kanälen zusammengedrängten auswärtigen Handel.

Der Kleinhandel bildet eine ununterbrochene Kette des Verkehrs mit dem Landbebauer und Manufakturisten, sowie mit allen Klassen der Konsumenten; durch ihn ist Jedermann in den Stand gesetzt, seine Bedürfnisse ohne Zeitverlust zu befriedigen, wodurch der Produktionskraft ein Grad von Entwicklung verliehen wird, welcher ohne Emporkommen des Handels unmöglich wäre.

Der auswärtige Handel oder die territoriale Theilung der Arbeit von Volk zu Volk ist in gleicher Weise für die Vermehrung des Wohlstandes ganzer Länder wirksam, wie der innere Handel für die einzelnen Provinzen eines Landes. Der auswärtige Handel führt, wenn keine Störungen stattfinden, die Produktion der Länder auf ihre natürlichen Bedürfnisse zurück, indem allenthalben nur die von Boden, Klima und anderen Umständen begünstigten Produkte umgetauscht werden.

Die Geschichte bestätigt hier, daß eine Theilung der Arbeit nach den naturgemäßen Produktionsbedingungen unvermeidlich ist. Jene materielle Unabhängigkeit der Völker von einander, wie sie die Schriftsteller des Mittelalters, besonders Thomas von Aquino, verlangen, das Prinzip der Autarkie des Staates, wonach derselbe in Beziehung auf die Produktion der Güter ein möglichst selbständiges, unabhängiges Ganzes bilden soll, kann gegenwärtig, wo der Handel ein festes Band um fast alle Kulturländer schlingt, nicht mehr als Bedingung des Volkswohlstandes angesehen werden. Es ist kein Unglück, daß England alljährlich gegen 8 Millionen Quarters fremden Weizens braucht, indem es diese Menge nur mit den größten Opfern selbst bauen könnte; ebenso wenig ist die Schweiz zu beklagen, daß sie jährlich über $2^1/_2$ Millionen Malter Getreide einführen muß; diese Länder würden sehr unklug handeln, wollten sie die Landwirthschaft auf Kosten der Industrie und des Handels begünstigen; es kommt eben darauf an, daß jedes Land die ihm in der Weltwirthschaft zukommende Stellung richtig begreife.

Der Welthandel ist der Inbegriff der gesammten, gegenseitigen Beziehungen aller Völker der Welt; sowie sich der Begriff der Volkswirthschaft zu jenem der Weltwirthschaft erweitert (§ 37), so wird auch aus dem Handel der Welthandel; in diesem Sinne ist der Ausdruck zu nehmen, wenn von einer Statistik oder einer Geschichte des Welthandels die Rede ist. — Häufig gebraucht man auch den Ausdruck Welthandel für den Gesammtverkehr derjenigen einzelnen Staaten, die infolge ausgedehnter Beziehungen mit allen größeren Kulturvölkern der Erde einen regelmäßigen und bedeutenden Güteraustausch pflegen. Allerdings steht bei der jetzigen Vollkommenheit der Kommunikationsmittel fast jeder größere Staat mit allen Kulturvölkern in Berührung, allein von den Wenigsten wird ein regelmäßiger Güteraustausch betrieben, welcher bedeutend genug wäre, um durch Einflußnahme auf Angebot und Nachfrage die Waarenpreise am Weltmarkte zu bestimmen. Diese hervorragende Stellung am Weltmarkte war zu allen Zeiten das Privilegium einzelner reicher Handelsvölker, die theils durch eine begünstigte Lage, theils durch Ausrüstung großer Handelsflotten, theils durch Kolonialbesitz, theils auch durch besondere Betriebsamkeit dazu gelangt sind.

So lag der Welthandel im Alterthume anfänglich in den Händen der Phönizier, dann der Karthager, im Mittelalter in den Händen der Italiener (bes. der Seestädte Venedig und Genua) und der deutschen Hansa; in der neueren Zeit in den Händen der Spanier und Portugiesen, dann der Holländer und endlich daneben bis jetzt der Engländer und theilweise der Franzosen. (Vgl. Näheres bei Engelmann, Geschichte des Handels und des Weltverkehrs. Uebersichtlich dargestellt zum Gebrauche für junge Kaufleute, sowie für Handelslehranstalten. Leipzig, O. Spamer.)

§ 139. **(Fortsetzung.)** Nach dem Maße, in welchem sich ein Volk an dem Handelsgeschäft betheiligt, wird zwischen Aktiv- und Passivhandel unterschieden. Unter Aktivhandel versteht man die unmittelbare thätige Betheiligung einer Nation an den Geschäften des Verkehrs, während beim Passivhandel die Nation den kaufmännischen Beruf, den Betrieb der Kommunikationsmittel, das Ausrüsten der Schiffe ꝛc. einer anderen Nation überläßt. Die meisten Kulturstaaten der neueren Zeit treiben Aktivhandel und höchstens von den orientalischen Völkerschaften, von den Chinesen, Japanesen u. s. w., könnte man sagen, daß sie Passivhandel führen. Es hängt von den speziellen wirthschaftlichen Verhältnissen ab, welches Maß der Thätigkeit das vortheilhafteste ist, ja in manchen Fällen wird nach dem Prinzipe der Arbeitstheilung sogar der Passivhandel zu billigen sein, während der Aktivhandel natürlich einer Nation größere Vortheile bietet.

Nach der Verschiedenheit der Handelswege giebt es zwei Arten: Land- und Seehandel. Geschichtlich beginnt der Verkehr als Landhandel und zwar in der Form des Karawanenhandels, und bis zur Entdeckung von Amerika bleibt die Hauptrichtung des Handels auf die Landwege aus dem Oriente nach Europa und Afrika beschränkt. Erst die Entdeckung von Amerika mit allen ihren unermeßlichen Folgen brachte die Nothwendigkeit mit sich, den Weg zu Lande, die Schiffahrt von Küste zu Küste, von Insel zu Insel zu verlassen. Von dieser Epoche an setzte sich das Weltmeer in den Besitz seiner ursprünglichen Rechte, Hauptstraße für den Weltverkehr zu werden.

Nach der Verschiedenheit der Gegenstände, mit welchen sich die einzelnen Handelsgeschäfte befassen, unterscheidet man zwischen Waaren- und Effektenhandel. Der Waarenhandel hat zum Objekte des Tausches alle Sachgüter mit Ausschluß des Geldes, der Geldsurrogate und Kreditpapiere, die dagegen dem Effektenhandel angehören; da auch Geld und Geldeswerth neben der Eigenschaft eines Cirkulationsmittels die Eigenschaft einer Waare haben, so ist streng theoretisch auch die eben erwähnte Unterscheidung unbegründet; sie wurzelt in den falschen Auffassungen vom Wesen des Geldes. Die Praxis hat sich indessen so sehr daran gewöhnt, daß man nur dann von Waarenhandel spricht, wenn Sachgüter von unmittelbarem Gebrauchswerthe umgesetzt werden, wogegen der Effektenhandel Sachgüter von imaginärem oder mittelbarem Gebrauchswerthe betrifft. — Der Waarenhandel läßt sich natürlich nach den Gattungsbegriffen der Waaren wieder in eine Menge Unterarten eintheilen, z. B. Buchhandel, Kunsthandel, Kolonialwaaren-, Korn-, Landesproduktenhandel u. s. w., deren Aufzählung überflüssig und gar nicht in erschöpfender Weise möglich wäre. — Der Effektenhandel zerfällt ebenso zunächst in den Geldhandel, welcher sich mit dem Tausche von Münzsorten,

Papiergeld und Metallgeld, ungeprägtem Gold und Silber befaßt; ferner in den Wechselhandel, der fast immer mit dem Waarenhandel und Geldhandel kombinirt wird, zunächst den Kauf und Verkauf von Wechseln zum Gegenstande hat, einen großen Theil der Thätigkeit der Banquiers ausmacht und je nach den verschiedenen Spekulationen, mit denen er in Verbindung gebracht wird, auch verschiedene Namen erhält; so heißt er Diskonto- oder Eskomptegeschäft, wenn er sich auf den Platz des Banquiers beschränkt und neben dem Kaufe des Wechsels den Zins diskontirt; er heißt auch Arbitrage, wenn er den Kauf und Verkauf von Wechseln verschiedener Zahlungsorte betrifft und besonders in den Unterschieden der Wechselkurse verschiedener Börsen den Gewinn sucht u. s. f. — Endlich ist eine Unterart des Effektenhandels der Verkehr mit allen öffentlichen oder Privatschuldverschreibungen, d. i. der Staatspapier-, Aktien-, Obligationen- und Looshandel. — Die zahlreichen Kombinationen der verschiedenen Arten des Effektenhandels bilden zusammengenommen den Inhalt des Treibens an den Geldbörsen. (Vgl. Rentzsch, Handwörterbuch der Volkswirthschaft. Art. Handel, sowie weitere Erklärungen der Arten und Unterschiede des Handels in L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute, insbesondere für Zöglinge des Handels. 13. Aufl. Leipzig, O. Spamer. 1869.)

§ 140. **Die Idee der vertheilenden Gerechtigkeit als der höchste Zweck des Handels.** Der Handel hat die hohe Aufgabe, die Ideale der Gerechtigkeit im wirthschaftlichen Volksleben zu verwirklichen. „Die Justiz soll, das Eigenthum betreffend" — sagt trefflich F. Schulze — „besonders dafür sorgen, daß Jedem erhalten werde, was er in rechtlicher Weise erworben hat; der Handel dagegen soll es dahin bringen, daß Jeder bei Vertheilung der Erzeugnisse und der Erzeugungsmittel das empfange, was ihm nach dem Grundsatze der Gerechtigkeit und Billigkeit zukommt.

„Im Tempel der Gerechtigkeit sollen die Juristen und die Handeltreibenden das heilige Amt der Priesterschaft gemeinsam verwalten, die Juristen als Priester der erhaltenden, die Handeltreibenden als Priester der vertheilenden Gerechtigkeit."

Diesem höchsten Grundsatze der Gerechtigkeit, welchen die Sittenlehre verlangt, entspricht der Handel, wie er jetzt ist, freilich nur sehr mangelhaft, aber es ist doch gegenwärtig in dieser Beziehung weit besser, als es in früheren Jahrhunderten war, so daß wir auf allmählige Beseitigung der noch vorhandenen Mängel hoffen können. Eine solche Vervollkommnung des Handels ist aber nur dann möglich, wenn klare und richtige Vorstellungen vom Wesen des Handels und den Gesetzen seiner Entwicklung im Volke verbreitet werden, und wenn insbesondere ein volksthümlicher Gemeingeist und eine edle Standesehre das Streben nach Geldgewinn, welches in kaufmännische Gewinnsucht ausartet, zügeln.

§ 141. **Vom Verhältniß des Handels zur Forstwirthschaft.** Der Handel ermittelt die Produktion und Konsumtion, befördert den Umlauf der Güter und deren angemessene Vertheilung. Er bringt also auch die Produkte der Forstwirthschaft in den Verkehr und führt sie den Konsumenten zu, verfrachtet das Holz und die anderen Erzeugnisse der Wälder bis in die entferntesten Gegenden und bringt sie dahin, wo man sie braucht und wo

sie den höchsten Gebrauchs- und Tauschwerth erlangen. Der Handel und die Forstwirthschaft stehen daher in einem innigen Verhältnisse zu einander. Sie brauchen sich gegenseitig und fördern sich gegenseitig. Dem Handel müssen Handelsartikel zu Gebote stehen, und der Wald liefert deren in Menge. Die Forstwirthschaft muß ihre Produkte absetzen, und der Handel macht ihr dies möglich. Es liegt im Interesse der Forstwirthschaft, wie der Gesammtheit der Bevölkerung, wenn die Regierungen den Handel mit Holz und anderen forstlichen Erzeugnissen nach Bedarf unterstützen, indem sie für entsprechende Pflege der Waldungen Sorge tragen, auf die Herstellung guter Kommunikationsmittel bedacht sind, überhaupt alles Dasjenige thun, was der gedeihliche Bestand der Forstwirthschaft und die Förderung des Handels wirklich benöthigen.

§ 142. **Förderungsmittel des Handels.** Um den Handel nach Gebühr zu heben und zu unterstützen, müssen nicht nur zweckmäßige Handelsgesetze ertheilt werden, sondern es ist auch das Geld- und Kreditwesen in jeder Hinsicht entsprechend zu ordnen. (Vgl. § 146 ff.)

Auf einige speziell zu betrachtende Fragen wird das folgende Buch zurückkommen. Hier bedarf es nur noch des vorläufigen Hinweises, wie und in welchem Maße die ganze wirthschaftliche Thätigkeit und der Handel insbesondere durch möglichst zahlreiche und vollkommen unterhaltene Kommunikationsmittel, Haupt- und Kommunalstraßen, Kanäle, Eisenbahnen u. dgl. gefördert wird.

Mit einer Energie, für welche vergangene Jahrhunderte auch nicht im Entferntesten ein Nebenstück aufzuweisen vermögen, warf sich der Unternehmungsgeist, welcher die Neuzeit charakterisirt, auf den Bau von Schienenwegen, Dampfschiff- und Telegraphenlinien, um den Handelsverkehr zu heben, den Austausch von Waaren zu erleichtern, den Gewerbfleiß zu beleben. Und wir sind immer noch in den Anfängen: man drängt rastlos weiter und immer weiter, ein Schienenweg fügt sich rasch an den andern. (Vgl. Näheres §§ 170—173.)

Fünftes Buch.

Der Güterumlauf.

Einleitung.

Umlauf im Allgemeinen.

§ 143. **Begriff und Bedeutung des Güterumlaufs.** Unter dem Umlaufe oder der Cirkulation der Güter verstehen wir den Uebergang derselben von einem Besitzer zum andern. Er ist jene organische Bewegung, in der sich die Güter von der Produktion bis zur Konsumtion befinden müssen, um ihre Werthsqualität zur vollen und ununterbrochenen Geltung zu bringen. Der Güterumlauf ist unzweifelhaft eine der wichtigsten Bedingungen einer blühenden Volkswirthschaft. Nur durch ihn kann bei der Sonderung der verschiedenen Stände und Beschäftigungen in der Gesellschaft jedes Bedürfniß befriedigt und zugleich eine entsprechende Produktion thätig unterhalten werden. Alle Zweige der Produktion schöpfen aus einem gesunden Güterumlauf Leben und Kraft, weil sie in ihm den Schatz der Arbeitstheilung heben.

Die Begriffe Verkehr, Umlauf, Umsatz, Tausch und Handel sind nahe verwandt und kommen im gewöhnlichen Sprachgebrauche oft synonymisch vor; wissenschaftlich indessen bestehen Unterschiede, die man nicht außer Acht lassen sollte. Verkehr ist die gesammte Verbindung der Menschen untereinander, die sich sozial durch den Austausch der Ideen, wirthschaftlich durch den Austausch von Dienstleistungen und Gütern charakterisirt. Umlauf ist die Totalität der in der Güterwelt stets vor sich gehenden Besitzveränderungen. Umsatz ist diese Bewegung, sofern sie am einzelnen konkreten Gute beobachtet und verfolgt wird. (Umsatz einer Waare.) Tausch ist der Akt der Hingabe eines Gutes für ein anderes. Handel endlich ist der habituelle, fortwährende Austausch der Güter unter Einzelwirthschaften und Volkswirthschaften, also das Organ des Güterumlaufs und das Werkzeug, dessen sich der Verkehr bedienen muß. Seine Bedeutung im Organismus der gesammten Volkswirthschaft wurde bereits beleuchtet (§ 137).

§ 144. **Verhältnisse des Umlaufs.** Die Beschaffenheit und die verschiedene Natur der Länder, die damit zusammenhängende eigenthümliche

Produktion, der Grad der Arbeitstheilung, der Kulturzustand der einzelnen Völker überhaupt üben einen wesentlichen Einfluß auf die Verhältnisse des Güterumlaufs. Bei vorschreitender Volkswirthschaft vermehren und verbessern sich nicht nur die Kommunikationsmittel, sondern auch die Tauschmittel werden vervollkommnet, der Kredit hebt sich, der Handel nimmt zu. Hierdurch wird aber der Güterumlauf wesentlich beschleunigt. Diese Beschleunigung (Lebhaftigkeit oder Schnelligkeit des Umlaufs) besteht darin, daß die Güter so rasch als möglich an den eigentlichen Bestimmungsort, in die Hand des Konsumenten gelangen. Je rascher die Cirkulation, d. h. je kürzer die Zeit zwischen mehreren Uebergängen der einzelnen Güter ist, desto mehr vermindern sich die Produktionskosten, weil die Kapitalien in diesem Falle minder lange beschäftigt sind. Je schneller eine Waare produzirt und verkauft wird, desto schneller kann auch dieser Kapitaltheil zu neuen Produktivdiensten verwendet werden, und desto weniger Zinsen nimmt er in Anspruch. Dabei ist zu bemerken, daß die verschiedenen Waaren selbst einen mannichfachen Grad von Cirkulationsfähigkeit haben, d. h. von Sicherheit oder Leichtigkeit, Abnehmer zu finden. Je kleiner, mit dem Werthe verglichen, Umfang und Gewicht einer Waare sind, je länger und bequemer sie aufbewahrt werden kann, je gleichmäßiger und bekannter ihr Gebrauchs- und Tauschwerth, desto leichter geht sie aus einem Orte, Zeitraume oder Besitze in den andern über. Daher besitzen z. B. Edelmetalle mehr Cirkulationsfähigkeit als Gewerbsprodukte, das Getreide mehr als das Holz.

Wie die Beschleunigung des Güterumlaufs, so nimmt auch seine Regelmäßigkeit mit der wirthschaftlichen Kultur zu. Die Konzentrirung derselben in wenige große Terminumsätze (Meßzeiten und Meßorte) gehört wesentlich den niederen Wirthschaftsstufen an, wiewol Mißernten, Krieg, Aufruhr ꝛc. zu jeder Zeit eine Umlaufsstockung verursachen können. Daher die allgemeine Wahrnehmung, daß früherhin schwungvolle Märkte ihre Bedeutung immer mehr einbüßen. Nur dort, wo sich nach der eigenthümlichen Natur eines Geschäftsbetriebes das Angebot von Waaren auf einen bestimmten Zeitpunkt beschränkt (z. B. beim Herings- und Sardinenfang), oder nur in bestimmten Zeitpunkten übersehen werden kann (z. B. bei der Hopfenernte) drängt sich noch immer der Verkehr hauptsächlich in gewissen Zeitpunkten zusammen.

§ 145. **(Fortsetzung.)** Die Fortschritte im Güterumlaufe drängen immer mehr zu dem Wunsche einer möglichst freien Bewegung. Die freie Konkurrenz, von welcher bereits im Abschnitt von der Produktion gehandelt wurde, ist auch in Bezug auf den Güterumlauf ein höchst wirksames Förderungsmittel, wenn nur durch weise Gesetze und Einrichtungen dafür gesorgt ist, daß das vernünftige Interesse der Gesammtheit in den freien Bestrebungen der Einzelnen seinen wahren Vollzug erhält. Es besteht durchaus kein stichhaltiger Grund, nachtheilige und unbillige Schranken des Umlaufs und der Produktion aufrecht zu erhalten, wenn sie von dem geläuterten Geiste des Fortschritts verurtheilt sind: nur darf der individuelle Eigennutz auch hier unter Freiheit der Konkurrenz nicht Zügellosigkeit und Willkür verstehen; denn der Einzelne ist für sich Nichts, nur als Glied des gemeinen Wesens ist und wirkt er. Es muß also hier, wie überall, auf die sittliche Wirkung

des Zeitgeistes durch wahre Bildung und maßvolle Selbstbeherrschung verwiesen werden, denn nur da wird die freie Entfaltung aller volkswirthschaftlichen Kräfte ihre höchsten Triumphe feiern, wo die geistige Kultur des Volks so weit gediehen ist, daß es sich selbst zu beherrschen versteht, wo die vermittelnden Uebergänge der einzelnen Stände nicht fehlen und die übermäßige Konkurrenz nicht in einen fortwährenden Krieg ausartet, in welchem Jeder blos die Ueberwindung und Vernichtung des Andern erstrebt. „Die Freiheit muß, wie Roscher bemerkt, nicht blos negativ, sondern auch positiv sein. Fehlt es durch Unreife oder Ueberreife des Volks an einem tüchtigen Mittelstande, so mag die unbeschränkte Konkurrenz wirklich ein „allgemeines Sauve qui peut“ (Bazard) heißen, „ein Schlachtfeld, auf welchem die Kleinen von den Großen verschlungen werden“ (M. Chevalier).“ Uebrigens finden auch die Uebel einer zu starken Konkurrenz, dieses Krieges der Produzenten gegen einander, darin wieder ihre Mäßigung und heilende Ausgleichung, daß alle Menschen zugleich wieder Konsumenten sind und die ganze Gesellschaft somit solchen andrängenden Ueberschreitungen wieder steuert.

Erstes Kapitel.

Das Geld als Umlaufsmittel.

§ 146. **Vorbemerkung.** Geld ist das allgemeine Umlaufsmittel, welches im Güterverkehr alle anderen Güter vertritt. Es giebt wenig Dinge, die so sehr Gegenstand allgemeinen Verlangens, die so sehr in Aller Munde und in Aller Gebrauch sind, wie das Geld, und über deren Wesen doch gleichzeitig im gewöhnlichen Leben so viele Vorurtheile und Irrthümer verbreitet wären, wie über das des Geldes. Es ist zwar nicht zu erwarten, daß eine klare Erkenntniß desselben auf unser gesammtes Volksleben rasch und in eklatanter Weise reformirend einwirken werde, aber daß Irrthümer über das Wesen des Geldes ganze Zeitalter in ihrer Kulturentwicklung zurückgehalten, über ganze Völker wirthschaftliches Elend gebracht haben, das ist eine Thatsache, die sich nicht hinwegläugnen läßt. Wir haben Spanien unter Karl V. und Frankreich unter Ludwig XIV. an dem Irrthume verarmen sehen, daß das Geld der Inbegriff aller Güter sei.

Die Spuren der Wirkungen des Merkantilsystems sind in dem Schutzzollsystem mancher Orte noch heute zu beobachten; noch heute laboriren wir vielfach an Schäden, die der Colbertismus verursacht hat; noch heute sind Viele in den Täuschungen der Allmacht des Geldes, welche zu allen Zeiten die Gemüther mehr oder weniger mit magischer Zauberkraft beherrscht hat, befangen. Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so schreit die Seele Vieler nach Geld und Gold, als dem einzigen Reichthum:

„Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles.“ (Goethe.)

Ja, es hat sogar Phantasten und Träumer gegeben, die den großen Meistern der modernen Chemie vorausgegangen sind, die Alchymisten, welche sich dem großen Werke geweiht hatten, dem Werke, zu finden, wie man Gold und Silber nach Belieben fabriziren könne. Sie liefen einer Chimäre nach, die Verwandlung der Metalle ist heutigen Tages in den Rang der Quadratur des Zirkels verwiesen.

Wie sehr das Gold blenden, die Geister und Gemüther beherrschen kann, dafür bedarf es nur der Erinnerung an den Ausspruch jenes Mannes, der eine breite und mächtige Spur in der Geschichte zurückgelassen hat.

Christoph Columbus schrieb im Jahr 1503 an die Königin Isabella und den König Ferdinand von Kastilien: „Gold ist ein wunderbares Ding! Wer dasselbe besitzt, ist Herr von Allem, was er wünscht. Durch Gold kann man sogar Seelen in das Paradies gelangen lassen.“ (Columbus im Briefe von Jamaica, 1503.)

Dieser Alchymie widerstehen nicht einmal res sacrosanctae. Heinrich III. raubt Klöstern u. s. w. ihre Reliquien, um sie zu versilbern. Den Phöniziern, einem Handelsvolke par excellence, galt Geld als die entäußerte Gestalt aller Dinge. (Vgl. K. Marx, Das Kapital, Kritik der politischen Oekonomie. Hamburg 1867. S. 93.)

„Wenn das Geld, bemerkt treffend Becher, zur Seele unserer Wirthschaft gemacht wird, dann reflektirt dasselbe auf alle Beziehungen der Menschen und erhebt sich zu dem Götzen, nach dessen Besitz sich Alle sehnen, vor dem Alle staunend und anbetend in die Kniee sinken.“

§ 147. **Zur Dogmengeschichte des Geldes.** Bevor wir auf das Geld selbst näher eingehn, wollen wir schnell die Jahrhunderte durchschreiten und sehen, wie die großen Geister über unseren Gegenstand dachten.

Von den Weisen Griechenlands, bei denen wir die ersten bedeutenderen Anfänge volkswirthschaftlicher Erörterungen zu suchen haben, hat vorzugsweise Aristoteles die Lehre vom Gelde, insbesondere den Gegensatz von Natural- und Geldwirthschaft, mit Deutlichkeit auseinandergesetzt und sehr gut erklärt, wie das Bedürfniß zur Erfindung des Geldes geführt habe (vgl. § 2).

Auch legt Aristoteles die Axt an die bereits in Griechenland verbreitete falsche Ansicht, wonach der Reichthum nur im Gelde bestehe, indem er in seiner Politik sagt: „Reichthum setzt man meist in die Menge des Geldes. Andere gehen wieder zu einem anderen Extrem über und behaupten, das Geld habe gar keinen inneren Werth; es sei Alles, was es ist, blos durch Konvention und Gesetze und gar nichts vermöge seiner eigenen Natur. Denn, sagen sie, wenn die, welche sich jetzt des Geldes bedienen, diese Konvention ändern, so ist es gar nichts mehr werth, ein Mensch könne an Geld reich sein und doch an den nothwendigsten Nahrungsmitteln Mangel leiden.“

Unter den römischen Schriftstellern haben besonders Cicero, Plinius und der Jurist Paulus Betrachtungen über das Geld angestellt.

Was das Mittelalter betrifft, so verdient die kanonistische Lehre vom Gelde besondere Beachtung. Die ganze Argumentation derselben zielte darauf hin, daß das Geld den unabänderlichen Maßstab für den Preis aller Dinge zu bilden habe. Das Geld erschien als der allgemeine Werthmesser, die mensura, der einzige Maßstab aller Dinge, regula et pretium omnium rerum.

Unter den mittelalterlichen Schriftstellern, welche speziell das Geld zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, sind vor Allem noch der (von Roscher gewürdigte) Bischof Oresmius und der Tübinger Professor Gabriel Biel, der letzte Scholastiker, zu erwähnen.

Auch die Reformatoren haben dem Gelde ihre Aufmerksamkeit geschenkt. So Luther, welcher vom Gelde eine Meinung hat, die wir schon im Alterthum und Mittelalter, besonders aber später bei den Merkantilisten antreffen; es gilt ihm als Reichthum. Jedoch ist nach ihm das Geld ein ungewisses, wandelbares Ding, auf das man sich nicht verlassen kann. „Wiewol alle Welt nach ihm jagt, so macht es doch Niemand recht fröhlich, verleitet zu Pracht u. s. w.“ Daß auf der anderen Seite Luther sehr wohl die Nothwendigkeit und den Werth des Geldes zu schätzen wußte, zeigen die Verse:

> Qui non habet in nummis,
> Dem hilft nicht, daß er fromm ist,
> Qui dat pecuniam summis,
> Der macht wol schlecht, was krumm ist.

Von den italienischen Schriftstellern, welche bereits frühe dem Geldwesen ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, sind besonders Davanzati, Scaruffi, Galiani und Machiavelli zu nennen. Unter den spanischen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts, welche bis jetzt kaum gewürdigt worden sind, leuchtet der berühmte Jesuit Mariana († 1624) hervor, welcher sowol in seinem berühmten Buche über den König und des Königs Erziehung das Geld in Betracht zog, als auch die Mißbräuche im Geldwesen in einer besonderen Schrift über die Verfälschung der Münzen geißelte, wodurch er sich großen Verfolgungen aussetzte. Die Schrift selbst war die Eingebung des reinsten Patriotismus. Auf das Anstiften des Ministers war die Münze in Spanien verfälscht worden. Mariana zeigte nun in seinem Werke die traurigen Folgen, welche ein solches Verfahren zu allen Zeiten gehabt hat. Der Minister wollte aber nicht Unrecht haben und bestrafte den Patrioten für seine Kühnheit durch eine Gefangenschaft, aus welcher ihn nur der Tod seines Verfolgers befreien konnte.

In Frankreich eiferte der große Staatsgelehrte Bodinus, den Viele als den Stifter des Merkantilsystems, jedoch mit Unrecht, ansehen, bereits im Jahre 1576 in seiner Schrift de republica gegen das Unwesen der Münzverschlechterung. Nebenbei sei bemerkt, daß die Untersuchungen dieses Schriftstellers, den rein finanziellen Theil betreffend, sehr viel Treffliches enthalten.

Von den deutschen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts, welche über das Wesen des Geldes, über die Triebfedern des Verkehrs Betrachtungen anstellten, ist Klock mit seinem Buche de aerario (1651) erwähnenswerth; sein System ist zwar ein roher Merkantilismus, der das Geld an sich hoch schätzt und Reichthum und Geld oft verwechselt. Was aber die in jener Zeit so wichtige Frage der Münzverschlechterung betrifft, so sieht Klock ein, daß daraus nichts Anderes folgt, als allgemeine Waarentheuerung und Verkehrsstörungen.

Die richtige Erkenntniß der Dinge steigert sich hier so weit, daß Klock meint, bei einer dazwischen liegenden Münzverschlechterung müßten in dubio die alten Schulden nach dem Metallwerth des gegebenen Darlehns bezahlt werden.

Im ähnlichen Geiste wie Klock haben noch andere deutsche Schriftsteller des 17. Jahrhunderts geschrieben. Da es indeß nicht unsere Absicht sein kann, eine vollständige Literaturgeschichte über das Geldwesen zu geben, sondern nur in Kürze einzelne hervorragende Theoretiker in der fraglichen Richtung vorzuführen, so seien noch Schröder (Fürstliche Schatz= und Rentenkammer, Leipzig 1686), Becher (Politischer Diskurs u. s. w., Frankfurt und Leipzig 1672) und Horneck (Oesterreich über Alles, 1654) flüchtig erwähnt. W. v. Schröder sagt geradezu, daß man den Reichthum eines Landes nach der Menge Goldes und Silbers ästimiren müsse.

Den Uebergang zu den neueren, richtigeren Ansichten bildet der berühmte Hamburger Professor Büsch mit seinem bekannten Werke über den Geldumlauf.

Die meisten der genannten Schriftsteller sind mehr oder weniger Anhänger des Merkantilsystems, dessen unheilvoller Irrthum hinsichtlich des Geldes in der sozialen Geschichte eine so große Rolle spielt.

§ 148. **(Fortsetzung.)** Den Gegensatz zu den Merkantilisten bilden die Sozialisten, welche von einer Tyrannei des Geldes sprechen, das Geld für Chimäre halten, das Kapital für „einen aus den ausgedörrten Gebeinen der Arbeiter errichteten Götzentempel, in dem täglich neue Menschenopfer dargebracht werden." (Thomas Morus in seiner Utopia, 1516, meint sogar, daß mit der bloßen Abschaffung des Geldes Laster und Elend größtentheils von selbst wegfallen würden.) Alle diese geldverachtenden Philosophen alter und neuer Zeit, deren Theorien, wenn sie in das Leben eingeführt würden, in ihren Konsequenzen zuletzt allen Volkswohlstand zerstören würden, haben keine Ahnung von der hochwichtigen Rolle, welche Geld und Kapital in der Wirthschaft eines jeden fortgeschrittenen Volkes bilden. Das Geld ist freilich nicht, wie die Merkantilisten annehmen, Zweck des Wirthschaftslebens, aber es ist ein äußerst wichtiges und nothwendiges Mittel desselben, mit dessen Hülfe sich die Arbeitstheilung, die Vereinigung der Kräfte, die gerechte Vertheilung der Dienstleistungen bewerkstelligt, die Schwierigkeiten des Tauschhandels beseitigt werden. Die Vortheile des Geldes, dieses „großen Umtriebsrades der Güter", wie es Adam Smith, der Kopernikus der Volkswirthschaftslehre, bezeichnete, sind so einleuchtend, daß alle Einwürfe der Sozialisten oder blinden Anhänger des Mittelalters nicht dagegen aufkommen können, wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß eine zu einseitig betriebene Geldwirthschaft auch ihre Schattenseiten hat, wie Alles unter der Sonne.

§ 149. **Natural= und Geldwirthschaft.** Die Geschichte zeigt, daß die Naturalwirthschaft — ohne Geld — nur bei Völkern auf niedriger Kulturstufe vorherrscht, dagegen jeder Kulturfortschritt auch die Geldwirthschaft fördert.

Kaum fangen die Völker an, aus ihrer Kindheit, aus dem wilden Zustande herauszutreten, so verlassen sie den einfachen Tausch, den direkten Austausch der Gegenstände. Es ist offenbar ein untergeordneter Zustand, in dem die Menschen die Dinge unmittelbar, die einen gegen die anderen, austauschen, ohne eine dritte Waare, ein tertium comparationis, einen allgemeinen Schätzer, ein Preismaß zu Hülfe zu nehmen. Jedenfalls können wir daher die Einführung der Geldwirthschaft anstatt der Naturalwirthschaft im Ganzen als einen der wohlthätigsten Fortschritte in dem Wirthschaftsleben eines Volkes bezeichnen. Der Gegensatz von Natural= und Geldwirthschaft ist von so breiter und fundamentaler Bedeutung, er wiederholt sich in der Geschichte jedes höher entwickelten Volkes mit solcher Regelmäßigkeit, daß ihn ein mit historischem Blick begabter Nationalökonom unmöglich übersehen kann.

Der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft kann keineswegs willkürlich herbeigeführt werden; er ist ebenso wie jeder andere große Fortschritt zu höherer Bildung eine natürliche Folge der Erziehung des Menschengeschlechts durch die Entwicklung der Anlagen, womit der Schöpfer aller Dinge uns ausgestattet hat. So lange sich die Menschen nur damit beschäftigen, die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, also Nahrung, Wohnung, Kleidung für ihren eigenen Bedarf, dem Boden abzugewinnen, ist ein Austausch der Früchte ihrer Arbeiten und eine Vergütung geleisteter Dienste durch nutzbare Erzeugnisse, eine Naturalwirthschaft also, noch hinlänglich für den Verkehr. Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse bei fortschreitender Kultur. Je weiter, fruchtbarer, angebauter das Land wird, je mehr sich der Transport der Produkte durch gute Wege u. s. w. erleichtert, um so nothwendiger wird das Geld als allgemeiner Vermittler bei allen Arten von Waaren und Kapital. Alle die großen Vortheile des Bank= und Wechselverkehrs der Gegenwart wären ohne Geld selbstverständlich gar nicht denkbar. Wer eine große Reise machen wollte, müßte ohne Geld eine wahre Karawane von Gütern mit sich herumführen.

§ 150. **Verschiedene Geldarten.** Wie die Geschichte uns lehrt, gelten bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten verschiedene Dinge als Geld, als Preisausgleicher. Im Ganzen pflegen die niedrig kultivirten Völker hauptsächlich gewöhnliche Güter, die ein dringendes Bedürfniß befriedigen, zum Tauschwerkzeug zu machen, bei fortschreitender Kultur gehen sie alsdann mehr und mehr zu kostbaren Gegenständen über, welche nur dem feineren Bedürfnisse dienen.

Bei Jägerstämmen werden gewöhnlich Thierfelle als Preisausgleicher benutzt, also der Hauptstoff der Kleidung und der Hauptartikel ihrer Ausfuhr in höher entwickelte Länder.

So hat man in Rußland lange Zeit Pelzwerke angewandt, namentlich die seltensten und gesuchtesten. Marderpfoten, auf besondere Art gezeichnet, cirkulirten, um das Pelzwerk selbst zu repräsentiren, wie die Bankbillete oder Assignaten. Ein russischer Geschichtschreiber erzählt uns, wie die Mongolen die Kasse einer russischen Armee, die ganz mit Marderpfoten angefüllt war, gestohlen hätten; um es augenscheinlich zu machen, sei noch hinzugefügt, daß die Assignaten der Pelzwerke ihren Geldwerth verloren, wie später die Papierrubel.

In Virginien hat der Tabak, in China haben Kisten mit Thee, in Abessinien Stangen Salz und Pfeffer, in Ostindien Muscheln, in Mexiko Kakaobohnen u. dgl. als Geld gedient; ferner Stockfische in Neufundland.

Nomadenstämme und rohe Ackerbauvölker gehen gewöhnlich zum Viehgelde über. Man findet dasselbe als Anfang des Geldwesens bei den Persern, Griechen, Römern und Germanen in ähnlicher Weise. Bei den Persern erscheint Vieh als Geld namentlich bei Bußen. Vgl. Soetbeer

in den Forschungen zur deutschen Geschichte I., S. 209.) Bei den Griechen werden erwähnt Rüstungen, hundert, andere neun Farren werth:

„Jetzt ward Glaukos erreget von Zeus, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen,
Wechselte, hundert Farren sie werth, neun Farren die andern."
(Homer, Il. VI. 234 ff.)

Noch bei Drako kam Geldbuße in Vieh vor. Metallmünzen wurden zu derselben Zeit mit dem Bilde eines Stiers geprägt. Daß bei den Römern in ältester Zeit Vieh die Rolle der späteren Münze vertrat, ergiebt sich 1. aus dem beibehaltenen Namen pecunia (Plin. 18, 3: pecunia ipsa a pecore appellabatur)*); 2. daraus, daß die dem Staate zu zahlenden Bußen ursprünglich, bis zum Jahre 324, in einer Anzahl von Rindern oder Schafen bestand. Kleinere Vergehen wurden mit 2 Schafen, größere mit 30 Rindern bestraft. Ein Rind galt gleich 10 Schafen. Daraus ging für den Staat ein Besitz von Vieh hervor (peculatus). 3. Um den Uebergang vom Viehgelde zum Metallgelde zu vermitteln, wurde seit Severus auf die abgewogenen Metallstücke, die als Tauschmittel galten, der Stempel eines Ochsen oder eines Schafes gesetzt. Das älteste römische Metallgeld waren Erztafeln mit dem Stempel eines Rindes.

Bei den Germanen hat ebenfalls Vieh als Tauschmittel längere Zeit hindurch den Dienst des Geldes hauptsächlich vertreten müssen. Erst seit dem Ende des 4. Jahrhunderts war mehr und mehr bei den meisten germanischen Stämmen an die Stelle des ursprünglichen Viehgeldes die Werthbestimmung und Rechnung nach Metallgeld getreten. Vor Allem giebt die Sprache Beweise für das frühere Vorhandensein des Viehgeldes. Wo wir jetzt in unserer Bibelübersetzung das Wort „Geld" lesen, da hat die gothische Uebertragung des Ulfila meist das Wort faihu (Vieh). Noch heute bedeutet das isländische Wort „Fe" Vermögen. Auch die alten Bußzahlungen geben Zeugniß von dem Viehgelde der Germanen. Noch Otto der Große legte Viehbußen auf. In einem Weisthum vom Jahr 1338 heißt es: „Er soll büßen 60 Schilling guter Pfennige — und einen falen Ochsen mit aufgerachten Hörnern." Bei den Dänen bildete noch im 12. Jahrhundert Viehstand das einzige Vermögen. Bei den Isländern wird der Besitz noch jetzt nach dem Werthe einer Kuh bestimmt. (Vgl. Weinhold, Nordisches Leben, S. 117.) Bei den Lappen sind Renthiere der größte Reichthum; es galt bei denselben auch geronnene und zerstückelte Milch als eine Art Geld. — Bei den Kirgisen galten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Schafe und Pferde als Geld, Wolfs- und Lammfelle als eine Art Scheidemünze.

§ 151. **(Fortsetzung.)** Metalle wurden im Allgemeinen erst später als Geld verwendet und zwar auch in solchen Gegenden, wo Eisen, Kupfer, Silber und Gold und die beiden letzteren sogar ohne Mühe und gediegen gefunden wurden.

Die Juden benutzten in den frühesten Zeiten das Gold nur als Schmuck, und sollen Goldmünzen erst unter David aufgekommen sein.

*) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte I. 2. Aufl. S. 172.

In Griechenland soll der König Pheidon von Argos (um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr.) das Silbergeld eingeführt haben, Gold wurde viel später üblich. (Als das früheste allgemeine Zahlungsmittel für Griechenland nimmt Plutarch das Eisen an, welches in Sparta sogar durch die Gesetzgebung als solches erhalten werden sollte.)

Bei den Römern wurde unter den Metallen zuerst das Kupfer, dann Silber, dann Gold als Zahlungsmittel benutzt. Die Kupfercirkulation findet sich bei den Römern schon früh. Das Gold wurde bei ihnen ursprünglich gewogen, dann traten die Münzen an die Stelle von aes und libra. Das erste Silbergeld ist in Rom 269 vor Christi Geburt und 62 Jahre später sind die ersten Goldmünzen geprägt worden, aber die Silbercirkulation blieb in Rom vorherrschend, bis sie zur Zeit Cäsar's und der Imperatoren der Goldcirkulation weichen mußte.

In der späteren Zeit hat besonders Venedig viele Goldprägungen vorgenommen. In England schlug Heinrich III. († 1272) zuerst Goldmünzen, aber mit so wenig Erfolg, daß man lange Zeit Eduard III. († 1377) für den ersten Goldpräger ansah. Wie wenig ein noch auf niederer Kulturstufe stehendes Volk sehr kostbare Geldstoffe brauchen kann, bezeugt die Nachricht des Tacitus (Germ. cap. 5), daß die Germanen lieber Silber, als Gold im Verkehr annahmen. (Noch schlagender ist das folgende Beispiel: In der Zeit Nadir Schah's gaben die Kurden Gold unbedenklich für das gleiche Gewicht in Silber oder Kupfer weg.) Mit dem Aufschwunge des englischen Handels kam die Goldcirkulation immer mehr auf, so daß heutzutage Silber nur als Scheidemünze gilt.

Rußland machte den Versuch, Platina als Geld einzuführen, jedoch ohne Erfolg.

§ 152. **Vorzüge der edlen Metalle zu Geldzwecken.** Die edlen Metalle verdanken ihren Vorrang vor allen anderen Tauschwerkzeugen den bei ihnen in außergewöhnlichem Grade zusammentreffenden vorzüglichen Eigenschaften, welche für ein allgemein annehmbares Tauschmittel im Zustande der Kultur erfordert werden. Wegen ihrer Seltenheit und kostspieligen Produktion besitzen sie gegenüber anderen Gütern einen hohen Werth; indem sie diesen Werth in ein sehr kleines Volumen einschließen, können sie leicht und billig transportirt und versandt werden. Die leichte Transportfähigkeit bewirkt dann auch, daß das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage der edlen Metalle nicht blos über weite Länder, sondern über den ganzen Erdkreis leicht herzustellen und zu erhalten ist.

An Dauerhaftigkeit übertreffen die edlen Metalle fast jedes andere Gut. Von Luft und Wasser werden sie gar nicht angegriffen; nur von sehr wenigen, seltenen Flüssigkeiten; Königswasser z. B. löst das Gold auf. Das Feuer kann zwar ihre Form ändern, den Werth des Stoffes jedoch beim Golde fast gar nicht, beim Silber wenig. Während sie durch das Liegenbleiben so gut wie gar nicht leiden, kann auch die Abnutzung durch passende Zusätze von anderen Metallen sehr gemindert werden. Die Dauerhaftigkeit muß ihrerseits wiederum sehr dazu beitragen, den Preis der edlen Metalle gleichmäßiger zu halten. Nur eine lang dauernde, ungewöhnlich hohe

oder geringe Ergiebigkeit der Edelminen kann den Preis ihrer Produkte bedeutend verändern.

Die große Formbarkeit der edlen Metalle hat besonders zwei für die Anforderungen an ein zweckmäßiges Geld nützliche Wirkungen: daß sie genau und in sehr kleine Theile getheilt werden können, und der Werth jedes Theils seinem Volumen entsprechend bleibt, während z. B. der Diamantwerth mit der Größe seiner Stücke rc. schwankt; daß sie ferner mit sehr geringen Kosten ein Gepräge annehmen, wodurch eine glaubwürdige Autorität ihre Feinheit und Schwere ausdrückt, also dem handeltreibenden Publikum die gefährliche Mühe des jedesmaligen Abwägens und Probirens erspart. Dies übernimmt bekanntlich der Staat (Münzen)*); wo dessen Autorität nicht anerkannt wird, da bedient man sich noch heute der „Gold- und Silberbarren", die besonders gewogen und probirt werden müssen. So sind in Hinterindien und China Barren sehr üblich. Selbst die mexikanischen Piaster, die in Südchina namentlich häufige Anwendung finden, wandern zum größten Theil, kurze Zeit nachdem sie importirt sind, in die Schmelztiegel und gehen als Barren daraus hervor. Gleiches geschieht mit den französischen Silbermünzen, die der Handel in China einführt.

§ 153. **Die Währungen.** In der Lehre vom Gelde bildet die Währungsfrage einen der wichtigsten Theile. So viel auch schon darüber geschrieben, so oft das Verhältniß der verschiedenen Währungen schon erklärt worden ist, so ist es nichtsdestoweniger nothwendig, darauf zurückzukommen, da gerade in dieser Beziehung noch die größten Unklarheiten im gewöhnlichen Leben verbreitet sind.

Unter Währung verstehen wir die gesetzliche Bestimmung desjenigen Metalls, welches im Verkehr als fester Werthmaßstab und folglich auch als allgemeinstes Umlaufsmittel gelten soll. Wenn der Staat eine bestimmte Art von Geld, entweder Gold oder Silber, gesetzlich als Werthmaß festsetzt, so leistet er dem Einzelnen Gewähr dafür (daher das Wort Währung, valuta), daß Jedermann innerhalb seiner Grenzen dieses Werthmaß anerkennen werde. Herrscht in einem Staate die reine Goldwährung, so ist Gold das gesetzliche Zahlungsmittel; herrscht Silberwährung, so ist es Silber: einfache Währung. Von Doppelwährung spricht man, wenn sowol Gold als Silber als gesetzliche Werthmaße gelten. Diese Währungsart kam in früheren Zeiten fast überall vor und ist noch heute gesetzlich in Frankreich eingeführt. Wo sie Geltung hat, ist vom Staate ein festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber bestimmt, wonach er selbst und jeder Einwohner des Landes auch die größten Summen entweder in Gold oder in Silber zahlt oder empfängt. Daß indeß jenes Werthverhältniß, wenn es auch noch so glücklich gewählt sein sollte, nicht unabänderlich festgehalten werden kann, darüber kann kein Zweifel obwalten, und die Münzgeschichte zeigt auch, wie im Verlaufe früherer Zeiten der gesetzliche Maßstab der Doppelwährung sich immer wieder nach den Handelspreisen der beiden Edelmetalle richten mußte. Alle anderen Mittel, dem

*) Das Nähere über das Münzwesen gehört in die angewandte Wirthschaftslehre oder Volkswirthschaftspolitik.

Ausströmen des einen Metalls, welches zu niedrig gewerthet ist, zu begegnen, erweisen sich für die Dauer unwirksam. Von Augenzeugen wurde erzählt, daß im September 1855 auf den belgischen Eisenbahnen die Wagen mit Silber, welches die Französische Bank mit großen Opfern von Amsterdam bezog, sich mit anderen Wagen kreuzten, welche das in Frankreich durch den Handel aufgekaufte Silber nach Amsterdam brachten. Bei der Doppelwährung muß also entweder die Werthrelation von Zeit zu Zeit geändert, was Umprägen oder neue Tarifirungen der Münzen erfordert und große Störungen in alle Schuldverhältnisse bringt, oder aber es wird das zu niedrig gewerthete Metall, sei es Gold oder Silber, aus der Cirkulation verschwinden und in dem einen Fall der Großverkehr, in dem andern der Kleinverkehr darunter leiden.

Wie in Frankreich, so hat man auch in Deutschland früher viele Mißgriffe in der Münzgesetzgebung gemacht, indem man von der vorgefaßten Meinung ausging, es müßten beide Edelmetalle gleichberechtigt nebeneinander in einem bestimmten festen Werthverhältniß aufgestellt werden. Sogar der erfahrene preußische Generalmünzdirektor Graumann (Gesammelte Briefe von dem Gelde, von dem Wechsel und dessen Kurs. Hamburg 1762) schreibt: „Die Proportion zwischen Gold und Silber, als Metallen, genau zu bestimmen, ist die allerwichtigste Sache in dem Münzwesen, und es ist sehr gefährlich, von diesem genauen Verhältnisse auch nur im mindesten abzuweichen." Sodann sagt er weiter: „Ein gewisser komischer Schriftsteller hat ganz neulich einen Traktat vom Münzwesen ans Licht gestellt und darinnen diesen so wichtigen Artikel von der Proportion für chimärisch erklärt. Es ist in der That komisch genug, daß sich Einer zum Lehrer und Verbesserer der Münzwissenschaft aufwerfen will, der in dem wesentlichsten Punkte derselben so gar unwissend ist." Mit Recht haben sich neuerdings einsichtsvolle Schriftsteller gegen die Doppelwährung ausgesprochen; so z. B. jüngst Bergrath Xeller in seiner lehrreichen Schrift: „Die Frage der internationalen Münzeinigung und der Reform des deutschen Münzwesens" (Stuttgart 1869), ferner Augspurg: „Zur deutschen Münzfrage" (3. Heft. Bremen 1869).

§ 154. **(Fortsetzung.) Gold- oder Silberwährung?** Diese Frage bildet seit den großen Goldentdeckungen in Kalifornien und Australien eine der wichtigsten wirthschaftlichen Streitfragen. Eine ganze Literatur ist darüber entstanden.*) Wir müssen uns hier mit einigen orientirenden Bemerkungen begnügen, die jedoch wol hinreichen dürften, um diesen wichtigen Gegenstand im rechten Lichte erscheinen zu lassen.

Offenbar ist die Währung desjenigen Metalls die beste, welches den unveränderlichsten Werth hat und sich am leichtesten und bequemsten den gangbaren Preisverhältnissen anschmiegt; nimmt man diese Eigenschaften bei Gold und Silber als in gleichem Maße vorhanden an, so würden die Kosten den Ausschlag geben, und in dieser Beziehung wäre die Goldwährung vorzuziehen, weil beim Gold im Verhältniß zu seinem hohen Werth sowol die

*) Vgl. den ausführlichen Literaturnachweis in A. Soetbeers Denkschrift, betreffend deutsche Münzeinigung auf Grundlage durchgängiger Dezimaltheilung und durch Uebergang zur Goldwährung. Berlin 1869. Beilage A.

Raffinirungs- und Prägekosten, als auch die Verluste im Umlaufe geringer sind, überdies Goldmünzen leichter und bequemer zu handhaben, zu transportiren und aufzubewahren sind, als die schweren, umfangreicheren Silbermünzen. Die Silberwährung eignet sich daher mehr für Länder mit niedrigen Preisen, geringerem Verkehr und stabileren Wirthschaftsverhältnissen, die Goldwährung mehr für Länder mit ausgebreitetem Welthandel und weiten Waarensendungen.

Roscher stellt in dieser Beziehung in seinen trefflichen „Grundlagen der Nationalökonomie" den gewiß richtigen Grundsatz auf: „Je höher sich die Volkswirthschaft entwickelt, um so häufiger kommen große Zahlungen vor, und für diese ist meist ein Metall um so besser, je kostbarer es ist."

Die jetzige wirthschaftliche Stufe Deutschlands, die liberale Handelspolitik, die Fortschritte in der Landwirthschaft und industriellen Technik, die Annäherung an das Geldwesen anderer Kulturvölker und vieles Andere sind Faktoren, welche auch bei uns für den Uebergang zur Goldwährung sprechen.

Je großartiger sich der Handel über die ganze Erde verbreitet, je kolossaler die Summen werden, durch welche er vermittelt wird, desto weniger kann ihm Silber als Tauschmittel genügen, desto ausschließlicher wird diese Rolle dem Golde zufallen. Die Thatsache, welche also vor Allem bei der vorliegenden Frage betont und vom Leser stets im Auge behalten werden muß, ist, daß es heutigen Tages einen Weltverkehr giebt, der sich in seinen Wirkungen über alle Kulturvölker erstreckt, und welcher in dem ihm eigenen Wirkungskreise mächtiger ist als der mächtigste Staat der Erde, da kein solcher im Stande ist, ihn von seinen Grenzen abzusperren.

Fast alle Sachverständigen sind darüber einig, daß über kurz oder lang auch bei uns der Uebergang zur Goldwährung durch den Drang der Verhältnisse erfolgen muß. England und Nordamerika haben die Goldwährung längst angenommen, und in Frankreich ist sie thatsächlich eingetreten, da das alte Silbergeld aus dem Umlauf verschwunden ist. Als integrirender Theil des mächtigen Organismus moderner Civilisation müssen auch wir der allgemeinen Strömung folgen; das längere Beharren bei der Silberwährung wäre eine Sünde gegen die Gesetze der Volkswirthschaftslehre, eine wissentliche Schädigung des Wohlstands der Nation. Was einzelne, ihrer Zeit weit vorgeschrittene Gelehrte schon vor vielen Jahren angestrebt haben, geht jetzt naturgemäß seiner Verwirklichung entgegen.

So schrieb Prof. Hegewisch zu Kiel am Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Aufsatze über einen in Europa einzuführenden allgemeinen Münzfuß Folgendes:

„Noch vor fünfzig Jahren würde man eine Idee dieser Art den frommen Wünschen beigezählt haben, die mehr gut gemeint als ausführbar sind, und einen mehr mit Träumen als mit der wirklichen Welt beschäftigten Kopf verrathen. Gegenwärtig aber scheinen sich unter den europäischen Nationen richtige Begriffe von Allem, was ihr wahres Interesse betrifft, hinlänglich verbreitet zu haben, um einem Vorschlag, der auf evidente Wahrheiten gegründet ist, Aufmerksamkeit zu verschaffen. Hier sind dieselben:

1. Geld ist nichts Anderes als eine Waare.
2. Der Verkehr der Nationen mit anderen soll auf alle mögliche Weise erleichtert und befördert werden.
3. Sowie nun der Verkehr der Nationen mit einander recht sehr würde erleichtert und befördert werden, wenn sich alle einerlei Maßes und Gewichtes bedienten, so würde ebenfalls die Einführung eines allgemeinen Münzfußes vorzüglich viel dazu beitragen können. Wie viel Zeit würde der Kaufmann ersparen, die er jetzt auf die Berechnung des Werthes der verschiedenen Münzsorten gegen einander wenden muß? Wie viele Irrthümer bei Rechnungen würden dadurch verhütet werden? . . . Welche Bequemlichkeiten würden daraus für diejenigen Reisenden entstehen, deren Sache es eben nicht ist, sich so genaue Kenntnisse von Geldsachen zu verschaffen. Der Edelmann, der Gelehrte, der Künstler, die nach Frankreich, Italien und England reisen wollen, hätten dann nicht mehr nöthig, irgend einen Bankier zu begrüßen, daß er ihnen ihr Geld in das Geld desjenigen Landes, wohin sie zu reisen dächten, umsetzen ließe. . . . Ohne Zweifel verdient die Sache eben so sehr, als der von Einigen vorgeschlagene ewige Friede, auf einem allgemeinen europäischen Kongresse erwogen zu werden. Der ewige Friede zwar würde unstreitig ein größeres Gut sein, als ein allgemeiner Münzfuß. Aber die aus letzterem entspringenden Vortheile und Bequemlichkeiten wären doch auch nicht zu verachten. — Allen obigen Schwierigkeiten könnte vielleicht am kürzesten dadurch abgeholfen werden, wenn die europäischen Nationen vorerst nur für das eine der beiden Metalle, für das Gold, einerlei Münzfuß annehmen wollten. Das Silbergeld könnte dann vorerst in jedem Lande nach dem bisher daselbst üblichen Fuße beibehalten werden, so lange nämlich, bis man die Schwierigkeiten aus dem Wege geschafft hätte, die sich einem allgemeinen Münzfuße auch in Ansehung dieses Metalls zu widersetzen scheinen." (Vgl Büsch's Sämmtliche Schriften über Banken und Münzwesen. Hamburg 1801; sowie Maurin Nahuys „La question de l'uniformité internationale des monnaies, considérée au point de vue historique. Auszug aus der „Revue numismatique belge". Utrecht 1869.)

Möchte eine allgemeine Münzeinigung in nicht zu ferner Zeit zu Stande kommen! Es wäre dies einer der schönsten Triumphe der Civilisation unseres Jahrhunderts, eine Befriedigung, zum volkswirthschaftlich-einheitlichen Bau der Völker einen Baustein herbeigetragen zu haben. (Vgl. noch besonders: Gschwender, Zur allgemeinen Münzeinheit; die internationale Münzkonferenz zu Paris im J 1867. Erlangen 1869. Der Uebergang zur Goldwährung Eine Sammlung von Preisschriften, herausgegeben vom deutschen Handelstage. Berlin 1868.)

§ 155. **Zur Werthgeschichte der Edelmetalle.** Aus dem Alterthum kann man in Bezug auf die Preise und den damit zusammenhängenden Werth der Edelmetalle im Allgemeinen wenig berichten; die Nachrichten sind zu dürftig und unzuverlässig. Gleichwol weiß man, daß das Alterthum sehr reich an edlen Metallen war, welche großentheils aus Asien kamen. Die Schätze des letzten lydischen Königs Krösus waren so groß, daß sie sich in dem Gedächtnisse der Griechen bleibend festsetzten und sprüchwörtlich geworden sind. (Nach Herodot waren die Lyder die ersten unter den Menschen, welche sich geprägten Goldes und Silbers bedienten.) Zur Zeit des Demosthenes hatten in Griechenland Gold und Silber dermaßen sich angehäuft, daß ihr Werth fünfmal geringer war als im Zeitalter des Solon.

Mit dem Besitze der Weltherrschaft fielen später Rom die Schätze der Welt zu, und die römischen Geschichtschreiber erzählen uns von den unermeßlichen Reichthümern, welche die Feldherren von ihren Kriegszügen in Gallien, Makedonien, Vorderasien und Aegypten mit nach Hause brachten. Es wird berichtet, daß in Rom durch den Geldzufluß der ägyptischen Kriegsbeute der Preis der Grundstücke sich verdoppelt habe. Im Ganzen kann man annehmen, daß das Alterthum mit seinen Metallreichthümern nicht fertig zu werden vermochte.

Gegen das Ende des 4. Jahrhunderts, als die Völkerwanderung mit allen ihren Schrecken begonnen hatte, nahm der Geldumlauf im römischen Reiche immer mehr ab, und die Preise der Waaren fielen deshalb.

In den folgenden Jahrhunderten, nach dem Untergange des abendländischen Kaiserreichs, lagen Bergbau und Gewerbethätigkeit gänzlich darnieder; die Waarenpreise sanken noch mehr; ebenso war der Arbeitslohn sehr niedrig.

Was die neuere Zeit betrifft, so brachte bekanntlich die Entdeckung von Amerika und die Eröffnung der dortigen Gold- und Silbergewinnung eine gänzliche *Umgestaltung der Preisverhältnisse* hervor; doch war die Einwirkung der Metallzuflüsse in Europa anfangs nur eine allmählige, theils weil die Sendungen von Gold und Silber aus Amerika in der ersten Zeit noch verhältnißmäßig gering waren, theils auch deshalb, weil der gleichzeitig wachsende Handel mehr Cirkulationsmittel bedurfte und der damalige Luxus ebenfalls viel Edelmetall zu Schmucksachen, Zierrathen 2c. verbrauchte.

Auch in Europa hatte die Gewinnung der edlen Metalle während des 15. und 16. Jahrhunderts einen großen Aufschwung genommen, namentlich in Deutschland. So wird z. B. berichtet, die Silberminen von Schneeberg in Sachsen seien so ergiebig gewesen, daß ein Klumpen von 400 Centnern gediegenen Silbers auf einmal gewonnen und das Silber den Gewerken ungemünzt zugewogen worden sei (Heron de Villefosse, „Ueber den Mineralreichthum", deutsch von Hartmann, 1822). Die Ausbeute der Annaberger Gruben in den Jahren 1498—1505 wird zu mehr als 400,000 Gulden angegeben. Ebenso stand der Grubenbetrieb in Böhmen, Ungarn, im Mansfeldischen und am Harze in großer Blüte.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, als die reichen Bergwerke von *Zacatecas* in Neuspanien und von *Potosi* in Peru ihre Schätze ergossen; als ferner durch das von *Medina* um diese Zeit (1557) erfundene Amalgamationsverfahren die Darstellung des Silbers aus Erzen bedeutend erleichtert wurde, machte sich das Sinken des Werthes der Edelmetalle und das Steigen der Waarenpreise und Löhne in hohem Grade fühlbar. Die Berichte aus jener Zeit sind voll von Klagen über die allgemeine Theurung aller Dinge, über welche man sich wegen Unbekanntschaft mit den volkswirthschaftlichen Gesetzen noch keine Rechenschaft zu geben wußte. Zwar suchten die Obrigkeiten durch Tarife und Verbote den Klagen über Theurung abzuhelfen, auch die Geistlichkeit ergoß ihren Zorn und Jammer von der Kanzel herunter; doch die gewaltige Strömung, welche die Preise der Waaren ergriffen hatte, war nicht aufzuhalten und die Verwirrung wuchs noch durch die *fortwährende Verschlechterung der Münzen*, mittels welcher die Landesherren ihre Einkünfte zu heben suchten. Wie

allgemein der Unwille über die Münzverschlechterungen in jenen Zeiten war, zeigt ein von *Klock* citirtes deutsches Sprüchwort:

„Bei der Münz soll man lehren,
Wie sich die Welt thut verkehren.
Wenn man wird schlagen Geld aus Geld,
Wird es nicht wohl stehn in der Welt." *)

Die Münzstätten legten sich hauptsächlich auf die gewinnbringende Ausprägung von Scheidemünzen, welche im Gehalt fortwährend verringert wurden, bis endlich das Uebel in der verderblichen sogenannten Kipper- und Wipperzeit am Anfange des 17. Jahrhunderts den höchsten Grad erreichte.

§ 156. **(Fortsetzung.)** Die traurigen Münzzustände, sodann die auf vielen Waaren haftenden Zölle und Abgaben, machen die Vergleichung der damaligen Preise mit den jetzigen äußerst schwierig. Nach der Entdeckung von Amerika sank der Metallwerth zuerst in Spanien, und schon im Jahr 1558 sprachen die Cortes von Valladolid in einer Petition aus, daß alle Güter dreifach im Preise gestiegen seien. Um die Wirkung der amerikanischen Metallzuflüsse richtig beurtheilen zu können, muß die Thatsache beachtet werden, daß bis zum Jahr 1545, also bis zur Eröffnung der reichen Silberminen von Potosi, etwa 130 Mill. Piaster nach Spanien gelangt waren; daß in dem kurzen Zeitraume von nur 12 Jahren, von 1545—1556, die Ausbeute von Potosi allein die erstaunliche Summe von 127 Mill. Piaster betragen haben soll und daß A. v. *Humboldt* die ganze amerikanische Edelmetallproduktion im 17. Jahrhundert auf 740 Mill. Piaster berechnet. Diese Reichthümer erhöhten übrigens keineswegs die Wohlfahrt Spaniens, sondern lähmten vielmehr Produktion und Gewerbe, indem die falsche Handelspolitik der damaligen Regierung dem Steigen der Produktenpreise durch Ausfuhrverbote und Beschränkungen des Handels zu steuern suchte, wodurch der gesammte Volkswohlstand geschädigt wurde und Spanien immer mehr verarmte. Bis zum Jahr 1582 waren die Getreidepreise in Spanien schon auf das Vierfache und am Schluß des Jahrhunderts auf das Fünf- bis Sechsfache gegen die Preise im Beginn des Jahrhunderts gestiegen, während in England das Steigen der Weizenpreise viel später beginnt und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts erst den vierfachen Betrag des Preises um das Jahr 1500 erreicht hatte.

Auch die Arbeitslöhne waren überall gestiegen, aber nicht immer so, wie es das richtige Verhältniß zum sinkenden Geldwerthe erfordert hätte, indem es die Gesetzgeber vielfach als ihre Aufgabe ansahen, einseitige Lohntaxen zum Nachtheil des arbeitenden Standes festzusetzen **), was große Noth und Unzufriedenheit erregte. Zugleich vernehmen wir aus jener Zeit Klagen über den beispiellosen Luxus in der Kleidung und über die steigende Genußsucht der höheren Klassen. Vergebens wurden Kleiderordnungen und Verbote gegen die Ueppigkeit im Essen und Trinken erlassen; vergebens von den Kanzeln Strafpredigten gegen den Verfall der Sitten geschleudert, wovon

---

*) Gegen die Münzverschlechterungen eifert bereits *Thomas von Aquino*: De regim. princ. lib. II, cap. 13; ed. Lugd. Bat. pag. 148.

**) Vgl. *Wade*, History of the middle and working classes.

eine der Nachwelt aufbewahrte Predigt des Superintendenten Dietrich in Ulm Zeugniß giebt. (Ulm in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Prälat von Schmid, Württemb. Jahrb. 1822.)

In die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt der ergiebige Betrieb der Goldseifen in Brasilien; zugleich zeichnet sich aber diese Periode durch eine große Fruchtbarkeit und ungewöhnlich gute Getreideernten in den meisten Ländern aus, weshalb besonders in England die Getreidepreise sehr niedrig stehen; da aber dessenungeachtet eine Preissteigerung anderer Lebensbedürfnisse und namentlich der Arbeitslöhne stattfand, so schloß Tooke daraus auf ein allmähliges weiteres Weichen im Werthe der Edelmetalle, während Adam Smith glaubte, daß der umgekehrte Fall wieder eingetreten sei. (Vgl. Xeller, Die Frage der internationalen Münzeinigung, S. 12. Roscher, System der Volkswirthschaft I, § 137.)

§ 157. **(Fortsetzung.)** Nachdem wir uns mit den für das Münzwesen wichtigsten Ereignissen in der früheren Geschichte der Edelmetalle, soweit es der Raum gestattete, beschäftigt haben, wollen wir noch einen Blick auf die einflußreichen Entdeckungen der Goldfelder in Kalifornien und Australien werfen.

Die Erfindungen des 19. Jahrhunderts, die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die elektrischen Telegraphen ꝛc. hatten den Verkehr in gewaltiger Weise ausgedehnt und dem modernen Güterleben ganz neue Bahnen eröffnet. Die bisherigen Tauschmittel reichten bei Weitem nicht aus, und es würde eine bedenkliche Stockung, eine allgemeine Preissteigerung der Edelmetalle, also ein höchst bedeutendes Sinken der Preise aller anderen Werthgegenstände zu befürchten gewesen sein, wenn sich nicht Hülfe gefunden hätte. Diese Hülfe kam, indem im Jahr 1848, in welchem gleichzeitig die französische Revolution ausbrach und die politischen Zustände Europa's erschütterte, die Goldfelder in Kalifornien entdeckt wurden, deren Reichthum auf die Menschen eine ähnliche fieberhafte Wirkung hervorbrachte, wie um 1500 die Silberschätze von Mexiko und Peru. Unter dem Zusammenströmen der verschiedensten Nationen in jener noch ganz öden Gegend lieferten die Goldwäschereien schon nach kurzer Zeit eine Ausbeute, welche die ganze Gold- und Silberproduktion des übrigen Amerika überstieg. Die Goldgier hatte so sehr alle Klassen der Bevölkerung ergriffen, daß eine Zeitlang die Bande der gesetzlichen Ordnung sich auflösten und viele Einwanderer unverrichteter Sache dem Eldorado wieder den Rücken kehrten.

Das Gold fand sich in Kalifornien in der westlich von der Sierra Nevada gelegenen Hochebene in zahllosen alluvialen Lagerstätten, theils an den Ufern und im Bett der Flüsse, theils in angeschwemmten Schichten, welche unter der Erdoberfläche liegen und durch Bergbau aufgeschlossen werden müssen. Da die leichter zugänglichen Fundstellen in den Thälern des Sacramento und des San-Joaquin sich bald erschöpflich zeigten, so wandten sich größere Unternehmungen seit dem Jahre 1851 den primitiven Lagerstätten im Gebirge, den goldführenden Quarzgängen zu, deren Ausbeutung aber viel schwieriger und kostspieliger als die Alluvialarbeit ist.

Der bedeutendste Theil des Goldes wird gegenwärtig in Kalifornien durch eigentlichen Bergbau gewonnen. Während derselbe immer mehr in

Aufnahme kommt, haben die Goldwäschereien sehr abgenommen. Sie lieferten nach J. W. Taylor im Jahre 1853 ein Produkt von 60 Millionen, 1866 nur noch von 20 Millionen Dollars.

Drei Jahre nach der Entdeckung der Goldlager Kaliforniens wurden in Australien fast eben so reiche Funde gemacht, deren rasche Ausbeutung in dem vorgeschrittenen Kulturstand und den größeren Hülfsquellen des Landes weniger Schwierigkeiten fand. Wie in Kalifornien kommt auch in Australien das Gold in alluvialen Lagern und Bänken (reefs) vor, welche zum kleinen Theil an der Oberfläche, sonst meist 40—60 Meter tief liegen und durch regelmäßigen Bergbau ausgebeutet werden.

Eine weitere ergiebige Goldquelle ist Sibirien geworden, wo die auf ungeheure Flächen ausgedehnten Goldfelder noch eine große Zukunft haben, wenn jene unwirthlichen Gegenden mit der Zeit der Kultur und dem Verkehr mehr aufgeschlossen werden. (Vgl. hierüber, sowie über weitere Goldentdeckungen in der neuesten Zeit, Xeller a. a. O. S. 32 ff.)

Das kalifornische und australische Gold hat seine Verwendung hauptsächlich in den Münzstätten gefunden und obenan steht in dieser Beziehung Frankreich, wo die Pariser Münze mit 16 Maschinen in einzelnen Tagen bis zu 3 Millionen Franken in Gold ausgeprägt hat.

Wir schließen diese flüchtigen Bemerkungen, indem wir die Vermehrung der Goldvorräthe durch die Entdeckung der Goldfelder in Kalifornien und Australien im Allgemeinen als ein großes Glück für die Menschheit ansehen und im Golde dasjenige Metall erkennen, welchem nothwendig die Rolle der künftigen Weltmünze zufallen muß; denn während Silber für den geringeren Verkehr der früheren Jahrhunderte großentheils als Tauschmittel genügte, wie es noch jetzt für die Bedürfnisse vorherrschend Ackerbau treibender Länder hinreicht, bietet das Gold in seiner noch einmal so leichten Fortschaffbarkeit für den Welthandel ganz unschätzbare Vorzüge.

§ 158. **Gegenseitige Beziehungen der Preise der Edelmetalle und anderer Waaren.** (Das s. g. feste Werthmaß oder konstante Preismaß.) Einen unveränderlichen Maßstab, wie die Einheiten für die Gewichte, Längen-, Flächen- und Körpermaße giebt es für das Messen der Werthe nicht, weil kein Ding einen absoluten, für sich allein bestimmbaren Werth hat. Schon Galiani (Della moneta 2, 2) erkannte dies in dem Satze: „Una misura costate ed immutabile non occorre sperarla nè ricercarla". Dennoch haben sich in der früheren und neueren Zeit mehrere Volkswirthe, z. B. Petty, Franklin, Cournot, ja selbst Galiani, trotz des oben citirten, bestimmt ausgesprochenen Satzes Mühe gegeben, ein festes, aber allgemeines Werthmaß zu finden*). Was sie damit wollten, mag den Meisten selbst nicht ganz klar gewesen sein; offenbar ist, daß keine Quantität einer Güterart dauernd dasselbe Verhältniß des Werthes zu bestimmten Quantitäten der übrigen Güterarten haben kann.

*) Vgl. übrigens die vom Verfasser herausgegebene Schrift eines Juristen: Tausch und Kauf nach der Entdeckung des maßgebenden Zahlmittels. Eine juristisch-nationalökonomische Studie. Leipzig 1866.

Der Werth eines Gutes, einer Waare richtet sich nach dem jeweiligen Bedürfnisse und nach der zur Produktion nöthigen Arbeit oder den Produktionskosten, wodurch Nachfrage und Angebot bedingt werden. Auch der Werth der edlen Metalle Gold und Silber ist den gleichen Gesetzen und deshalb fortwährenden Schwankungen unterworfen, wie die vorhergehenden Paragraphen dargethan haben. Den immerhin brauchbarsten Maßstab für die Werthsveränderungen der Edelmetalle geben die Durchschnittspreise des Getreides, da dieser Nahrungsstoff mehr als alle übrigen Güter einem beständigen, sich ziemlich gleichbleibenden Lebensbedürfnisse der Menschen entspricht und daher in ausgedehnteren Zeitabschnitten einen stabileren Werth bewahrt, wenn auch in einzelnen Jahren infolge des Wechsels der Ernten sehr bedeutende Preisschwankungen vorkommen und selbstverständlich die Fortschritte der Civilisation auf den Werth des Getreides eben so wie auf andere Produkte ihren Einfluß äußern. Bei neueren Untersuchungen hat man daher außer dem Getreide auch noch die Preise anderer Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, namentlich auch den Preis der Arbeit, die täglichen Arbeitslöhne, zu Hülfe genommen. Im Allgemeinen bewirkt, wie die Geschichte der Edelmetalle uns lehrt, ein Sinken des Preises derselben, daß die Preise der übrigen Güter steigen, und umgekehrt. Dieses gegenseitige Verhältniß wird aber nicht durch die größere oder geringere Menge der vorhandenen Edelmetalle allein, sondern auch durch die Menge der produzirten und auf den Markt gebrachten Waaren, sowie durch andere wichtige Faktoren, z. B. durch die politischen und Kreditverhältnisse eines Landes, bestimmt. Besonders verdienstlich sind die von Tooke in seinem vortrefflichen Werke „A history of Prices and of the circulation from 1793—1837“ angestellten Untersuchungen, welche später bis 1857 fortgesetzt wurden. Auch A. v. Humboldt, Helferich, Jakob, Peschel, Soetbeer, Xeller, Roscher, ferner der Russe Tengoborski und der Franzose Levasseur haben sich nach der fraglichen Richtung große Verdienste erworben.

§ 159. **Vom Geldbedarf eines Landes.** Man hat oft nach der Größe des Geldbedarfes für ein Land geforscht, aber gefunden, daß derselbe sich weder nach der Größe der Bevölkerung, noch nach jener des Nationalvermögens richtet. Der Geldbedarf hängt wesentlich von drei in der Volkswirthschaft zur Geltung kommenden Momenten ab:

a) Von dem Umfange der Verkehrsgeschäfte, die in Baargeld vollführt werden müssen. Kulturfortschritte, der Uebergang von der Naturalzur Geldwirthschaft, die Abschaffung der Frohnden, Zehenden 2c. bezeichnen die verschiedenen Einflüsse auf den vermehrten effektiven Geldbedarf.

b) Von der Schnelligkeit des Geldumlaufes. Je eher ein Geldstück aus einer Hand in die andere geht, desto mehr Güter und Leistungen können mit ihm in Verkehr nach einander vergütet werden, und mit desto geringerer Geldmenge kann der ganze Güterumlauf in einem Lande unterhalten werden. „Ein Thaler zehnmal umlaufend (von Hand zu Hand verwendet) dient wie zehn Thaler einmal umlaufend.“ (Roscher.)

c) Von der Menge und Umlaufsgeschwindigkeit der Stellvertreter des Geldes. Diese beruhen auf dem Kredite ihres Ausstellers, d. h. also namentlich auf der Sicherheit, daß sie zur bestimmten Zeit mit wirklichem Gelde werden eingelöst werden. Man rechnet hierher Staatspapiergeld, Schatzscheine, Banknoten, Wechsel, Checks und dergleichen.

§ 160. **Münzverwaltungsgrundsätze.** Zur vollständigen Kenntniß der Lehre vom Gelde gehören noch einige Erörterungen aus dem Gebiete der s. g. Münzpolitik.

Die Zubereitung der edlen Metalle zu Geldstücken nennt man Ausmünzen, Münzen, Ausprägen, Prägen der Metalle. Das Gewicht einer Münze wird ihr Schrot, die Gewichtsmenge der kostbarsten Metalle in derselben ihr Feingehalt oder ihr Korn genannt; Remedium nennt man das, was bei den Münzen, welche der Münzmeister abliefert, an Schrot und Feingehalt fehlen darf, ohne daß er dafür zur Verantwortung gezogen werden kann. Beschickung oder Legirung nennt man die Beimischung von unedlem zu edlem oder von minder edlem zu edlerem Metalle. Der Zweck der Legirung ist die Härtung und bei kleinen Münzen die zum bequemen Gebrauch erforderliche Vergrößerung des Volumens der Münze. Die Legirung besteht bei Goldmünzen im Zusatz von Silber (weiße Legirung) oder von Kupfer (rothe Legirung) oder von beiden Metallen (gemischte Legirung). Gegenwärtig wird die rothe Legirung meistens allein angewendet. Silber wird mit Kupfer legirt. Die Stärke der Legirung ist verschieden, mitunter betrug der Zusatz 25 % des Münzgewichts, z. B. bei den preußischen Thalern vor dem Wiener Münzvertrage. Das gesetzlich festgesetzte Gewichtsverhältniß, nach welchem ein Staat seine Münzen in Schrot und Korn ausprägt, heißt der Münzfuß. Geringhaltig ist die Münze, wenn sie nicht so viel edles Metall enthält, als sie nach dem Münzgesetze enthalten sollte. Das Ausprägen solcher Münzen ist mit großen Nachtheilen verbunden, indem der Kurs derselben sehr schwankt und deshalb Niemand sie im Handel gern annimmt, die Verluste fürchtend, welche der fallende Kurs verursacht. Ausländer verweigern die Annahme eines solchen Geldes ganz. Hierzu kommt, daß derartige geringhaltige Münzen in Menge nachgemacht werden. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sollen in Preußen nach und nach 21 Millionen nachgemünzte Groschen theils durch Inländer, theils durch Ausländer in den Verkehr gekommen sein. In England wurden preußische Groschen besser geprägt als in Berlin, wie Fabrikwaare verkauft und in großen Massen nach Preußen versendet. Den Gewinn dieser Nachmünzer hat man auf 12 Mill. Groschen berechnet und ebenso groß ist der Verlust des preußischen Landes gewesen. (Vgl. v. Jakob, Finanzwissenschaft, Bd. I. § 405.) Das Nachmünzen ist vom Falschmünzen zu unterscheiden. Der Falschmünzer fertigt eine Münze aus weniger geltendem Metalle oder mischt der Münze von edlem Metalle weniger bei, als das Gesetz es verlangt, der Nachmünzer dagegen prägt die Silbermünzen aus Silber, die Goldmünzen aus Gold und giebt seinen Münzen auch den gesetzlichen Gehalt. Vollhaltige Münzen nachzumachen wird Niemandem einfallen, weil dabei Schaden sein würde, beim Umlaufe geringhaltiger Münzen dagegen ist der Reiz zum Nachmünzen vorhanden und zwar um so mehr, je tiefer der wirkliche Gehalt unter dem gesetzlichen steht.

Durch schlechtes Münzwesen wurde in den vergangenen Jahrhunderten der deutsche Volkswohlstand außerordentlich beeinträchtigt, besonders der Handel in große Verwirrung gebracht. Die verderblichsten Fehler aber waren die Fertigung geringhaltigerer Münzen und die heimliche Verringerung des Feingehaltes, die übertriebene Ausgabe von Scheidemünze, die häufige Veränderung des Münzwesens und die große Verschiedenheit der bestehenden Münzfuße.

Ursachen dieser bedauerlichen Münzzustände waren vorzugsweise:

1. Verkennung des Wesens des Geldes und der Münze. Man glaubte, daß das Münzregal als eine ergiebige Erwerbsquelle der Regierungen zu behandeln sei, und wußte nicht, wie nachtheilig eine heimliche Verringerung des Feingehaltes auf das Finanzwesen und den gesammten Volkswohlstand zurückwirkt.

2. Die Zersplitterung Deutschlands in so viele kleine Staaten. Jeder Reichsstand, bis auf den kleinsten Grafen herab, übte das Münzregal zum Vortheil seiner Kasse ganz willkürlich.

Indem nun in neuerer Zeit staatswirthschaftliche und nationalökonomische Bildung sich verbreitete, auch in sittlicher Beziehung das Finanzwesen sich mehr und mehr vervollkommnete und eine große Zahl der kleinen Staaten verschwand, wurde auch das deutsche Münzwesen von den oben erwähnten Fehlern großentheils befreit; nur in Beziehung auf die so nöthige Einheit sehen wir noch einer besseren Zukunft entgegen. Unter Bezugnahme auf das bereits Bemerkte fügen wir demselben als Schlußstein noch folgende beherzigungswerthe Worte Bamberger's (Zollparlamentsbriefe) bei: „Wie viel Zeit verschwendet die deutsche Nation tagtäglich dadurch, daß ihr Geldwesen noch das treue Abbild der Reichsverwirrung ist. Einheit der Sprache, sagt man, sei die Grundlage der Nationalitäten. Das Geld ist die Sprache des Verkehrs. Denken Sie sich, ein Deutscher müßte stets siebenerlei Wörterbücher bei sich führen, um nur mit seinen eigenen Landsleuten in Geschäften zu verhandeln, und Sie würden von starken Zweifeln befallen werden über die Zusammengehörigkeit der Reichsbewohner. Und dennoch verhält es sich so mit der Quintessenz aller Verständigungsmittel: mit dem Gelde. Kann man nicht eher ohne Landessprache reisen als ohne das Landesgeld? Ich für meinen Theil stehe nie an einer deutschen Eisenbahnkasse ohne Ingrimm über die Geduld, mit welcher wir das unerträglichste Stück- und Flickwerk und die schmähliche Vergeudung der kostbaren Zeit in unserem Lammesmuthe ertragen. Der Mann am Schalter spricht von Thaler und Groschen, vor mir aber müssen noch sieben Landsleute passiren, von denen jeder eine eigene Geldsprache spricht und versteht. Der redet Gulden und Kreuzer, Jener Mark und Schilling, ein Dritter Goldthaler und Groten. Nun rückt die Frau vor, welche ihre Tasche so voll bayrischer Scheine hat, daß sie fünfzigmal ihre Reise bezahlen könnte, und heult vor Verzweiflung, daß der Kassirer ihr für alle diese Schätze kein Billet verabfolgen will. Das ist ein Fragen, Klagen, Schelten, Rechnen, Zählen und Erklären ohne ein Ende. Welche Ironie auf ein Jahrhundert, das die Zeit mit Dampf und das Wort mit Elektrizität beflügelt! Welche Ironie auf den Sänger, der sich rühmt, daß zu Gott hoch im Himmel vom Rheine bis zum Belt dieselbe

Sprache emporklingt, dieweil die klingende Sprache seines engen Vaterländchens vergebens an der nächsten Bahnstation um Erhörung fleht." Ja,

„Hätten wir Alle Einen Glauben,
Gott und Gerechtig'eit vor Augen,
Ein Maß, Gewicht und Geld,
So stünd' es besser um die Welt."

Landgraf Philipp von Hessen.

Zweites Kapitel.

Vom Kredit und seinen Hülfsmitteln.

§ 161. Von dem Wesen des Kredits und seiner Bedeutung. Der Kredit oder das bei einem Geschäft zu Grunde liegende Vertrauen hat für die Entwicklung und Erleichterung des wirthschaftlichen Lebens eine große Bedeutung, indem er Millionen von Produktivkräften, die sonst zur Wirkungslosigkeit verurtheilt sein würden, entfesselt und mit einer sonst unerreichbaren Intensität in die Verkehrsbeziehungen eingreifen läßt. Es giebt auf der einen Seite immer eine große Anzahl von Kapital- und Grundbesitzern, welche entweder nicht fähig oder nicht Willens sind, sich in Unternehmungen einzulassen, für deren Kapitalien und Grundstücke es also an produktiver Anwendung fehlt. Auf der andern Seite finden sich in jeder Volkswirthschaft viele qualifizirte Arbeitskräfte, denen es nicht an Talent und Neigung, erfolgreiche Unternehmungen auszuführen, aber an den nöthigen Geldmitteln fehlt; hier ergiebt sich die umfassende Bedeutung des Kredits für die Privat- sowie für die ganze Volkswirthschaft von selbst.

Rau faßt die Wirkungen des Kredits in folgenden Punkten zusammen: 1. Es wird die beste produktive Anwendung des beweglichen Vermögens veranlaßt; 2. Gütermassen, z. B. Waaren oder Geldsummen, welche sonst aus irgend einer Ursache eine Zeit lang unbenutzt liegen bleiben würden, gelangen vermöge des Kredits zu einer nützlichen Verwendung; 3. Verträge, die in irgend einer Weise Leistungen in späterer Zeit bezwecken, können ohne Kredit nicht eingegangen werden, z. B. der Einkauf in eine Rentenanstalt. Die Leichtigkeit, Vermögen ohne Gefahr zu jeder Zeit und in beliebiger Menge auszuleihen, ist eine große Ermunterung zum Uebersparen. 4. Der Güterumlauf kann durch den Beistand des Kredits mit einer geringeren Geldmenge bestritten werden.

Das System des Kreditwesens, diese gewaltige Triebkraft, welche zugleich durch die zwischen verschiedenen Völkern hergestellte Verbindung als eine der großen Bürgschaften des Friedens erscheint, verdanken wir hauptsächlich dem industriellen Genius Hollands; denn obgleich man einige Spuren davon schon bei den Juden und den italienischen Freistaaten des Mittelalters finden kann, so wurde doch das System erst bei der Errichtung der Bank von Amsterdam im J. 1609 organisirt. Der unmittelbare Zweck war, den Geldumlauf zu vermehren und auf diese Weise der Industrie einen neuen

Anstoß zu geben, und innerhalb gewisser Grenzen ist, trotz der damit verbundenen Gefahr, dies Ziel vollkommen erreicht worden.

So segensreich übrigens der Gebrauch des Kredits durch den Werth, den er auf den Charakter legt, zu allen Zeiten gewesen ist, so verderblich ist der Mißbrauch desselben. Ein solcher Mißbrauch tritt dann ein, wenn Menschen, welche kein Vertrauen verdienen, sich fremdes Kapital zu verschaffen wissen, oder wenn dasselbe zu besonders gewagten Unternehmungen angewendet wird, deren Fehlschlagen sowol den Gläubiger als den Schuldner schwer trifft. Ein warnendes Beispiel derartiger Kreditsünden bilden die Handelskrisen. (Vgl. Wirth, Geschichte der Handelskrisen. Frankfurt 1858.)

Wie weit es für den Einzelnen rathsam sei, in einem Gewerbe neben dem eigenen noch fremdes Vermögen zu Hülfe zu nehmen, dies hängt von den Umständen ab. Der Gewissenhafte sollte aber nur so viel wagen, daß er den leicht möglichen Verlust selbst tragen kann.

Der Staat ist in Anbetracht der hohen Bedeutung des Kredits verpflichtet, für Förderung desselben Sorge zu tragen; er kann dies durch Errichtung passender Kreditanstalten, durch Erhaltung des Friedens nach innen und außen, durch geordnete Rechtszustände, sparsamen Staatshaushalt, Sicherheit des Rechtsganges, Freiheit des Verkehrs und der Industrie, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Offenlegung der Hypothekenbücher, Fondsausweise der Versicherungsgesellschaften und Banken, durch gute Volksbildung, kurz durch Alles, was Arbeit, Sparsamkeit und Vertrauen weckt und fördert.

§ 162. **Arten des Kredits.** Im großen Ganzen läßt sich der Kredit in zwei Hauptformen unterscheiden: a) Personalkredit, begründet auf die Zahlungsfähigkeit und Redlichkeit des Schuldners; b) Realkredit, begründet auf das dem Gläubiger eingeräumte Pfandrecht (Pfandkredit). Das Unterpfand, welches der Borger oder Kreditnehmer zur Sicherung des Gläubigers oder Kreditgebers stellt, ist entweder eine Hypothek oder ein Faustpfand.

Gewöhnlich bezeichnet das Wort Kredit im engeren Sinne den Personalkredit oder persönlichen Kredit (vgl. § 62). Derselbe beruht auf dem Vertrauen zu der Persönlichkeit des Borgers und zwar in folgenden drei Beziehungen:

1. In Bezug auf das Wollen des Borgenden, d. h. der Kapitalist hat das Vertrauen zur Bildung, besonders zur Rechtlichkeit, Ehr- und Ordnungsliebe des Borgenden, daß er seine Verbindlichkeiten erfüllen, nicht blos das Kapital zum festgesetzten Termin zurückzahlen, sondern auch die Zinsen regelmäßig und pünktlich abtragen werde.

2. In Bezug auf das Können, d. h. der Kapitalist hat zu den wirthschaftlichen Verhältnissen des Borgenden das Vertrauen, daß es nicht an Mitteln zur Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten fehlen werde.

3. In Bezug auf das Müssen, d. h. der Gläubiger vertraut den Gesetzen des Staates und ihrer Pflege, daß der Borger, falls er seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen sollte, dazu durch die Staatsbehörden gezwungen werden würde.

Unsere Kaufleute und Fabrikanten, diese Bedingungen des Kredits sehr wohl kennend, bemühen sich eifrigst, das Vertrauen der Kapitalisten dadurch

zu erwerben, daß sie als Borger ihre Verpflichtungen pünktlich erfüllen, besonders die Zinsen zur festgesetzten Zeit abtragen und sich nach Wechselrecht zu solcher Erfüllung verpflichten. Ganz anders ist es meistens bei der ländlichen Bevölkerung. Viele Bauern tragen regelmäßig ihre Steuern ab und bezahlen den Handwerker zur rechten Zeit, aber den Gläubiger, welcher ihnen Geld geborgt, lassen sie Monate lang auf die zu fordernden Zinsen warten, meinend, daß der reiche Kapitalist dieses Geld entbehren könne. Für sie ist eine Aufklärung über die Bedingungen des Kredits sehr wünschenswerth, und zwar um so mehr, da gegenwärtig die Kapitalisten durch Ankauf von Staatspapieren, Bank- und Eisenbahnaktien sehr leicht eine geregelte Zinseinnahme sich verschaffen können.

Das Wort Kredit im weiteren Sinne deutet den Inbegriff all' der Mittel an, durch welche der Umlauf der wirthschaftlichen Kapitalien gefördert, deren Uebertragung behufs einer nutzbringenden Anwendung erleichtert wird. Die äußerlichen Haupterscheinungen des Kredits in dieser, in seiner praktischen Richtung sind:

a) Geld und andere Werthe vorstellende Kreditzeichen;

b) Unternehmungen und Institute, welche entweder direkt derlei Geldsurrogate in Umlauf setzen, oder ihren Umlauf, sowie die Uebertragung und Umbildung der Kapitalien erleichtern.

Eine nähere Betrachtung der äußerlichen Haupterscheinungen des Kredits soll uns im Folgenden beschäftigen.

A. Das Papiergeld als Umlaufsmittel. (Kreditgeld.)

§ 163. **Wesen und Geschichte des Papiergeldes.** Es ist nicht schwer einzusehen, daß die Nothwendigkeit, die ungeheuren Summen, wie sie der heutige Verkehr erfordert, im Umlaufe eines großen Staates zu erhalten, der Bevölkerung bedeutende Opfer auferlegt. Bei allen civilisirten Völkern findet man daher, insofern sie wirthschaftlich zu rechnen verstehen, das Bestreben, den Verkehr noch durch andere Hülfsmittel zu unterstützen. Diese bieten sich dar in der vernünftigen Benutzung des s. g. Papiergeldes und in gegenseitigen Abrechnungen.

Das Papiergeld unterscheidet sich von dem eigentlichen Gelde (Gold- und Silbergeld) dadurch, daß seine Geltung auf dem Kredite des Ausgebers oder Verfertigers beruht, die Geltung des eigentlichen Geldes dagegen ihren Grund in der Geltung, in dem Werthe des Stoffes hat, aus welchem es bereitet worden ist. Wer einen Thaler empfängt, erhält in dem Silber, aus welchem derselbe geprägt wurde, gleichsam ein Pfand zu seiner Sicherstellung. Wenn auch die Regierung, welche den Thaler gefertigt hat, ihre Zahlung einstellen sollte, so würde doch dieses Geldstück seine Geltung behalten. Eine solche Sicherstellung fehlt bei dem Papiergelde. Die Geltung desselben verschwindet mit dem Kredite seines Ausgebers. Deshalb besteht bei der Benutzung des Papiers als Verkehrsmittel stets eine gewisse größere oder geringere Gefahr, in Verlust zu kommen. Ohne diesen Umstand wäre das Papier das beste Verkehrsmittel, da sein Transport viel leichter und gefahrloser als der des Geldes ist und die Arbeit des Zählens auch bedeutend

vermindert wird. Der Umstand, daß man Papier dabei benutzt, ist übrigens Nebensache. Bei der Wahl des Stoffes hat man nur darauf zu achten, daß er sich leicht handhaben und leicht mit solchen Zeichen versehen läßt, die schwer nachzumachen sind. Die Hauptsache besteht darin, daß das fragliche Geld, wie bereits angeführt wurde, keinen ihm selbst inwohnenden Tauschwerth besitzt, sondern nur das Zahlungsversprechen eines Andern, seinen Kredit vertritt. Der Name „Kreditgeld" wäre daher richtiger und zugleich bezeichnender als derjenige des „Papiergeldes". Die Erfindung des Kreditgeldes ist uralt. Von Dionys von Syrakus sagt die Geschichte, daß er einmal, um einem Geldmangel abzuhelfen, eine zinnerne Münze gefertigt und befohlen habe, sie der silbernen gleichgeltend anzunehmen. Die Karthager hatten ein aus einem unbekannten Stoffe gefertigtes Kreditgeld, welches in Leder gewickelt war. In China verbot schon um das Jahr 119 v. Chr. der Kaiser Vou-ty der Dynastie Han allen Privaten den Besitz weißer Hirsche, aus deren Fellen man eine Art von Geldanweisung machte. Im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde ferner in China von der Regierung schon eine Art von Schatzscheinen ausgegeben, wodurch, wie ausdrücklich gesagt wurde, der Handel erleichtert und befördert werden sollte. Die Schatzscheine trugen den Stempel der Regierung und waren im ganzen Umfange des Chinesischen Reiches giltig. Im 13. Jahrhundert fand Marco Polo im Reiche der Mitte überall Kreditgeld, welches mit dem Silbergelde gleiche Geltung hatte. Es cirkulirte in der Form von quadratförmigen Coupons aus einer festen Substanz. Dieselben trugen die Unterschrift des Kaisers und sämmtlicher Mandarinen. Die Fälschung dieses Geldes wurde mit den grausamsten Strafen geahndet. Wie in vielen Stücken der abendländischen Kultur vorauseilend, so haben also die Chinesen auch das Bedürfniß nach einem Gelde frühzeitig empfunden, welchem nicht die Substanz, sondern der Kredit der Ausgeber seine Geltung verschafft.

Was Europa betrifft, so wurde das Kreditgeld zuerst in Spanien eingeführt. Der dortige Erfinder war der spanische General Don Juan Tendilla, der es während der gemeinschaftlichen Regierung Isabellens von Leon und ihres Gemahls, Ferdinands von Castilien, denen Spanien — beiläufig erwähnt — auch die Verbannung der Juden und die Einführung der Inquisition zu danken hatte, im Jahre 1484 bei der Belagerung der spanischen Feste Alhama als Nothmünze ausgab. Die spanischen Nothmünzen hielten sich aber nur sehr kurze Zeit und verschwanden bald nach der Belagerung. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts trat die „Papierseuche" in Oesterreich auf. Beim Regierungsantritt Karl's IV. (am 17. April 1711) hatte der glückliche Kaiserstaat weder Staatsschuld noch Papiergeld. Während Karl's IV. Regierung wurden 12 Millionen Gulden zur Dotirung der Wiener Bank kontrahirt, welche nur darum ins Leben gerufen ward, um dem Staate nothwendige Vorschüsse zu machen und dafür die indirekten Steuern einzukassiren, um auf diese Weise allmählig wieder zu ihrem Gelde zurückzugelangen. So ging es eine Zeit lang.

Aber der für Oesterreich so unglückselige Siebenjährige Krieg vergrößerte die österreichische Staatsschuld dergestalt, daß dieselbe bei der Thronbesteigung Kaiser Joseph's II. (am 29. November 1780) sich bereits auf 167 Mill.

Gulden belief. Von 1780 bis 1790 waren in Oesterreich nicht weniger als 309 Mönchs- und 104 Nonnenklöster aufgehoben und größtentheils an die Meistbietenden verkauft worden. Kaiser Joseph sah sich dadurch in den Stand gesetzt, mehr als 70 Millionen von den durch seine Mutter Maria Theresia gemachten Schulden zu tilgen, so daß bis zur Zeit der unglücklichen Kriege die Schuld nur noch 90 Millionen Gulden betrug. Nach Joseph's Ableben ward das Papiergeld nach und nach bis zu der enormen Summe von 160,798,753 Gulden vermehrt. Infolge des Staatsbankerotts vom Jahre 1811 war diese Unsumme auf den achten Theil reduzirt worden. — Am 31. Dezember 1869 betrug Oesterreich-Ungarns öffentliche Staatsschuld 2,680,898,744 Gulden österr. W. und waren für 4,012,931 Gulden Münzscheine, für 5,671,040 Gulden Staatsnoten in Banknotenform und für 309,398,590 Gulden in förmlichen Staatsnoten im Umlauf!

In Rußland wurde das erste Papiergeld unter der Regierung der Kaiserin Katharina II eingeführt. Im Jahre 1780 (?) betrug die Masse des Papiergeldes 40, im Jahre 1796 schon 100 und zehn Jahre später bereits 150 Millionen Papier-Rubel. Am 1. Januar 1869 belief sich Rußlands Staatsschuld auf ca. 2003½ Mill. Rubel und die Summe des ausgegebenen Papiergeldes betrug ca. 842 Mill. Rubel. Silberrubel sind fast eine numismatische Seltenheit.

In Frankreich wurde im Jahre 1790 vom Nationalkonvent zur Tilgung der Nationalschuld die Einführung von Papiergeld dekretirt und dieselbe am 19. April desselben Jahres von König Ludwig XVI. bestätigt. Zuerst wurden nur 100 Millionen Francs solcher Geldzettel kreirt, bald darauf aber auf Mirabeau's Antrag diese Summe verdoppelt. Anfangs hießen sie „Papier municipal" und später „Assignats".

Allmählig ward immer mehr Papiergeld in Umlauf gesetzt, so daß schon im September 1792 zwei Milliarden und 700 Millionen Francs und im August 1793 sogar schon 5 Milliarden Francs in Assignaten cirkulirten. Im April des Jahres 1793 mußte der Konvent ein Dekret erlassen, welches Jeden, der sich weigerte, das tiefgesunkene Papiergeld zu seinem vollen Nennwerth anzunehmen, mit der Todesstrafe bedrohte. Diese Assignaten, die im Juni 1793 bis auf den dritten Theil herabgesunken waren, galten im Monat August nach der Hinrichtung Robespierre's nur noch den sechsten Theil ihres ursprünglichen Nennwerthes. Im März 1795 belief sich die Unmasse der ausgegebenen Papierscheine auf 8 Milliarden, ein Jahr später schon auf 45 Milliarden Francs. Allmählig auf 36 und bald darauf auf 24 Milliarden reduzirt, wurden letztere auf den dreißigsten Theil ihres Nennwerthes herabgesetzt und im Jahre 1795 gegen 800 Millionen Francs in neuem Papiergelde, Mandats genannt, eingetauscht. Am 30. Pluviose des Jahres IV der Republik (19. Februar 1796) mußte die vom Volke verwünschte Assignaten-Presse, die über ganz Frankreich so viel Unglück und so enorm große Theuerung gebracht, daß z. B. ein Pfund Butter, nach Say's Aussage, 600 Francs Papiergeld gekostet hatte, unter großem Jubel öffentlich verbrannt werden. — Vor der Einführung der Mandats war in ganz Frankreich das baare Geld und vor Allem das Gold eine so große

Seltenheit geworden, daß Benjamin Constant im Jahre 1794 für einen Louisd'or 15,000, wiederhole fünfzehntausend in Francs, Assignaten erhielt. In späterer Zeit wurden die gänzlich entwertheten Assignaten zu allerhand anderem Schnickschnack verbraucht. Eine französische Schauspielerin und Sängerin, Mademoiselle Dugazon, ließ ihr Boudoir mit einem Quodlibet von Assignaten tapeziren, deren ursprünglicher Gesammtwerth sich auf mehr als 2 Millionen Francs belief.

In Preußen wurde erst im Jahre 1806 nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (am 14. Oktober) ein unverzinsliches Staatspapier unter dem Namen Tresorscheine eingeführt. Dieses Papiergeld, das während der spätern Kriege gegen Frankreich bis auf den vierten Theil seines Nennwerthes herabgesunken war, hielt sich bis zum Jahre 1824 und wurde dann durch die jetzt gangbaren Kassen-Anweisungen ersetzt.

§ 164. **Vortheile und Nachtheile.** Das Staatspapiergeld sowol wie die Banknoten (Anweisungen der Banken) bieten in Zeiten des Friedens, wo allseitiges Vertrauen herrscht, einen theilweise guten Ersatz für das gemünzte Gold- und Silbergeld, ja wegen ihrer noch leichteren Transportirbarkeit sind sie für den größeren Verkehr, bei großen Zahlungen und weiten Versendungen, entschieden das bequemste aller Tauschmittel. Ein weiterer Nutzen des Papiergeldes besteht darin, daß der Stoff, aus welchem dasselbe bereitet wird, weit weniger kostet als das edle Metall. Indem eine Regierung 28,000,000 Thaler Papiergeld in Umlauf bringt, wird das Volk in den Stand gesetzt, ungefähr 1,000,000 Pfund Silber für andere Zwecke als die des Geldes zu verwenden. Auch die Kosten der Verfertigung und des Abnutzens sind bei Papiergeld geringer als bei Metallgeld. Diesen Vortheilen steht jedoch der bereits angeführte Mangel entgegen, daß das Papiergeld nicht wie Gold und Silber einen ihm innewohnenden eigenen Werth hat, welcher überall in der Welt anerkannt wird, sondern daß seine Geltung lediglich auf dem Kredit des dadurch benannten Schuldners beruht. Die Geltung des Papiergeldes verschwindet sofort mit dem Kredit des Ausgebers. Die übermäßige Ausgabe des Papiergeldes von Seiten des Staates hat, wie wir im vorigen Paragraphen gesehen, schon mehrfach zu den empfindlichsten Beeinträchtigungen des Privatwohlstandes und zu wahren Landeskalamitäten geführt.

In ähnlicher Weise geht es mit den Privatbanken, wenn bei ihrer Gründung nicht mit Umsicht für Sicherheit gesorgt ist. Eine zu starke Notenausgabe schadet in doppelter Beziehung: einerseits, indem sie das umlaufende Metall aus der Cirkulation treibt, die Bevölkerung zu sehr an den bloßen Gebrauch des Papiergeldes gewöhnt, eine Steigerung der Waarenpreise verursacht und zu gewagten Spekulationen Veranlassung giebt; andererseits, indem sie bei eintretenden Krisen, wo das Publikum, infolge der Erschütterung des Kredits, für die Banknoten baares Geld verlangt, die Banken aber ihrer Zahlungsverpflichtung nicht entsprechen können, der Gesammtbevölkerung schwere Verluste, endloses Elend bereitet.

§ 165. **Leitende Grundsätze.** Darüber, wie diesem Uebel zu steuern sei, herrscht heute noch große Meinungsverschiedenheit. So viel steht jedoch fest, daß es in jedem Falle den Grundsätzen einer gesunden

Finanzpolitik entspricht, den Notenumlauf auf einen mäßigen Theil des allgemeinen Verkehrs in einem Staate zu beschränken. Vor Allem soll die Regierung sodann die Ausgabe von Papiergeld nicht als ein finanzielles, sondern als ein gewerbspolitisches, volkswirthschaftliches Unternehmen betrachten, d. h. der Vortheil, welcher dadurch dem Gewerbswesen, besonders dem Handel zugeführt werden kann, soll der Hauptzweck und der Gewinn für die Staatskasse nur untergeordneter Zweck sein. Ferner soll das auszugebende Papiergeld als ein Kreditgeld betrachtet und demgemäß die Ausgabe oder Kreation von Papiergeld nur zu einer Zeit, wo die Regierung das volle Vertrauen des Volks genießt, unternehmen und Auswechselungskassen etabliren, in welchen dem Inhaber jeden Augenblick ohne allen Abzug Metallgeld für Papiergeld gegeben wird. Da für kleine Zahlungen das Metallgeld bequemer ist, so gebe der Staat nur solche Scheine aus, welche auf größere Summen lauten.

Wenn der Staat nach den hier angedeuteten Grundsätzen Papiergeld ausgiebt, dann wird dasselbe stets al pari stehen, d. h. mit dem Metallgelde gleiche Preise ausgleichen und dem Handel die oben angeführten Vortheile gewähren und den Volkswohlstand in keiner Weise gefährden.

Unter denjenigen Regierungen, deren Staatswirthschaft in dieser Beziehung musterhaft genannt werden kann, nimmt die königlich sächsische eine der ersten Stellen ein. Daß dieselbe in jener Zeit, als sie die Hälfte des Landes und damit eine große Staatseinnahme verloren hatte, 700,000 Thaler Papiergeld einlöste und verbrannte, beweist, daß sie dasselbe hauptsächlich als ein Werkzeug des Handels betrachtete und den Vortheil der Staatskasse dabei nicht berücksichtigte. Diesem Verfahren der sächsischen Regierung steht das der russischen und österreichischen entgegen. (Vgl. § 164.) Der Einfluß des schlechten Papiergeldes in Rußland auf Volks- und Staatsleben war der verderblichste, wie von Jakob als Augenzeuge treffend nachgewiesen hat. (Vgl. Ludwig Heinrich von Jakob, Ueber Rußlands Papiergeld. Halle 1817.) Die Staatsbeamten und alle Anderen, welche von festen Einnahmen lebten, geriethen in tiefes Elend, der Adel in den deutsch-russischen Provinzen verarmte; Viele, welche ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen konnten, schmachteten im Kerker. Die Finanzen des Staats kamen in den kläglichsten Zustand, indem die Steuern in Assignaten eingingen, deren Kurs tief gesunken war. Die durch dieses Fallen nothwendig gewordene Erhöhung der Abgaben erzeugte neues Elend unter den Unterthanen. Die Schulen, Stiftungen und andere öffentlichen Institute mußten erkranken, da ihre Einnahmen nicht mehr zur Deckung ihrer Ausgaben hinreichten.

Was Oesterreich betrifft, so scheinen erst in neuerer Zeit mit dem Fortschreiten des konstitutionellen Systems bessere Zustände auch die verderbenbringende Papiergeldwirthschaft zu verdrängen.

Die Grundsätze, welche für die Ausgabe von Staatspapiergeld aufgestellt wurden, gelten auch für das Privatpapiergeld (Noten, Banknoten), nämlich:

1. Die Inhaber der Noten müssen durch das Vermögen der Bank völlig gesichert sein und stets gegen baares Geld die Scheine ohne Abzug auswechseln können.

2. Die Menge der Noten muß in einem gehörigen Verhältnisse zum

Bedarf des Verkehrs an Papiergeld stehen. Die Ausgabe von kleinen Noten, z. B. Einthalerscheinen, ist nicht zu gestatten. (In Betreff der englischen Bankgesetze nach der neuen Organisation durch Sir Robert Peel vergl. M'Culloch, Geld und Banken; aus dem Engl. von C. J. Bergius und J. L. Tellkampf. Leipzig 1859. Anhang von Tellkampf.)

Die Gesittung muß einen hohen Grad erreicht haben, die Rechtszustände müssen als völlig gesichert gelten und die Einsicht in die geschäftlichen Verhältnisse insbesondere muß schon ziemlich allgemein zu einer gewissen Klarheit gediehen sein, wo die Geldaushülfen der gedachten Art Gangbarkeit haben und wirklichen Nutzen bringen sollen.

B. Die Abrechnungen.

§ 166. **Das „Clearinghouse".** Die Abrechnungen kommen bis jetzt für deutsche Verhältnisse weniger in Betracht, da sie bei uns nur an den bedeutendsten Handelsplätzen für Geschäftszwecke benutzt werden. In England ersetzen sie einen großen Theil des gemünzten Geldes und der Banknoten. In London besteht zu diesem Zwecke das sogenannte „Clearinghouse", eine besonders sinnreiche Einrichtung, welche lediglich den Zweck hat, die gegenseitigen Abrechnungen der Bankiers zu vermitteln, also Baarzahlungen zu vermeiden. Das Clearinghouse (Abrechnungshaus), bestehend aus einem großen Saal mit vielen Schreibpulten, ist der Versammlungsort der Kommis oder Gehülfen der großen Bankhäuser Londons, an welchem sie die fälligen Wechsel und andere Forderungspapiere sich gegenseitig in die Fächer legen, die Summen ziehen und nach Prüfung der Richtigkeit der Forderungen und Papiere unter Intervention zweier Inspektoren begleichen, so daß gewöhnlich nur sehr kleine Saldi zur Auszahlung und zwar in Checks auf die Bank von England oder in baarem Geld übrig bleiben. Auf diese Weise erklärt es sich, daß der kolossale Verkehr Englands doch in Wirklichkeit eines bei Weitem geringeren Betrags des gemünzten Geldes wie der Banknoten bedarf, als man bei der Vergleichung seines Umsatzes mit dem der anderen Länder für möglich halten sollte. Ein ähnliches Clearinghouse befindet sich in Newyork und eins unter dem Namen „Saldosaal" in Wien. (Vgl. O. Hübner, Die Banken, S. 369; Gibbons, The banks of Newyork, wo der Verfasser S. 292—342 eine höchst plastisch-klare Schilderung der Einrichtung, Geschäftsthätigkeit und Wirkung des Clearinghouse von Newyork bietet.)

C. Banken.

§ 167. **Wichtigkeit und Geschichte des Bankwesens.** Vieles, was sich in den vorhergehenden Paragraphen findet, bezieht sich auf das Bankwesen. Indeß hat das Geschäft des Bankiers doch auch seine besonderen Eigenthümlichkeiten und ist von so großer Wichtigkeit für die Volkswirthschaft, daß es nicht überflüssig erscheint, in einem besonderen Abschnitt Etwas über seine allgemeine Natur, Bedeutung und Geschichte zu sagen.

Der volkswirthschaftliche Nutzen der Banken liegt darin, daß sie geschäftsmäßig die Vermittlung zwischen Nachfrage und Angebot von Kredit übernehmen. Der Bankier hat somit die Aufgabe, das Geld fortwährend umzutreiben, und dafür zu sorgen, daß es nie brach liege.

Die frühesten Bankiers waren die Goldschmiede; da ihre Läden diejenigen Waaren enthielten, welche den größten Werth hatten, mußten sie aufs Beste bewahrt werden. Wenn Jemand eine bedeutende Summe Goldes im Besitz hatte, machte er von der starken Geldkiste des Goldschmiedes Gebrauch und bat ihn, die Summe in derselben zu verwahren. Auf der anderen Seite wendeten sich die Leute, wenn sie Geld zu einem besonderen Zwecke brauchten, an den Goldschmied und entlehnten solches von ihm gegen Hinterlegung von Silbergeschirr, von Juwelen oder anderen werthvollen Gegenständen. Dieser Theil des Geschäfts ist jetzt allgemein auf Leihhäuser und Pfandverleiher übergegangen.

Die Girobanken, eine ältere Einrichtung, waren bei der Verwirrung des Münzwesens am Ausgange des Mittelalters bestrebt, die häufige Wiederholung von Zahlungen zwischen Kaufleuten derselben großen Handelsstadt ganz zu ersparen. Man ließ die Mitglieder Beträge von beliebiger Höhe baar und unverzinslich in die Kasse der Bank deponiren, schrieb ihnen die Summe auf einem Folium des Bankbuchs gut und übertrug einen Theil des Guthabens auf jedesmaliges Verlangen auf das Folium irgend eines anderen Kaufmanns, welchem ebenfalls ein solches in dem Bankbuche eröffnet ward. Die Umschreibung oder Uebertragung galt als Zahlung.

Die Banken dieser Art sind mit Ausnahme der Hamburger (1619 errichtet) eingegangen.

Als die älteste Zettelbank wird die Bank des heil. Georg zu Genua betrachtet, gegründet um das Jahr 1345. Sie war ursprünglich eine Gesellschaft von Staatsgläubigern, welcher der Staat Zölle und andere Einnahmen überlassen hatte und die auch Leihgeschäfte betrieb. Durch eine sorgfältig geregelte Verwaltung, welche bereits von Machiavelli gerühmt wird, erhielt sie sich lange Zeit mit zunehmender Blüte und Macht, erwarb auch beträchtlichen Grundbesitz, den sie aber 1562 dem Staate überließ. Im Jahre 1675 erhielt sie die Befugniß, Noten auszugeben, welche in den Staatskassen angenommen wurden und als gesetzliches Zahlungsmittel galten. Durch neue starke Darlehen an den Staat kam sie 1746 in große Verlegenheit, mußte ihre Zahlungen einstweilen einstellen und erlitt starke Verluste, doch befestigte sie bald darauf wieder ihren Kredit. Nach der Eroberung Genua's durch die Franzosen 1797 erfolgte die Aufhebung der Bank.

Die Bank von England (Bank of England) zu London, 1694 gestiftet, übertrifft in der Menge der umlaufenden Scheine fast alle anderen Banken und ist in den britischen Verkehr so innig verflochten, daß man sie wie das Herz des Goldumlaufs im ganzen Lande betrachten kann, weshalb sie sich auch in ihren Wirkungen auf viele volkswirthschaftliche Verhältnisse erstreckt. Sie kann zugleich als Schule gelten, von welcher die genaue Kenntniß des Bankwesens sich weithin verbreitet hat. (Näheres über die Bank von England, sowie über andere Zettelbanken im Britischen Reich, ferner über die 1816 gegründete österreichische Nationalbank führt Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie. 1. Bd. 2. Abth. Leipzig 1869, S. 98 ff., „Grundzüge einer Geschichte und Beschreibung der Zettelbanken", aus.)

Es bezeichnet schon eine hohe Stufe der geistigen Entwicklung, wenn eine Volkswirthschaft sich die Vortheile des Bankbetriebs, namentlich des Zettelbankbetriebs, verschaffen kann, ohne zugleich fühlbare periodische Nachtheile damit auf sich nehmen zu müssen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind mit der Expansion des Zettelbankwesens die kecksten Experimente, aber auch die kostspieligsten Erfahrungen gemacht worden.

§ 168. **Fortsetzung.** (Wechsel.) Ein wichtiger Geschäftszweig der Banken ist der Handel mit Wechseln. Unter Wechsel sind nach Vorschrift des im Lande bestehenden Wechselrechtes angefertigte Urkunden (Anweisungen) zu verstehen, in welchen der Aussteller sich selbst oder einen Andern zu einer Zahlung auf eine bestimmte Zeit verpflichtet. Trockne (eigne) Wechsel werden diejenigen genannt, in denen der Aussteller selbst die Zahlung zu leisten sich verpflichtet, gezogene oder trassirte (Tratten) diejenigen, in welchen der Aussteller (der Trassant) einen Anderen (den Trassaten), der, wenn er den Zahlungsauftrag mittels wechselmäßiger Unterschrift annimmt, Acceptant heißt, gewöhnlich an einem andern Orte, verpflichtet, einem Dritten (dem Wechselinhaber) die Zahlung zu leisten. Wechsel beider Formen sind durch das Indossement (Giro) vom Inhaber, der dann Girant (Indossant) wird, an einen Vierten, Fünften u. s. w. übertragbar.

Die Wechsel tragen außerordentlich zur Belebung des Verkehrs bei, sie vermitteln ganz besonders die Kapitalströmungen, und zwar nicht blos von einer Hand in die andere des eigenen Landes, sondern auch von Land zu Land, und gleichen auf bequeme und rasche Weise Schulden und Forderungen aus, die sonst durch kostspielige und mit Gefahr verbundene Baarsendungen ausgeglichen werden müßten. (Man denke an die Abzahlung der 5 Milliarden Kriegskosten Frankreichs an Deutschland!)

Den Preis eines Wechsels, d. h. das, was der Käufer dem Verkäufer dafür zahlt, nennt man Wechselkurs, und der Abzug, welchen der Käufer macht, weil ihm das im Wechsel angewiesene Geld nicht sogleich, sondern erst später ausgezahlt wird, heißt Diskonto (escompte). Dieser Abzug ist als Benutzungspreis oder Zins für die gezahlte Geldsumme auf Zwischenzeit anzusehen. Einen Wechsel diskontiren heißt, ihn mit diesem Abzug kaufen.

Der Kauf von Wechseln beruht auf dem Personalkredit, welchen der Käufer nicht blos Demjenigen gewährt, aus dessen Händen er das Papier bekommt, sondern überhaupt Allen, welche durch ihre Namensunterschrift auf dem Wechsel wechselmäßig verpflichtet sind.*)

§ 169. **Volksbanken, Leihhäuser.** Die auf Solidarhaft der Mitglieder gegründeten Banken (Volksbanken), welche namentlich dem kleinen Gewerbsunternehmer, dem Handwerker und Nichtkaufmann die Benutzung der Vortheile des Bankwesens bieten sollen, sind bereits in kurzer Zeit zu einer solchen Ausbreitung und Wichtigkeit gelangt, daß sie die größte Aufmerksamkeit verdienen. (Vgl. § 80.) Noch stehen wir nur in den Anfängen einer Bewegung, welche die künftige Geschichtschreibung als eine der großartigsten und segensreichsten für die gesammte Volkswirthschaft bezeichnen wird.

Der Kreditnoth der kleinsten Kreditbedürftigen kommt das Versatzamt oder die Pfandleihanstalt entgegen.

*) Näheres über den Wechsel gehört in die Handelslehre.

Leihhäuser finden wir in China schon seit vielen Jahrhunderten eingerichtet (1833 bestanden in Kanton allein 830, von denen die von der Regierung autorisirten monatlich 2—3 Prozent, die nicht autorisirten bei höheren Vorschüssen 10 Prozent Zinsen nahmen; für die europäischen Leihhäuser scheint Italien die Wiege gewesen zu sein, und wurde das älteste 1464 zu Perugia auf Veranlassung des Mönches Barnabas ins Leben gerufen, während in Deutschland das erste Leihhaus 1498 zu Nürnberg eingerichtet ward.

In den meisten größeren Städten sind seitdem meist unter Verwaltung und Garantie der Stadtgemeinde öffentliche Leihhäuser oder Versatzämter errichtet worden, die auf Pfandobjekte $^1/_3$—$^1/_2$ des taxirten Werthes auf 3 bis 6 Monate ausleihen und sich mit einem mäßigen Zinsfuß begnügen. Nach Ablauf der Frist muß eine Verlängerung durch Bezahlung der Zinsen oder eine Auslösung erfolgen, widrigenfalls das Pfand versteigerungsweise veräußert wird. (Ueber die mit Leihhäusern verbundenen Schattenseiten vgl. Rentzsch, Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre, S. 554.) Mit den Pfandleihanstalten konkurriren Geldverleiher und Trödler aller Art.

Drittes Kapitel.

Transportmittel.

§ 170. **Im Allgemeinen.** Der Güterumlauf erfordert eigenthümliche Mittel zur örtlichen Fortbewegung der Güter: die Transportmittel, auf deren Wichtigkeit bei den Förderungsmitteln des Handels (vgl. § 142) bereits hingewiesen wurde.

Der Transportbetrieb beruht theils auf der Benutzung der Menschenkraft, wie z. B. in Südamerika und in Indien — der Wilde trägt den Baumstamm auf der Schulter fort, in Ostindien wird noch jetzt der reisende Europäer von den Hindus getragen —, theils auf der Einführung der Thiere als Zugmittel und der Wagen als Transportmittel (Fuhrwesen), theils auf der Benutzung des Windes und des Dampfes (Segelschiffahrt, Dampfwagen, Dampfschiffe), endlich auf der Anwendung des Elektromagnetismus (Telegraphenbetrieb).

Die Menschenkraft wird in kultivirten Ländern auf weitere Strecken nur ausnahmsweise benutzt, z. B. zur Briefbeförderung durch Landboten, in den Städten hingegen zur Weiterbringung verschiedener Gegenstände durch Packträger ꝛc. Das Fuhrwerk wurde als Landfuhrwerk größtentheils von den Eisenbahnen auf die Seitenlinien verdrängt, in den Städten aber bildete es sich in besonderen Spezialitäten aus (Fiaker, Omnibus, Möbeltransportwagen ꝛc.). Die Segelschiffahrt entwickelte sich vorzugsweise als Küsten-, Binnen- und Weltmeerschiffahrt für den Transport solcher Waaren, welche längeres Unterwegsbleiben gestatten, wie die mineralischen und pflanzlichen Rohprodukte. Dagegen wurde die Verfrachtung kostspieliger, rasch verderblicher Waaren, der Postpackete u. dgl. in neuerer Zeit der Dampfschiffahrt

vorbehalten, welche sich anfangs als Flußschiffahrt entwickelte, dann aber auch den Verkehr auf den Binnen- und Weltmeeren übernahm.

Wenn auch die Benutzung der Wasserstraßen schon in frühen Zeiten vorkam, z. B. im Alterthum besonders bei den Phöniziern, welche mit Hülfe ihrer Seeschiffahrt einen blühenden Handel unterhielten, so blieb es doch erst der neueren Zeit vorbehalten, durch wichtige Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet (Kompaß, meteorologische Beobachtungen, Entwerfung von Seekarten), vorzüglich aber durch die Anwendung der Dampfkraft und zahlreiche Verbesserungen im Schiffsbau, das Meer nach allen Seiten ungescheut zu durchkreuzen und den Seehandel zu einem internationalen Welthandel umzugestalten.

Die Dampfwagen befuhren anfangs nur die Schienenwege von den Bergwerken bis zu den Verhüttungs- und Verladungsplätzen, indem sie große Züge schwerfälliger Lastwagen langsam nach sich zogen. Erst Stephenson's Erfindung der Siederöhren und die Einführung des Dampfes in den Schlot, wodurch der Siedeprozeß bedeutend beschleunigt wurde, machte die Lokomotive zum Ziehen der Güter- und Personenzüge auf weiten und rasch zu befahrenden Strecken möglich. Neben den Länder- und Welt-Bahnen kommen gegenwärtig auch Bahnen zweiter und dritter Ordnung vor, welche die Seitenadern des Verkehrs bilden; dieselben werden weniger luxuriös gebaut und meistens mit gemischten, langsam fahrenden Zügen betrieben. Der Höhepunkt städtischen Verkehrs wird durch die Stadteisenbahnen mit Dampfbetrieb erreicht, wie sie vollständig wol erst in London organisirt sind. Der Metropolitan Railway transportirt (nach Passy, Les machines, S. 35) jährlich 111 Millionen Personen. Jeder soll dabei nur eine Stunde Arbeitszeit gewinnen, so giebt dies in einem Jahre ein Plus von Arbeitszeit für die Londoner Bevölkerung von 111 Millionen Stunden. Neuerdings wurde in England auf Landstraßen der Verkehr mit Straßenlokomotiven versucht, aber noch nicht definitiv eingeführt.

Mit den Eisenbahnen sind die für den Verkehr so wichtigen elektromagnetischen Telegraphen verbunden, welche sich ebenfalls in Länder- und Welttelegraphen, sowol zu Land als zur See (Telegraphenkabel), und in Stadttelegraphen theilen. Dieselben befördern Telegramme nach Tarifen, welche die Preise nach der Zahl der Worte (der transatlantische Kabel nach der Zahl der Buchstaben) und nach der Größe der Entfernungen bemessen. In der Art und Weise des Telegraphirens sind rasch die Fortschritte vom Zeiger- zum Druck- und zum Typendruckapparate und von diesem zum Caselli'schen Telegraphenapparate gefolgt. (Vgl. O. Spamer's „Buch der Erfindungen".)

Mit der Transportvermittlung beschäftigen sich vorzüglich die Spediteure, Schiffsrheder und die Post.

§ 171. **Einfluß der Transportmittel auf den Handel und die übrigen Zweige des wirthschaftlichen Lebens.** Die Entwicklung des Transportwesens ist Lebensbedingung des Handels. Indem der Kaufmann in kurzer Zeit weite Reisen unternehmen kann, ist er im Stande, seine Geschäfte persönlich abzumachen und an Ort und Stelle den Mangel und Ueberfluß der Waare zu ermitteln; indem er die Leute, mit welchen er in Verkehr steht, persönlich kennen lernt, kann er beurtheilen, ob er ihnen Kredit geben darf oder nicht 2c. Auch läuft er bei der schnellen Versendung der Waaren weit weniger Gefahr, durch Ein- oder Verkauf derselben in Gefahr zu kommen.

Auch die Urproduktion und die Industrie werden vielfach durch die Verbesserung der Transportmittel gefördert. Besonders wirkt diese Verbesserung auf die Hervorbringung solcher Produkte ein, welche in großen Massen gebraucht werden und deshalb nur dann mit Nutzen in entfernte Gegenden geschafft werden können, wenn der Transport leicht ist und wenig kostet, z. B. Getreide, Bausteine, Kohlen, Holz. Bei beschränkter Transportfähigkeit des Holzes sind z. B. entlegene Waldländer selten im Stande, von der Minderproduktion der Thäler Nutzen zu ziehen, während gute Transport- und Kommunikationsanstalten dies ermöglichen und so die Holzproduktion überhaupt fördern. (Leipzig bezieht einen Theil seines Brennholzbedarfs aus einer Entfernung von 40 Meilen, Berlin eben so weit. Die Nadelholzstämme des Schwarzwaldes werden in Holland verarbeitet; in den letzten Jahren sind in dem südlichen Theil von Westphalen Telegraphenstangen aus Böhmen verwendet worden; in Gotha und Weimar war sogar in jüngster Zeit Bauholz aus Böhmen billiger zu kaufen, als das vom nahen Thüringer Walde. Vgl. H. Contzen, Forstliche Zeitfragen. Leipzig 1870. S. 77.)

Die Sandsteinbrüche bei Pirna an der Elbe beschäftigen viele Menschen und gewähren einen nicht unbedeutenden Reinertrag deshalb, weil ihre Erzeugnisse auf der Elbe bis nach Hamburg und von dort weiter auf der Nordsee verfahren werden können.

Wie das Gedeihen des Handels und der Gütererzeugung von Vervollkommung der Transportmittel abhängt, so auch die Konsumtion der Güter. Der Konsument kann um so sicherer und schneller die gewünschten Güter herbeischaffen und zahlt um so weniger, je besser und ausgebildeter das Kommunikationswesen ist.

Die Abschaffung lästiger Auflagen, welche die Kosten des Transports vermehren, ist in hohem Grade wünschenswerth. Hierher gehören die noch vielfach bestehenden Thorsperr-, Brücken-, Wege- und Pflastergelder, ferner die für die Benutzung der Kanal- und Flußschiffahrt, der Häfen 2c. zu entrichtenden Abgaben, endlich die s. g. Stapelumschlagsrechte 2c.

§ 172. **Fortsetzung.** Die im vorigen Paragraphen angeführten Vortheile der Transportmittel bezogen sich nur auf das wirthschaftliche Volksleben; es wird aber auch das Bildungs- und Gesellschaftsleben dadurch außerordentlich gefördert, z. B. durch erleichterte Versendung der Bücher, Kunstwerke, auch erleichterten Besuch der Versammlungen, welche kirchlichen, wissenschaftlichen und öffentlichen Zwecken gewidmet sind. Die hohe Wichtigkeit der Eisenbahnen für die Hebung des Bildungs-, Gesellschafts- und Staatslebens in seinen edelsten Richtungen hat sich bereits in der erfreulichsten Weise bei den Wanderversammlungen der Land- und Forstwirthe, der Naturforscher, Aerzte, Apotheker, Lehrer, Künstler u. s. w. herausgestellt.

„Insbesondere dürfen wir hoffen", sagt Friedr. G. Schulze, „daß das Streben der Deutschen nach einer größeren Einigung ihrer Volksstämme und Staaten durch die Eisenbahnen bedeutend wird gefördert werden.

Den Trennungen und Anfeindungen, über welche der Freund des deutschen Vaterlandes seither oft zu klagen Ursache hatte, werden nicht nur die materiellen Interessen der Regierungen, Aktionäre und Gewerbsleute, sondern auch die persönlichen Bekanntschaften und die durch sie gepflegten Gefühle gegenseitiger Liebe und Achtung entgegenarbeiten. Mit einem ehernen Bande werden, wie die Kassen, so auch die Herzen der Deutschen zusammengehalten werden."

Wir wollen uns hier nicht in Betrachtungen über Ideale ergehen, die Manchem vielleicht eben so unerreichbar erscheinen, wie unseren Vorfahren die Durcheilung der Entfernungen mit Hülfe des Dampfes, sondern uns an Thatsachen halten. Die Eisenbahnen, unterstützt durch Dampfschiffahrt und den elektrischen Telegraphen, der unsere Gedanken mit Blitzesschnelle in die entferntesten Gegenden trägt, haben in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit einen so bedeutenden Einfluß auf das materielle und intellektuelle Leben der Völker ausgeübt, daß sie als der großartigste Triumph menschlicher Thatkraft für alle Zeiten ewig epochemachend in der Geschichte unseres Jahrhunderts bleiben werden. Die Eisenbahnen — und die Anwendung des Dampfes überhaupt auf die Verhältnisse des praktischen und kommerziellen Lebens — sind berufen, ebenso wie ungefähr vor vier Jahrhunderten das Schießpulver und die Buchdruckerkunst, eine Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse zu bewirken. Wie weit diese Umgestaltung gehen wird, entzieht sich jeder Beurtheilung. Vor hundert Jahren war eine Ahnung, was heute zur Wirklichkeit geworden. Wer wollte behaupten, daß eine Ahnung von heute nur ein Hirngespinnst sei? „Ewig gleich für alle Zeiten ist nur der Boden, aber hoch über das Erdreich erhebt sich mit Stamm und Zweigen, mit Blüten und Früchten der Baum der Menschheit, immer reicher sich entfaltend, immer höher wachsend und hinausstrebend in die heitere, freie Himmelsluft. Alle die mannichfaltigen und wunderbaren Gestaltungen in Staat, Recht, Sitte, Moral, welche sich uns darstellen in der kurzen Spanne der Geschichte, die unser Blick umfaßt, sind Ausstrahlungen des Einen Lichtes, welches in bunten Farben, doch stets heller und größer wachsend, die Wege der Menschheit erleuchtet. — Daß uns dieser Glaube nicht verlasse im langsamen, mühsamen Gange des Tages, dazu blicken wir in die Geschichte und finden in ihrem wunderbaren, doch stetig fortschreitenden Gange die stärkende Idee des ewig hinanstrebenden Menschen, und mit dieser Zuversicht, mit diesem Glauben an die Menschheit schauen wir getrost einer besseren Zukunft entgegen."

§ 173. Zur Geschichte und Statistik der Transportmittel.

Fast alle unsere heutigen Verkehrsmittel sind ziemlich neuen Datums, wenigstens ihre allgemeine Anwendung. Der englische Kanalbau nimmt erst seit 1755 eine größere Bedeutung an; 1824 hatte Großbritannien schon 528 deutsche Meilen Kanäle. Der englische und französische Straßenbau beginnt ebenfalls erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Preußen baut Friedrich der Große 1757 die erste Chaussee. 1812 lernt Mac Adam die heute schon allgemein übliche Methode des Chausseebaues in China kennen; gegen das J. 1820 verbreitet sie sich in Europa und beginnt nun erst der größere Frachtverkehr mit schweren Lastwagen statt der kleinen Karren. Im Jahre 1816 existirten in Preußen 3694 Frachtfuhrleute mit 8440 Pferden, im Jahre 1861 9642 mit 27,464 Pferden. Die Hauptthätigkeit im Chausseebau fällt erst in die Jahre von 1844—1861. (Geschlossene Wagen mit Fenstern, Kutschen finden wir erst seit der Reformation; bis dahin reiste man, wenn nicht zu Fuße, in offenen, sehr roh konstruirten Fuhrwerken, in Sänften oder zu Pferde. Reisen zu Wagen waren in England am Ende des 17. Jahrhunderts nur möglich, wenn man 4—6 Pferde anspannen konnte, um auf den elenden Straßen mit den ungefügen Kutschen nicht stecken zu bleiben.)

Die ersten Anfänge der Post fallen allerdings in die älteste Zeit. Der König der Perser, Darius I., ließ Eilboten mit gesattelten Pferden auf den eine Tagesreise von einander liegenden Stationen seines Reichs bereit halten, um schnell Befehle und Berichte befördern zu können*). Auch im 9. Jahrhundert hatte man in Deutschland und Italien solche Staatseinrichtungen. Im Mittelalter besorgten reisende Kaufleute und Fleischhauer Briefe; daher noch das Posthorn im Schilde mancher Fleischer. Jedoch das geregelte Postwesen, wie es jetzt besteht, nahm seinen Anfang erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland, wo ein Herr von Thurn in Tirol eine Post anlegte. Sein Sohn Franz richtete eine Post von Brüssel nach Wien ein (1515) und erhielt vom Kaiser Maximilian I. die Würde eines Generalpostmeisters. In Brandenburg richtete der große Kurfürst eine Landespostanstalt ein, „weil zuvörderst dem Kauf= und Handelsmanne hoch und viel daran gelegen sei". Es waren Reitposten, später auch Postwagen, welche die Post von Berlin nach Königsberg in vier, von Amsterdam nach Königsberg in zwölf Tagen brachten. Den Personenverkehr übernahmen die Posten in England und Frankreich früher; in Deutschland mußte man im 18. Jahrhundert eigenes Fuhrwerk kaufen, Extrapost nehmen oder mit konzessionirten Landkutschen fahren. Sie vermittelten den Personenverkehr, aber ungemein langsam: Von Dresden nach Berlin ging die Landkutsche alle 14 Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmten Tagen abgehen konnte; nach Meißen gingen das grüne und rothe Marktschiff, jedes einmal wöchentlich, hin und zurück. Man reiste selbst mit der besten Fuhre sehr langsam. Eine Entfernung von 20 Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen, in der Regel wurden vier dazu gebraucht.

In England hatte man für die Briefbeförderung schon länger die s. g. Schnellposten. Der preußische Generalpostmeister von Nagler führte sie 1824 auf deutschem Boden ein. Es erregte große Bewunderung, daß der Postwagen von Berlin nach Magdeburg, der vorher zwei Tage und eine Nacht gebraucht, nunmehr den Weg in 15 Stunden zurücklegte. Die Personenposten zum Verkehr von Personen, Briefen und Packeten zusammen datiren erst vom Jahr 1838. Landbriefträger gab es 1846 in Preußen nur 571, 1856 schon 3868. Das Landbriefträgerinstitut beförderte 1850 etwa

*) Vgl. Amelang's Untersuchung einiger Stellen der alten Autoren, das persische Postwesen betr. Leipzig 1774.

7⁴/₅ Millionen Briefe, 1856 15 Millionen. (Vgl. Jahrbuch für amtliche Statistik, I., S. 516 ff. Schmidt, Zur Geschichte der Briefportoreform in Deutschland, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik von Hildebrand, III., S. 1 ff.)

Die Briefportoreform ging von England aus; der Postsekretär Rowland Hill setzt 1840 die einstufige Taxe durch; 1839 wurden in England 79 Mill., 1840 186 Mill., 1854 400 Mill., 1863 605 Mill., 1865 720 Mill. Briefe befördert. In Preußen konnte noch 1844 ein Brief bis 19 Sgr. kosten. Von Frankfurt a. M. bis Berlin kostete er 8 Sgr., von Frankfurt a. M. bis Danzig 15 Sgr. Die Dresdner Postkonferenzen von 1847—48 und der Postvereinstag von 1850 bringen die dreistufige Brieftaxe, der Norddeutsche Bund 1867 die einstufige. Nach ausnahmsweise geringen Tarifen werden die Versendungen unter Kreuzband, der Zeitungen, Korrekturen, der Waarenmuster, sowie die Geldanweisungen gestattet. Noch bleibt es übrig, auch für offene Briefe, s. g. Korrespondenzkarten, einen ermäßigten Preis einzuführen.

Durch die Herabminderung des Portos gelang es der Post, den Korrespondenzverkehr zu enormer Massenhaftigkeit zu bringen. Die preußische Post beförderte 1840 36 Mill., 1854 90 Mill., 1861 140 Mill., 1862 148 Mill. Briefpostgegenstände.

Die erste regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Amerika und England wird 1838 eingerichtet; 1848 besaß England 1100, 1866 3165 Dampfer; die Norddeutsche Handelsflotte zählte 1866 nur 249 Dampfer. Die großen regelmäßigen Dampferlinien des Weltverkehrs sind erst in den letzten Jahren eingerichtet worden.

Die erste Eisenbahn wurde 1825 von Darlington nach Stockton mehr für den Kohlenverkehr eröffnet. Die erste wichtige Eisenbahn war die 1830 zwischen Manchester und Liverpool vollendete. Das preußische Eisenbahnnetz stammt von 1838; erst 1842 kam dadurch Leben in die Sache, daß die Regierung Zinsenzarantien übernahm; im Jahre 1847 entschloß sie sich, selbst Hand ans Werk zu legen. Im Jahre 1840 existirten 17 Meilen Bahn, 1845 138, 1850 356, 1855 467, 1860 713, 1866 874 Meilen. (Nach der Fahrgeschwindigkeit gehen England und Nordamerika voran, Frankreich, Deutschland und Oesterreich folgen. Amerika entwarf die Bahnen als Kulturträger in die Wildnisse in großartigem Geiste: Missisippibahn, Pacific- und Panamabahn.)

Die Telegraphenlinien sind noch jünger. Die Telegraphie wurde 1840 zuerst an englischen Bahnen angewandt. Erst 1843 ließ die Direktion der rheinischen Eisenbahnen bei Aachen die erste kurze Leitung einführen. Der deutsch-österreichische Telegraphenverein hatte 1856 Linien von 2317, 1865 von 5623 Länge in Betrieb. Die Anzahl der in ganz Preußen beförderten Depeschen betrug:

1850 . . .	35,317,
1855 . . .	152,820,
1860 . . .	384,335,
1862 . . .	660,297,
1866 . . .	1544,400.

Indem wir uns mit diesen wenigen statistischen und historischen Notizen über die modernen Verkehrsmittel, welche überall die Fäden des wirthschaftlichen Lebens künstlicher geknüpft haben, hier begnügen, verweisen wir noch auf folgende zu vergleichende Schriften: Behm, Die Verkehrsmittel, 19. Ergänzungsheft der Petermann'schen Mittheilungen. 1867. Die Verkehrsmittel auf der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1867, offizieller österreichischer Ausstellungsbericht; 2. Lieferung. Perrot, Zur Geschichte des Verkehrswesens in Faucher's Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte, XXI., S. 27 ff. XXII., S. 62 ff. G. Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Halle 1869. S. 167 ff.: „Die Umgestaltung von Produktion und Verkehr." Wiß, Das Gesetz der Bevölkerung und die Eisenbahnen. Berlin 1867, sowie ganz besonders auf die durch Inhalt wie Diktion gleich ausgezeichneten „Vorträge über Ingenieurwissenschaften" von A. v. Kaven. Hannover 1870.

Welchen Einfluß diese neuen Verkehrsmittel auf das leibliche und geistige Leben und Gedeihen der Völker noch ausüben werden, ist unberechenbar.

§ 174. **Schlußbemerkung.** Aus diesen allgemeinen Grundzügen ist zu entnehmen, ein wie vielgestaltiges und kunstvolles System zur Bewältigung der Umlaufsgeschäfte innerhalb der Volkswirthschaft besteht und wie sehr die Interessen der Produktion und Konsumtion durch den Güterumlauf bedingt sind.

Die erörterten Momente haben aber auch das Streben wach gerufen, alle jene Schranken, welche noch dem Verkehr gegenüberstehen, zu durchbrechen und die Freiheit der Bewegung sowol nach den inneren Beziehungen wie nach außen zu erringen. Dieses Streben findet seine Bethätigung in der Verkehrs- und Handelsfreiheit, durch welche gewissermaßen die Krönung des Gebäudes vollzogen wird.

Wie ein Mensch von hervorragend geistiger Begabung nicht dabei seinen Vortheil findet, sich Rock und Stiefeln selbst zu verfertigen, so ist auch ein Staat und seine Bewohner schlecht berathen, wenn er Produkte, die einem anderen Lande eigenthümlich sind, nach den falschen Grundsätzen des Merkantil- oder Handelssystems selbst zu erzeugen unternimmt, nur um das Geld nicht aus dem Lande zu lassen. Auch die verschiedenen Länder müssen nach einer Art internationaler Arbeitstheilung mit einander verkehren.

Das menschliche Wissen, die menschliche Thätigkeit, die Massenerzeugung sind so gewaltig gewachsen, daß sie die ganze Erde, ihren ganzen Raum zu ihrer Werkstätte, zu ihrem Absatzgebiete brauchen, und darum bedarf es der Handels- oder, besser gesagt, der Verkehrsfreiheit.

Sechstes Buch.

Die Vertheilung der Güter.

Erstes Kapitel.

Die Ungleichheit der Güterverteilung und der Kommunismus.

§ 175. **Vorbemerkung.** Die soziale Frage — wie eine Sphinx unseres Jahrhunderts steht sie vor uns und fordert gebieterisch ihre Lösung. Sie ist eine Frage von so eminenter Wichtigkeit, daß alle andern Fragen mehr oder weniger vor ihr zurücktreten, und nur der Mensch, der, sich selbst genug, ohne Sinn und Interesse für das gemeinsame Leben, gefühl- und gedankenlos dahin lebt, kann sich dieser Frage verschließen und die durch dieselbe heraufbeschworene gewaltige Bewegung gleichgiltig an sich vorübergehen lassen.

Die Bestrebungen, diese brennendste Frage der Zeit zu lösen, — mit anderen Worten: alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft auf eine Stufe des Wohlbefindens emporzuheben, auf welche die Menschenwürde ein vollbegründetes Anrecht hat, überhaupt das menschliche Leben freundlicher zu gestalten, sind in den verschiedensten Richtungen aus einander gegangen. Die Kommunisten verlangen Aufhebung des Eigenthums, um dadurch die Elenden und Nothleidenden aller Klassen und aller Berufsstände in eine bessere wirthschaftliche Lage zu versetzen. Die Sozialisten schlagen Gründung von Phalansterien, oder die Einrichtung von Staatswerkstätten vor; dadurch sollen alle Menschen vor Noth und Elend geschützt werden. Lassalle fordert die Errichtung von Produktiv-Assoziationen auf Kosten des Staates; Bischof Ketteler schlägt vor, solche Vereinigungen aus milden Stiftungen zu nähren. Beide wollen dadurch dem in der Welt verbreiteten wirthschaftlichen Elend abhelfen. Andere wieder denken die soziale Frage zu lösen durch die Befreiung der Arbeit und des Handels von allen auf ihnen lastenden widernatürlichen Beschränkungen, durch Errichtung neuer und Verbesserung bestehender Volksbildungs- und Erziehungsanstalten, durch Verbreitung des Sinnes für Selbsthülfe, durch Errichtung von Genossenschaften, deren Grundlage der Gedanke der Selbsthülfe ist. Wieder Andere weisen

hin auf die mannichfache Verschwendung, welche mit dem Volksvermögen getrieben wird, und schlagen zur Lösung der sozialen Frage Verbesserungen in der Verwaltung und Erhebung der Steuern und in der Finanzverwaltung vor.

Alle diese Vorschläge zur Lösung der sozialen Frage, die verkehrtesten wie die vernünftigsten, sind darauf gerichtet, eine günstigere Vertheilung des Volksvermögens und des Volkseinkommens entweder auf direktem oder indirektem Wege herbeizuführen; zu bewirken, daß dem wirthschaftlichen Elend immer engere Grenzen gezogen, der Wohlstand immer weiter verbreitet werde. Mit Recht widmen daher die Koryphäen unserer Wissenschaft, wie Rau und Roscher, der Vertheilung der Güter und des Einkommens unter die verschiedenen Volksklassen, als einem besonderen Theile der Volkswirthschaftslehre, eine besondere Aufmerksamkeit.

§ 176. **Grundfehler der kommunistischen Theorien.** Die menschliche Gesellschaft ist zu vergleichen mit einer Pyramide. Schon bei ihren ersten Anfängen, als sich die Baustoffe der Gesellschaft zusammenfanden, begannen ihre lebendigen Bestandtheile sofort sich in Schichten zu ordnen. Die Stärkeren, Gewandteren, Begabteren kletterten gewissermaßen auf die Schultern ihrer Genossen, nahmen die höheren Stufen ein und ließen Denen unten keine andere Aufgabe als die, sie auf ihrer Höhe zu erhalten. Und wie sich die Pyramide anfänglich aufbaute, so ist sie auch im Allgemeinen seitdem zu allen Zeiten geblieben. Zwar ist sie eine von vielgestaltigem Leben bewegte Masse, in der fortwährend einzelne Atome nach oben getragen, andere abwärts gestürzt werden, und es wechselt daher vielfach die ursprüngliche Vertheilung ihrer beseelten Bestandtheile, nicht jedoch hat sich die Gestalt an sich und im großen Ganzen verändert. Breit dehnt sich die Basis der gesellschaftlichen Pyramide aus, und dicht geschart drängen sich hier niedere und arme Menschengeschlechter. Auch die nächsten Strata sind, wenn schon minder zahlreich, doch immer noch stark bevölkert; nur allmählig ziehen sie sich zusammen, um die mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft aufzunehmen, und auf den höchsten ist nur ein kleiner Raum für wenige Erdengrößen.

Mit dieser Organisation der Gesellschaft hängen insbesondere die größeren oder geringeren, mehr oder weniger schroffen Unterschiede in den Vermögensverhältnissen der Einzelnen und der verschiedenen Gesellschaftsklassen zusammen. Von jeher haben dieselben zu der Klage über die ungleiche Vertheilung der Güter unter den Menschen Grund gegeben. Indessen können die in Rede stehenden Zustände, so viel sie sonst auch zu wünschen übrig lassen, nicht als ungerecht bezeichnet werden. Wären sie dies, meint Thornton (a. a. O., S. 460), so dürfte die Gewalt, bewaffnet mit dem Schwerte des Gesetzes, mit vollem Rechte einschreiten und sie umgestalten. Die Gerechtigkeit würde zu einer neuen Theilung des Eigenthums führen, ja sie würde darauf bestehen, da die bisherige Vertheilung der Güter allein es ist, die es Einer Klasse möglich macht, ohne Arbeit zu leben. Alles Eigenthum aber, welches wirklich mit Recht so genannt wird, gehört, wie wir schon früher (vgl. S. 109 ff.) betont haben, absolut und durchaus seinem Besitzer. Dieser kann daher einen beliebigen Gebrauch davon machen, wenn er nur nicht die Rechte Anderer schädigt; er darf also auch, sobald es ihm beliebt, in Trägheit davon zehren, darf von den Früchten seiner Arbeit oder

der Arbeit Anderer leben, statt durch fortgesetzte eigene Arbeit. Allerdings mag es keineswegs wünschenswerth sein, daß er ein solches Leben führt, vielmehr würde es ohne Zweifel, wenn er zu einer nützlichen Arbeit fähig, besser sein, daß er irgendwelche Arbeit verrichtet. Wollte man jedoch gewaltsam das Privilegium des Müßigganges, welches ein großes Vermögen gewährt, für erloschen erklären, so wäre das eine große Ungerechtigkeit, eine Verletzung der persönlichen Freiheit und nicht weniger anmaßlich als kurzsichtig, denn es würde, abgesehen davon, daß die Welt durch Unrecht überhaupt nicht besser wird, die Industrie sehr empfindlich geschädigt werden. Wenn dennoch auf gewissen Arbeiterkongressen gepredigt wird, daß es in der Welt nicht eher besser werden könne, als bis „alle Arbeiter sich geeinigt haben werden, die Drohnen über Bord zu werfen, welche von ihnen mühelos leben", daß es die Aufgabe der Vereinigung der Arbeiter sei, „das ganze Leben zu reformiren", daß „die Arbeiterpartei den Klassenunterschied zwischen allen Nützliches Schaffenden und allen blos Genießenden niederbrechen und verwischen werde, indem sie die letztere Klasse gänzlich abschaffe", so erinnert dies unabweislich an die Utopien des Schneiders Weitling und anderer zum Theil ideenreicher, durchschnittlich aber halbverwirrter oder schwindelhafter Gesellschaftsreformer, deren Ideal auf ein kolossales Arbeitshaus hinausläuft. Mit dem in Aussicht gestellten „Ueberbordwerfen aller Drohnen" und der „Abschaffung aller blos Genießenden" würde aber auch, wie gesagt — die Möglichkeit der Verwirklichung solcher Rodomontaden vorausgesetzt — den eigentlichen Interessen der Arbeitenden selbst sehr schlecht gedient sein. Bei einer gesunden Organisation der civilisirten Gesellschaft kann es nicht nur, unbeschadet der Rechte und Würde der Arbeit, sondern muß es sogar „blos Genießende" geben. Jene dem Bienen-Cäsarenreiche entlehnten Maßregeln würden offenbar einen beträchtlichen Theil, vielleicht die ganze Hälfte aller „Nützliches Schaffenden" überflüssig machen. Denn die Klasse der „blos Genießenden" ist es, auf welcher die Existenz und das Gedeihen des Theiles der Produktion beruht, die wir der Kürze halber mit dem Namen der „Luxusproduktion" bezeichnen wollen, obgleich wir wissen, daß „Luxus" ein sehr relativer und dehnbarer, mit dem Sittenzustande, der Bildung und dem Wohlstande jeder Zeit sich verändernder Begriff ist. (Vgl. § 96.) Was heute als allgemeines Lebensbedürfniß erscheint, war vor weniger als 100 Jahren vielleicht großer Luxus, und was heute noch unter diese Kategorie fällt, mag in weiteren 100 Jahren zum allgemeinen Lebensbedürfniß geworden sein. Allein so viel steht fest, daß der Unterschied zwischen Nothwendigem und Luxuriösem immer fortbestehen wird, daß nicht Alle gleichmäßig zum Genusse von Allem gelangen können, daß dafür das Bestehen einer vorzugsweise zum Genusse des mehr als Nothwendigen befähigten Klasse wesentlich im Interesse Derer liegt, welche dasselbe schaffen, und daß die Letzteren sich um so besser und gedeihlicher befinden, je mehr jene Klasse der blos Genießenden wächst. Wenn das „Ueberbordwerfen der Drohnen" ins Werk gesetzt werden sollte, würde sich die Produktion voraussichtlich auf die Erzeugung des durchschnittlich Nothwendigen, d. h. auf das Handwerk im engern Sinne, reduziren, und wir möchten wol wissen, wie es dann um die Kultur der Kunst und der über das Elementarwissen hinausgehenden höheren

Wissenschaft aussehen würde. Ein Handwerkerstaat möchte möglicherweise manche Vorzüge vor der Konstitution unserer gegenwärtigen Gesellschaft bieten — denn die Arbeit ist und bleibt ja die wesentliche Grundlage des sogenannten Wohlbefindens —, allein zur Entwicklung aller höheren Blüte der Kultur dürfte denn doch das Bestehen einer Klasse blos Genießender unerläßlich sein.

§ 177. **(Fortsetzung.)** Von alledem nun aber abgesehen, wer könnte denn im Ernste glauben, daß eine gleiche Vertheilung der materiellen Güter unter den Menschen von Bestand sein würde! Ließe sich auch wirklich der Rechtspunkt mir nichts dir nichts überspringen, wie es die Herren „Kollektivisten" (ein neuerdings von den Kommunisten angenommener Name statt ihres alten, aber zu anrüchig gewordenen) thun zu können wähnen, ließen selbst die besitzenden Klassen sich gutwillig expropriiren, d. h. hier ihr Eigenthum von Gesellschaftswegen annektiren; ließe sich in der That, was unter allen Umständen unmöglich ist, eine vollständige Gleichheit in der Gütervertheilung durchführen, so würde sich doch alsbald die Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Kräfte der Menschen, die Verschiedenheit der Anlagen, des Temperaments, der Erziehung, der Urtheile, Begierden und Leidenschaften geltend machen und die künstliche Einrichtung wieder umstoßen. Lebende Wesen von verschiedener Art, wie es die Menschen sind und bleiben, lassen nicht mit sich rechnen wie mit abstrakten Größen, und gerade ihre Verschiedenheit ist zur Harmonie des Ganzen nöthig. Die betreffenden Sozialreformer kämpfen gewöhnlich sehr energisch gegen die sogenannte Manchesterschule an; mit der immer wieder aufgewärmten Tollhäusleridee, einen gleichen Besitzstand herbeizuführen, fallen sie aber selbst mitten in diese Schule hinein; denn statt den Menschen, den Arbeiter so gut wie jeden anderen, als Selbstzweck hinzustellen und das Produkt seiner Arbeit nur als Mittel, die Lage des Arbeitenden zu heben und zu verbessern, fassen sie das Produkt als die Hauptsache und den Menschen — wenigstens so weit er nicht zum „Generalrath" bestimmt ist — als Maschine auf, also genau so, wie dies die von den Sozialisten so sehr gehaßten Manchesterleute thun. Das Streben nach Freiheit, welche allein die Gleichheit ermöglicht, nur aber keine mathematische, keine Gleichheit in der Gütervertheilung, sondern Gleichheit der Rechte und Pflichten, wird vollständig über Bord geworfen und an seine Stelle ein Zuchthausregiment gesetzt, noch viel krasser als die Kasernenwirthschaft, gegen welche doch so gewaltig gedonnert wird.

Genug, die Ungleichheit im Güterbesitz läßt sich nun einmal nicht beseitigen; sie ist aber auch kein absolutes Uebel, mindestens ist sie ein nothwendiges Uebel. Was wirklich beklagenswerth scheint, ist, wie auch Thornton gegenüber der Ansicht Mill's meint, nicht, daß es eine des Arbeitszwanges enthobene Klasse giebt, als vielmehr, daß die Mehrzahl der Menschen zu unaufhörlicher Arbeit verurtheilt ist; es ist der schroffe Gegensatz zwischen den arbeitenden und nicht arbeitenden Ständen, der allen Reichthum auf der einen, nichts als Mühsal auf der anderen Seite sein läßt, und dem dadurch abgeholfen werden muß, daß man die unteren Klassen den mittleren näher zu bringen sucht, so weit es in der Natur der menschlichen Verhältnisse

liegt und es die Gerechtigkeit der Mittel zuläßt. Schon Aristoteles sagte: „Die besten Zustände sind die mittleren."

§ 178. **Hauptvertreter des Sozialismus und Kommunismus.** Unter den älteren Schriftstellern, deren Werke sozialistische und kommunistische Ideen enthalten, steht obenan Plato, ausgehend von dem Grundsatz, daß der Staat die menschliche Gesellschaft durch das Gesetz organisiren müsse*). Das bekannteste Werk aus dem Mittelalter ist die Utopia von Morus, dem englischen Staatskanzler, welcher den Bericht eines Reisenden in seiner Schrift publizirt, der, im Gefolge des Americus Vespucius nach der neuen Welt gesegelt, als ein zweiter Odysseus nach langen Irrfahrten auf die Insel Utopia gerathen war. Mit glänzenden Farben wird von dem Reisenden das Glück und der Friede geschildert, den diese Insel den weisen Einrichtungen ihres Gesetzgebers Utopus verdankt, und mit beredtem Munde die Prinzipien entwickelt, auf denen diese Einrichtungen beruhen. Kein Leser wird dem wohlgefügten Bau sein Interesse versagen können; man spürt, daß hier nicht etwa blos ein hohles und leeres Traumbild flüchtige Unterhaltung zu verschaffen sucht, daß vielmehr eine reiche, von Erfahrung und Studien befruchtete Phantasie, ein edles, von den Gebrechen der Wirklichkeit tief ergriffenes Gemüth und ein kräftiger, im Denken geübter Verstand den Zeitgenossen zur Belehrung und Beschämung einen Spiegel vorhalten will. Die Utopische Verfassung hat sich zur Aufgabe gemacht, die Grundquelle der gesellschaftlichen Uebel, Selbstsucht und Hochmuth, möglichst auszutilgen und allen Bürgern, so weit immer die Erhaltung der Existenz es verstattet, den Zugang zu den edleren Genüssen des Lebens zu verschaffen. Als Hauptmittel hierzu dienen: die Gesammtwirthschaft, die Ablieferung der entbehrlichen Produkte des nur zeitweise den Einzelnen zugetheilten Bodens und der Gewerbe an die Gemeinde, die Ausschließung des Geldes, die bestimmte, Jedem vorgeschriebene Arbeitszeit, die gemeinsamen Mahlzeiten und Vergnügungen. Sechs Stunden des Tages, so lautet das Gebot, soll auf dem Felde oder im Gewerbe gearbeitet werden. Die übrigen Stunden können frei den Künsten und Wissenschaften und der Erholung gewidmet sein. In sinnreicher Kombination wird die Möglichkeit der Ausführung im Einzelnen anschaulich gemacht. Allein so gerne auch der Verfasser den Anlaß benutzt hat, in dieses Gewand manche Wahrheiten einzuhüllen, so hat er doch nicht daran gedacht, ernste praktische Konsequenzen für die Wirklichkeit daraus zu ziehen. Ueber das Ganze weht ein Hauch der idealen Schöpfung der Platonischen Republik.

In Italien erschien des Mönchs Campanella „Sonnenstaat", in welchem Weibergemeinschaft und Kommunismus die Grundlage bilden.

Aus reinster Gesinnung fließen die Ideale, welche Fénélon im „Telemach" und in dem „Voyage dans les isles du plaisir" schilderte. Wer zwischen Ideal und praktischer Ausführung zu unterscheiden weiß, findet in diesen

*) Auch Pythagoras sprach Gedanken aus, die man nicht nur als sozialistisch, sondern sogar theilweise als kommunistisch bezeichnen muß. Ueber die praktische Einrichtung der Güterverhältnisse im pythagoräischen Bunde vgl. Thonissen, Le socialisme depuis l'antiquité (1852), tom I. p. 57.

Schriften des ehrwürdigen Bischofs von Cambrai im Gewande der Poesie tiefe Weisheit. Eine scharfe Kritik des Eigenthums, welche für den Staatsmann und Gesetzgeber beherzigenswerthe Andeutungen neben pikanten Paradoxen enthält, hat Hugo in seinem sogenannten „Naturrecht" geliefert. Der Göttinger Professor, Vorläufer der geschichtlichen Rechtsschule, war sicher weit entfernt von der Absicht, Versuche des praktischen Kommunismus anzuregen. Er wollte den blinden Auktoritätsglauben aufrütteln, durch Paradoxen zur wissenschaftlichen Prüfung anspornen, vielleicht heilsame Reformen veranlassen. Bentham dagegen, welcher keiner Auktorität huldigt und alle noch so festgewurzelten Meinungen und Institutionen der freiesten Prüfung unterwirft, vertheidigt aufs Entschiedenste das Eigenthum als erste Bedingung gesetzlicher Ordnung und als die Quelle des Nationalreichthums und der Civilisation; er widerlegt die Einwürfe gegen die Rechtmäßigkeit und Nützlichkeit desselben und schildert mit Nachdruck die Uebel, welche aus der Verletzung desselben entspringen.

Eine ziemlich selbständige Stellung als Kritiker der herrschenden Wirthschaftslehren nimmt der Franzose Proudhon ein, der besonders in seinen „Widersprüchen der politischen Oekonomie" unter schonungsloser, oft nicht unverdienter Kritik der wissenschaftlichen Systeme aus den inneren, nothwendigen Gegensätzen der treibenden Kräfte und Ideen das Mißverhältniß der gesellschaftlichen Zustände nachzuweisen sucht. Von Frankreich aus verbreiteten sich die sozialistischen und kommunistischen Gedanken, Wünsche und Bestrebungen auch nach Deutschland, indeß beschränkte sich bei uns die sozialistische Schriftstellerei vorzugsweise auf Uebersetzungen französischer Werke und auf die Behandlung der sozialen Fragen nach dem Beispiele der Franzosen. Selbst Ferdinand Lassalle, der bekannte soziale Agitator, unstreitig die interessanteste Erscheinung unserer Zeit auf sozialem Gebiete, ist im Grunde genommen nur ein Schüler der französischen Sozialisten.

§ 179. **Der Agrarkommunismus.** Nachdem wir in den vorstehenden Paragraphen, sowie bereits früher in dem Kapitel über das Eigenthum, die sozialistischen und kommunistischen Theorien in ihrem Ursprunge, Wesen und in ihren Folgen beurtheilt haben, heben wir hier nur noch hervor, daß dieselben in neuerer Zeit sich von dem Gebiete der gewerblichen Produktion auch auf das landwirthschaftliche Gebiet ausgedehnt haben, vom Staate hier vornehmlich die Expropriation alles Grundeigenthums verlangen, damit er dasselbe als eine große Domäne selbst bewirthschafte, oder von Zeit zu Zeit an Landbaugenossenschaften verpachte. Bei dieser Forderung haben die Führer und Vertreter des Sozialismus insbesondere die altgermanische sowie die slavische (großrussische) Feldgemeinschaft vor Augen. (Vgl. Heinrich Ahrens, Naturrecht oder Philosophie des Rechts und des Staates, 2. Bde. 6. Aufl. Wien 1871. S. 176 ff.) Es ist hier nicht der Ort, auf diese neue sozialistische Agrarpolitik näher einzugehen; es ist jedoch zu bemerken, daß sie im Widerspruche mit allen Bedingungen einer guten, fortschreitenden Produktion steht, von welcher allein die Möglichkeit eines größeren Wohlstandes, zumal bei einer steig zunehmenden Bevölkerung, abhängig ist. Der gewaltsame Umsturz aller staatlichen und Besitzverhältnisse wird hier mit derselben Deutlichkeit in Aussicht gestellt, mit welcher in Frankreich die gewaltsame

Herstellung der demokratischen und sozialen Republik verlangt und versucht worden ist. — „Die Erde — deduzirt das Genfer Manifest — ist mit Allem, was darinnen, ein Geschenk der Natur und somit ein unveräußerliches Gemeingut der ganzen Menschheit. Nur durch Waffengewalt hatten sich die Starken des Alterthums in den Besitz des Grund und Bodens gesetzt. Kein Raubgut aber wird durch Verjährung rechtmäßiges Eigenthum und kann eben so wenig durch Schenkung oder Verkauf das rechtmäßige Eigenthum eines Andern werden. Die Landkäufer sind von den Landräubern nur um die Verkaufssumme betrogen und die Käufer begehen an der Gesellschaft einen neuen Betrug. Darum, wie sich in alter Zeit die rohe Gewalt des Bodens bemächtigt hat, so bemächtigt sich desselben in der modernen Zeit die heimtückische Macht des **Kapitals**. Das Kapital selbst ist aber nur das Erzeugniß der gemeinsamen Arbeit aller vergangenen Zeiten; denn ein Mensch allein erzeugt durch seine eigene Kraft kaum mehr, als er zu seinem Lebensunterhalt bedarf. Das Kapital entstand demnach aus der Anhäufung unbezahlter Löhne für erzeugte Arbeit. Wie die Gesammtgesellschaft nur allein die berechtigte Eigenthümerin allen Grund und Bodens ist, so ist die Gesammtgesellschaft auch nur alleinberechtigte Eigenthümerin des Kapitals und aller Kapitalwerthe.

Ein Kapitalist kann daher nur mit unrechtmäßig erworbenen Kaufmitteln unrechtmäßig erworbenen Grund und Boden anschaffen und deshalb aus doppelten Gründen nie Anspruch auf rechtmäßiges Eigenthum machen. Ist demgemäß aller Grund und Boden Gemeingut der Gesellschaft, so kann er nie vertheilt oder sonst veräußert, sondern nur als **Lehngut Ackerbaugenossenschaften** zur Ausbeutung für die Gesammtgesellschaft übergeben werden.“*)

Möge uns der klägliche Bankerott, den die ideologischen Träumereien des Sozialismus und Kommunismus wiederholt erlebt haben, zur steten Warnung dienen und in uns die Ueberzeugung erwecken, daß die Probleme der Menschheit nie und nimmer auf diesem Wege verwirklicht werden können, daß vielmehr die Freiheit und Kultur der modernen Welt nur auf der freien Einigung von Kapital, Geist und Arbeit beruhen; daß es namentlich nicht das Werk einzelner abstrakter Gedankensysteme, sondern nur das Werk der universalen Menschheitsentwickelung, eine Frucht ununterbrochenen, im Laufe der Jahrhunderte immer neue Lösungen und neue Aufgaben bringenden Kulturfortschritts sein kann, an dem alle Völker und alle Generationen theilzunehm ennud mitzuwirken berufen sind!

Welche Mittel nun zur Lösung der sozialen Frage, insbesondere der sogenannten Arbeiterfrage, führen können, haben wir, so weit es in einem Werke, welches einem allgemeinen Charakter thunlich erschien, bereits früher erörtert und müssen wir darauf zurückweisen. (Vgl. auch Heinr. **Contzen**, Die soziale Frage, ihre Geschichte und ihre Bedeutung in der Gegenwart. Eine volkswirthschaftliche Skizze. Leipzig 1871.) Dagegen dürfte ein Wort über die Armenpflege am Platze sein.

*) Vgl. Ad. **Wagner**, Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums. Leipzig 1870 und H. **Contzen**, Agrikultur und Sozialismus. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Leipzig 1871.

Zweites Kapitel.

Die Armenpflege.

§ 180. **(Begriff der Armuth.)** Während dem **Wohlstande** gegenüber das Wesen des **Reichthums** im wirthschaftlichen Sinne auf die Fähigkeit sich stützt, vermöge materieller Mittel oder Kapitalien ohne Arbeit zu leben, versteht man in demselben Sinne unter **Armuth** insbesondere diejenige Lage Einzelner oder auch einer ganzen Volksklasse (letzteren Falles man von Massenarmuth oder **Pauperismus** spricht), in der eine vollständige Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse weder aus eigenem Vermögen noch durch eigene Arbeit möglich wird. Dem Armen fehlen die materiellen Mittel, er sieht sich, selbst bei der höchsten Anstrengung, außer Stande, den nöthigen Unterhalt zu erringen, und ist unter gewissen Verhältnissen, z. B. bei persönlicher Arbeitsunfähigkeit infolge von Krankheit, körperlichen Gebrechen oder hohem Alter, besonders aber in Zeiten allgemeiner Noth, wie Theuerung, Epidemien u. s. w., auf fremde Unterstützung angewiesen, um nur sein Leben zu fristen. In diesem äußersten Grade erscheint die Armuth als ein soziales Uebel, dessen thunlichste Abhülfe von jeher für eine Pflicht der besser gestellten Mitmenschen gegolten und stets eine der wichtigsten Aufgaben der menschlichen Gesellschaft und neuerdings insbesondere der Volkswirthschaft gebildet hat, zumal die Mehrzahl der Verbrechen mit der Armuth in nur allzu nahem Zusammenhange steht.

§ 181. **(Zur Geschichte des Armenwesens.)** In dem Bestreben, diese soziale Aufgabe zu lösen, zeigen sich aber zwei ganz verschiedene Wege, welche zugleich — wie der Verfasser des Artikels „Armuth“ in Otto **Spamer's** „Illustr. Konvers.-Lexikon“ sehr richtig bemerkt — die Grundanschauungen der Vergangenheit und der Gegenwart deutlich kennzeichnen. „Während man früher, hauptsächlich durch religiöse Vorschriften bestärkt, grundsätzlich die Mildthätigkeit des Herzens vorwalten ließ und dadurch ein regelloses Almosengeben hervorrief, sucht man heutzutage durch einsichtsvolle Ermittlung der Ursachen des Uebels bis zum eigentlichen Sitze dieser gesellschaftlichen Krankheit vorzudringen und, anstatt dieselbe durch mildernde Palliativmittel vereinzelter Wohlthätigkeit nur hinzuschleppen, sie an der Wurzel zu fassen und mit dieser wo möglich selbst auszurotten.“ Je inniger Religion und Kultur mit der staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der Völker einst verwachsen waren, bez. es noch jetzt (in stagnirenden Staaten) sind, desto ausschließlicher bewegte sich und bewegt sich die Anregung zur Armenpflege in religiösen Anordnungen, die, zumeist an das Gemüth sich richtend, dem Einzelnen um seines eigenen Heiles willen den Segen wohlthätiger Gesinnung predigen. Auch wußten die Diener der Religion, die Priester, in der Masse des niederen und bedrängten Volkes eine starke Stütze von jeher zu schätzen und jenes durch jede Art der Begünstigung, die ihnen selbst kein Opfer auferlegt, sich wohlgeneigt und abhängig zu erhalten. So bestimmten in Persien die heiligen Bücher, daß bei bewässertem Land zehn Prozent, bei unbewässertem fünf Prozent der Ernte nach Abrechnung der

Kosten die Armen erhalten sollten, und daß, wer über einen gewissen Betrag hinaus baar Geld 11 Monate lang in Beutel behielt, $2\frac{1}{2}$ Prozent davon denselben abzugeben hätte. Aehnliche religiöse Vorschriften finden sich unter den hindostanischen Völkern. Die Gesetzgebung des Moses erlaubte den Armen nicht nur die Nachlese der auf dem Felde nach der Ernte zurückgelassenen Aehren, sie schrieb auch später den Grundeigenthümern vor, ein Sechzigstel der auf den Feldern befindlichen Früchte zu Gunsten der Armen stehen zu lassen. Eine freiwillige Armenpflege, als vornehmlich im Interesse des Seelenheils der Geber liegend, kennt zwar schon der Koran, in höherem Sinne richtet sich aber nur die *christliche Religion* an das Gemüth, indem sie die Bethätigung der Nächstenliebe betont, welche ohne Ansehen der Person zu üben sei, gleich wie Gott selbst Sonnenschein und Regen über Gute und Böse ausströmen lasse. „Daß hierbei aber nicht minder das Interesse der Armen und Bedrängten in den Vordergrund tritt, liegt in dem Wesen jener Weltreligion, die sich als Evangelium der Mühseligen und Beladenen einführte, tief begründet. Hat sie doch die Armuth und das Elend sogar mit einem Heiligenschein umwoben und mit einem Freibrief auf die Ewigkeit ausgestattet, wie es eindringlicher wol kaum geschehen konnte, als durch jenen (Luc. 16) drastisch geschilderten Gegensatz zwischen dem reichen Manne, der, in Purpur gekleidet, herrlich und in Freuden lebt, aber jenseits höllische Qualen erduldet, und dem armen Lazarus, der, voll Schwären, vor der Thüre des Reichen sich Brosamen bettelt und dereinst in Abraham's Schoß Trost findet. Ist es hiernach leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme, so war doch mit dem Winke: „Was Ihr dem Geringsten unter Euch thut, das habt Ihr mir gethan!" zugleich ein Weg angezeigt, um dem zeitigen Unglück der Armen, wie dem ewigen Verderben der Reichen gleichzeitig abzuhelfen. Ein solches Mahnwort an das Gemüth und Gewissen schien aber für die Hartherzigkeit und Selbstsucht jener Zeit um so nöthiger, je weniger diese ein tieferes Verständniß für die Pflege der wirthschaftlichen Interessen von Staat und Gesellschaft und demzufolge eine Ahnung von der höheren Nothwendigkeit, dem sozialen Uebel der Armuth zu steuern, besitzen mochte. Daß die angedeuteten Gebote der Schrift unter den *ersten Christengemeinden*, die noch ein echt apostolischer Geist beseelte, mit gutem Erfolge geübt worden sind, läßt sich bei dem starken Gemeingeist jener Genossenschaften, welche noch die Noth und das ängstlich gehütete gemeinschaftliche Bekenntniß zusammenhielt, nicht minder annehmen, als daß in jenen kleineren innigen Gemeinschaften auch die Armenpflege zugleich den Geber wie den Empfänger gehoben haben mag. Seitdem aber mit dem verschwindenden Drucke von außen das Christenthum sich zur weltbeherrschenden Macht emporschwang, da wurde auch bald, wie mit so vielen anderen Geboten des Evangeliums, mit den Lehren, welche die Armen begünstigten, ein schnöder Mißbrauch getrieben. Je mehr sich mit dem Zurücktreten des eigentlichen Inhalts der christlichen Lehre die äußere Form breit machte, desto näher lag es den Begüterten, sich ihr Seelenheil durch reiche äußere Spende, ohne den inneren Herzensdrang, einfach zu erkaufen, und die nach Herrschaft strebende Kirche konnte ihr Ziel nicht besser erreichen, als wenn sie die Mittel zur Verfügung über Tausende, die von

ihren Almosen abhängig wurden, an sich brachte." Daher machte sich die herrschende Kirche zur Vermittlerin zwischen den Gebern und den Empfängern, eröffnete aber damit, indem sie die christliche Armenpflege auf den Standpunkt zurückdrückte, welcher das Almosengeben nur als ein Gott wohlgefälliges Werk erscheinen läßt, jene unheilvolle Bahn der kritiklosen Armenpflege, auf welcher man fortschreitend Wohlstand in Elend und Elend in zwiefach Elend verwandelte. Mochten auch die in blindem Glaubenseifer gespendeten, sowie die theils in Beichtstuhl theils am Todtenbette erpreßten Mittel noch so reichlich sein, sie konnten ja doch nicht den Schlund des Elends ausfüllen, der sich immer mehr erweiterte, je mehr gerade die Armuth und der Bettel durch zuwachsende Almosen begünstigt und groß gezogen wurden. Bietet dafür insbesondere Rom noch heute ein abschreckendes Beispiel (s. S. 195), so schuf diese kirchliche Armenpflege fast in allen Ländern staatsgefährliche Zustände, die in den protestantischen Ländern um so bedenklicher wurden, als die Einziehung der Klöster und Kirchengüter erfolgte, und zwar meist nur zum Besten des Privateigenthums der Fürsten. Das Elend wuchs so furchtbar an, daß sich die Gesellschaft zur Nothwehr gegen den Bettel rüsten mußte, da sie kein Palliativmittel mehr gegen die entsetzlich überhand genommene Krankheit besaß. Damit gelangte statt der Armenpflege die Wirksamkeit der sogenannten *Armenpolizei* zu voller Blüte. Allein trotz deren vielgeschäftiger Thätigkeit gegen den Bettel wurde man doch nie des Uebels ganz Herr. Jagen wir den Bettler zehnmal zum Thore hinaus und bestrafen wir ihn, wie wir wollen, ohne vorherige Beseitigung seiner Noth bleibt er, was er ist, und er wird entweder — vielleicht heimlicher und durchtriebener, vielleicht auch unter einer anderen Hülle und anderer Aeußerlichkeit — eben so oft zu uns zurückkehren, oder aber seine Züge nach einer anderen Gegend richten.

Die zum *Bettel* gewordene, die *qualifizirte Armennoth*, die mit Sitte und Zucht gebrochen, ist wie ein Giftstrom, welcher fortschreitend rechts und links an seinen Ufern alle Vegetation anfrißt. Und schütteten wir durch Verbote oder andere Maßregeln bergehohe Dämme dagegen auf, er wird, so lange seine Quellen nicht verstopft werden, entweder nach längerer Anstauung auch diese Dämme durchbrechen, oder, über seine Ufer tretend, seine schrecklichen Verheerungen nach anderen Gegenden wälzen.

§ 182. (**Fortsetzung.**) So herrschte nach wie vor die schamloseste und ausgebreitetste Bettelei, unterstützt durch eine nur zu sehr irregeleitete Wohlthätigkeit der Einzelnen. Die Folgen der letzteren hat u. a. Lübeck noch heute zu tragen. Dieses einst blühende Haupt der Hansa, ungewöhnlich reich gerade zu jener Zeit, wo sich eben der Gemeinsinn und die öffentliche Freigebigkeit vorzugsweise in milden Stiftungen bethätigte, seitdem an Einwohnerzahl und Unternehmungsgeist empfindlich herabgekommen, *erfreut* sich heute nicht, wie es im hergebrachten Jargon allerdings heißen würde, sondern *leidet* geradezu unter dem überfließenden Segen der Vermächtnisse seiner Vorfahren. Das dortige Armenvermögen wird in Bausch und Bogen auf 8 Millionen Thaler geschätzt, und was es alljährlich abwirft, würde, wenn vertheilt, auf jeden Kopf 5 Thaler ausmachen. In unzähligen Stiftungen unter mehr oder minder selbständigen Verwaltungen zersplittert, gleicht

dieses kolossale Kapital einer immer gedeckten, wohlbesetzten Tafel, zu deren Genüssen Jeder leicht durch irgend einen Gönner Zutritt findet. Es kann folglich nicht anders als demoralisirend auf die ganze Bevölkerung der Stadt wirken. Es wird, wenn seine Verwendung einmal im weiteren Verfolg der Stiftungsreform von 1857 centralisirt sein wird, mit magnetischer Kraft die Bettler und solche, die es werden wollen, aus einer weiten Umgegend anziehen, es wäre denn, daß man den allzuvollen Strom vorher auf minder übersättigte Gefilde abzulenken verstände.

Erst allmählig führte die allgemeine Noth zu einer wirksameren Bekämpfung des Uebels; mit der wachsenden Einsicht in die wirthschaftlichen Verhältnisse von Staat und Gesellschaft erkannte man immer mehr den eigentlichen Sitz der sozialen Krankheit und schritt zu einer gründlicheren und rationelleren Behandlung der Armennoth, indem man die Beseitigung des Uebels durch die Organe der bürgerlichen Gesellschaft ins Auge faßte. Hiermit trat die Armenpflege in ein neues, ihr gegenwärtiges Stadium: in das der eigentlichen *bürgerlichen Armenpflege*, deren grundsatzvolle Handhabung zugleich mit einer zweckentsprechenden Gesetzgebung Hand in Hand geht.

Obgleich der Arme kein *Recht* auf Unterstützung hat, insofern die Volkswirthschaft auf der freien Berufswahl, im freien Willen bezüglich der Niederlassung und Verehelichung beruht, für deren Folgen ein Jeder selbst haften muß, es daher also nur eine *sittliche* Pflicht der Unterstützung giebt, so hat doch der Staat um seiner eigenen Existenz willen an der Abhülfe der sozialen Noth ein großes Interesse. Infolge dessen fing in neuerer Zeit der Staat selbst vor Allem damit an, für Ueberführung rationeller Grundsätze ins praktische Leben zum Behufe eines gleichmäßigen richtigen *Systems* zu sorgen, damit die ganze Armenpflege sich gegenseitig gehörig und wirksam unterstütze und mit dem gleichen Systeme ein gleiches Ziel mit den bestbefundenen gleichen Mitteln zu erreichen suche, wo nicht ausnahmsweise aus persönlichen, zeitlichen und örtlichen Rücksichten Abweichungen geboten sind. Außerdem besteht die unmittelbare Wirksamkeit des Staates hinsichtlich der Armenversorgung hauptsächlich in der Oberaufsicht über die freiwillige Armenpflege, sowie in der höchstinstanzlichen Entscheidung etwaiger Streitigkeiten zwischen verschiedenen Gemeinden und nur dann, in unmittelbarer Unterstützung, wenn die Mittel der Gemeinde nicht ausreichen.

§ 183. Die **rationellen Grundsätze der Armenpflege** sind im Allgemeinen folgende: Nur wirklich hülflosen Armen ist Unterstützung zu gewähren, nicht also auch solchen, die innerhalb der Familie — von Eltern oder Kindern, bez. Großeltern und umgekehrt, sowie von Geschwistern oder sonstigen Verwandten — und aus besonderen Stiftungen unterstützt werden. Der dem Armen zu leistende Beistand beschränke sich jedoch nur auf den dürftigsten Unterhalt, denn seine Lage muß dürftiger bleiben als die des armen fleißigen Arbeiters, sollen nicht Tausende aus den arbeitenden Klassen der Armenversorgung zur Last fallen. Arbeitsfähigen, fleißigen Armen verschaffe man Arbeit und reiche Almosen nur für den Nothfall und vorübergehend; trägen sowie liederlichen Armen lege man Zwangsarbeit auf und stelle sie unter spezielle Aufsicht.

Diese Grundsätze haben sich besonders in den Städten Geltung zu verschaffen, denn die *praktische Armenpflege* sondert sich ziemlich scharf nach Stadt und Land. Auf dem Lande findet man an vielen Orten noch große Hartherzigkeit gegen die Armuth, aus dem bekannten selbstsüchtigen Geize der Bauern entspringend, die dort die Predigt des Judenthums und Christenthums von der unbedingten Verdienstlichkeit der Almosen noch einigermaßen angebracht erscheinen läßt. In allen größeren Städten dagegen ist die Stimmung, welcher vornehmlich entgegenzuwirken ist, die des leichtfertigen Gebens an „verschämte" oder unverschämte Arme; worauf es da hauptsächlich ankommt, ist die Ersetzung der hergebrachten alten Almosenwirthschaft durch intelligente persönliche Fürsorge. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieses Ziel auf dem Lande nicht auch schon ins Auge zu fassen sei. Es wird am ehesten in gewissen dicht bevölkerten Strichen des Königreichs Sachsen ins Auge gefaßt werden können, die in Betreff der ländlichen Armenpflege an der Spitze der Entwicklung stehen, nicht blos in Deutschland, sondern überhaupt. Haben sie das Bezirksarmenhaus (Werkhaus) auch den Engländern abgesehen, d. h. die sittlich, wirthschaftlich und gesundheitlich heilsame Konzentrirung der öffentlich zu erhaltenden Individuen einer Mehrzahl von Gemeinden in einer einzigen großen Anstalt, so ist dagegen die Centralisation der Armenpflege überhaupt in einem größeren Verbande, wie die Amtslandschaft Meißen sie angebahnt hat, eine originale Neuerung, deren Verdienst kaum überschätzt werden kann. Es genügt zwar keineswegs, das Wort „größerer Verband" auszusprechen und d'rauflos zu centralisiren. Alles kommt auf die Art und Weise der Arbeitstheilung zwischen dem Verbande und den einzelnen Gemeinden an, auf die spezielle Organisation, denn es giebt dabei eine gefährliche Klippe zu umschiffen, die Sucht der verbundenen Gemeinden, auf gegenseitige Kosten ihre Armen zu überfüttern, oder wenigstens wegen des geschwächten Zusammenhangs zwischen Pflege und Beiträgen das gemeinschaftliche Werk fahrlässiger zu thun. Wie es aber scheint, ist im Meißen'schen das Problem glücklich gelöst; auf jeden Fall ist man seiner Lösung dort erheblich näher gekommen.

Adoption des englischen Armenarbeitshauses empfiehlt u. A. auch ein dänischer Arzt, Namens *Krebs*, der sich der Reform der Armenpflege auf der Insel Seeland mit großem Eifer und Erfolge angenommen hat. Gewiß zeigt es Vorzüge vor den roh eingerichteten und nachlässig verwalteten, schmuzigen Einzel-Armenhäusern unserer Dörfer. Allein in seinem wesentlichen Charakter, als ein Zwangsarbeitshaus, das grundsätzlich *alle* arbeitsfähigen Armen ohne Ausnahme, also nicht blos arbeitsscheue, gewerbsmäßige Bettler und Landstreicher, in sich fassen und einer strengen Zucht, einer Art halb schimpflicher Freiheitsberaubung unterwerfen soll, ist es doch offenbar nichts als der Schlußstein der englischen, streng ausgeprägten Zwangsarmenpflege. Es erneuert gewissermaßen den Zustand der alten Hörigkeit oder Leibeigenschaft, indem der Staat oder die Gemeinde den Herrn spielt, dem an ihre Hülfe appellirenden Armen die Sorge für seine Existenz abnimmt, dafür aber auch von ihm unbedingte Hingebung und Abhängigkeit fordert. Kann nun wol insbesondere für diejenigen Armen, bei denen noch Erhebung aus dem Elend denkbar, eine solche Abscheidung aller Freiheit und Selbst-

ständigkeit der richtige Weg sein zur Rückkehr in eine Existenz unabhängiger wirthschaftlicher Selbsterhaltung? Das wird Niemand glauben wollen. „Der englische Werkhauszwang“, sagt der Verfasser eines Artikels über „Das englische Werkhaus“ in den „Grenzboten“ (1870, I. Bd., S. 502) sehr richtig, „ist eine Ausgeburt verzweifelnder Nothwehr gegen die natürlichen, unvermeidlichen Wirkungen jahrhundertlangen rechtlichen Unterstützungszwanges, mit einer gewissen Ursprünglichkeit immerhin entstanden in einer aristokratisch gegliederten Gesellschaft wie der britischen, aber kein System erfolgreicher Armenerziehung, wie dasjenige sein muß, was den Pauperismus beschränken und allmählig abstellen will.“ Wo man nach freieren und menschenwürdigeren Zuständen auch im Armenwesen strebt, kann daher keine Rede davon sein, das englische Zwangsarbeitshaus einfach zu kopiren. Vielmehr kann nur eine verständige, modifizirte Nachbildung hier und da in einer ländlichen Gegend (wie eben im Meißen'schen) den Uebergang zu Umgestaltungen abgeben, welche eine nachdrücklichere Hülfe herbeiführen. Für unsere Städte und mit der Zeit für unsere ganze Armenpflege haben wir das wahre Muster, was die Organisation und die Grundsätze der Behandlung der Armen betrifft, in dem Elberfelder Systeme, welches die bis jetzt gelungenste und bewährteste Form ist für die Aufbietung eines hinlänglichen Maßes persönlicher Fürsorge anstatt des Geldes und überhaupt der alten mechanischen Almosenwirthschaft.

Von den verschiedenen segensreichen Einrichtungen, welche die bürgerliche Armenpflege für arbeitsfähige Arme ins Leben gerufen, seien hier besonders die Anstalten für Arbeitsnachweisungen hervorgehoben. Sie vornehmlich sind von günstigstem Einfluß, indem sie den bessern Theil der Armen vor dem entnervenden Almosennehmen bewahren und bezüglich des Erwerbes mit Rath zur Seite stehen und ermuntern. Städtische Musteranstalten derart sind u. a. die 1840 zu Dresden und die 1844 zu Leipzig gegründete. In letzterer Stadt besteht auch eine Gesellschaft, welche die Arbeitsnachweisung für entlassene Sträflinge zum Zweck hat.

Indessen die Versorgung der bereits vorhandenen Armen ist nicht das Wesentlichste. Hauptsache ist, die Verhütung der Armuth ins Auge zu fassen. „Denn es ist eine erst mit der höhern Bildung unserer Zeit zur allgemeinen Anerkennung gelangte Wahrheit, daß es nicht blos leichter und weniger kostspielig, sondern auch für die Zukunft der Staatsgesellschaft außerdem unendlich wichtiger ist, der Armuth vorzubeugen, als Dürftigkeit und Mangel zu lindern.“ Aehnlich hat sich erst in neuester Zeit die Hygieine oder Gesundheitspflege als eine besondere Wissenschaft ausgebildet, deren Aufgabe es ist, für die Verhütung von Krankheiten zu arbeiten. Mit Bezug auf dieselbe sagt der um diese neue Wissenschaft hochverdiente Dr. med. Eduard Reich (s. „Die Hygieine und ihr Studium“ [Erlangen 1868, S. 17]): „Heilung eines ausgebrochenen Uebels ist sehr gut, aber Verhinderung desselben noch viel besser.“ Indem sich nun beide Wissenschaften — die Volkswirthschaft und die öffentliche Gesundheitspflege — gegenseitig zu ergänzen haben, bietet sich jener als einzig wirksames Mittel zur Verhütung der Armuth die Vermehrung und Erweiterung der Produktion dar. Was

zu dieser verhilft, haben wir aber bereits erörtert; wir können daher wiederum auf die betreffende Erörterung verweisen und wollen hier nur noch zwei gewichtige Stimmen zu Gunsten jener Behauptung sich vernehmen lassen. Baudrillart ruft den Sozialisten zu: „Schaffet vor Allem Güter, produziret frei und viel; trefft freies Abkommen hinsichtlich der Vergütung eurer Anstrengungen und gegenseitigen Opfer; und aus dieser ungehemmten und reichen Gütererzeugung, aus dem freien Abkommen wird für jede Volksklasse, die an der produktiven Arbeit Theil nimmt, die möglichst beste Lage hervorgehen, welche die Civilisation den Völkern gestattet.“ Und Carey sagt: „Das Kapital ist das Werkzeug, dessen sich der Mensch bei seinen Bestrebungen, Macht über die Natur zu erlangen, bedient, und folglich hat Alles, was die Tendenz besitzt, seine Macht über dieses Werkzeug zu vermehren, auch die Tendenz zur Gleichheit und Freiheit und zur Erhebung der Arbeit der Gegenwart auf Kosten der Ansammlungen der Vergangenheit. Alles dagegen, was die Macht des Werkzeuges über den Menschen vergrößert, hat die Tendenz, diese Ansammlungen auf seine Kosten zu erheben, die Ungleichheit zu fördern und die Sklaverei wiederherzustellen. Da nun die Macht des Menschen über das Werkzeug mit der Zunahme der Assoziation und diese mit der Zunahme der Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen wächst, so folgt hieraus nothwendigerweise, daß der Weg zur Freiheit des Menschen in der Richtung liegt, die zur Entwicklung der verschiedenen individuellen Fähigkeiten der einzelnen Gesellschaftsglieder führt.“

Neuerdings ist vielfach der Begriff einer Wohlthätigkeitsökonomie aufgestellt worden, welche eine methodische und systematische Darstellung der besten Mittel sein soll, durch welche die Wohlthätigkeit für ganze Klassen der Bevölkerung nutzbar zu machen sei, und sich die Aufgabe stellt, die Einrichtungen und Anstalten aufzuzählen, in welchen sich der Grundsatz der Wohlthätigkeit kundgiebt. Diese Wohlthätigkeitsökonomie bildet indeß keineswegs, wie man hat behaupten wollen, einen Gegensatz zur Nationalökonomie und noch weniger hebt sie die letztere Wissenschaft auf. Sie wird im Gegentheil auf viele Wohlthätigkeitseinrichtungen einen heilsamen Einfluß ausüben und dazu beitragen können, daß dieselben rationell organisirt werden. Die Privatwohlthätigkeitsanstalten können bei schlechter Organisation oft geradezu mehr Nachtheil als Nutzen zur Folge haben, indem sie das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, das Vertrauen auf die eigne Kraft ersticken, die Trägheit und Faulheit befördern. Diesen Gefahren kann nur durch die Aufklärung vorgebeugt werden, welche die Nationalökonomie über die zur Besserung des Looses der arbeitenden Klassen zu ergreifenden Maßregeln zu ertheilen vermag. (Vgl. Rentzsch, Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre. Art. Wohlthätigkeit von B. Miller. — De Gerando, De la bienfaisance publique. 4 Bde., deutsch v. Buß [Stuttgart 1843]. — Schmidt, Die bürgerl. Gesellsch. der alten Welt unter dem Einfluß des Christenthums; — Schmidt, Untersuch. über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus [Leipzig 1836]. — H. Merz, Armuth u. Christenthum [Stuttgart 1849]. — M. Wirth, Grundzüge der Nationalökonomie, II. Bd., S. 64 ff. [Köln 1859]. — Vogt, Das

Armenwesen [Bern 1854]. — Rau, Christl. Armenpflege. — Mohl, Polizeiwissenschaft, 2. Aufl. II. Bd. — Bluntschli und Brater, Staatswörterbuch, Art. Armenpflege. Interessantes und lehrreiches Material bietet auch die treffliche Monographie „Ueber das Armenwesen der Stadt Aachen und die Wirksamkeit der Armenverwaltungskommission.“ Aachen 1870.)

Drittes Kapitel.

Das Einkommen.

§ 184. **Begriff.** Gewöhnlich denkt der Laie, wenn er von der Vertheilung der Sachgüter spricht, nur an das schon vorhandene Kapital, an das Vermögen, welches bei einem Volke aus dem Grund und Boden, den Gebäuden, den Kommunikationsmitteln, den beweglichen Gütern, den Forderungen ans Ausland und anderen Objekten besteht. Indessen sich mit dem Verhältnisse zu befassen, in welchem sich das Vermögen, so weit es nicht dem Staate gehört, unter den Einzelnen im Volke vertheilt findet, ist weniger Sache der Nationalökonomie als vielmehr der Statistik, derjenigen Thätigkeit also, welche, wie es in einem Erlasse König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen bei Errichtung des Berliner Statistischen Bureau's im J. 1810 hieß, „über alle Erscheinungen des menschlichen Entwicklungslebens gewissenhaft Buch führt und von Zeit zu Zeit die Bilanz zieht“, oder welche, nach der Definition Aug. Oncken's (s. dessen „Untersuchung über den Begriff der Statistik“ [Leipzig 1870]), die Methode der Buchhaltung auf die Gesammtheit des allgemeinen Entwicklungslebens anwendet. (Beiläufig erwähnt, erscheint der berühmte Ausspruch Napoleon's I.: „La statistique est le budget des choses et sans budjet point de salut“, nur wie eine Umschreibung dieser klaren und einfachen Definition, durch welche auch erst das Paradoxon Schlözer's: „Statistik ist stillstehende Geschichte, und Geschichte ist fortlaufende Statistik“, eine verständliche Erklärung findet.)

Statt mit jener Folge von etwas Vorhergegangenem beschäftigt sich vielmehr die Volkswirthschaftslehre vorzugsweise mit dem Einflusse des Grundverhältnisses im Vermögensbesitze auf die Vertheilung des rohen Einkommens. Wir sagen: „des Einkommens“ und nicht: der Einnahme, denn diese umfaßt alle Güter, die überhaupt innerhalb einer gewissen Periode neu ins Vermögen treten, also auch z. B. alle Spielgewinne. Das einzig zulässige Fundament einer gesunden Volkswirthschaft ist aber die Arbeit, und dieses Fundament wird untergraben, wenn neben der Arbeit noch eine andere Erwerbsquelle: der Zufall, das Spiel, vom Staate gleichsam als ein berechtigter Faktor der Gütervertheilung anerkannt und kultivirt wird. Am nacktesten tritt die Verderblichkeit der Spekulation auf den Zufall bei den Hazardspielen an den Spielbänken zu Tage; weit gefährlicher indeß, weil ihre Wirkungen sich leichter und länger verbergen, sind die Lotterien. Am unklarsten ist die öffentliche Meinung, am laxesten ist die öffentliche Moral bisher in Bezug auf die Lotterie- und Prämienanleihen gewesen, die, sobald mit ihnen auch sogar noch, wie in Oesterreich und Rußland, das Promessenspiel verbunden ist, in

ihren Wirkungen dem Zahlenlotto gleichkommen, welches in den Ländern, wo es besteht, wie ein Vampyr den unteren Volksklassen das Blut aussaugt. (Promesse nennt man die schriftliche Zusage, das Versprechen — promissio — eines sogenannten Geldjuden oder Winkelbankiers, welcher, wenigstens nach seiner Behauptung, eine Menge von Staatsanlehnsloosen auf Lager hält, er wolle dem Einzahler von blos ein paar Thalern oder Gulden eine Loosnummer reserviren und gegen in petto behaltene Nachzahlung des vollen Loospreises den auf diese Nummer fallenden Gewinn dem Einzahler auszahlen, wenn diese Nummer in der bevorstehenden Ziehung — und nur in dieser — herauskomme! Ein solches Promessenspiel ist auf's Höchste unredlich und darum auch z. B. in Sachsen nicht nur gesetzlich verboten, sondern die Regierung hat auch wiederholentlich in Zeitungen davor gewarnt. Der Promessenspieler hat es nicht mit dem Staate, sondern nur mit dem Promessengeber zu thun, welcher vor der Ziehung die Promesse und nach der Ziehung die Nachricht zu geben hat. Wer bürgt nun für die Richtigkeit der Angaben?!) Schon ein Mitglied des französischen Nationalkonvents nannte die Lotterien „ces fléaux, inventés par le despotisme pour faire taire le peuple sur sa misère, en le leurrant d'une espérance qui aggrave sa calamité“; und diesem Ausspruch schließt sich der des Generals und Staatsmanns Foy (gest. 1825) an: „La loterie et les jeux ne sont autre chose que le vice et le crime mis en régie intéressée!“ In der That könnte die Kriminalstatistik zahlreiche Fälle aufzählen, in denen das Lotterie- und insbesondere das Lottospiel den Hebel des Verbrechens bildete. Daß in Oesterreich, wo bereits die vielen Lotterieanleihen, welche dort aufgelegt worden sind, mehr als zu viel Gelegenheit zum Spiele geben, und wo auch, wie gesagt, das Promessenspiel aufs Höchste florirt, das italienische Zahlenlotto noch immer besteht, ist durch Nichts entschuldbar. Dem Schaden gegenüber, den diese national-ökonomische Lustseuche dem Lande verursacht, ist der direkte Nutzen, den der Staat aus dem Lotto zieht, verschwindend klein. Der Reingewinn des österreichischen Lotto beträgt ca. 7 Mill. Gulden, eine Summe also, die sich ohne Gefahr in irgend einem Kapitel des Ausgabebudgets ersparen ließe. Eine Festung z. B. weniger würde Oesterreich nicht schwächer machen, die Einnahme dagegen, die der Staat aus seiner Spekulation auf die schlechten Eigenschaften und Leidenschaften seiner Angehörigen zieht, steigert die wirthschaftliche Entkräftung des Volkes, und am Ende ist doch die Solvenz der Steuerzahler die Solvenz des Staates. Die Spielbanken freilich werden in Oesterreich nicht geduldet; soll es aber nicht noch länger den Anschein haben, als wenn der Staat durch deren Verbot blos sein Lottomonopol schützen wolle, so muß er das Lotto gleichfalls endlich abschaffen. Was noch insbesondere die Lotterie- oder Prämienanleihen anbetrifft, so wird zu deren Rechtfertigung gemeiniglich angeführt, daß ja schließlich Niemand seinen Einsatz verliere; die Leute, welche so reden, treiben entweder ein eitles Spiel mit Worten, oder gehen absichtlich darauf aus, Andere hinter's Licht zu führen. Was die eine Obligation gewinnt, das summirt sich aus den Verlusten der weitaus größeren Mehrzahl derjenigen Obligationen, welche ohne Prämie zur Amortisirung gelangen, und schließlich hat der Staat, welcher Lotterieanleihen emittirt, doch auch noch

seinen Vortheil davon; er würde sich gewiß der viel einfacheren Form der gewöhnlichen Anleihen bedienen, wenn er nicht der Verblendung der großen Menge wegen eine Lotterieanleihe unter *günstigeren* Bedingungen abzuschließen vermöchte. Auch läßt sich, daß dem so ist, an der Hand jedes derartigen Planes mit mathematischer Genauigkeit nachweisen.

§ 185. **Einkommenszweige.** Das Einkommen also ist die Summe nur solcher Einnahmen, welche innerhalb einer gewissen Periode aus einer wirthschaftlichen Thätigkeit erwachsen und die man als *Ertrag* bezeichnet, sobald man dabei nicht an das wirthschaftende Subjekt, sondern an die Wirthschaft selbst oder das bewirthschaftete Objekt denkt. Ein Landgut oder eine Fabrik z. B. liefert einen Ertrag und diesen bezieht der Besitzer des Landgutes oder der Fabrik als Einkommen. Das Gesammteinkommen einer wirthschaftenden Person wird das *rohe* genannt und giebt erst nach Abzug sämmtlicher Produktions-, Betriebs- oder (wie bei einem Hause) Unterhaltskosten ein *reines* Einkommen. Aus der Summe des rohen Einkommens sämmtlicher Einzelwirthschaften, nicht aus der Summe der Reinerträge des Ackerbaues ꝛc., besteht das *Volkseinkommen*, denn die Frage nach diesem hat nur einen Sinn als Frage nach dem Maße der einem Volke in einer gewissen Zeit zu Gebote stehenden Befriedigungsmittel für sämmtliche Bedürfnisse, die mit Geld oder Arbeitsaufwand zu erkaufen sind.

Die *Vertheilung* des Roheinkommens bildet ein Mittelglied zwischen der Produktion und der Konsumtion; sie steht mit der ersteren im Zusammenhang, insofern sich Art und Maß der Vertheilung nach der Art und dem Maße der Mitwirkung eines Jeden regelt, und mit der letzteren, insofern von ihr die Art und das Maß des Güterverbrauches, das Verhältniß der produktiven und unproduktiven Verzehrung abhängt.

Die Art der *Entstehung* des Einkommens entspricht in der Volkswirthschaft allen drei Produktionsfaktoren zusammen, in der Privatwirthschaft gewöhnlich blos je einem oder zweien derselben. In letzterer Beziehung nennt man das Einkommen, welches unmittelbar aus dem Besitze und der Nutzung von Grundeigenthum herrührt, *Boden- oder Grundrente*, gleichviel ob der Eigenthümer von Grund und Boden diesen selbst bewirthschaftet oder verpachtet hat; im letzteren Falle wird nur das ungewisse Einkommen in festes verwandelt. Erscheint das Einkommen hauptsächlich als Vergütung von Arbeit, die dem Arbeiter als solchem zukommt, so wird es als *Arbeitsrente* oder, was üblicher, als *Arbeitslohn* bezeichnet. Und *Kapitalrente* heißt dasjenige Einkommen, welches ein Kapitalbesitzer aus der eigenen oder überlassenen produktiven Anwendung seines Kapitals (im engeren Sinne) bezieht.

§. 186. **Die Steuern und insbesondere das Einkommen als Grundlage der Besteuerung.** Edmund *Burke*, der sich durch mehrere scharfsinnige Abhandlungen kein geringeres Verdienst um die sozialen Wissenschaften erwarb, als er um die politische Entwicklung Englands hatte, und der seiner Zeit insbesondere nachdrücklich gegen die Besteuerung der amerikanischen Kolonien auftrat, sagte einmal, es sei eben so schwer, zu besteuern und zu gefallen, als verliebt und zugleich vernünftig zu sein. Und der

schottische Nationalökonom *Mac Culloch* meinte, es gelte von Steuern, was von Gedichten gesagt sei:

Whoe'er expects a faultless tax to see
Expects what neither is, nor was, nor e'er shall be.

In der That, fast gegen jede Steuer lassen sich triftige Gründe geltend machen; es kann sich deshalb nur darum handeln, die gerechtesten, möglichst wenig drückenden und zugleich einträglichsten Steuern herauszufinden, oder, wie Fürst *Bismarck* Ende Mai 1869 im Reichstage des Norddeutschen Bundes sagte, auskömmliche Einnahmen (für den Staat) mit dem möglichst geringen Drucke auf die Masse der Nation zu erzielen. Auch bildet ja nicht die Summe der vom Staate abgeleiteten Vortheile Grund und Maßstab der Besteuerung oder, um mit Carey zu reden, der „*Gütervertheilung zwischen Volk und Staat*“ und des Verhältnisses derselben, sondern vielmehr die Nothwendigkeit, der Staatsregierung, bezüglich der Gemeindeverwaltung, *zur Erfüllung ihres Berufes die erforderlichen Mittel* zur Verfügung zu stellen. Demgemäß sagte schon *Montesquieu* in seinem berühmten Werke über den Geist der Gesetze in Bezug auf die Begrenzung des Rechtes einerseits und der Pflicht andererseits: „Um die Einkünfte des Staates gut festzustellen, muß auf die Bedürfnisse desselben und auf die der Bürger Rücksicht genommen werden, wobei reelle Bedürfnisse mit eingebildeten (oder angeblichen) nicht zu verwechseln sind.“

Gegen diesen Grundsatz wird jedoch in Zeiten noch wenig entwickelter staatlicher Kultur seitens der herrschenden Gewalten arg gesündigt, und dies gerade ist es, was einen Fortschritt im staatlichen Leben veranlaßt, insofern es schließlich zur Inanspruchnahme der Mitwirkung seitens der bis dahin blos Regierten an der Regierung und Gesetzgebung, also zur Theilung der Gewalten führt. *Daher ist das Steuerbewilligungsrecht, in dem zugleich bezüglich das Recht der Steuerverweigerung liegt, auch geschichtlich das Grundrecht der Repräsentativverfassungen.* In Frankreich verpachteten sogar die Könige seit 1546 das vermeintliche Privilegium, das Volk nach Gutdünken besteuern zu können, an die sogenannten Generalpächter (Fermiers généraux), ähnlich wie der römische Staat seine Einkünfte in den Provinzen an die Publicani und in neuerer Zeit die russische Regierung bis 1863 den Ertrag aus dem Branntweinmonopole an die Meistbietenden verpachtete. Da nun die Reichthümer dieser Generalpächter mit dem Zuwachse der Besteuerung zunahmen, so verschmähten sie natürlich keinen Kunstgriff, mittels dessen die Steuern hinaufgeschraubt werden konnten. Im J. 1789 betrug der Pacht 46 Millionen Thaler, die von 44 Personen bezahlt wurden; diese unterhielten wieder ein Heer Unterbeamter und bildeten ein eigenes Finanzkollegium, das die Geschäfte in elf eigenen Deputationen betrieb. Zwar belief sich zuletzt ihr Gewinn, welchen *Sully* Ende des 16. Jahrhunderts zu 30 Millionen Thalern angab, nach *Necker* auf nur noch sechs Millionen, in der Wirklichkeit aber gewiß auf weit mehr. Daher war der allgemeine Haß des Volkes gegen die Generalpächter gerichtet, und diese wurden in der ersten Revolution, die der ganzen schmählichen Wirthschaft ein Ende machte, fast alle ein Opfer derselben.

Ein weiterer Fortschritt ist der allmählige Uebergang von den indirekten zu den direkten Steuern.

§ 187. **Indirekte Steuern** heißen diejenigen Abgaben, welche nach einem gesetzlichen Tarif als Accisen, Zölle und Transitabgaben theils auf den Verkauf einheimischer Waaren oder auf deren Produktion, theils auf die Einfuhr ausländischer Waaren, theils auf deren Durchfuhr gelegt, von den Produzenten aber, bez. den Kaufleuten und Händlern, durch Preiserhöhung auf die Konsumenten gewälzt werden. Man kann sie daher auch Verbrauchssteuern nennen, obwol sie, welcher Klasse sie auch angehören und in welchem Stadium der Produktion oder des Verkehrs sie einem Artikel auferlegt sein mögen, stets einer Vermehrung der Produktionskosten gleichkommen, unter denen wir in weitester Bedeutung des Wortes auch die Kosten des Transports und der Vertheilung, kurz alle Kosten verstehen, die nöthig sind, um die Sache auf den Markt zu bringen. So besteht noch jetzt in 72 preußischen Städten eine Mahl- und Schlachtsteuer, welche also gerade die nothwendigsten Lebensmittel vertheuert und insofern die ärmeren Volksklassen um so härter trifft, als das bessere Fleisch fetter Thiere und das Mehl zu feineren Gebäcken nicht höher besteuert wird. In Berlin betragen die Erhebungskosten 30 Prozent des Gesammtertrages, welcher sich per Kopf und Jahr auf 4 Thaler beläuft. Auch wird der Handel durch diese Steuer beschränkt, so daß sich der Mehl- und Viehhandel mancher Städte nicht hat entwickeln können. Andere Länder und Plätze ohne derartige Beschränkungen bekommen dadurch einen Vorzug und können die betreffenden Produkte billiger nach London und Paris liefern, deren ungeheurer Verdauungsprozeß beide Städte unersättlich macht. Unter Anderem kann Berlin nach beabsichtigter Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer einen großartigen Transithandel mit Vieh treiben und mehr noch wie bisher werden in den betreffenden preußischen Städten großartige Mühlenanlagen errichtet werden.

Die mißlichste Art der indirekten Besteuerung ist die, statt des Endproduktes die Herstellung desselben zu besteuern, also z. B. statt des Spiritus die Spiritusfabrikation, wie dies u. a. in Oesterreich der Fall ist. Bekanntlich bedient sich die Spiritusfabrikation der verschiedensten Rohstoffe, und je nachdem der Fabrikant ein oder das andere Material zur Verfügung hat, muß er das technische Verfahren ändern. Aber selbst gleiche Rohstoffe haben an verschiedenen Orten zu der nämlichen Zeit so sehr verschiedene Verkehrswerthe gegenüber den geringen Preisdifferenzen des werthvollen Endprodukts, daß hierin eine der größten Quellen ungleicher Produktionsbedingungen zu suchen ist. Nichtsdestoweniger ist in Oesterreich der Betrieb der Spiritusfabrikation mit einer Pauschalsteuer nach Schätzung der in einer Fabrik, bei Annahme eines bestimmten Rohstoffs, ermöglichten Leistung belegt. Mit Recht daher soll zu der 1865 aufgegebenen Produktensteuer zurückgekehrt werden, nachdem man inzwischen die Apparate zur Konstatirung der erzeugten Spiritusmengen vervollkommnet hat. Obwol der jetzige Besteuerungsmodus die ganz respektable Summe von jährlich 16 Millionen Gulden in den Staatssäckel fließen läßt, gilt es doch hier, nicht blos Billigkeit zu üben gegen einzelne Industrielle, sondern auch der Landwirthschaft die freieste Entwicklung zu sichern. Große Landstriche Oesterreichs können

ihre schwache Bodenkraft nur ungeschmälert erhalten, sobald sie die Ausfuhr aller werthvollen Pflanzennahrungsmittel vermeiden, und der Umsatz ihrer Rohprodukte in Spiritus und in werthvolle Futterstoffe ermöglicht diesen schonenden Betrieb auf eine in vielen Fällen nicht besser zu erreichende Weise. Die Elemente des exportirten Spiritus fließen der Landwirthschaft reichlich aus anderen Quellen zu, während die Industrie diesen wichtigen Verbrauchsartikel in immer größeren Mengen bedarf.

Was die Zölle anbelangt, so waren diese übrigens, wie Joh. Falke in seinem auf einem exakten Quellenstudium fußenden Buche „Die Geschichte des deutschen Zollvereins" (Leipzig 1869) nachweist, ursprünglich nicht Verbrauchs- und Verkehrssteuern, sondern Abgaben für eine dem Handel und der Waarenbewegung dargebotene Förderung. Sie wurden also, um dies in die Sprache der Schule zu übersetzen, von Haus aus überhaupt nicht als Steuern betrachtet, sondern als Gebühren, die man gleichmäßig in Gestalt eines Durchfuhrzolls, eines Marktzolls und eines Wege- und Brückenzolls erhob. Aber während die Reichsgesetzgebung durch alle Jahrhunderte den Zoll im Allgemeinen in diesem Sinne auslegte und festhielt, bewahrten thatsächlich doch nur die Markt- und Wegezölle dieses Merkmal einer entschädigenden Gegenleistung; der Ein- und Durchfuhrzoll dagegen näherte sich mehr und mehr dem Charakter einer indirekten Steuer und ward als solche zuletzt von dem Großhandel überall, wo er zu Wasser und zu Land in dem viel zerklüfteten Deutschen Reiche ein neues Territorium berührte, ohne Rücksicht auf irgendwelche ihm dargebotene Förderung erhoben. Letztere mußte in besonderen Gebühren (Geleitsgeldern ꝛc.) vergolten werden. In diesem Sinne beutete in den späteren Jahrhunderten der Territorialismus den Zoll aus, während das Reich diese Steuerquelle weder politisch noch fiskalisch zu nutzen verstand, und die partikularistische Ausbeutung schritt rasch bis zu ihrer Grenze, d. h. bis zu einer Steuerhöhe fort, welche den Gesammtertrag minderte und in Frage stellte. Mit dem Stehenbleiben des Zolles auf der Grenze seiner Ergiebigkeit aber folgte seit dem Ende des 16. Jahrhunderts eine Entwicklung der Verbrauchsbesteuerung durch allgemeinere Einführung von „Accisen" und „Licenzen", die theils nur Zölle unter neuem Namen, theils selbständige Inlandverbrauchsteuern wurden. Diese neuangebohrte Quelle absolutistischer Steuerwirthschaft fand ihre volle Fassung zu Anfang des 18. Jahrhunderts, namentlich in Brandenburg und Sachsen, durch die nach französischen Vorbildern entworfenen General- und Landaccisenordnungen.

Daneben bildete sich aber auch das System des sogenannten Sperrzolls, das Prohibitivsystem, aus, weil bloße Einfuhrverbote nicht als genügend sich erwiesen. Dergleichen waren jedoch nicht etwa aus Sorge der landesväterlichen Herzen für die Industrie ihrer Unterthanen erlassen worden, sondern aus Sorge für den Geldsäckel Serenissimorum, d. h. man wollte den Regalerwerb, die landesfürstlichen ausschließenden Gewerbsbetriebe, die regalia minoria, jura utilia fisci, auch gegen ausländische Konkurrenz schützen. Allein die Verbotsgrenzwache war eben so mangelhaft, als die hohe landesfürstliche Regalproduktion kostspielig und unzureichend; die Verbote ließen sich daher nicht durchführen und infolge dessen fand man es eben für besser, den regalen Standpunkt durch Zollerhöhung geltend zu machen.

Das so motivirte Sperrzollsystem entwickelte sich schon im 16. und 17. Jahrhundert, und einmal eingebürgert, ließ sich dann der Sperrzoll auch als Schutzmittel für die nationalen Industriezweige verwenden. „Bald gab es in den größeren Reichsländern — die kleineren blieben vorwiegend bei den mittelalterlichen Zolleinrichtungen stehen — keinen Erwerbszweig, ja keine einzelne hervorstechende gewerbliche Unternehmung mehr, die nicht den vermeintlichen Schutz durch den Sperrzoll in Anspruch nahm und um so leichter erhielt, je mehr sie auf unmittelbare Anregung der Regierung oder durch Privilegien und Geldunterstützungen der letzteren gehalten wurde.“ Nachdem durch den Dreißigjährigen Krieg die Arbeits= und Kapitalkraft der Nation fast völlig ruinirt worden war, lag der Gewerbeschutz dem bevormundenden Absolutismus besonders nahe, ein einziges Reichszollsystem kam aber, obwol gewünscht, nicht zu Stande, vielmehr schlossen sich die größeren Reichsländer, insbesondere Preußen und Sachsen, durch Sperrzölle wie feindliche Festungen gegen einander ab. Erst die freieren Anschauungen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Erfahrungen der ersten napoleonischen Aera, die wirthschaftliche und steuerliche Zerklüftung Deutschlands nach den Befreiungskriegen und politische Berechnungen führten allmählig in das einheitliche und gemäßigte Schutzsystem des Zollvereins hinüber, als dessen intellektuellen Urheber wir schon früher den Nationalökonomen Friedrich List bezeichnet haben. (Eine vortreffliche Verwaltungsgeschichte des Zollvereins enthält „Der deutsche Zollverein“ von W. Weber [Leipzig 1869].) Durch den Zollverein, dessen Gründung gerade zu Anfang der in der Kulturgeschichte ewig denkwürdigen Periode erfolgte, in der die Naturwissenschaften ihre praktische Bedeutung für die Gewerbe und Verkehrsmittel erlangten, wurden die rein deutschen Staaten, deren jeder vorher seine lokalen Zollstätten besessen, eine große Gesellschaft mit vollkommener Freiheit der Cirkulation, und diesem Umstande schreibt es Carey zu, daß jetzt Deutschland in Europa auf der höchsten Stufe geistiger Entwicklung steht und der physische und moralische Zustand seiner Einwohner mit einer Schnelligkeit voranschreitet, wie sie kein anderer Theil der östlichen Hemisphäre darbietet. Der jüngste Krieg hat dieses vor circa 14 Jahren abgegebene Urtheil des bedeutendsten Nationalökonomen Amerika's auf das Erfreulichste bestätigt. Die Völker Europa's wurden neu gewogen, und während die bisher den Vortritt behauptende „große“ Nation zu leicht befunden ward, schwang sich Deutschland mit einem Ruck aus der bescheidenen Rolle des hart arbeitenden Mannes in die Höhe. Seitdem liegt der Schwerpunkt unseres Welttheils wieder in der Mitte: in dem auf Erfüllung des dringendsten Nationalwunsches und Nationalbedürfnisses, auf seine Einigkeit gegründeten, nur nach den Segnungen dauernden Friedens strebenden neuen Deutschland!

So hat sich die aus jahrhundertelangen Kämpfen schließlich hervorgegangene Errungenschaft des Zollvereins, der allerdings einem Manne wie Metternich z. B. ein Dorn im Auge sein mußte, als unendlich segensreich erwiesen, und man preist mit Recht die heutige Generation des deutschen Volkes glücklich. Aber eine endgiltige Schöpfung ist der Zollverein nicht; er bezeichnet nur ein Uebergangsstadium. Bevor die jüngsten Ereignisse hundertjährig sein werden, dürfte jene vor einigen Jahren erstandene kleine

Vereinigung, welche Abschaffung nicht blos der Schutzzölle, sondern aller Zölle verlangt, eine große europäische Liga geworden sein und ihren Cobden und Bright des 20. Jahrhunderts vielleicht schon Denkmale gesetzt haben.

Die Zollreform in England begann übrigens formell schon durch Pitt's Zollkonsolidationsakte von 1787, welche alle Zollsätze in ein Zollgesetz verschmolz; mehr als 3000 Parlamentsbeschlüsse waren nothwendig, um alle die alten Zollgesetze aufzuheben und den neuen Tarif ins Leben zu rufen, welcher alle zollpflichtigen Artikel in alphabetischer Ordnung enthielt, und ungefähr 1200 Artikel für die Einfuhr, 50 für die Ausfuhr umschloß; anstatt der Zersplitterung der Zölle in eine Anzahl von Fonds, deren im Jahre 1787 nicht weniger als 21 selbständig mit Zollantheilen dotirt waren, leitete das neue Gesetz die sämmtlichen Zollrenten in die eine Staatskasse. Materiell begann die englische Zollreform 1822 unter Canning, um schrittweise bis zum Abschlusse des französischen Handelsvertrags auf ein fast reines System von Finanzzöllen (Konsumtionssteuern) für wenige Hauptartikel der Verzehrung zurückgeführt zu werden; der Höhepunkt und der entscheidende Durchbruch des Freihandelssystems wurde in der Peel'schen Abschaffung der Kornschutzzölle (1846) erreicht. Der Tarif, welcher 1826 noch 1280, 1841 noch 1052 Hauptartikel und Unterabtheilungen gehabt hatte, wurde 1860 durch den Handelsvertrag mit Frankreich auf 142 Artikel vermindert. Von Schutzzöllen blieben nur übrig jene auf Getreide, Hopfen, raffinirten Zucker und auf verarbeiteten Tabak (der Tabakbau ist aus fiskalischen Gründen in ganz England noch immer verboten), und zwar sind die letzteren Schutzzölle noch sehr bedeutend. Schlimmer noch ist es, daß weitaus die bedeutendste Zollreduktion von 1860 nicht der mit indirekten Steuern belasteten Masse des Volkes zu Gute kam, sondern den Wohlhabenden und Reichen, daß nicht die Thee= und Zuckerzölle, welche das Niveau von 1854 noch nicht einmal wieder erlangt hatten, nicht die hohe Malzsteuer vermindert wurden, sondern die Weinzölle. Auch der Getreidezoll von 1 Schilling das Quarter, welcher, als Nominalzoll bezeichnet, gar nicht in Anschlag gebracht zu werden pflegt, ist so gering nicht, denn er beträgt immerhin 2 Prozent des Werthes. Genug zu thun hat also das Zollgesetz von 1860 immer noch übrig gelassen, und die Thätigkeit der Regierung ist auch seitdem nicht stille gestanden, denn im J. 1862 ward der Hopfenzoll aufgehoben; andere wichtige Zölle wurden in den folgenden Jahren vermindert, und im J. 1864 ward der Getreidezoll zu 1 Schilling das Quarter in einen Gewichtszoll mit 3 Pence vom Centwright (= 101½ Zollpfund) verwandelt.

Das finanzielle Ergebniß der reinen Zölle ist im Allgemeinen schon jetzt ein relativ untergeordnetes, das Zollsystem wird schon jetzt weit mehr als Durchführungsmittel einer korrelaten inländischen Verbrauchsbesteuerung, als um seiner bisherigen Intentionen willen aufrecht erhalten. Diese inländische Verbrauchsbesteuerung selbst aber ist, wie allmählig alle wissenschaftlichen Stimmen zugeben, so weit sie wenigstens zum Leben nothwendige Verbrauchsgegenstände betrifft, „anti=ökonomisch, der Fluch der überbürdeten unteren Klassen, Ursache und Nährquelle der unproduktiven Staatswirthschaft,

der politischen Unfreiheit und des stehenden Militärsystems". Wer z. B. den Zusammenhang der furchtbaren Ausdehnung der indirekten Verzehrungsabgaben einerseits mit der parlamentarischen Herrschaft der englischen Aristokratie, welche der Masse des Volkes die Hauptlasten ihrer Politik zuwälzte, andererseits mit den Kriegen und dem auswärtigen Machtstreben Englands kennen lernen will, der lese die „Geschichte der Steuern des britischen Reichs" von W. Vocke (Leipzig 1866). Hier sei nur bemerkt, daß das Heer von Konsumtionssteuern („Accisen"), an welchen, trotz der vielen, in diesem Jahrhundert erfolgten Ermäßigungen, das englische Volk noch heute schwer zu tragen hat, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, namentlich aber während der Kriege unter Wilhelm III. und Anna, in enger Verschwisterung mit dem künstlichen Handelssystem (Merkantilsystem) entstand. Ferner, daß es u. A. die übermäßige Besteuerung des Bieres gewesen, was dem ungeheuren Branntweinkonsum in England Vorschub geleistet hat; war doch das Bier bis 1830 mit drei Abgaben belastet: mit der in jenem Jahre aufgehobenen Bieraccise, mit der Malzsteuer und mit der Hopfensteuer. „So groß Britannien heutzutage mit seiner Industrie und seinem Ackerbau dasteht, gewiß ist doch" — sagt Vocke —, „daß es einen zahlreicheren Mittelstand hätte, daß die Kluft zwischen Reichen und Armen minder tief, daß sein wirthschaftlicher Organismus gesünder wäre, wenn nicht über ein Jahrhundert hindurch die Hauptlast der Steuern auf die ärmeren Schichten der Bevölkerung würde gewälzt worden sein." Und diese Wirkung wird überall unterstützt durch die zweite schlimme Tendenz der indirekten Konsumtionsbesteuerung: der leichteren Kontrole wegen die Großproduktion und den Großhandel der besteuerten Verzehrungsgegenstände zu begünstigen. Gründe genug, um nicht blos in England die Finanzgeschichte ihren Zug auf gänzliche Abschaffung der indirekten Abgaben nehmen zu lassen; wie wohlthätig wirkte dort z. B. die im J. 1825 erfolgte Aufhebung der Salzaccise! Seitdem hat sich die Salzkonsumtion auf das Dreifache per Kopf und die Heringsfischerei um 50 Prozent gegen den Stand von 1823 gehoben; im Ganzen soll sich einschließlich des industriellen Verbrauchs der Verbrauch des Kochsalzes in England von 2 auf $11^1/_2$ Million Pfd. Sterl. gesteigert haben. Für alle volks- und staatswirthschaftlich aufgeklärteren Völker wird die inländische Verbrauchsbesteuerung, soweit sie nicht lediglich Gegenstände betrifft, die, wie insbesondere die Narkotika und alkoholischen Getränke, nach Umständen entbehrlich sind, immer mehr der Gegenstand des Angriffes; überall wird sie unhaltbar werden. So sind insbesondere die Zollhäuser an den Thoren der Städte wissenschaftlich gar nicht mehr in Frage. Es ist nicht irgend eine volkswirthschaftliche Richtung oder Partei, sondern es ist das Bedürfniß des modernen Verkehrs selbst, was sich mit der Beibehaltung örtlicher Zolllinien, die behufs der Besteuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse Stadt und Land von einander trennen, in Widerspruch befindet. In Belgien wurden daher im J. 1860 die gesammten „Oktrois" abgeschafft, und die Oktrois in Frankreich, so zu sagen die vollkommensten ihrer Gattung, haben schon längst die größte Unzufriedenheit, namentlich bei den unteren Volksklassen, erregt. Wie also der zunehmende nationale Verkehrsstrom allmählig die lokalen Schlagbäume wegschwemmt; wie der wachsende internationale Ver-

kehr das Seinige thun wird, auch die Mauthbäume an den Staatsgrenzen zu entfernen; wie mit Einem Worte die Idee der Handelsfreiheit in unseren Kulturstaaten immer mehr Boden gewinnt, so hat hier auch die indirekte Besteuerung überhaupt keine lange Zukunft mehr. „Die Besteuerung" — sagt Carey — „hat die Tendenz, eine direkte zu werden, wenn der Mensch frei wird, und je stärker diese Tendenz ist, desto rascher ist die Verminderung der Ansprüche der Regierung im Verhältniß zur Kraft des Gemeinwesens, diesen Ansprüchen auch zu genügen." Wir werden gleich sehen, warum.

§ 188. **Direkte Steuern.** Direkt heißt diejenige Steuer, die von eben der Person zu entrichten ist, welche sie nach der Absicht oder dem Wunsche der Regierung, bez. der gemeindlichen Verwaltungsbehörde, auch tragen soll. Tritt nun diese Steuer an Stelle der indirekten, so drängt sie jedem Einzelnen jährlich in bestimmten Steuersummen die Erwägung auf, ob der Staat der gesteuerten Summe auch werth sei; mehr und mehr wird dann also eine Nation eine fruchtbare und vernünftige Verwendung der Steuern nachdrücklich verlangen; mehr und mehr wird sie jeder Art von Militärabsolutie Widerstand leisten; mehr und mehr wird sie die Vertretung stützen, immer gesicherter wird der Einfluß der Volksvertretung werden. Um vor dieser bestehen zu können, wird sich aber andererseits die Regierung vor unproduktiven Staatsausgaben hüten, während diesen die gewissermaßen unbewußte Entrichtung indirekter Verzehrungssteuern mächtigen Vorschub leistet. Der Jubel des englischen Volkes, welcher 1816 die Abschaffung der Einkommensteuer (damals Kriegssteuer) begleitete, war mithin politisch nicht sehr erleuchtet. Die Einkommenbesteuerung war in England während der Napoleonischen Kriege (1797 — 1816) zum ersten Mal in umfassende Anwendung gekommen, und nur durch ihre Wiedereinführung im J. 1842 ermöglichte R. Peel, welcher unter schwieriger Finanzlage die Staatsgeschäfte übernommen hatte, die Durchführung der Freihandelspolitik, die Abschaffung so vieler Zölle und die Vermeidung von Staatsanlehen. Seitdem hat sich denn auch die „income tax", allen Tory-Antipathien und allen Versprechungen der Wiederabschaffung zum Trotz, als Stützpunkt für die Finanzpolitik einer bürgerlicheren Aera fest eingebürgert.

Die englische Einkommensteuer von 1842 trifft das Einkommen aus Grund und Boden, den Ertrag der Leibrenten, Zinsen, Dividenden, das Einkommen aus Unternehmungen der Gewerbe und des Handels, aus künstlerischen und wissenschaftlichen Berufsarten, aus Zinsen und Renten, die aus dem Auslande und den Kolonien bezogen werden, aus Besoldungen, Pensionen und Gnadengehalten. Sie trifft also, indem sie nur Einkommen unter 100 Pfund St. (anfänglich sogar bis 150 Pfd. St.) steuerfrei läßt, alle Gattungen von Einkommen, hält sich aber doch mehr an die Quellen des Einkommens, als daß sie eine einfache, reine Einkommensteuer wäre. Aehnlich wie in mehreren deutschen Städten der „Zinsgroschen" (die Miethzinssteuer) nicht vom Hausbesitzer, sondern vom Abmiether zu entrichten ist, so bezahlt in England die Steuer des Grundbesitzers der Pächter, die des Gläubigers der Schuldner, die des Besoldeten die Besoldungskasse des Staates und der Gemeinde. Ertragssteuern nach Art der deutschen Grund-

der politischen Unfreiheit und des stehenden Militärsystems". Wer z. B. den Zusammenhang der furchtbaren Ausdehnung der indirekten Verzehrungsabgaben einerseits mit der parlamentarischen Herrschaft der englischen Aristokratie, welche der Masse des Volkes die Hauptlasten ihrer Politik zuwälzte, andererseits mit den Kriegen und dem auswärtigen Machtstreben Englands kennen lernen will, der lese die „Geschichte der Steuern des britischen Reichs" von W. *Vocke* (Leipzig 1866). Hier sei nur bemerkt, daß das Heer von Konsumtionssteuern („Accisen"), an welchen, trotz der vielen, in diesem Jahrhundert erfolgten Ermäßigungen, das englische Volk noch heute schwer zu tragen hat, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, namentlich aber während der Kriege unter *Wilhelm III.* und *Anna*, in enger Verschwisterung mit dem künstlichen Handelssystem (Merkantilsystem) entstand. Ferner, daß es u. A. die übermäßige Besteuerung des Bieres gewesen, was dem ungeheuren Branntweinkonsum in England Vorschub geleistet hat; war doch das Bier bis 1830 mit drei Abgaben belastet: mit der in jenem Jahre aufgehobenen Bieraccise, mit der Malzsteuer und mit der Hopfensteuer. „So groß Britannien heutzutage mit seiner Industrie und seinem Ackerbau dasteht, gewiß ist doch" — sagt *Vocke* —, „daß es einen zahlreicheren Mittelstand hätte, daß die Kluft zwischen Reichen und Armen minder tief, daß sein wirthschaftlicher Organismus gesünder wäre, wenn nicht über ein Jahrhundert hindurch die Hauptlast der Steuern auf die ärmeren Schichten der Bevölkerung würde gewälzt worden sein." Und diese Wirkung wird überall unterstützt durch die zweite schlimme Tendenz der indirekten Konsumtionsbesteuerung: der leichteren Kontrole wegen die *Großproduktion* und den *Großhandel* der besteuerten Verzehrungsgegenstände zu begünstigen. Gründe genug, um nicht blos in England die Finanzgeschichte ihren Zug auf gänzliche Abschaffung der indirekten Abgaben nehmen zu lassen; wie wohlthätig wirkte dort z. B. die im J. 1825 erfolgte Aufhebung der Salzaccise! Seitdem hat sich die Salzkonsumtion auf das Dreifache per Kopf und die Heringsfischerei um 50 Prozent gegen den Stand von 1823 gehoben; im Ganzen soll sich einschließlich des industriellen Verbrauchs der Verbrauch des Kochsalzes in England von 2 auf 11½ Million Pfd. Sterl. gesteigert haben. Für alle volks- und staatswirthschaftlich aufgeklärteren Völker wird die inländische Verbrauchsbesteuerung, soweit sie nicht lediglich Gegenstände betrifft, die, wie insbesondere die Narkotika und alkoholischen Getränke, nach Umständen entbehrlich sind, immer mehr der Gegenstand des Angriffes; überall wird sie unhaltbar werden. So sind insbesondere die Zollhäuser an den Thoren der Städte wissenschaftlich gar nicht mehr in Frage. Es ist nicht irgend eine volkswirthschaftliche Richtung oder Partei, sondern es ist das Bedürfniß des modernen Verkehrs selbst, was sich mit der Beibehaltung örtlicher Zolllinien, die behufs der Besteuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse Stadt und Land von einander trennen, in Widerspruch befindet. In Belgien wurden daher im J. 1860 die gesammten „Oktrois" abgeschafft, und die Oktrois in Frankreich, so zu sagen die vollkommensten ihrer Gattung, haben schon längst die größte Unzufriedenheit, namentlich bei den unteren Volksklassen, erregt. Wie also der zunehmende nationale Verkehrsstrom allmählig die lokalen Schlagbäume wegschwemmt; wie der wachsende internationale Ver-

kehr das Seinige thun wird, auch die Mauthbäume an den Staatsgrenzen zu entfernen; wie mit Einem Worte die Idee der Handelsfreiheit in unseren Kulturstaaten immer mehr Boden gewinnt, so hat hier auch die indirekte Besteuerung überhaupt keine lange Zukunft mehr. „*Die Besteuerung*" — sagt Carey — „*hat die Tendenz, eine direkte zu werden, wenn der Mensch frei wird, und je stärker diese Tendenz ist, desto rascher ist die Verminderung der Ansprüche der Regierung im Verhältniß zur Kraft des Gemeinwesens, diesen Ansprüchen auch zu genügen.*" Wir werden gleich sehen, warum.

§ 188. **Direkte Steuern.** *Direkt* heißt diejenige Steuer, die von eben der Person zu entrichten ist, welche sie nach der Absicht oder dem Wunsche der Regierung, bez. der gemeindlichen Verwaltungsbehörde, auch tragen soll. Tritt nun diese Steuer an Stelle der indirekten, so drängt sie jedem Einzelnen jährlich in bestimmten Steuersummen die Erwägung auf, ob der Staat der gesteuerten Summe auch werth sei; mehr und mehr wird dann also eine Nation eine fruchtbare und vernünftige Verwendung der Steuern nachdrücklich verlangen; mehr und mehr wird sie jeder Art von Militärabsolutie Widerstand leisten; mehr und mehr wird sie die Vertretung stützen, immer gesicherter wird der Einfluß der Volksvertretung werden. Um vor dieser bestehen zu können, wird sich aber andererseits die Regierung vor unproduktiven Staatsausgaben hüten, während diesen die gewissermaßen unbewußte Entrichtung indirekter Verzehrungssteuern mächtigen Vorschub leistet. Der Jubel des englischen Volkes, welcher 1816 die Abschaffung der Einkommensteuer (damals Kriegssteuer) begleitete, war mithin politisch nicht sehr erleuchtet. Die *Einkommenbesteuerung* war in England während der Napoleonischen Kriege (1797—1816) zum ersten Mal in umfassende Anwendung gekommen, und nur durch ihre Wiedereinführung im J. 1842 ermöglichte R. *Peel*, welcher unter schwieriger Finanzlage die Staatsgeschäfte übernommen hatte, die Durchführung der Freihandelspolitik, die Abschaffung so vieler Zölle und die Vermeidung von Staatsanlehen. Seitdem hat sich denn auch die „income tax", allen Tory-Antipathien und allen Versprechungen der Wiederabschaffung zum Trotz, als Stützpunkt für die Finanzpolitik einer bürgerlicheren Aera fest eingebürgert.

Die englische Einkommensteuer von 1842 trifft das Einkommen aus Grund und Boden, den Ertrag der Leibrenten, Zinsen, Dividenden, das Einkommen aus Unternehmungen der Gewerbe und des Handels, aus künstlerischen und wissenschaftlichen Berufsarten, aus Zinsen und Renten, die aus dem Auslande und den Kolonien bezogen werden, aus Besoldungen, Pensionen und Gnadengehalten. Sie trifft also, indem sie nur Einkommen unter 100 Pfund St. (anfänglich sogar bis 150 Pfd. St.) steuerfrei läßt, alle Gattungen von Einkommen, hält sich aber doch mehr an die *Quellen* des Einkommens, als daß sie eine einfache, reine Einkommensteuer wäre. Aehnlich wie in mehreren deutschen Städten der „Zinsgroschen" (die Miethzinssteuer) nicht vom Hausbesitzer, sondern vom Abmiether zu entrichten ist, so bezahlt in England die Steuer des Grundbesitzers der Pächter, die des Gläubigers der Schuldner, die des Besoldeten die Besoldungskasse des Staates und der Gemeinde. Ertragssteuern nach Art der deutschen Grund-

und Gewerbesteuer hat England nicht. Zwar besteht dort seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts eine land-tax, allein diese Landsteuer (Grundsteuer) entwickelte sich nicht mit den Verhältnissen, sie legte durch langjährige Unveränderlichkeit den Charakter einer Steuer ab und wurde zur Reallast einzelner Grundstücke; in Lancashire, wo auf sterilem Boden eine riesenhafte Industrie aufgewachsen ist, beträgt sie nur 1/2 Penny per Pfd. St. Reinertrag, in Buckinghampshire 1 Sch. 1 1/2 P. per Pfd. St. William Pitt machte 1798 die Landtaxe ablösbar und strich sie so aus der Reihe der eigentlichen Steuern. Bis zum Jahre 1860 wurden 880,000 Pfd. St. Landsteuer abgelöst und 1,127,162 Pfd. St. wurden im J. 1866 noch fortbezahlt.

Auch in Deutschland drängt die Logik der wirthschaftlichen Oekonomie unaufhörlich und immer stärker auf eine Ablösung der auf Grund und Boden gelegten Steuer hin. So rechnet M. Ant. Niendorf aus, daß in Preußen das in Grundbesitz angelegte Kapital, obgleich die eigentliche Grundsteuer nur 5 Prozent beträgt, gerade sechsfach höher besteuert ist, als das Leihkapital, und wenn das für den Acker bezahlte Kapital die Abgaben nicht sämmtlich aufbringt, nun so muß diese doch immer die mit solchem Kapitalbesitz verbundene Arbeit aufbringen; das ist noch schlimmer, denn die Thatsache ist da: aufgebracht werden sie alle, indem sie an jedem Monatsersten mit ihrer unerbittlichen Forderung vor den Gutsherrn treten. Diese Steuerüberbürdung hat natürlich nicht ohne Einfluß auf die Kreditverhältnisse des Landbaues bleiben können. Namentlich brach nach dem Kriege von 1866 eine schreckliche Kreditnoth aus, welche allenthalben die Schleusen der Klagen öffnete. Sehr natürlich: selbst in der schlimmsten Zeit des Krieges waren die Courspapiere doch immer noch Geld, denn wenn die dringende Noth um den Lebensunterhalt den Besitzer nöthigte, sie zu verkaufen, so bekam er wenigstens zwei Drittel des Werthes Geld; was aber fing der Hypothekengläubiger mit seinen Dokumenten an, wenn die Zinsen ausblieben? Nahm sie eine Bank, ein Wechselgeschäft, ein Kaufmann, ein Leihamt? Niemand lieh ihm nur zehn Thaler darauf, er konnte trotz seiner kostbaren Papiere in die Gefahr kommen, Hunger zu leiden. Wer aber einmal in den Rachen des Löwen geguckt hat, vergißt das nie wieder. Der Glaube an die Hypothek als die sicherste Geldanlage ist seitdem erschüttert; die sämmtlichen 2500 Millionen des alten Preußens haben darunter so gelitten, daß die Umlegung der überdies durch die schwerfälligen Formeln der Hypothekengesetzgebung benachtheiligten Realhypotheken in Pfandbriefe nur mit sehr bedeutenden Verlusten zu bewerkstelligen ist; standen doch noch im September 1871 die wenigen 4proz. Pfandbriefe, die am Markte sind, höchstens 91, während so hoch die 3 1/2 proz. Staatshypotheken vor 1866 standen! Alle Klagen mußten aber mehr oder minder verhallen, sollte nicht einseitige und ganz unberechtigte Staatshülfe in wirthschaftliche Vorgänge eingreifen und schließlich noch mehr Verwirrung anrichten. Die stetige Verminderung der Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft war ja nur eben eine Wirkung der ungleichmäßigen Besteuerung, zumal die Grundsteuer nicht, wie z. B. der auf Waaren erhobene Zoll, auf den Käufer abgewälzt werden kann, denn sie

steigert zwar die landwirthschaftlichen Produktionskosten, erhöht aber keineswegs die Preise der Bodenprodukte.

Die Grundsteuer entstand bei uns aus dem landesherrlichen Zehndrittelantheil am Bruttoertrag des Ackers (dem Dreißigsten), der gegeben wurde für die Erhaltung der Kriegsmacht des Fürsten; darum hieß sie in den Marken jahrhundertelang die „Kriegskontribution“ und war hufenweise in Geld verwandelt. Bei einem rein ackerbauenden Staate können solche Steuervertheilungen sogar ziemlich gerecht ausfallen; brachte doch Virginien Jahrhunderte hindurch alle Staatsleistungen in Tabak auf! Der Handwerker und Gewerbtreibende, der keinen Zehnt geben konnte, zahlte dafür eine Kopfsteuer oder Herd- und Rauchfangssteuern (Gebäudesteuern). Sonst aber war das Land frei von Staatsabgaben, denn der Zehnt war ja eine Bruttoertragssteuer von 3 1/3 Prozent, die in der rudimentären Dreifelderwirthschaft ohne jeden Aufwand moderner Arbeit eben als eine Reinertragssteuer von etwa 5 Prozent zu veranschlagen war; nur das in Geld verwandelte „Lehnspferd“ der Rittergüter war niedriger. Was für verschiedene Steuern aber sind seitdem ausgeklügelt worden! Daher rührt die große Ungleichmäßigkeit in der Besteuerung, der nur dadurch abgeholfen werden kann, daß das gesammte staatliche Besteuerungssystem vornehmlich auf die Basis der Besteuerung des reinen Einkommens gestellt, daß eine allgemeine direkte Einkommensteuer eingeführt wird.

Die Richtigkeit des Grundsatzes überhaupt, nach welchem alle Zweige des Einkommens der Staatsangehörigen durch eine unmittelbare Steuer zur Tragung der Staatslasten herbeizuziehen seien, wird kaum noch von irgend einer Seite bestritten. „In der That“, sagt Emminghaus sehr richtig, „ist das reine Einkommen gerade derjenige Theil des Vermögenszuwachses, von welchem Aufwände zu anderen als wirthschaftlichen Zwecken auf die Dauer und ohne daß die wirthschaftliche Existenz und der wirthschaftliche Fortschritt gefährdet würden, füglich bestritten werden können. Und es ist nicht zu rechtfertigen, daß man bei Auferlegung der Opfer, welche die Wohlthat der staatlichen Existenz den Einzelnen kostet, es darauf ankommen läßt, ob dieselben den zu solchen Zwecken verfügbaren, oder einen größeren Theil des Vermögenszuwachses angreifen; das reine Einkommen muß den Maßstab für die Auferlegung dieser Opfer bilden; man muß die letzteren nach dem reinen Einkommen bemessen und aus den Beträgen desselben erheben, weil man sonst in die Gefahr geräth, die Erwerbung des reinen Einkommens selbst unmöglich zu machen, also eine der Grundbedingungen des Volkswohlstandes zu vernichten.“

Dagegen wird die Durchführung einer allgemeinen direkten Besteuerung des reinen Einkommens vielfach als ein unerreichbares Ideal erklärt. Wie wenig stichhaltig indeß die Gründe für eine solche Ansicht sind, dies einleuchtend nachgewiesen zu haben ist das Verdienst desselben vorhin genannten Nationalökonomen. Allerdings muß auch Emminghaus zugeben, daß eine mathematisch richtige und gerechte Veranlagung der allgemeinen direkten Einkommensteuer im Bereiche der Unmöglichkeit liegt; mit Recht weist er aber darauf hin, daß die Unvollkommenheit alles menschlichen Werkes, die beim Steuerwesen ganz besonders zu Tage tritt, nicht das Streben nach dem

Vollkommeneren hindern darf. Bei der allgemeinen direkten Einkommensteuer kommt es viel weniger darauf an, das Einzeleinkommen bis auf Heller und Pfennig genau zu ermitteln, als vielmehr darauf, bei der Ermittelung des Steuerkapitals nicht einen zu großen Theil des Roheinkommens heranzuziehen. Ueberdies ist die in Rede stehende Steuer, schon aus rechnerischen Zweckmäßigkeitsgründen, nach aufsteigenden Kapitalklassen zu veranlagen, und dies muß ja die Ermittelung des zu besteuernden Kapitals wesentlich erleichtern. Man hat also z. B. nicht zu fragen: „Beträgt das reine Einkommen des NN. in Wirklichkeit 331 Thlr. 7 Gr. 8 Pf.?", sondern es ist nur zu fragen: „Beträgt es über 300 und unter 350 Thaler?" So sagt daher der jüngste Verwaltungsbericht des Berliner Magistrats (für 1870) über die Einkommenverhältnisse der Einwohner Berlins: „Die Zahl Derer, welche von den staatlichen Behörden zur Staatseinkommensteuer eingeschätzt sind, also ein Einkommen von mehr als 1000 Thalern haben, betrug 15,722; die städtischen Bezirkseinschätzungskommissionen entdeckten solcher Personen noch 1747. Die Zahl Derer, die Einkommen von 900 bis 1000 Thlrn. haben, belief sich auf 3105, von 800 bis 900 Thlrn. auf 3209, von 650 bis 800 Thlrn. auf 5370, von 500 bis 650 auf 10,256, von 400 bis 500 auf 11,510, von 350 bis 400 auf 8866, von 300 bis 350 Thlrn. auf 28,882. Dagegen waren von den 248,743 Personen, bez. Haushaltungsvorständen und selbständigen Leuten, die überhaupt von der Einschätzungskommission veranlagt wurden, 175,798 Personen oder mehr als 70 Prozent Leute, die nicht 300 Thlr. Einkommen hatten."

Aus dieser, übrigens keineswegs günstigen, auf einen schroffen Gegensatz großer Reichthümer in der Hand Weniger und großer Armuth bei Vielen hindeutenden Uebersicht, zu der wir bemerken, daß in Preußen eine Einkommensteuer nur neben einer Menge anderer Steuern besteht, daher auch nur etwa 20 Prozent des Ertrags aller eigentlichen Steuern abwirft, erhellt zugleich, daß die Einkommensteuer zu den „Schätzungen" gehört, d. h. ihre Veranlagung auf Selbstschätzung (Fassion) oder Schätzung durch Andere, also, wie in Preußen, durch besondere Kommissionen, oder endlich auf einer Verbindung beider beruht. Mit der ersteren, der Selbstschätzung, könnte man sich indeß nur da begnügen, „wo die intellektuelle und moralische Bildung der Bevölkerung auf einer sehr hohen Stufe stände, und wo echt vaterländischer Gemeingeist alle Schichten derselben durchdrungen hätte, auch die Verfassung alle möglichen Garantien für eine sparsame Verwaltung der Staatsfinanzen böte". In jedem Falle ist in dem betreffenden Gesetz die Verfahrungsart bei der Ermittelung des zu besteuernden reinen Einkommens möglichst klar und unzweideutig anzugeben. So schwierig dies ist, so hat doch die Erfahrung in Sachsen-Weimar, in Oldenburg und im Kanton Zürich, wo bereits eine allgemeine direkte Einkommensteuer eingeführt ist, gezeigt, daß sich bald eine feste Schätzungspraxis ausbildet, mit der nicht allein die Leute zufrieden sind, sondern die auch bei unveränderten Steuersätzen von Jahr zu Jahr wachsende Steuerbeträge erzielen hilft. Denn diese Praxis legt der Schätzung das durchschnittliche reine Einkommen zu Grunde, und eine darauf beruhende direkte Einkommenbesteuerung spornt zu eifrigerer Thätigkeit an, die mit einer rationelleren Wirthschaft Hand in Hand geht.

In Bremen, wo die direkte Einkommensteuer seit 1847 eingeführt ist, verzichtet nicht allein der Staat auf jede Ermittelung und Schätzung des Steuerobjekts seinerseits und überläßt es ausschließlich der Gewissenhaftigkeit seiner Bürger, sich einzuschätzen und die gesetzlich festgesetzte Steuer zu entrichten, der Staat verzichtet sogar auf jede Kenntniß des Betrags, den der einzelne Bürger giebt. Jeder Steuerpflichtige erscheint zur festgesetzten Zeit auf dem Rathhause und zahlt nur den niedrigsten gesetzlichen Steuersatz offen; den übrigen Theil der Steuer aber wirft er in einem verschlossenen Packet namenlos wie einen geheimen Stimmzettel in die Urne, so daß am Abend jedes Steuertags nur die Zahl Derer, welche gesteuert haben, und ihre Gesammtsteuer bekannt wird, aber nicht der Steuerbetrag des Einzelnen. Wer die menschliche Selbstsucht für die alleinige naturgesetzliche Triebfeder aller ökonomischen Handlungen hält, dem muß freilich dieser Steuermodus gar wunderlich vorkommen. Er wird schwer begreifen können, wie ein Bremer Bürger dazu kommt, mehr als die gesetzliche Minimalsteuer zu zahlen, zumal da bei diesem geheimen Steuerverfahren nicht einmal egoistische Nebenrücksichten Befriedigung finden können. Wer dagegen höhere wirthschaftliche Pflichten als die Verfolgung des Eigennutzes anerkennt, muß sich freuen, daß in Bremen das Vertrauen des Staates auf die Gewissenhaftigkeit seiner Bürger durch die Ergebnisse der Einkommensteuer vollkommen gerechtfertigt wird und ein größeres Resultat erzielt, als in anderen Staaten das Mißtrauen und die detaillirteste Ermittelung des Steuerobjekts, zumal jener Steuermodus die geringsten Erhebungskosten verursacht. Nach dem Bremer Einkommensteuergesetz zahlt

ein Einkommen von 250—400 Thlrn. Gold 1 Thlr. Steuer,
" " " 400—500 " " 2½ " "
" " " 500 und darüber 1 Proz. des Einkommens

und zwar immer das reine Einkommen des vergangenen Jahres.

In 16 Jahren, seit Einführung der direkten Einkommensteuer in Bremen, 1847—62, vermehrte sich die Zahl der Steuerpflichtigen um 4348 oder um 102 Prozent und das gesammte versteuerte Einkommen um 7,691,975 Thlr. oder um 146 Prozent. Im J. 1847 machte die niedrigste Klasse der Steuerzahler $29_{,45}$ Prozent, die zweite $15_{,52}$ Prozent, die dritte $55_{,03}$ Prozent der Steuerpflichtigen aus, im J. 1862 dagegen die erste $37_{,27}$ Prozent, die zweite 15 Prozent und die dritte $47_{,73}$ Prozent. Während also in der mittleren Klasse die Zahl der Steuerzahler fast gleichmäßig mit der Gesammtzahl aller Einkommensteuerpflichtigen wuchs, nahm die unterste Klasse stärker zu als die oberste.

Selbstverständlich kommen bei der allgemeinen direkten Einkommensteuer nicht die verschiedenen Arten des Einkommens als solche in Frage, also nicht die Grundrente, der Kapitalzins und der Arbeitslohn als besondere Klassen. Vielmehr trifft sie das Einkommen ohne Rücksicht auf dessen Bestandtheile. Dennoch trägt gerade die allgemeine Einkommensteuer den verschiedenen Erwerbsverhältnissen und Arten des Einkommens Rechnung, gemäß dem Grundsatze, daß alle Staatsangehörigen zu den Steuern heranzuziehen sind, da sie ja auch vor dem Gesetz alle gleich sein sollen. Bei jeder Ermittelung des reinen Einkommens sind nämlich die Erzeugegebühren in Abzug zu bringen.

Nun giebt es aber Personen, deren Erwerb ein mehr oder minder müheloser ist, wie Rentiers und Grundbesitzer, die ihr Gut oder ihre Güter nicht selbst bewirthschaften, sondern verpachtet haben. Diese können natürlich nicht ebenso hohe Erzeugegebühren geltend machen, als solche Personen, deren Einkommen die Arbeit zur direkten und vornehmsten Quelle hat, wie alle Gewerbstreibenden, Kaufleute ꝛc. Da andererseits das Interesse aller Vermögensklassen, also auch der Aermeren, am Staatshaushalte und den staatlichen Dienstleistungen für das Gemeinwohl wach zu erhalten ist, ist es durchaus gerechtfertigt, die ärmeren Klassen gleichfalls zu besteuern. Durch gänzliche Befreiung von der Einkommensteuer würden sie auch des Wahlrechtes verlustig gehen, durch das sie allein ihren Einfluß geltend machen können. Ueberdies werden die ärmeren Staatsangehörigen durch das Kapital, welches die reicheren sparen, in Beschäftigung und Nahrung gesetzt, und ist ja der nothwendige Aufwand eines Menschen auch von dessen Stand und Beruf bedingt, so daß ein Arbeiter mit einem geringen Einkommen oft besser lebt, als ein Beamter mit einem weit höhern Gehalt.

Soll sich jedoch die allgemeine direkte Einkommensteuer als dem Prinzip der Gleichmäßigkeit, der Gerechtigkeit am meisten entsprechend empfehlen, so ist darauf zu achten, daß sie dem Einen nicht drückender werde als dem Anderen. Zudem darf nicht das ganze Einkommen des Einzelnen durch Bestreitung der nothwendigen Haushaltungsausgaben und infolge der Besteuerung aufgezehrt werden; vielmehr ist immer darauf Bedacht zu nehmen, daß Jeder noch im Stande ist, sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Kapital, sei es in Maschinen, Grundstücken oder anderen Werthsobjekten zu schaffen denn das Kapital ist ja das Werkzeug der Produktion. Daher hat sich die Auswerfung der Steuersätze einerseits nach einer progressiven Skala zu richten, bei der die Steuersätze in anderer Progression aufsteigen, als die Steuerkapitalklassen. Es ist ja klar, daß wer z. B. im Ganzen blos 200 Thaler zu versteuern hat, durch zwei Prozent härter betroffen wird als der, dessen Steuerkapital 2000 Thaler beträgt und dies vielleicht mit 10 Prozent veranlagt sieht. Andererseits ist dieser progressiven Skala eine untere und obere Grenze zu setzen. Die untere hat der Punkt zu bezeichnen, bis zu welchem das reine Einkommen mindestens reichen muß, wenn von einer Steuerfähigkeit überhaupt noch die Rede sein soll. Die obere ist da zu ziehen, wo eine vernünftige und sittlich gerechtfertigte Befriedigung der Bedürfnisse und des Wohllebens keinen Ueberschuß des reinen Einkommens zuläßt. Es ist wahr, beide Grenzen sind in abstracto sehr schwer zu bestimmen, geringere Schwierigkeiten werden sich aber auf einem gegebenen Gebiete ihrer Festsetzung entgegenstellen. Sind sie gefunden, so hat sich nach ihnen die Zahl und Größe der prozentalen Abstufungen, sowie die Zahl und Größe der Progressionsklassen zu richten. Diese Dinge festzustellen ist aber nicht Aufgabe der Wissenschaft, sondern Sache der Finanzpraxis, der dabei die Statistik zur Hand geht.

Schlußbetrachtung.

Wie verhängnißvoll und gefahrdrohend die soziale Lage der Gegenwart sein mag, so gehen wir doch, trügen nicht alle Zeichen der Zeit, einer gesunden und glücklichen Gestaltung der Zukunft entgegen. Niemand, dessen Sympathien sich seinen Mitmenschen zuwenden, und der das Glück derselben zu fördern wünscht, wird mit Gleichgiltigkeit auf die neueren Verbesserungen schauen, deren Tendenz es ist, die Verhältnisse der ärmeren und größeren Zahl von Menschen zufriedenstellender und glücklicher zu gestalten.

Wenn es auch hie und da scheint, als ob jetzt größeres Elend herrsche als in früheren Zeiten, so muß man berücksichtigen, wie viel empfänglicher das Mitgefühl für Leiden und Elend geworden ist, und wie viel Unglück früher in der Stille getragen wurde, welches jetzt durch tausende Kanäle zur offenen Kunde kommt.

Die Aufgabe der Gesellschaft gegenüber der Lösung der sozialen Frage ist eine sehr schwierige, aber sie hat im Laufe der Zeit stets ihre Aufgaben zu lösen verstanden; sie hat die Fesseln des Sklaventhums zerbrochen, die Bande der Leibeigenschaft zerrissen, den Arbeiterstand frei gemacht und verbessert diesem die Verhältnisse des Lebens fortwährend. Schon erstrecken sich Bildung und Unterricht weit gleichmäßiger auf alle Stände, als dies selbst im vorigen Jahrhundert noch der Fall war, indem die Bildungsmittel immer billiger und Allen zugänglicher werden. Schon ist dem Talent, der Tüchtigkeit ein weit weniger durch Geburt und Besitz eingeengter Spielraum gesichert, und die Unterschiede rücksichtlich geistiger wie materieller Bedürfnisse zwischen den einzelnen Klassen werden immer geringer.

Alles dieses beweist uns zugleich, daß es kein ewiges Gesetz giebt, welches eine große Majorität der Menschheit zum dauernden Elend verdammt, und es muß daher eine dringende Forderung sein, so weit es in unseren Kräften liegt, die vorübergehenden Ursachen des sozialen Uebels zu beseitigen. Die zunehmende, rationell benutzte Herrschaft des Menschen über die Natur ist im Stande, alle jene Befriedigungsmittel zu bereiten, welche jederzeit von der vorhandenen Bevölkerungsmasse gefordert werden. Die Malthus'sche Bevölkerungstheorie*), das s. g. eherne Gesetz Ricardo's und Lassalle's

*) Malthus ging von der Voraussetzung aus, es liege in der Bevölkerung die Tendenz, im geometrischen Verhältniß zu wachsen, während die Lebensmittel nur in arithmetischem Verhältniß zunehmen könnten.

(wonach der Lohnsatz sich auf das niedrigste Maß dessen festsetzt, bei dem eine Arbeiterfamilie kaum noch fortbestehen kann, bez. der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt beschränkt bleibt), sind durch Thatsachen aufs Schlagendste widerlegt.

Nur genaue und ausgedehnte Untersuchungen über den Zustand und die Lohnverhältnisse der Arbeiter können hier zu sicheren Resultaten führen, die mit der Erfahrung übereinstimmen.

Unverkennbar stehen wir gegenwärtig am Ausgangspunkte einer thatkräftigen Regeneration aller Zustände und Institutionen. Paris hat den centralen Zauber, den es so lange in Europa ausgeübt hatte, den deutschen Waffen abtreten müssen, und Frankreich ist seines Scheines entkleidet, auf das wahre Sein zurückgebracht worden. Die Revolution von 1848 war der letzte „schlagendste Beweis", daß es nur der französischen oder vielmehr der Pariser Initiative bedürfe, um die Welt sogleich in Brand zu setzen. Die Sache ist jetzt anders geworden.

Das große Kriegsgericht, welches Gott an Frankreich vollstrecken ließ, hat das deutsche Volk fast urplötzlich zum Bewußtsein einer längst geahnten Kraft gebracht. Mit Einem Schlage ist ein getheiltes und zerrissenes Volk eine große und mächtige Nation geworden. „Setzen wir das deutsche Volk in den Sattel, reiten wird es schon können", rief Fürst Bismarck bei der Gründung seines großen nationalen Werkes allen Zweiflern und Widersachern zu, — und seine Zuversicht hat sich in wunderbarer Weise erfüllt. Durch den Ritt des geeinigten Deutschlands nach Frankreich hat sich nicht blos die Kraft unserer Nation auf das Glorreichste erprobt und bewährt, sondern es ist auch eine neue Aera der europäischen Politik dadurch angebahnt worden.

Preußen hat eine Aufgabe gelöst, wie sie im Laufe der gesammten Geschichte nur selten einem Staate beschieden war. Es hat eine Vermittelung zwischen den beiden diametral auseinander gehenden politischen Anschauungen der antiken Welt und des christlichen Germanenthums vollzogen und dadurch den Grund gelegt zu dem deutschen Staate der Zukunft.

Jetzt, wo es gilt, ein neues Deutschland zu gestalten, hat der preußische Staat die Pflicht, an der Spitze zu bleiben jedes geistigen Fortschritts, jeder gesunden politischen Freiheit, vor Allem aber auch die Initiative für das Wohl der untern Klassen nicht aus seiner Hand zu geben, um so den internationalen Dämon festzubannen oder wenigstens seine Petroleum- und Pulverfässer für das höhere politische Räderwerk unschädlich zu machen. Er hat die besitzenden Klassen durch Heranziehen zu einer wahrhaften Selbstregierung zu den sittlichen Pflichten des Staats- und Gemeindeamtes zu erheben über die kurzsichtige egoistische Sphäre bis zur sittlichen Höhe gesellschaftlicher Pflichterfüllung.

Eine solche maßvolle Staatsthätigkeit, die auf Hebung der unteren Klassen nicht durch gewaltthätige Experimente, sondern vor Allem durch Verbreitung von Bildung zu wirken sucht, wird immer ebenso erlaubt wie nothwendig sein. —

Die Geschichte der Menschheit, die man Weltgeschichte nennt, lehrt auf jedem ihrer inhaltreichen Blätter, wie Völker im geistigen Fortschritt die sichersten Bürgen ihrer Errungenschaften in sich selber tragen, und wie in

geistigen Vorurtheilen befangen, die Freiheit ein trügerischer Schimmer und ein bloßer Tausch der Fesseln war. Die wahre Freiheit ruht in der Bildung des Volks. Wo die Erkenntniß wächst, da wird der Boden für das Gedeihen des Volkes gesegnet, da wird der Grund zu dem Wohlstand aller Glieder gelegt.

Und damit — wir verkünden es immer und immer wieder — stehen wir vor der Lösung der sozialen Frage. Nur in der stetig sich steigernden allgemeinen Bildung wird die Möglichkeit gewonnen, Alle auf eine Stufe des Wohlbefindens emporzuheben, auf welche die Menschenwürde ihr wohlbegründetes Anrecht hat. Nur mittels des unablässigen weiteren Vorschreitens zu immer vollkommener Beherrschung der Materie im Dienste des Geistes wird allmählig die vollständige Emanzipation der vielfach noch gedrückten Klassen erreicht werden. Noch bedarf es allerdings hierzu ausdauernder mühsamer Anstrengung, aber die Erreichung dieses Zieles, mit anderen Worten die Lösung der sozialen Frage, ist uns mit vereinten Kräften gesichert. Darum also muthig Hand ans Werk gelegt! Dem Zaghaften und Unschlüssigen sei schließlich das Wort Rückert's zugerufen:

„O glaube nicht, daß du nicht seiest mitgezählt;
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt.
Die große Rechnung zwar ist ohne dich gemacht;
Allein du selber bist in Rechnung mit gebracht.
Ja, mitgerechnet ist auf dich in aller Weise;
Dein kleiner Ring greift ein in jene größern Kreise.
Zum Guten, Schönen will vom Mangelhaften, Bösen
Die Welt erlöst sein, und du sollst sie miterlösen.
Vom Bösen mache dich, vom Mangelhaften frei;
Zur Güt' und Schöne so der Welten trägst du bei."

Ende.

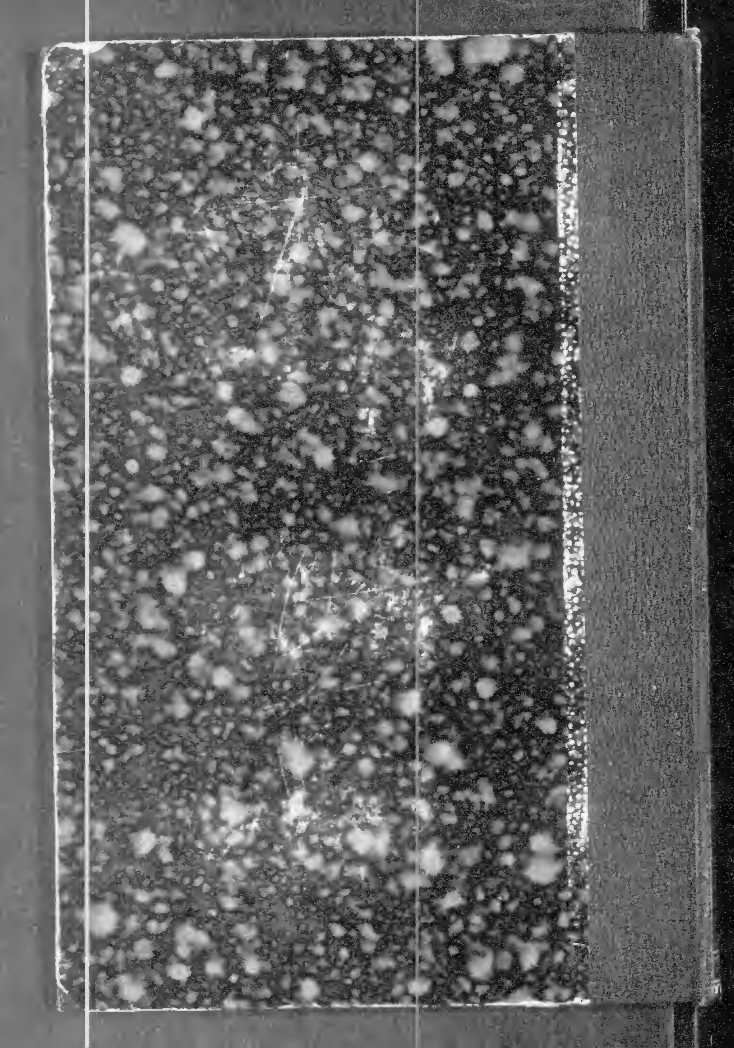
Sach- und Namenregister.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 16, Zeile 14 von oben, ist zu lesen „Merkantilsystems“ statt „Merkantil- und Fabriksystems“.
Zu S. 29, Zeile 7 von unten: Rau ist verstorben.
S. 35, Zeile 7 von unten, ist statt „erzeugt“ zu lesen „bestimmt“.
S. 47, Zeile 2 von oben, muß das erste Komma wegfallen.
S. 47 u. 48, Zeile 8 u. 24 von oben, lies „Mungowolle“ statt „Müngowolle“.
S. 64, Zeile 5 von oben, lies „Parnaß“ statt „Parmaß“.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0051995395



END OF
TITLE